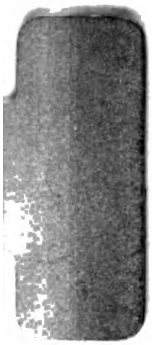
32101 076370574

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

0902
.296
V. 196
ANNEX A
ANNEX
III



Library of

Princeton University.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY PAIR>
32101 017150754

Deutsche Rundschau

Band CXCVI

(Juli — August — September 1923)

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(RECAP)
0902
.296
bd. 196
1923

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertsechsundneunzigsten Bande (Juli—September 1923)

	Seite
Wilhelm Sollmann. Frankreichs Sicherungsforderungen . . .	1
Mosellanus. Die französische Plakatpropaganda am Rhein .	4
Iwan Bunin. Ein schönes Leben. Erzählung	10
Wilhelm Schelcher. Politische Schlagworte	28
Johannes Guthmann. Sein Sommernachtstraum. Ein preußisches Königsbild I.	49
Wilhelm Böhm. Hölderlin. Aus Gustav Schlesiers Nachlaß I. . .	65
F. K. von Hoeßlin. Zur Psychologie der Vaterlandsliebe . .	84
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum. Der „Deutsche Tag“ . .	90
Politische Rundschau	94
Literarische Rundschau	98
Literarische Notizen	107
Vom Geiste der Völker	110
Literarische Neuigkeiten	112
Peter Zingen. Die Politik der Entmannung	113
Heinrich Schnee. Der Ferne Osten	119
Hermann Levy. Die Entwicklung der amerikanischen Handelsschiffahrt	130
Daniel Corkery (Irland). Oberst Mac Gillycuddy geht heim .	134
Johannes Hönig. Der Geschichtschreiber der Stadt Rom an den Geschichtschreiber von Florenz. (Unveröffentlichte Briefe von Ferdinand Gregorovius an Robert Davidsohn)	143
Otto Pniower. Drei Spruchgedichte Theodor Fontanes . . .	160
Johannes Guthmann. Sein Sommernachtstraum. Ein preußisches Königsbild II.	168
Wilhelm Böhm. Hölderlin. Aus Gustav Schlesiers Nachlaß II. . .	177
Rudolf Pannwitz. Theodor Däubler der Neohellene	197
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum (Schulungs- und Ferienreisen)	200
Literarische Rundschau	205

(Fortsetzung umstehend)

537667

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhaltsverzeichnis

Seite

Politische Rundschau 211
Literarische Notizen 215
Vom Geiste der Völker 221
Literarische Neuigkeiten 224
Wilhelm von Kries. Deutschland, England und die europäische Krisis 225
Richard Kramer. Die blaue Linie. Erzählung 238
Hermann Knott. Vom Werden des deutschen Urheberrechtes . 260
Klemens Löffler. Ein Vorläufer und ein Nachahmer des münsterischen Wiedertäuferkönigs 276
Edith Erdsiek. Die Begegnung. Erzählung 283
Kurt Borries. Grillparzer und die Oper 295
Max Friedlaender. Die Wacht am Rhein 305
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum. Südtirol — Elsaß — Eupen 310
Deutsch-dänische Kulturarbeit 323
Literarische Rundschau 324
Politische Rundschau 325
Literarische Notizen 331
Literarische Neuigkeiten 336

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

An unsere Leser!

Mit dem Oktoberhefte wird die „Deutsche Rundschau“ ihren

50. Jahrgang

beginnen.

Es läßt sich kein schneidenderer Gegensatz denken als zwischen der Zeit, da die „Deutsche Rundschau“ ihr Erscheinen begann, und derjenigen, in der sie ihr 50. Jubiläum feiert. Keiner Worte bedarf es, daß irgendwelche äußere Feiern aus diesem bedeutsamen Anlaß nicht in Frage kommen. Die „Deutsche Rundschau“ gedenkt ihr Jubiläum am würdigsten dadurch zu begehen, daß der 50. Jahrgang in besonders starker Form eine Zusammenfassung alles dessen bringen wird, was in Deutschland an schöpferischem Geiste in der alten wie der jungen Generation lebt.

Sie wird über ihrer großen Aufgabe, den deutschen Geist in achtunggebietender Form zur Darstellung zu bringen und mit stärkstem Nachdruck und heißem Herzen ihre Liebe zu ihrem Lande und ihrem Volke, dem großdeutschen Volke, zu betonen, niemals die Pflicht vergessen, durch die Ausgestaltung ihrer zahlreichen Beziehungen zu den wahrhaften und edlen Geistern des Auslandes Deutschlands Platz in der Gesamtheit der Völker zu vertreten.

Der furchtbare Ernst der Zeit hat die Kräfte, die in der „Deutschen Rundschau“ lebendig sind, nicht zu lähmen vermocht, sondern nur ihr Verantwortungsgefühl geschärft und ihren Willen, sich durchzusetzen und an ihrem Platze der deutschen Sache zu dienen, stahlhart gemacht.

Es ist gelungen, in bedeutsamer Weise die „Deutsche Rundschau“ immer stärker zu dem Sammelpunkt der wahrhaft schöpferischen Deutschen auszugestalten. Zu den Vertretern der alten Generation haben sich mit dem unbeirrbaren Gefühl für das Echte die wirklich lebendigen Menschen der jüngeren Generation, unter Ausschluß alles Literatentums, zusammengefunden.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

An erzählender Literatur bringt der neue Jahrgang:

Das dritte Reich des Parcelsus. Roman von E. G. Kolbenheyer.

Das Lied von der Freundschaft. Von Paul Gurk.

Der Schatten. Novelle von Hermann Stehr.

Die Maschine. Erzählung von Carl Haensel.

Der Bartl. Erzählung von Julius Kreis.

Dr. Itschkoks Heilkünste.
Eine Brüsseler Geschichte von Edmond Picard.

Die Braut. Von A. P. Tschechow.

Ferner haben Erzählungen in Aussicht gestellt: Theophile von Bodisco, Heinrich Federer, Richard von Schaukal, Wilhelm Matthießen, Hanns Johst, Willy Seidel, Wolfgang Goetz, Erich Kramer, Theodor Däubler, Axel Lübbe, Bernd Isemann, Werner Schendell, Hans Grimm, Felix Timmermans.

Von weiteren Beiträgen heben wir hervor:

Der Sinn der deutschen Geschichte. Von Professor Dr. H. Oncken.

Deutschlands historische Landschaften. Von Prof. Dr. W. Vogel.

Das Problem der Renaissance. Von Professor Dr. K. Burdach.

Papst Pius IX. als Gelehrter. Von Professor Dr. P. Kehr.

Vom Wesen der Antike. Von Dr. Oswald Spengler.

Zur Technik der geistigen Arbeit. Von Professor Fr. Kuntze.

Lebensprobleme der Gegenwart. Von Professor Seeberg.

Psychologie des modernen Sozialismus.
Von Professor W. Sombart.

Probleme des Geburtenrückganges. Von Prof. Dr. Grotjahn.

Die Verelendung des deutschen Volkes. Von Prof. Dr. Möllers.

Weltanschauung und Gewissen. Von J. von Uexküll.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zur Hochschulreform. Von Professor O. Lubarsch.

Wetterweisheit des Volkes. Von Professor G. Hellmann.

Möglichkeiten und Ziele der Kunstpolitik. Von Professor Waetzoldt.

Oswald von Wolkenstein. Von Professor Dr. Gustav Roethe.

Die Kunst der Gegenreformation. Von Professor Dr. Georg Dehio.

Ein Shakespeare-Beitrag. Von Professor Alois Brandl.

Griechentum in unserer Zeit (Reden an die Athener). Von Theodor Däubler.

Verantwortlichkeiten. Von Professor Dr. Fester.

Die deutsche dramatische Produktion des letzten Jahrzehnts. Eine Literaturstatistik von Dr. Wilhelm Frels.

Sadi. Mit neuen Übersetzungen seiner Gedichte von Professor Julius von Negelein.

Der Materialismus als Verfallserscheinung. Von Professor Dr. Georg Steinhausen.

Die Verwendung der deutschen Hochseeflotte im Weltkriege. Von General der Infanterie a. D. von Zwehl.

Das Wissen von der Grenze und die Grenzen des deutschen Volkes. Von Generalmajor a. D. Professor Dr. Haushofer.

Ferner haben ihre Mitarbeit in Aussicht gestellt: Prof. von Wilamowitz-Möllendorf, Freyer, Arrien Johnson, Runze, Bettelheim, Hermann Schumacher, Max Scheeler, Willibald Gurlitt, M. von Laue, Eduard Spranger, Haberland, H. Thoms, Penck, Wilhelm Pinder, Leo Frobenius, Rudolf Pannwitz, Wilhelm Worringer, A. von Hofmann, Leopold Ziegler, Wolfgang Köhler, Dr. Kromolicki, Martin Spahn, Kurt Ziesché, General a. D. von Freytag-Loringhoven, Karl Brandi, Max Sering, Dr. Karl C. von Loesch, Dr. Wilhelm Volz, Dr. Gragger, Reinhold Quaatz, Sollmann, Tim Klein, Albert Dietrich, Wilhelm von Kries, Peter Weber, Heinrich Goesch und viele andere.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Beziehungen zum Ausland sind weiter vertieft worden. Beiträge stellten in Aussicht: Fred W. Elven, Karl Larsen, Hans Oehler, Edwin Emerson, Allessandro E. Bunge, Herman Harris Aall, Felix Timmermans, Benoy Kumar Sarkar.

Auch im neuen Jahrgang bringt jedes Heft eine Politische Rundschau von Pertinacior und regelmäßige Berichte vom Grenz- und Auslanddeutschtum von Sylvanus. Die Literarische Rundschau ist durch Gewinnung neuer kritischer Mitarbeiter stärker ausgebaut, die regelmäßig über alle wichtigen Erscheinungen des in- und ausländischen Büchermarktes berichten. Die Entwicklung des Berliner Theaterlebens wird weiter vom Herausgeber, die des Berliner Kunstlebens von Dr. Albert Dresdner verfolgt werden.

Die erschreckend gestiegene Not unserer Tage macht es der „Deutschen Rundschau" zur Pflicht, entscheidende Schritte zur Sicherstellung ihrer materiellen Grundlage und ihrer Autoren zu tun. Wie auf allen Gebieten, besteht auch im deutschen Buchhandel die Notwendigkeit, zu einer Berechnung in Friedensmark überzugehen, der auch das Postzeitungsamt durch die zwangsweise Einführung des Bezuges auf der Basis von Grund- und Schlüsselzahl Rechnung getragen hat. Wir richten die dringende Bitte an unsere Freunde im In- und Auslande, diesen durch die Verhältnisse gebotenen Schritt zu würdigen und uns in noch stärkerem Maße als bisher in unserer ernsten Arbeit für die deutsche Sache zu unterstützen, uns treu zu bleiben und neue Anhänger zu werben.

Nur dann, aber dann auch mit Sicherheit, können wir der uns durch unsere Geschichte und Tradition gebotenen großen Aufgabe gerecht werden.

Berlin, im August 1923.

Der Herausgeber
der „Deutschen Rundschau":
Dr. Rudolf Pechel.

Die Verlagsbuchhandlung:
Gebrüder Paetel.
(Dr. Georg Paetel.)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frankreichs Sicherungsforderungen

Von

Wilhelm Sollmann

Neben unerfüllbaren Reparationen fordert Frankreich nicht minder unerfüllbare Sicherungen am Rhein. Gewiß sind diese Sicherungsforderungen von dem offiziellen Frankreich noch niemals in so feste Formen gebracht worden, wie die Wiedergutmachungsansprüche. So viel ist aber auch aus den Aufsätzen und Reden gemäßigter französischer Politiker zu erkennen, daß starke Eingriffe in die Hoheitsrechte des Deutschen Reiches und seiner Länder geplant sind und die allmähliche Lockerung der Rheingebiete aus dem Rahmen des Deutschen Reiches beabsichtigt ist. Selbständige Rheinische Republik mit Anlehnung an Frankreich und Belgien; Autonomie im Rahmen des Reiches, aber getrennt von Preußen und unter fremder Kontrolle; äußerliche Beibehaltung der jetzigen staatsrechtlichen Verhältnisse, jedoch internationale Gendarmerie und Kontrolle der rheinischen Eisenbahnen als Sicherheit für dauernde Entmilitarisierung, das sind die Pläne, die als „Rheinlandfrage" international erörtert werden.

Mit dem ganzen deutschen Volke haben auch wir rheinischen Sozialdemokraten für diese französischen Sicherungsansprüche wenig Verständnis. Wir halten Deutschland für gründlich entwaffnet. Seine Wehrmacht ist kaum genügend, unsere Grenzen auch nur gegen kleine europäische Staaten zu schützen. Was an geheimen Waffenlagern in Deutschland noch vorhanden sein mag, kann in einem Bürgerkriege verhängnisvoll sein, aber weder durch die Zahl der Waffen noch durch ihre Art als außenpolitischer Machtfaktor angesehen werden. Die Reichswehr hat 100 000 Mann. Wir sind ohne schwere Artillerie, ohne Luftflotte, ohne Festungsschutz, ohne Gaskampftruppen, ohne Tankformationen, ohne nennenswerte Marine. Die Reichswehr hat keine Reserven, keine organisatorischen oder gesetzlichen Möglichkeiten, sich durch eine Mobilmachung zu ergänzen. Deutschland hat keine Rüstungsindustrie, keine Arsenale. Für jedes Gewehr sind nur 400 Patronen, für jedes Maschinengewehr nur 8000, für jedes Geschütz nur 800 bis 1000 Geschosse vorhanden. Ein Netz von fremden Kontrollkommissionen überwacht unsere Wehrlosigkeit. Viermal seit dem Friedensschlusse konnte das nach Sicherungen rufende Frankreich widerrechtlich in deutsches Gebiet einbrechen, ohne daß eine deutsche Waffe sich zur Gegenwehr erhob.

Frankreich hat ein stehendes Heer von 832 000 Mann. Es hat daneben, einschließlich der zweitstärksten Marine der Welt, die ganze ungeheure Rüstung, die uns fehlt. Die Mobilmachung kann das französische Heer innerhalb weniger Tage auf 3¼ Millionen modern bewaffneter Männer bringen. Dahinter stehen noch acht Jahrgänge Landwehr und Landsturm mit über 800 000 Mann. Der Militärvasall Frankreichs, Belgien, hat ein Friedensheer von 120 000 Mann, allein schon 20 000 Mann mehr, als die deutsche Republik, und im Kriegsfalle verfügt Belgien über 550 000 Mann. Auch Polen und die kleine Entente, die auf lange hinaus politisch in der Hand Frankreichs sind, werden spielend eine Million Mann aufstellen können. Das ist nicht alles. Frankreich hat sich eine unangreifbare strategische Vormachtstellung gesichert. Das ganze linke Rheinufer, alle wichtigen Rheinübergänge sind den Deut-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schen militärisch genommen. Alle deutschen Festungen sind geschleift, während der französische Festungspanzer ohne den kleinsten Riß sich um die französische Ostgrenze legt. Der einzige, oberflächlich einleuchtende Weg, den Frankreich anführt, ist die überlegene Bevölkerungszahl Deutschlands: 60 Millionen Menschen zu 40. Auch dieser Vergleich ist hinfällig, denn er berücksichtigt nicht die gewaltige Kolonialmacht Frankreichs und die wirtschaftlichen und finanziellen Fesseln, die Deutschland bei jeder menschlich vorauszusehenden Weltkonstellation noch auf Jahrzehnte angelegt sein werden.

Trotz allem: wäre es Frankreich nur um die Vermeidung eines künftigen Krieges zwischen beiden Nationen zu tun, so wäre der Weg zu diesem lockenden Ziele auf dem Boden der Gegenseitigkeit leicht zu finden. Im Oktober 1905 haben Schweden und Norwegen, jedes auf seinem Gebiete, einen entmilitarisierten Grenzstreifen zwischen sich geschaffen. Wer aber redet in der Welt von Gleichberechtigung und Gegenseitigkeit, wenn Deutschland in Betracht kommt? Wir sind immer nur Objekt fremder Außenpolitik. So hat denn das noch immer nach Sicherungen rufende Frankreich schon in den Artikeln 42/44 des Versailler Vertrages Sicherungen einseitig zu seinen Gunsten ohne jede Rücksicht auf deutsche Belange erhalten, wie sie schärfer kaum ausgedacht werden können. Es ist Deutschland untersagt, auf dem linken Ufer des Rheins und auf dem Gebiete bis zu 50 Kilometer östlich des Stromes Befestigungen beizubehalten oder anzulegen. Es ist Deutschland ferner verboten, auf diesem Gebiete jemals Streitkräfte zu halten oder zu sammeln, das gleiche gilt für jedwede militärische Übungen und für Vorkehrungen zu einer Mobilmachung. Jeder etwaige Verstoß Deutschlands gegen diese Bestimmungen gilt als eine feindselige Handlung gegen alle Signatarmächte des Vertrags und als ein Versuch einer Störung des Weltfriedens. Die Fäuste der ganzen Welt sausen also auf Deutschland nieder, sobald es unter der Geltung des Versailler Vertrags den geringsten Versuch einer kriegerischen Vorbereitung gegen den Westen hin wagen sollte. Mehr noch: Deutschland hat sich im Artikel 213 verpflichtet, jede Untersuchung zu dulden, die der Rat des Völkerbundes mit Mehrheitsbeschluß für notwendig erachtet. Seine Entmilitarisierung der Rheinlande kann also jetzt schon durch den Völkerbund überwacht werden.

Solange überhaupt noch von einer sachlichen Aussprache über die von Frankreich aufgeworfene Sicherungsfrage die Rede sein kann, müßte sie im Geiste dieser Versailler Bestimmungen bleiben. Wir können uns denken, daß die Völkerbundkontrolle klarer geregelt werden könnte, und zwar unter Beteiligung Deutschlands; wir können uns vorstellen, daß Deutschland durch eine Verfassungsänderung die Möglichkeit einer Kriegserklärung noch mehr in den Willen des Volkes legt wie bisher. Das alles sind Möglichkeiten, die auch der für nationale Selbstbestimmung kämpfende Sozialdemokrat nur mit Bitterkeit hinnimmt, wenn sie einseitig bleiben, aber sie würden doch immerhin erträglich sein.

Wir fürchten, erleben zu müssen, daß sich das jetzige Frankreich mit keiner dieser Möglichkeiten zufrieden geben will. Es hat seit Jahrhunderten in Frankreich kein Regierungssystem gegeben, das nicht den Rhein als Grenze seiner Ostpolitik ansah. Drei geschichtliche Tatsachen der neuesten Zeit, von zahllosen kleineren Erscheinungen abgesehen, beweisen, daß hinter den Sicherungsansprüchen Frankreichs seine Rheinpläne sich verbergen: Der Geheimvertrag zwischen Frankreich und Rußland vom Februar 1917, der Elsaß-Lothringen, das Saargebiet und die Linie Trier—Kaiserslautern an Frankreich geben, das übrige linke Rheinufer aber als Autonomie von Deutschland trennen wollte. Das Territorialprogramm Frankreichs während der Versailler Verhandlungen, das sich genau mit jenem Geheimvertrag deckte, und endlich der im vorigen Jahre veröffentlichte Geheimbericht des Vorsitzenden des Finanzausschusses der französischen Kammer, Dariac. Er empfahl nach längerem Aufenthalt

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Rheinlande und Verhandlungen mit den französischen Besatzungsbehörden die allmähliche Loslösung der Rheinlande von Deutschland, beginnend mit wirtschaftlicher Lostrennung und rheinischer Währung, bis zu einer rheinischen Verwaltung und einem rheinischen Parlament.

Diese eindeutigen Ziele erfordern schärfstes Mißtrauen und äußersten Widerstand, wenn deutsche Hoheitsrechte am Rhein beeinträchtigt werden sollen. Es klingt so harmlos für neutrale Ohren: „Internationale Gendarmerie", und doch wird jede internationale Gendarmerie der Anfang vom Ende der deutschen Staatsgewalt im Rheinlande sein. Diese internationale Gendarmerie würde keiner deutschen Verwaltung, keinem deutschen Parlament unterstehen. Wir deutschen Rheinländer ständen ihr recht- und machtlos gegenüber. Sie hätte die Gewalt, wir müßten gehorchen. Eine „Schutztruppe" wäre uns aufgezwungen, wie irgendeinem Negerstamm. Hinter dieser Gendarmerie, von der sich Franzosen und Belgier sicher nicht ausschalten lassen würden, während wir Deutschen ganz gewiß unbeteiligt bleiben müßten, würde dann der französische Franken seine Propagandatätigkeit entfalten. Die Bedrückungen zur Zermürbung des nationalen Widerstandes würden sich je nach französischem Bedarfe verstärken. Wie unbedenklich klingen die Rechte, die nach dem Rheinlandabkommen des Versailler Vertrags der Interalliierten Rheinlandkommission in Koblenz eingeräumt sind, und doch haben sie schon vor dem Ruhrkonflikt genügt, dieser Kommission tiefe Eingriffe in die Rechtsprechung, die Schule, die Verwaltung, die Presse, das Vereinsrecht, die Versammlungs- und Vereinigungsfreiheit, die Gesetzgebung und die Wirtschaft zu ermöglichen. Seit Monaten übt die Rheinlandkommission eine vollendete Diktatur aus. Die Tatsache, daß der britische Vertreter in der Koblenzer Kommission sich überstimmen ließ, ändert nichts an den Wirkungen der fremden Befehle.

So liegen selbst in den gemäßigten Sicherungsforderungen Frankreichs bedeutende Gefahren für Deutschland, aber nicht nur für Deutschland, sondern für Europa. Auf die Dauer gibt es nur eine wirkliche Sicherung zwischen zwei großen Nationen: die Verständigung und die Versöhnung beider Völker und ein erträglicher Ausgleich zwischen ihnen. Selbst die völlige Zerstückelung Deutschlands durch Frankreich würde nicht mehr auf Jahrhunderte hinaus die Einheit des deutschen Wirtschaftsgebietes und Kulturkreises zerstören können. Lassen wir viele andere Elemente, die zueinander drängen, beiseite, so genügt allein schon der Hinweis auf die unteilbare Zusammengehörigkeit der großen deutschen Massenorganisationen, um zu zeigen, daß das Reich nicht mehr wie in früheren Geschichtsperioden tief zerrissen bleiben kann. Frankreich will sich sichern gegen künftige militärische Niederlagen durch einen kommenden übermächtigen militärischen Willen Deutschlands. Es ruft aber diesen Willen geradezu wach, wenn es uns Bedingungen auferlegt, die sich wirtschaftlich und politisch als untragbar erweisen. Die nationale Festigkeit der Sozialdemokratie am Rhein erklärt sich nicht zuletzt aus dem Wunsche, ein neues Elsaß-Lothringen, einen neuen durch die Jahrzehnte wirkenden Streitfall zwischen Deutschland und Frankreich nicht mehr schaffen zu lassen. Der Versuch französischer Politik, die Rheinländer auf irgendeinem Wege zum Abfall von Preußen und vom Reiche zu verleiten, ist gescheitert. Auch die Absicht, durch militärische Sicherungen zum Ziele zu gelangen, wird sich auf die Dauer als unausführbar erweisen. Je eher dies Frankreich begreift, desto besser für beide Völker. Unsere politische Aufgabe ist, den Vernunftgründen überhaupt noch zugänglichen Franzosen klar zu machen, daß jede Aussprache zur Vermeidung eines neuen Krieges erwünscht, aber jede weitere Schmälerung deutscher Hoheitsrechte verhängnisvoll ist. Vielleicht kann man uns mit Gewalt neue Sklavenketten anlegen, aber gutwillig tragen wir sie nie. Die Geschichte lehrt, daß stärker als alle Fesseln die Sehnsucht nach der Freiheit ist.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die französische Plakatpropaganda am Rhein

Von

Mosellanus

Wer heute die Straßen der rheinischen Städte durchwandert, könnte sich in die Vereinigten Staaten vor einer Präsidentenwahl versetzt glauben. Ganz im Stile einer amerikanischen Wahlpropaganda haben die Franzosen ihre Plakatagitation zur Ruhraktion im Rheinlande aufgezogen. Die Anschläge schreien schon durch eine ungeheure Massenhaftigkeit: Große, kleine, deutsche und zweisprachige in allen Farben, Blätter in Fraktur- und Antiqualettern, Gedichte und Prosa. Bilder und bloße Ziffern, Witze und sentimentale Appells an das Gefühlsleben, historische Reminiszenzen und Tagespolemik aus der Presse, deutsche, französische und ausländische Kronzeugen, alles ist aufgeboten. Neben offiziellen und privaten Erzeugnissen, die umschmeicheln, überreden und gegen die deutsche Regierung verhetzen sollen, dröhnt der schwere Schritt der amtlichen Erlasse der Generäle und der Rheinlandkommission, die mit Befehlen und drakonischen Strafandrohungen Terror verbreiten sollen. Und dahinter drängen sich dann noch die Bestechungsversuche mit der Bekanntgabe der billigen französischen Eisenbahntarife und die Verlockungen zur Denunziation (zu deren Ausführung die französische Feldpost angeboten wird) und schließlich noch die Verführungsversuche zum Eintritt in die famose „Eisenbahnregie" auf Grund einer Sicherstellung von Person, Gehalt, Pension usw. durch besondere Anschläge.

So sind alle Register gezogen, keine Straßenecke, keine Fassade ist leer, ins Innere ihrer Schaufenster werden die deutschen Ladeninhaber gezwungen, die Bekanntgaben anzukleben, damit sie niemand abreißen kann. Auch im Innern der Bahnhöfe, sogar in den Räumen des „Quartier général", überall, wo Deutsche vielleicht stehen und warten müssen, überall hämmert diese Agitation heute auf den Rheinländer ein, eine Papiersintflut sondergleichen. Wenn wir uns inhaltlich mit ihr auseinandersetzen — eine kulturhistorisch sehr interessante Sache — müssen wir zunächst rein äußerlich feststellen, daß die „ritterliche Nation" diesen Geisteskampf so unritterlich wie nur irgend möglich führt. Jede wirklich deutsche Äußerung wird nämlich mit der brutalsten Gewalt totgeschlagen: die deutsche Presse ist verboten, deutsche Flugblätter im besetzten Gebiet zu drucken und zu verbreiten, ist bei dem riesigen Spionagesystem der Franzosen fast unmöglich; wer aber ein französisches Flugblatt abreißt, kommt vor das Kriegsgericht und in das Gefängnis. Eine vornehme Kampfesart mit geistigen Waffen, fürwahr! Nur der großen Organisation der Eisenbahner war es gelungen, einige Antworten zu plakatieren; französische Soldaten und Offiziere rissen sie ab, als sie kaum hingen. So kann man also unbehindert auf die Rheinländer losreden. — Sehen wir uns nun einmal an, was man ihnen zu erzählen weiß von dem glorreichen Ruhrfeldzuge.

Drei leitende Grundgedanken lassen sich bei der französischen und der ihr angegliederten rheinlandbündlerischen Agitation unterscheiden, mit dem Ziele, den deutschen Widerstand hier zu zermürben. Zum ersten suchte man dem Rheinländer den Glauben an die gerechte Sache des deutschen Widerstandes zu erschüttern, zum zweiten sucht man ihn zu entmutigen, indem man den Kampf als aussichtslos für die Deutschen hinstellt, und zum dritten, und hier liegt der Schwerpunkt, greift man

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zum ältesten Requisit der französischen Politik und schürt die Uneinigkeit der Deutschen untereinander, und zwar in neuester Form durch die Verhetzung der Arbeiter gegen die deutschen Arbeitgeber.

Also zunächst gilt es, dem Rheinländer zu beweisen: der deutsche Widerstand sei unmoralisch, die ungeheuerlichen französischen Methoden aber, die Pressknebelungen, die Verbannungen, die Exmissionen der Eisenbahner aus den Häusern bei Arbeitsverweigerung, die Gefängnisstrafen seien gerecht. Wieso? Das Motto der französischen Begründung lautet: „Wie die Deutschen im umgekehrten Falle verfahren wären?" So lautet auch eine Flugblattüberschrift, und: „Schlimmer!" ist die Antwort. Beweis: Ein Dutzend von deutschen Etappenbefehlen aus Frankreich und Belgien 1914 und 1915 sind abgedruckt: Der Befehl des Generals von Bülow, daß alle Einwohner bei der Erntearbeit zu helfen hätten und deshalb auch am Sonntag die Kirchen geschlossen bleiben müßten. Ein Befehl von der Goltz, Brüssel, über die Verhaftung und etwaige Erschießung von Geiseln, falls Sabotageakte gegen die Truppentransporte der Eisenbahn und die Telephonleitungen sich ereigneten. Bekanntmachung eines Etappenkommandanten an die Bewohner von Lüttich, daß die Stadt Ardenne wegen solcher Sabotageakte eingeäschert worden sei. Weiter der Befehl eines Etappenkommandanten über die Grußpflicht der Einwohner gegenüber deutschen Offizieren, wovon nur Krüppel und Idioten befreit seien. Unter allen steht der Refrain: „Das war die deutsche Methode in Belgien und Frankreich!" Nun ist aber trotz der geschickt verhetzenden Aufmachung diese Sache doch so plump, daß jeder Leser — wie man aus ihren Bemerkungen auch sehr wohl hört — den entscheidenden Unterschied herausfühlt. Wir befinden uns heute im Rheinlande bereits im vierten Jahre nach Kriegsende, und die französischen Methoden werden also mitten im Frieden auf eine waffenlose Bevölkerung losgelassen. In Frankreich und Belgien aber handelte es sich nicht etwa nur um Kriegszeiten, sondern, das geht aus den Daten der Befehle hervor, sogar um direkte Kampfmaßnahmen; spezielle Maßnahmen aus der Zeit des Franktireurkrieges; Maßnahmen zum Teil noch vor dem Fall von Antwerpen. Die Franzosen müssen schon auf dem Standpunkt stehen, zwischen ihnen und Deutschland bestände ein wirklicher Friedenszustand überhaupt nicht mehr, wenn sie solche „olle Kamellen" ausgraben. Genau so lächerlich schießt auch ein gleichfarbiges anderes Blatt daneben:

„Wer? Wer? Wer?" heißt es.
„Wer hat Dinant eingeäschert?
Wer ist in Belgien eingefallen?
Wer hat Miß Edith Carell erschossen?
Wer hat in Nordfrankreich Straßen, Brücken, selbst Obstbäume zerstört?"

und so weiter. Schließlich heißt es dann:

„Wer zerstört heute wieder die Eisenbahnanlagen?
Wer verweigert den Wiederaufbau der Obdachlosen in Nordfrankreich?
Wer? Wer? Wer? Immer wer?
So könnte man in Ewigkeit weiter fragen."

In der Erkenntnis, daß wirklich das Vergleichsmoment hier vollkommen außerhalb der Sache liegt, hat der Franzose dann sogar auf die deutsche Okkupation in Ostfrankreich in der Zeit von 1871 bis 1873 zurückgegriffen. In einem Anschlag wird eine angebliche Äußerung Bismarcks aus 1871 wiedergegeben: „Wenn Frankreich nicht zahlt, werden wir es machen wie die Raupen am Baum, Blatt für Blatt, Departement für Departement werden wir Frankreich auffressen." — Ach, meine verehrten Herren Franzosen, wir Rheinländer wären ja Gott täglich auf den Knien dankbar, wenn wir von Tirard und Degoutte heute nach den Methoden behandelt würden, nach denen Manteuffel 1871/73 bei euch verfahren ist! Emile Chantroit, ein Franzose also, sagt in: „Une occupation militaire d'après guerre" in dem

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kapitel: „La Lorraine sous l'occupation allemande“ S. 611: „Wir müssen auch anerkennen, daß der Oberbefehlshaber der Besatzungsarmee, in dessen Händen sich die ausgedehnteste Machtbefugnis vereinigte, sich in seiner Verwaltung von einem Geiste leiten ließ, der gleich ehrenvoll ist für seine Mäßigung als auch für die Feinheit des psychologischen Blicks bezüglich der Belange des französischen Volkes!“ — Unter dem Motto: Wie die Berliner Regierung im umgekehrten Falle verfahren wäre! ist schließlich sogar noch der deutsch-rumänische Friedensvertrag herangezogen worden, der auch die Arbeitspflicht der Bevölkerung für die weitere Kriegsdauer festgesetzt haben soll. Wenn dies so wäre, so bestände doch eben ein grundsätzlicher Unterschied zu dem Befehl des Generals Degoutte, der hier angeschlagen ist und von den deutschen Eisenbahnern verlangt, die Arbeit für die französische Militärregie aufzunehmen, ohne daß eben eine solche R e c h t s pflicht für die deutschen Eisenbahner statuiert werden kann. Daß überhaupt die eigenartige Moral dieser ganzen Begründungsarten den Franzosen nicht selber auffällt: Jahrelang hat man die ganze Welt mit Abscheu erfüllt vor den angeblich barbarischen deutschen Methoden, und nun wird ein gleichartiges eigenes Unrecht, für das aber keine Rechtfertigung aus militärischen Notwendigkeiten geltend gemacht werden kann, auf das geschmähte, angeblich deutsche Verhalten gestützt. Quod licet Jovi! . . .

Ein zweiter Teil der Kundgebungen sucht die deutsche Widerstandskraft zu zerrütten, in dem man den Kampf als aussichtslos hinstellt.

„Das Ausland hilft euch nicht!“ soll klar gemacht werden, daher bringt ein grünes Blatt eine Reihe Äußerungen von Amerikanern, Gelehrten, Politikern, die das französische Vorgehen gebilligt haben sollen: Edison, der frühere Marineminister Daniels, Allen und andere. Daß Hunderte von Ausländern sich aber auch im durchaus entgegengesetzten Sinne geäußert haben, ist indessen im Rheinlande doch genügend bekannt. — Auf einem Bilde liegt ein entkräfteter deutscher Eisenbahner am Fuße eines Bahndammes, über den der Zug hinbraust: „Eisenbahner, ihr verhungert, und unsere Züge verkehren doch!“ heißt die Unterschrift. Nun, wie sie verkehren, sehen wir ja hier selber. Das braucht man uns nicht mehr zu erzählen. Die Rede Millerands prangt daneben: „Frankreich, das zwei Jahre die Hölle von Verdun ertragen hat, sollte durch das Ausbleiben einiger hundert Waggons Koks überwältigt werden können?“ „Das kann lange dauern!“ — die Ruhrbesetzung nämlich, will ein anderer Zettel beweisen. „Michel, jetzt heißt's berappen!“ schließt diese Sache. Nach der Zahl und der Dauer der Vorbereitung scheinen die Franzosen ein Flugblatt „Der Glaube macht selig!“ für besonders gelungen zu halten. Da es charakteristisch ist, möge es noch seinen Platz finden innerhalb dieses Absatzes:

„1900: Ich führe euch herrlichen Zeiten entgegen!
1914: Frankreich ist morsch! Auf nach Paris!
1915: Langsam, aber sicher!
1916: In drei Wochen liegt England auf den Knien!
1917: Die Amerikaner können nicht schwimmen!
1918: Auf zur Friedensoffensive!
— — — — — — — —
1919: Die Amerikaner werden helfen.
1920: Die Russen stehen vor Warschau! Hurra!
1921: Kredithilfe der Industrie (?).
1922: Lloyd Schorsch wird die Sache schon machen!
1923: Siegreich wollen wir Frankreich schlagen!“
— — — — — — — —
„Es sind immer dieselben; der Glaube aber wanket nie!“

Auch diese hämische Ironie schießt hier im Rheinland ganz daneben; nie ist man hier auf eine billige nationalistische Phraseologie eingestellt gewesen, ein stiller Heroismus erwächst nur auf dem festen Glauben an den endgültigen Sieg des

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rechtes und hat unsere Hoffnung aufrechterhalten. Dies Blatt verrät übrigens für Eingeweihte sofort sonderbündlerische Provenienz, ebenso, wie das Gedicht „Michel, wach' auf!" von ihnen herrührt. Es ist ein so geistloser Verhetzungsversuch der Rheinländer gegen die Berliner Regierung, daß die Wiedergabe Platzverschwendung wäre. Gleiches gilt von „Politische Ostereier!", Bilder in Kinderbüchermanier mit Versen. Etwas geschickter ist „Dalutaschwindel!" „Gestern konnte man die Mark nicht stabilisieren, als dies geschehen sollte, um die deutschen Schulden zu bezahlen. Heute kann man sie sogar um 100 Prozent heben, zu dem Zwecke, durch Stärkung des Widerstandsgeistes sich vor seinen Schulden zu drücken." — Da alle diese Dinge ja dutzendfach in der deutschen Presse erörtert sind, es sich hier aber in erster Linie um ein Referat des Tatbestandes, soweit er einiges psychologisches Interesse bietet, handelt, so brauchen wir wohl keine Zeit weiter mit einzelnen Auseinandersetzungen zu verlieren. Nur muß man sich immer wieder klarmachen, daß alles dies beständig auf eine Bevölkerung einschreit, die nahezu über keine deutsche Presse mehr verfügt, und sich dies stumm sagen lassen muß.

Wir kommen mit diesen Flugzetteln schon auf die letzte Kategorie der politischen Brunnenvergiftung, die hier versucht wird, auf das abgefeimte Raffinement, womit man die deutsche Einheitsfront zu zerreißen hofft, nämlich durch die gemeingefährliche Bösartigkeit, mit der man die Klasseninstinkte der Arbeiter zu diesem Zwecke aufzupeitschen sucht. Teilweise reden diese Publikationen vollkommen in kommunistischem Jargon. Von dieser Art der Ausspielung des einen Deutschen gegen den anderen hatte man sich die größte Wirkung für die moralische Knochenerweichung versprochen und hat sie auch außerhalb der Flugblattagitation oft angewandt. Ein Bezirksdelegierter im altbesetzten Gebiet hat beim Empfang einer Arbeiterdelegation ausgerufen, daß Frankreich doch diesen schrecklichen Undank seitens der deutschen Arbeiter hier wirklich nicht verdiene, Frankreich, das sie nur von der Ausbeutung der deutschen Kapitalisten befreien wolle. Er selbst sei der Sohn eines Arbeiters, und dabei trat er ans Fenster und wischte sich eine Träne ab! In diesen rührenden Rahmen fallen denn auch die Volksspeisungen, die jetzt im größeren Stile eingerichtet werden sollen. — Doch wir wollen nicht weiter abschweifen und den Inhalt dieser Kategorie der französischen Anschläge behandeln. Stinnes ist schlechthin der schwarze Mann; „die Stinnes-Regierung" wird beständig der Reichskanzler genannt. Nicht das deutsche Volk wehrt sich gegen den Ruhreinfall, das betreibt nur Stinnes und die Großindustrie, um sich die Taschen zu füllen! „Stinnes kann warten!" heißt eine Überschrift. Warum? „Stinnes verdient an jeder Tonne Kohle, die er von England verfrachtet, einen Schilling. In der Woche verdient er dann bei der Einfuhr der Kohlen 120 000 Schilling, im Monat 480 000 Schilling oder 800 Millionen Mark."

Auch die Devisensenkung ist von der Regierung natürlich nur vorgenommen worden, damit Stinnes verdient. Stinnes hat seine Dollars zu 50 000 M. verkauft, jetzt deckt er sich wieder ein zu 20 000. Die „geistige" Höhe dieser Agitation möge ein Gedicht dartun unter der Überschrift „Ich"; ein einleitender Satz erzählt, daß Stinnes in Südamerika am Parana in Argentinien eben große Ölfelder gekauft habe, dann folgen die Verse:

„Es sprach auf seines Daches Brüstung:
Ich hab' verdient an Deutschlands Rüstung.
Ich hab' verdient an Deutschlands Pleite,
Das Glück stand stets an meiner Seite
Von dem Moment des Kriegsbeginnes:
Mein Name ist Stinnes.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erst lernte ich beim alten Thyssen,
Wie man gescheit wird und gerissen,
Bis ich betrieb in eigener Züchtung
Die schwer-industrielle Richtung
Von wegen eigenen Gewinnes,
Ich, der Stinnes.

Ich hab' politische Talente,
Drum sitz' ich auch im Parlamente.
Ganz Deutschland ist mir untertänig,
Ich bin sein ungekrönter König,
Drum sprech' ich hochgemuten Sinnes:
Mein Name ist Stinnes.

Er rief von seines Daches Spitze:
Wer hat die Macht, die ich besitze?
Wer hat des Deutschen Reiches Führung,
Und wer regiert heut' die Regierung?
Der III. Wilhelm, ich, ich bin es:
Mein Name ist Stinnes!"

Kann man sich wohl in einer subalterneren Weise mit einer Persönlichkeit von der Bedeutung eines Hugo Stinnes auseinandersetzen? Und damit hofft man auf den politisch geschulten rheinischen Arbeiter zu wirken? — „Die Cuno-Glocken läuteten!" liest man an der Mauer, neben diesem wertvollen Gedicht, also:

„Die Cuno-Glocken läuteten bei der Beisetzung der Essener Toten am Karsamstag. Warum läuteten die Regierungsglocken nicht, als die Reichswehr in München die Mitglieder des katholischen Gesellenvereins ermordete? Als in Pelkum und bei anderen republikanischen Demonstrationen die monarchistische Reichswehr die Arbeiter ermordete? O, Pfui! über die Heuchler!"

Man beachte wohl die außerordentliche Gemeinheit der Verhetzung im katholischen Rheinland bei dieser Art der Zusammenstellung! Hiermit wurde zusammengeklebt:

„Arbeiter! Weshalb gingen wir zu Krupp? Um 5 Autos zu requirieren! Wer hat Euch in den Tod gehetzt? Wer ist an Eurem Blute noch nicht im Kriege gesättigt? Die Stinnes, Thyssen und Konsorten, die Euch die Zahlung der Steuern überlassen, die waren es, die Euch auf die Straße hetzten."

Daneben steht dann die Rede eines sozialistischen Führers, in der er gesagt haben soll, daß Industrie, Handel und die Landwirtschaft nur 14 Prozent der Steuern aufbrächten, die Lohn- und Gehaltsempfänger alles übrige. Weiter darunter eine angebliche Äußerung Hugenbergs in der Nationalversammlung: „Eher sollen die Franzosen ins Ruhrrevier einrücken, als daß in Deutschland der Besitz angetastet wird!" (?) — Ganze Artikel — aus dem Zusammenhang herausgerissen und entstellt — aus rheinischen sozialistischen Blättern prangen an den Wänden. So: „Opfer des Besitzes" aus einer Zeitung „Volkswacht", in dem auseinandergesetzt wird, wie durch einzelne Bestimmungen des Gesetzes über die Berücksichtigung der Geldentwertung in den Steuergesetzen der Besitz geschont werde. „Frankreich dagegen" — heißt es mit Emphase — „will nur erhalten, was ihm geschuldet ist, und das wird erst geschehen, wenn auch die Ruhrindustriellen Steuern ebenso zahlen müssen wie die Arbeiter!"

Man wird nicht verkennen, daß wir bei dem boshaftesten und gefährlichsten Teile der französischen Agitation angelangt sind. Trotzdem ist diese Gefahr hier derzeit für die „Moral" nicht eben groß. Denn der Rheinländer erhält heute einen Anschauungsunterricht, der das Gegengift für ihn in der konzentriertesten Form bietet. Wie kann man beständig über den schlechten Willen der deutschen Regierung und Industrie jammern? Der Rheinländer sieht ja täglich die Möbelwagen der Reichsvermögensverwaltung vor die französischen, für sie zu Hunderten von uns — heute noch — neugebauten Villen fahren, die einen für uns fabelhaften Einrichtungsluxus

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ausladen: Tausende von Salons, Boudoirs und Herrenzimmern, Hunderttausende von Sekt- und Likörgläsern, Smyrnateppichen, Damenfrisiertischen und allen anderen ausgefallenen Dingen einer verwöhnten Gesellschaftsschicht, und das unmittelbar neben seinem Wohnungselend. Der Rheinländer sieht doch, wie im Cercle militaire und in den Wohnungen der Offiziere am frühen Mittag die seidenverhangenen elektrischen Lüster erglühen; welche Millionen hier nur für Luxus verpulvert werden. Er weiß, daß diese geschmähte deutsche Regierung sogar auf Konto „Besatzungskosten" Negerbordells mit deutschen Mädchen hier eingerichtet hat! Ach Gott! kein Mensch glaubt hier angesichts solcher Tatsachen, angesichts der himmlischen Geduld, mit der das alles bezahlt wird, an den „schlechten Willen" der deutschen Regierung, in Dingen, die sie nur irgendwie noch verantworten könnte.

Die Herren sind doch außerordentlich naiv, wenn sie glauben, daß eine derartig schamlose Verlogenheit, wie die Behauptung von dem schlechten Willen der Zechenbesitzer, hier nicht durchschaut werde. Wir wissen doch, welches der lächerliche Vorwand der Säumnis in den Kohlenlieferungen eigentlich war. Inwiefern „Frankreich nicht das erhalten hat, was ihm geschuldet ward"? Wir wissen, daß die Ruhrzechenbesitzer 22 Prozent ihrer Kokserzeugung im Jahre 1922 an Frankreich geliefert haben, und daß sie im Dezember 1922 dorthin 1 515 373 Tonnen verfrachteten, statt den geforderten 1 600 000, so daß diese ganz lächerliche Differenz von 84 627 Tonnen den Vorwand für die ganzen grausamen Verbrechen liefert, die hier jetzt täglich von den Franzosen verübt werden.

Aber wir wissen auch noch ein weiteres an Rhein und Ruhr, wir wissen, wo wirklich die Leute sitzen, die um ihres Verdienstes willen den Poilu ins Ruhrrevier hetzten, wofür er sich in „Lettre d'un poilu du Nord au Michel allemand" an unseren Mauern rechtfertigen will, den man uns zu unserer Ergötzung serviert hat. François Delaisi hat im „Progrès civique" uns erzählt, warum die französische Schwerindustrie das Ruhrabenteuer betreibt, und welch ungeheure Gewinne sie aus den Kokslieferungen bar einstreicht, ganz unabhängig von dem mittelbaren Nutzen durch die Verbilligung ihrer Produktionskosten infolge des billigen Kokses. Die französischen Industriellen erhalten hieraus vielmehr in folgender Weise einen in bar ausgezahlten Extraprofit von Hunderten von Millionen: Der Verkaufspreis des Kokses betrug im Jahre 1922 in Frankreich mit starken Schwankungen 90 Franken für die Tonne. Der Deutschland gutgebrachte Inlandspreis betrug dagegen nur 51,70 Franken. Der Gutschrift, die Deutschland erhielt in Höhe von insgesamt 1,4 Milliarden Franken, steht für einen gleichen Zeitraum ein Verkaufserlös von 2,6 Milliarden Franken in Frankreich an die Einzelabnehmer gegenüber. Dieser Verkauf und dieser Gewinn erfolgte aber nicht etwa von seiten und für Rechnung der französischen Regierung, die daraus 1,2 Milliarden Franken für den Wiederaufbau hätte verwenden können. Sondern diese Differenz kam in einen besonderen Reservefonds des mit dem Verkauf des Reparationskokses in Frankreich ausschließlich betrauten Comité des Houillères (des Zechensyndikats), und das Geld wird aus diesem Fonds periodisch an die Großabnehmer, d. h. die syndizierte Großindustrie als Rabattprämie verteilt. Das sind die schwerindustriellen Reparationsgewinnler! Ist angesichts dieses Tatbestandes nicht die Agitation unter den rheinischen Arbeitern der Gipfel der Schamlosigkeit?

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Für das, was zwischen Deutschland und Frankreich sich gegenwärtig abspielt, gibt es in der Geschichte wohl manche sich aufdrängende Analogie in der Gesinnung der Partei, die derzeit die Oberhand hat. Rom und Karthago! Das ceterum censeo des Cato tönt unablässig und unter allen Formen des Sicherungsgeredes bei den Militärkonventionen wie auch in zynischer Offenheit täglich aus Wort und Schrift

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Franzosen an unser Ohr. Wie Scipio im dritten Punischen Kriege die Schleifung der Mauern und Auslieferung aller Waffen, aller Schiffe, aller Geräte von den Karthagern forderte, so Foch und Clémenceau und täglich noch Nollet mit seinen Kommissionen von uns. Und als die Karthager vertrauend auf die fides der Römer alles geleistet hatten, da forderte Scipio noch die Massenausweisung der jetzt ganz waffenlosen Bevölkerung, um den feindlichen Staat gänzlich zu vernichten, genau so wie Frankreich jetzt im Rheinland alle Führer des rheinischen Volkes in Massen austreibt. Alles in dem ganzen Vergleiche stimmt scheinbar, nur eines lesen wir nicht in der Geschichte, daß Scipio den dem Untergange geweihten Karthagern hierbei erzählt habe, er sei ein guter Freund der Karthager, und ihre Vernichtung geschehe nur, um sie von der Ausbeutung durch die Familie Barkas und den Suffeten zu befreien. Die Weltgeschichte ist erst durch die Maueranschläge der Franzosen im Rheinlande um eine solche fast unglaubliche Absurdität bereichert worden.

Ein schönes Leben

Von

Iwan Bunin*)

Mein Leben ist recht schön gewesen, alles, was ich mir gewünscht habe, habe ich erreicht. Da hab' ich nun, was man ein Immobiliarvermögen nennt — mein Alter hat gleich nach der Hochzeit das Haus auf meinen Namen überschreiben lassen — und auch Pferde und zwei Kühe halte ich mir, und eine Warenhandlung haben wir auch. Kein großes Geschäft, versteht sich, sondern einfach, wie man so sagt, einen Laden, aber hier für den Ort reicht's aus. Ich habe immer Glück im Leben gehabt, aber dafür habe ich auch einen zähen Charakter, der nicht so leicht locker läßt.

Was das Arbeiten anlangt, ganz egal was, so hat mein Vater mir das beizeiten schon beigebracht. Obwohl er Witwer war und mächtig trank, stand er mir in nichts nach, war höllisch klug und fix und nicht weichmütig. Als damals die Leibeigenschaft aufgehoben wurde, sagte er zu mir:

„Nun, Mädel, jetzt bin ich mein eigner Herr, jetzt wollen wir Geld verdienen. Wir werden reich werden, in die Stadt ziehn, uns ein Haus kaufen, ich werde dich an einen feinen Herrn verheiraten und selbst Herr im Hause sein. Bei unserer Herrschaft hier kleben bleiben, hat keinen Zweck, die sind's nicht wert."

Unsere Herrschaft war gut und anständig, das ist wahr, aber arm, fürchterlich arm, einfach Bettelpack, sozusagen. Wir zogen also von ihnen fort in ein anderes Dorf, und das Haus, das Vieh und was sonst noch da war, wurde verkauft. Wir ließen uns direkt vor der Stadt nieder und pachteten einige Wiesen und Kohlfelder von dem Fräulein Meßschterina. Das war eine häßliche, pockennarbige, alte Jungfer, die Hofdame im Palast des Zaren gewesen war, niemand hatte sie gewollt, so war sie denn sitzen geblieben und lebte nun still für sich. Also wir pachteten, wie gesagt, Wiesenland von ihr und richteten uns schlecht und recht in unserer Bude ein. Kalt war's, Herbstzeit, aber uns kümmerte das wenig. Da hausten wir nun, hofften auf gute Einnahmen mit der Zeit und ahnen kein Unheil. Aber das Unheil steht schon vor der Tür, und was für eins obendrein! Unsere Pachtangelegenheit war schon fast

*) Berechtigte Übertragung aus dem Russischen von Käthe Rosenberg.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ganz im Reinen, da gibt's plötzlich einen Mordskrach. Eines Morgens hatten wir eben unsern Tee getrunken — es war Feiertag — und ich stehe so neben unserer Bude und sehe mir die Leute an, die aus der Kirche über die Wiese nach Haus gehn. Der Vater war in den Kohlfeldern. Der Tag war so schön klar und hell, wenn auch windig, ich schaue und schaue und merke dabei gar nicht, daß plötzlich zwei Männer auf mich zukommen. Der eine — ein Geistlicher, so ein großer, in einem langen, grauen Rock, mit einem Stock in der Hand, einem ganz dunkeln, erdigen Gesicht und mit einer Mähne, wie ein kräftiges Pferd, sie flatterte nur so im Wind; der andere — ein einfacher Bauer, augenscheinlich sein Knecht. Sie kommen bis dicht an unsere Hütte. Mir wurde ganz bänglich zumute, ich grüßte und sage:

„Grüß Gott, Väterchen. Vielen Dank, daß es Ihnen beikommt, uns zu besuchen."

Aber ich merke, böse und finster guckt er mich gar nicht an, steht da und zersplittert Kieselsteine mit seinem Stock.

„Wo ist denn dein Vater?" sagt er.

„Er sieht nach dem Kohl", sag' ich. „Ich kann ihn aber rufen, wenn Sie's wünschen. Da hinten kommt er übrigens schon selbst."

„Nun, dann sag' ihm, er soll seine Siebensachen und diesen dreckigen, kleinen Samowar hier zusammenpacken und sich von hier forttrollen. Heute zieht mein Wächter hier ein."

„Wieso?" sag' ich, „was für ein Wächter? Wir haben ja doch schon Geld an die Dame bezahlt, neunzig Rubel. Was meinen Sie denn damit, Väterchen? (Wenn ich auch noch jung war, so war ich doch schon gerieben in solchen Sachen!) Oder", sag' ich, „machen Sie etwa Spaß? Sie müssen uns", sag' ich, „doch ein Papier vorzeigen."

„Mach' keine Flausen!" schreit er. „Die Dame zieht in die Stadt, ich habe diese Wiesen von ihr gekauft, und dieses Stück Land gehört jetzt mir."

Und er fuchtelt mit seinem Stock herum, haut damit auf die Erde, und es fehlt nicht viel, gleich wird er mir eins in die Zähne damit geben.

Der Vater hat die Geschichte von weitem gesehn, kommt angelaufen — er wurde immer gleich fuchsteufelswild — kommt also angelaufen und fragt:

„Was ist das für ein Krach? Was schrein Sie so auf sie los, Väterchen, und wissen selbst nicht warum? Fuchteln Sie nicht so mit dem Stock herum, sondern erklären Sie uns lieber, mit welchem Recht der Kohl hier jetzt auf einmal Ihnen gehören soll. Wir sind arme Leute, aber wir werden vors Gericht gehn. Sie aber," sagt er, „Sie dürfen keine Feindschaft hegen, oder Sie dürfen nicht an die heiligen Speisen in der Kirche rühren!"

Der Vater hat ihm demnach doch kein ungehöriges Wort gesagt, aber er, wenn er auch ein Seelenhirt war, war niederträchtig wie ein ganz gemeiner Bauer, und wie er nun diese Worte hörte, wird er ganz kreideweiß, kann kein Wort herausbringen, und die Beine zittern ihm unter seinem langen Rock. Und plötzlich, ist es zu glauben, wie er da aufheult, und wie er sich da auf den Vater stürzt, um ihm eins über den Kopf zu ziehn! Aber der Vater weicht aus, kriegt den Stock zu fassen, reißt ihn ihm aus den Händen und drückt ihn gegen sein Knie — krach! Der andere will ihn vor den Magen stoßen, aber der Vater bricht den Stock mitten durch, schleudert die Stücke fort, so weit er kann, und brüllt:

„Um Gottes willen, Ehrwürden, kommen Sie mir nicht nah'! Sie", sagt er, „sind gemein und knotig, aber ich kann noch viel knotiger sein als Sie!"

Und dabei kriegt er ihn bei beiden Armen zu packen!

Die Sache kam vors Gericht, dem Vater wurde der Prozeß gemacht, und er wurde dafür nach Sibirien geschickt. Ich blieb mutterseelenallein auf der Welt zurück und dachte bei mir: was sollst du jetzt anfangen? Auf geradem Weg kommt man nicht vorwärts, das ist klar, man muß es also auf Umwegen probieren. Ein Jährchen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dachte ich so darüber nach, ich lebte damals bei einer Tante; ich sah wohl, es gab für mich keinen anderen Ausweg, als schnell zu heiraten. Der Vater hatte einen guten Freund in der Stadt, einen Sattlermeister — der bewarb sich um mich. Man kann nicht sagen, daß es gerade ein sehr ansehnlicher Bräutigam war, aber er hatte doch viel für sich. Allerdings gefiel mir damals ein anderer Mann, er gefiel mir sogar mächtig, aber der war auch arm, hatte nicht mehr und nicht weniger als ich, lebte selbst bei fremden Leuten, während dieser doch immerhin sein eigner Herr war. Mitgift hatte ich nicht eine Kopeke, und da war einer, der mich ohne alles nehmen wollte, sollte man solche Gelegenheit vorbeigehen lassen? Ich überlegte lange hin und her, und schließlich nahm ich ihn, obwohl ich natürlich wußte, daß er schon bei Jahren war, dazu ein Saufaus, ein Wutpilz, kurz gesagt: ein richtiger Raufbold. . . . Ich heiratete ihn und war nun kein gewöhnliches Mädchen mehr, sondern eine Bürgersfrau aus der Stadt, die man „Nastaßja Semionowna Schochowa" titulierte. . . Das schmeichelte einem, versteht sich!

Mit diesem Mann habe ich mich neun Jahre herumgeplagt. Bürgersleute waren wir nur dem Namen nach, arm aber waren wir, so arm, daß wir's mit dem geringsten Bauersknecht hätten aufnehmen können! Wieder gab es lausige Scherereien, Ach und Krach jeden Tag, den Gott werden ließ. Aber der Herr hatte denn doch Erbarmen mit mir und nahm ihn zu sich. Die Kinder, die ich von ihm hatte, starben alle weg, nur zwei Jungen blieben übrig, der Wanja, der ins neunte Jahr ging, und ein Säugling, den ich noch auf dem Arm trug. Das war mal ein diebisch vergnügter, gesunder, kleiner Bengel, mit zehn Monaten fing er an zu laufen, zu sprechen — alle Kinder, die ich gehabt habe, fingen schon im elften Monat an zu laufen und zu sprechen — er fing auch schon an, allein seinen Tee zu trinken, manchmal krallte er sich so fest an die Untertasse, daß man sie ihm absolut nicht aus den Fingern reißen konnte. . . . Aber dieser Kleine ist auch gestorben, noch ehe er ein Jahr alt war. Eines Tages komme ich vom Flüßchen nach Haus, da sagt die Schwester von meinem Mann — ich hatte die Wohnung mit ihr zusammen —:

„Dein Kostja", sagt sie, „hat heute den ganzen Tag geschrien und die Augen verdreht. Ich hab' schon alles Mögliche mit ihm aufgestellt, Backe-backe-Kuchen gemacht, mit den Fingern geschnippt, auch Zuckerwasser hab' ich ihm gegeben — aber er würgt nur immer, und das Wasser kommt ihm aus der Nase wieder 'raus. Entweder hat er sich erkältet, oder er hat irgendwas gegessen, die Kinder, die stecken ja immer gleich alles in den Mund, wie soll man da aufpassen?"

Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Ich stürzte zur Wiege, riß die Gardine auseinander, er lag schon in den letzten Zügen, konnte nicht einmal mehr schrein. Die Schwester rannte nach einem Heilgehilfen, den wir kannten; er kommt —:

„Was", sagt er, „haben Sie ihm zu essen gegeben?"

„Mein Gott, süße Grütze hat er gegessen, weiter nichts."

„Und hat er mit nichts gespielt?"

„Freilich hat er gespielt", sagt die Schwester. „Hier trieb sich immer so ein kleiner Messingring von einem Pferdekummet herum, mit dem hat er gespielt."

„Na," sagt der Heilgehilfe, „dann hat er ihn bestimmt verschluckt. Daß Sie die Pest hole! Was Schönes haben Sie da angerichtet, Sie sind schuld, daß er stirbt."

Versteht sich, es kam, wie er gesagt hatte. Eh' noch zwei Stunden um waren, war er tot. Wir jammerten und machten uns die schwersten Vorwürfe, aber es war nicht zu ändern, gegen Gottes Willen ist man eben machtlos. So hab' ich auch diesen begraben, und es blieb mir nur noch der Wanja. Er allein — aber, wie man zu sagen pflegt: einer allein kann auch Herr sein. War ja nur ein Dreikäsehoch, aß und trank aber darum nicht weniger als ein Erwachsener. Ich ging zu der Zeit ab und zu zu einem Oberst Nikulin, die Fußböden aufwaschen. Es waren vermögliche

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Leute mit einem ganz hübschen Kapital, hatten eine Wohnung, für die sie dreißig Rubel im Monat zahlten. Sie selbst wohnten in der oberen Etage, unten im Erdgeschoß war die Küche. Als Köchin diente bei ihnen eine ziemlich üble Person; arbeitswillig, aber liederlich bis dort hinaus. Na, kein Wunder, daß sie in die Umstände kam. Konnte sich nicht mehr bücken, um die Dielen aufzuwaschen, nicht mehr die eisernen Kochtöpfe aus dem Ofen ziehn. Wie sie dann fortging, um zu entbinden, setzte ich mich fix an ihre Stelle: auf diese Weise hatte ich mich geschickt bei der Herrschaft eingeschmuggelt! Ich muß allerdings auch sagen, daß ich von Jugend an immer anstellig und pfiffig gewesen bin: alles, was ich auch anfasse, mache ich sauber und akkurat, ich steche jeden gelernten Hausdiener aus; außerdem verstand ich's auch, immer freundlich und gefällig zu sein; was die Herrschaft auch sagen mochte, immer antwortete ich: „Sehr wohl", oder „ja gewiß", oder „Sie haben sicher ganz recht" . . . Manchmal stand ich noch vor Tau und Tag auf, wischte die Dielen auf, heizte den Ofen, putzte den Samowar — die Herrschaft schlief noch, und ich war schon mit aller meiner Arbeit fertig. Na, und ich selbst, versteht sich, ich hielt mich blitzsauber, ich war gut gewachsen, ein bißchen dürr vielleicht, aber hübsch. Zuweilen tat ich mir direkt leid: was nutzte mir meine Schönheit und mein bürgerlicher Stand, wenn sie bei so grober Arbeit draufgingen?

Ich denke bei mir: mußt eben die Gelegenheit ausnützen! Die Gelegenheit aber war die, daß nämlich der Oberst ein bombengesunder, kräftiger Mann war und mich nicht ruhig ansehen konnte, seine Frau aber war eine Deutsche, dick und krank, und um zehn Jahre älter als er. Schön war er nicht, schwer und massig, kurzbeinig, sah wie ein Wildschwein aus, und sie war womöglich noch schlimmer. Ich merke, daß er anfängt, hinter mir her zu sein, sitzt immer bei mir in der Küche, will mir das Rauchen beibringen. Kaum ist seine Frau aus dem Haus, schwupp — ist er da. Schickt seinen Burschen unter einem Vorwand in die Stadt und sitzt und sitzt in der Küche bei mir. Er ödete mich zu Tode, aber, versteht sich, ich verstelle mich: ich lache, ich bammle auf meinem Stuhl mit den Beinen, kurz, ich heize ihm auf alle mögliche Weise ein . . . Was soll man machen? Man ist arm und nimmt, was man kriegen kann, und ist's auch nur, wie man so sagt, ein Büschel Wolle. Eines Tages, es war gerad' am Geburtstag des Zaren, kommt er in voller Uniform in die Küche, mit Epauletten, seinen weißen Gurt stramm umgeschnallt wie einen Faßreifen, Glacéhandschuhe an den Händen, den Hals aufgebläht und den Kragen so eng zugeknöpft, daß er ganz blau davon im Gesicht ist; riecht ganz nach Parfüm, blitzt mit den Augen, sträubt seinen schwarzgewichsten, dicken Schnauzbart. Kommt also rein und sagt:

„Ich gehe jetzt gleich mit der gnädigen Frau in die Kathedrale, wisch' mir die Stiefel ein bißchen ab, sonst ist gleich solch ein Staub drauf — noch nicht über den Hof bin ich damit gegangen, und schon sind sie über und über bestaubt."

Er stellte seinen Fuß, einen richtigen Kloben im Lackstiefel, auf die Bank, ich bückte mich, um ihn abzuputzen, aber er packt mich um den Hals und reißt mir sogar dabei mein Tuch ab; dann kneipt er mich in die Brust und will mich hinter den Ofen zerren. Ich winde mich hin und her und kann mich nicht von ihm losmachen, und er dampft nur so von Wärme, ist puterrot vor Blutandrang, versucht immer, mich unterzukriegen, mein Gesicht zu erwischen und mich abzuküssen.

„Was tun Sie?" sag' ich. „Die gnädige Frau kommt, um Christi willen, gehen Sie fort!"

„Wenn du mir ein bißchen gut sein willst," sagt er, „soll's mir für dich auf nichts ankommen!"

„Warum nicht gar, man kennt sie, diese schönen Versprechungen!"

„Der Schlag soll mich auf der Stelle treffen, ungebeichtet will ich sterben, wenn's nicht so ist!"

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Na, versteht sich, und was dergleichen Worte noch mehr waren. Aber, ehrlich gesagt, was verstand ich damals davon? Es hätte leicht sein können, daß seine Worte mich verführt hätten, aber gottlob kam er nicht zu seinem Ziel. Er drückte mich irgendwie im falschen Moment wieder an sich, ich riß mich los, ganz zerzaust und rot vor Wut, und da — da war auch schon die Gnädige: geputzt kommt sie die Treppe herunter, dick und gelb wie eine Leiche, sie ächzt und raschelt mit ihrem Kleid über die Stufen. Ich hatte mich losgerissen und stehe da ohne mein Tuch, und da ist sie auch schon in der Küche, kommt schnurstracks auf uns zu. Er witscht an ihr vorbei, macht sich aus dem Staub, und ich steh' da wie eine dumme Trine und weiß nicht, was ich machen soll. Sie bleibt einen Augenblick gerade vor mir stehn, hat den Saum ihres seidenen Kleides in der Hand — ich seh's noch wie heute, sie war fein angezogen, um Besuche zu machen, hatte ein dunkelbraunes Seidenkleid an, weiße Halbhandschuhe, so ein Schutenhütchen aus Stroh auf dem Kopf und einen Sonnenschirm in der Hand — so stand sie einen Augenblick vor mir, ächzte und ging hinaus. Wahr ist, sie sagte weder ihm noch mir ein böses Wort. Aber als der Oberst mal nach Kiew fuhr, setzte sie mich vor die Tür.

Ich packte meine Siebensachen zusammen und kehrte zur Schwester zurück (der Wanja wohnte nämlich bei der Schwester). Die Stelle hatte ich verloren, und ich denke wieder so bei mir: für nichts und wieder nichts hab' ich meinen Verstand, ich bring's nicht fertig, mir was zu verdienen, eine anständige Heirat zu machen und meinen eignen Kram zu haben, der liebe Gott meint's nicht gut mit mir! Ich werd' mich halt noch einmal ins Geschirr legen, denk' ich, irgendwie muß ich mich durchfressen, krepieren will ich oder zu dem Meinigen kommen, ich will und werde es zu einem Kapital bringen! Ich überlegte und überlegte, dann gab ich den Wanja zu einem Schneider in die Lehre und ging selbst als Stubenmädchen zu dem Kaufmann Ssamochwalow in Stellung; ganze sieben Jahr habe ich da durchgehalten . . . Von da an ging es denn auch aufwärts mit mir.

Lohn bekam ich zwei Rubel fünfundzwanzig im Monat. Es waren zwei Dienstboten im Haus — ich und noch ein Mädchen, die Wera. Den einen Tag bediente ich bei Tisch, und sie wusch das Geschirr auf, den andern wusch ich auf, und sie bediente. Man kann nicht sagen, daß die Familie groß war: da war der Herr, Matwei Iwanytsch, die Frau, Ljubow Iwanna, zwei erwachsene Töchter und zwei Söhne. Der Herr war ein ernster Mann, nicht gesprächig; an den Wochentagen war er nie zu Haus, an den Sonntagen oder Feiertags saß er bei sich oben, las alle möglichen Zeitungen und rauchte seine Zigarre dabei, und die Frau war eine einfache, gutmütige Person, eine Kleinbürgerin gerad' wie ich. Ihre Töchter Anna und Klascha verlobten sich bald, und es gab zwei Hochzeiten in einem Jahr — sie heirateten beide Militärs. Hier also fing ich, die Wahrheit zu sagen, an, mir ein bißchen was zurückzulegen: schön reichliches Trinkgeld gaben die Militärs! Für irgendein Nichts — wenn man ihnen bloß die Streichhölzer reichte, den Mantel oder die Gummischuhe — guck, gleich hatte man zwanzig, dreißig Kopeken in der Hand. Piksauber hielten wir uns aber auch, um den Herrn Soldaten zu gefallen! Die Wera allerdings, die zierte sich immer nach allen Richtungen, spielte das Fräulein, trippelte mit kleinen Schrittchen herum, war empfindlich und übelnehmerisch bis dort hinaus, bei der geringsten Kleinigkeit zog sie schon ihre dicken Brauen zusammen, ihre knalligen Kirschenlippen fingen an, zu bibbern, und gleich hatte sie Tränen an den Wimpern — sie hatte wirklich schöne Wimpern, so lang, wie ich sie noch bei keinem andern gesehn habe. Na, aber ich, ich war schlauer. Ich trug gewöhnlich eine glatt anliegende Taille mit Einsätzen und kurzen Ärmeln, auf dem Kopf einen falschen Zopf mit einem schwarzen Sammetband, eine schön gestärkte weiße Schürze — so daß es sich schon lohnte, mich nur anzusehn. Wera, die schnürte sich immer ins Korsett ein — sie schnürte sich so stramm,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie sie nur konnte, und bekam dann gleich solche Kopfschmerzen davon, daß ihr übel wurde — ich aber habe von Korsett nie was wissen wollen, ich war auch ohne das bei Form . . . Als nach der Hochzeit die Militärs wegblieben, kamen die Haussöhne mit den Trinkgeldern an die Reihe.

Der älteste war eben zwanzig geworden, als ich die Stelle antrat, der jüngere ging ins vierzehnte Jahr. Dieser Junge war ein gelähmter Krüppel. Arme und Beine hatte er sich entzweigebrochen, alles zerschlug er sich immer, ich hab's wer weiß wie viele Male selbst mit angesehn. Sowie er sich wieder was zerschlagen hatte, kam gleich der Doktor, verband ihn mit allerhand Watte und Gazezeug und goß dann so etwas wie Kalk darauf; dieser Kalk trocknet dann zusammen mit der Gaze an und wird hart wie Borke; und wenn es dann verheilt ist, schneidet es der Doktor auf, nimmt alles zusammen ab — und, guck': der Arm ist wieder zusammengewachsen. Gehen konnte er nicht, sondern rutschte auf seinem Hinterteil vorwärts. Über Sofas, über Türschwellen und Treppen ruckelte er manchmal so ganz alleine. Er kroch sogar über den ganzen Hof 'rüber in den Garten. Er hatte einen großen, unförmlichen Kopf, ganz wie sein Vater, Borsten darauf, rot und storr, wie Hundehaar, und ein breites, ältliches Gesicht. Essen tat er außerdem geradezu unmenschlich viel: Wurst und Schokolade und Brezeln und Blätterteig — alles, was nur sein Herz begehrte. Aber seine Arme und Beine, jemine, die waren dünn wie bei einem Schaf, überall gebrochen und mit Narben bedeckt. Lange hatten sie ihn überhaupt ohne was an herumliegen lassen, nur lange Hemden in verschiedenen Farben wurden immer für ihn genäht, bald blau, bald rosa. Lesen und Schreiben lernte er bei einer Lehrerin von der Pfarrschule, die zu uns ins Haus kam. Er lernte sehr ordentlich, war ein gescheuter Kopf! Und wie er Harmonika spielte — keiner könnte es besser! Er spielte und sang auch dazu. Er hatte eine kräftige, durchdringende Stimme. Manchmal ging er ganz hoch, ganz hoch damit: „Ich bin ein Mönch, ein schöner Mann!" . . . Dies Lied sang er sehr oft.

Der ältere Sohn war gesund, aber auch so eine Art Schwachkopf, zu nichts fähig. In alle möglichen Schulen wurde er zum Lernen gegeben, überall wurde er wieder hinausgeworfen, es war ihm nichts beizubringen. Kaum daß es dunkel war, pflegte er irgendwohin zu verduften und wegzubleiben bis zum Morgengraun. Vor der Mutter hatte er aber doch Angst, und nicht um die Welt wäre er in der Früh' durch den Vordereingang nach Haus gekommen. Abends, wenn ich mit meiner Arbeit fertig war, wartete ich eine Weile — wenn dann die Herrschaft eingeschlafen war, schlüpfte ich durchs Wohnzimmer, öffnete das Fenster in seiner Schlafkammer und kehrte an meinen Platz zurück. Er zog sich die Stiefel auf der Straße aus, und kletterte in bloßen Strümpfen zum Fenster rein — mäuschenstill, ohne Zuck und Muck. Am andern Morgen stand er auf, als ob nichts gewesen wäre, und steckte mir an heimlichem Ort zu, was sich gehörte. Was ging's mich an, es waren nicht meine Sorgen, ich nahm's und freute mich diebisch! Wenn er sich den Hals dabei brach, war's seine Sache . . . Auch von dem Jüngeren, von Nikanor Matwejitsch, floß um diese Zeit allerlei in meine Tasche.

Ich arbeitete damals sozusagen Tag und Nacht auf mein Ziel los. Nachdem ich es mir einmal in den Kopf gesetzt hatte, unbedingt für mich auszusorgen und einen ordentlichen Mann zu kriegen, verbiß ich mich förmlich in diese Aufgabe. Ich wachte über jede Kopeke: das Geld hat Flügel, öffnet man nur die Hand, gleich ist es futsch! Ich verdrängte die Wera aus ihrer Stelle; ehrlich gesprochen, war sie auch überflüssig, und das sagte ich auch der Herrschaft: ich werde auch alleine fertig, sagte ich, legen Sie mir lieber an ihrer Stelle eine Kleinigkeit am Lohn zu — ich blieb also allein und schaltete ganz wie's mir paßte. Meinen Lohn wollte ich gar nicht in die Hand kriegen: sowie er auf zwanzig, fünfundzwanzig Rubel angewachsen war, bat

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ich gleich die Gnädige, nach der Bank zu gehen und das Geld auf meinen Namen einzuzahlen. Kleider und Schuhzeug bekam ich immer von der Herrschaft — wozu sollte ich Geld 'rauswerfen? Nur eine Ausgabe machte ich, für einen Denkstein nämlich aufs Grab meines Mannes, zahlte zweimal siebzig Kopeken dafür, damit die Leute mir nichts nachreden sollten. Und da, zu meinem Glück und seinem Unglück, vergaffte sich auch noch, Gott verzeih' mir, dieser Krüppel in mich . . .

Jetzt, versteht sich, denke ich oft: vielleicht hat Gott mich um seinetwillen mit meinem Jungen gestraft! Manchmal will es mir gar nicht aus dem Kopf — ich werd's gleich erzählen, was der Krüppel mit sich angestellt hat — man muß aber auf der andern Seite auch in Betracht ziehn, daß es mich zuweilen arg giftete: ich guckte ihn mir so an, den Wasserkopf, und die helle Wut packte mich. „Daß du die Kränke kriegst, bist wahrhaftig mit einer Glückshaube geboren! Ist ein Krüppel und lebt wie Gott in Frankreich! Und mein Junge ist hübsch und gesund und hat nicht einmal am Feiertag das zu essen und zu trinken, was du die ganze Woche lang nebenbei in dich reinschlingst!" Da fange ich an zu merken, daß es ganz so aussieht, als wenn er in mich verliebt wäre — er wendet ja wahrhaftig kein Auge von mir. Er war damals schon sechzehn Jahre alt, trug weite Pluderhosen, einen Gürtel ums Hemd, und fing an, einen roten Schnurrbart zu bekommen. Aber häßlich war er, sommersprossig, grünäugig — daß Gott erbarm'! Sein Gesicht war breit, aber schrecklich hager, nichts wie Haut und Knochen. Anfangs hatte er sich's offenbar in den Kopf gesetzt, daß er mir gar gefallen könnte — er fing an, sich zu schniegeln und zu striegeln, kaufte mir Sonnenblumenkerne zum Knabbern und spielte zuweilen so verteufelt flott auf seiner Harmonika, daß man wirklich zuhören mußte. Er spielte schön, alles was recht ist. Dann sah er, daß er damit nicht vorwärts kam — er wurde still und nachdenklich. Einmal stehe ich außen auf der Galerie und sehe, wie er mit einer nagelneuen deutschen Harmonika über den Hof kriecht — hat sich wieder mal schmuck gemacht, rasiert, gekämmt, ein blaues Hemd mit einem hohen Kragen, seitlich mit drei Knöpfen geschlossen, angezogen, hat den Kopf zurückgeworfen und sucht augenscheinlich nach mir. Er stiert und stiert nach oben, macht ganz schmachtende, tranige Augen und legt auf einmal los im Polkatakt:

Komme doch, komme doch, komm doch schnelle,
Rundherum Polka tanz' mit mir,
Tanzend wird's mir leicht und helle:
Meine heiße Lieb' gesteh' ich dir . . .

Aber ich, als ob ich ihn nicht gesehn hätte, schwappe den Zuber mit Spülwasser über ihn aus! Ich schwappe ihn aus, freue mich aber selbst nicht recht drüber, sondern kriege gleich einen gehörigen Schrecken: jetzt werd' ich's ausbaden müssen! denk' ich. Er aber kriecht, arbeitet sich die Treppe 'rauf, wischt sich mit der einen Hand ab, mit der andern schleift er seine Harmonika nach; er hat die Augen niedergeschlagen, ist ganz blaß geworden und sagt nur so ganz still und einfach mit einem Beben in der Stimme:

„Daß Ihnen die Hände verdorren mögen, Nastja! Das wird Ihnen Unglück bringen."

Und weiter nichts . . . Sanftmütig war er, das muß man sagen.

Er magerte zu der Zeit nicht nur täglich, sondern geradezu stündlich ab, und der Doktor hatte schon gesagt, daß seines Bleibens auf dieser Erde nicht mehr lange wäre, daß er bestimmt an der Schwindsucht sterben würde. Ich ekelte mich manchmal direkt, ihn anzurühren. Aber wenn man arm ist, darf man sich nicht ekeln, das ist mal klar, mit Geld ist alles zu machen, und er fing also an, mich zu kaufen. Wenn nach dem Essen alle ihren Mittagsschlaf hielten, rief er mich zu sich, entweder in den Garten oder in sein Zimmer. (Er wohnte abseits von den andern, unten,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hatte ein großes, warmes, aber unfreundliches Zimmer mit niedriger Decke und alten, dunkelbraunen Tapeten, die Fenster gingen alle nach dem Hof hinaus.)

„Setz' dich ein bißchen zu mir," sagte er, „ich geb' dir auch was dafür. Ich will nichts von dir, ich hab' mich einfach bloß in dich verliebt und möchte ein Weilchen mit dir beisammensitzen; wenn ich allein bin, gähnen mich die Wände hier an."

Na, ich nehme das Geld und sitze eine Weile bei ihm. Auf diese Weise habe ich ungefähr hundertfünfzig Rubel zusammengebracht. Dazu mein Gehalt, das auf Prozente angelegt war, das machte wohl so vierhundert Rubel aus. Somit, denke ich, ist es nun an der Zeit für mich, so langsam mein Joch abzuschütteln. Aber ehrlich gesagt, war es mir sogar etwas leid darum — ich hätte gern noch ein, zwei Jährchen gewartet, mir noch ein bißchen was erspart; und, was die Hauptsache war, er hatte sich einmal verschnappt und mir erzählt, daß er eine Sparbüchse besitze mit zweihundert Rubeln, die er so nach und nach von seiner Mutter bekommen hatte: versteht sich, er war oft krank, lag allein im Bett, da steckte ihm die Mutter denn das eine oder andere Geldstück zum Trost zu. Ich kann nichts dafür, aber ich dachte bei mir: Gott verzeih' mir die Sünde, er sollte das Geld lieber mir geben! Er braucht's ja doch nicht, er wird bald sterben, aber ich könnte mich fürs ganze Leben damit einrichten. Ich warte also ab, wie ich die Sache am schlausten deichseln kann. Ich benehme mich netter gegen ihn, versteht sich, setze mich häufiger zu ihm. Ich kam zum Beispiel in sein Zimmer, sah mich absichtlich nach allen Seiten um, so, als ob ich mich heimlich zu ihm gestohlen hätte, schloß die Tür und sagte flüsternd:

„Gottlob, ich hab' mich frei gemacht, nun wollen wir hübsch beisammen sitzen." Das heißt, ich tat so, als ob wir ein Stelldichein miteinander hätten, als ob mir bange wäre und ich mich zugleich auch freute, weil ich mich frei gemacht hätte und nun ein bißchen bei ihm bleiben könnte. Dann tat ich nachdenklich und bedrückt. Und er fragte mich aus:

„Nastja, was bist du so traurig geworden?"

„Bloß so," sag' ich, „als ob ich nicht Kummer genug hätte!"

Und dazu seufze ich auch noch und schweige dann ganz still und stütze die Backe auf die Hand.

„Ja, worum handelt es sich denn?" sagt er.

„Arme Leute haben, weiß Gott, Sorgen genug, aber wen kümmert das? Ich will Sie auch gar nicht mit solchem Gerede langweilen."

Na, er hatte es bald heraus. Gescheit war er, sage ich, wie nur je ein Gesunder.

Einmal kam ich zu ihm — ich weiß es noch wie heute, es war in der vierten Woche der großen Fasten, das Wetter war trüb, naß und neblig, im Haus schliefen alle nach dem Essen — ich ging zu ihm hinein, meine Arbeit in der Hand — ich nähte mir gerade irgend etwas — ich setzte mich neben sein Bett und wollte eben wieder seufzen und recht bekümmert tun, um ihn sachte auf den richtigen Dreh zu bringen, als er selbst zu reden anfing. Er lag da — ich seh's noch wie heute — in einem neuen, noch nicht gewaschenen rosa Hemd, in blauen Hosen und neuen Stiefeln mit blanken Schäften; hat die dünnen Beine gekreuzt und schielt mich von der Seite an. Weite Ärmel, noch viel weitere Hosen, Arme und Beine aber darin wie die Streichhölzer; dazu der schwere, dicke Kopf und der kleine Körper — ihn nur anzusehen war schon widerlich. Ein kleiner Junge, mußte man denken, wenn man ihn so sah, aber ein ganz altes Gesicht, wenn es auch durch das Rasieren ein bißchen was Jugendliches bekam, und dann noch der dicke Schnurrbart. (Er rasierte sich fast jeden Tag, den Gott werden ließ, er hatte einen furchtbar starken Bartwuchs; seine Hände und Arme waren mit Sommersprossen und auch ganz mit roten Haaren bedeckt.) Er liegt, wie ich also sagte, kratzt sich auf der Seite, dreht sich dann zur Wand, bohrt an der Tapete herum und sagt plötzlich:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Nastja!“

Ich fuhr förmlich zusammen.

„Was denn, Nikanor Matwejitsch?“

Und dabei puppert mir ordentlich das Herz.

„Weißt du, wo meine Sparbüchse liegt?“

„Nein,“ sag' ich, „Nikanor Matwejitsch, wie kann ich das wissen. Ich habe nie etwas Übles gegen Sie im Sinn gehabt.“

„Steh' auf, zieh' die unterste Schublade von meinem Schrank auf und nimm meine alte Harmonika heraus, da steckt sie drin. Gib sie mir her.“

„Was wollen Sie denn damit?“

„Bloß so. Ich will mein Geld zählen.“

Ich kramte in der Schublade, machte den Deckel von der Harmonika auf, und da, im Blaswerk, steckte ein blecherner Elefant, der sich gehörig schwer anfühlte. Ich zog ihn heraus und gab ihn ihm. Er nahm ihn, klapperte damit, setzte ihn neben sich — bei Gott, der reinste Kindskopf! — und versank in Gedanken. Er schwieg und schwieg, dann lachte er plötzlich auf und sagte:

„Nastja, ich hab' heute einen wunderschönen Traum gehabt, ich bin sogar in aller Herrgottsfrühe davon aufgewacht und bin den ganzen Tag über bis zum Mittagessen sehr gut aufgelegt gewesen. Schau' nur, ich hab' mich sogar für dich rasiert und fein gemacht.“

„Sie gehen doch immer sauber und ordentlich angezogen, Nikanor Matwejitsch.“ — Ich wußte selbst nicht, was ich redete, so aufgeregt war ich.

„Na,“ sagt er, „was das Gehen anbelangt, so werde ich's wohl erst in jener Welt fertigbringen. Überhaupt, was ich für ein schöner Bursche da drüben in jener Welt sein werde, das kannst du dir gar nicht vorstellen!“

Ich muß sagen, er tat mir wirklich leid.

„Darüber zu spotten,“ sage ich, „ist Sünde, Nikanor Matwejitsch, und ich kann auch gar nicht verstehn, wozu Sie überhaupt so etwas sagen. Kann sein,“ sag' ich, „daß der liebe Gott Sie noch gesund werden läßt. Erzählen Sie mir lieber, was das für ein Traum war, den Sie gehabt haben.“

Er begann wieder, um die Hauptsache herumzureden, sich über sich selbst lustig zu machen — was er für ein strammer Erdenbürger wäre! — schwätzte allerlei Zeug ohne Hand und Fuß daher über unsere Kuh — „sag' doch um Gottes willen der Mutter,“ sagt er, „daß sie sie verkaufen soll, ich kann's nicht mehr aushalten, sie ödet mich zu Tode, ich lieg' im Bett und gucke die ganze Zeit über den Hof 'rüber nach dem Schuppen, wo sie steht, und sie guckt auch die ganze Zeit durch das Gitter zu mir 'rüber“ — und dabei klimpert er immer mit dem Geld und sieht mir nicht in die Augen. Ich höre zu und verstehe nicht die Hälfte von dem, was er sagt — wie die Verrückten quasseln wir, wie's gerade trifft, das Blaue vom Himmel 'runter — schließlich halte ich es nicht mehr aus — jeden Augenblick können die andern aufwachen, denke ich, und den Samowar verlangen, und dann ist alles umsonst gewesen! Rasch unterbreche ich ihn also und nehme meine ganze Schlauheit zu Hilfe:

„Nein doch,“ sag' ich, „sagen Sie mir lieber, was Sie für einen Traum gehabt haben. Handelte sich's dabei u m u n s b e i d e ?“

Versteht sich, ich wollte ihm etwas Angenehmes sagen und hatte es fein getroffen — er wurde sogar über und über rot und senkte die Augen. Er griff plötzlich nach seiner Sparbüchse, zog das Schlüsselchen aus der Hosentasche und wollte aufschließen — kam aber nicht damit zustande, brachte den Schlüssel nicht ins Loch 'rein — so sehr zitterten ihm die Hände; endlich kriegt er sie auf und schüttet sich den Inhalt auf den Bauch — ich seh's noch wie heute — zwei fünfzig Rubelscheine waren es und acht Goldstücke — er rafft sie in der Hand zusammen und sagt plötzlich flüsternd:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Könntest du mich ein einziges Mal küssen?“

Vor Schreck versagten mir Arme und Beine. Aber er wird ganz verdreht, flüstert, quält:

„Nastetschka, nur ein einziges Mal! Gott ist mein Zeuge, nie wieder werde ich ein Wort davon sagen, nie wieder um so etwas bitten.“

Ich schaute mich um — na, denk' ich, einmal ist keinmal — und küßte ihn. Die Luft ging ihm förmlich dabei aus, er hatte mich um den Hals gefaßt, meine Lippen erwischt und ließ sie wohl eine Minute lang nicht wieder los. Dann stopfte er mir all sein Geld in die Hand und drehte sich zur Wand:

„Geh“, sagt er.

Ich war mit einem Satz draußen und in meinem Zimmer. Schloß das Geld weg, nahm eine Zitrone und rieb mir gehörig die Lippen damit ab. Ich hatte nämlich eine schöne Angst, daß ich mir von ihm die Schwindsucht angesteckt haben könnte . . .

Na schön, diese Sache war also, Gott sei Dank, zur Zufriedenheit erledigt, und ich fange an, mich mit einer andern zu befassen, die mir mehr Not, als alles andre machte. Ich witterte, daß es Skandal geben könnte, ich fürchtete, daß er mich jetzt überhaupt nicht mehr in Ruh' lassen würde; jetzt, denk' ich, wird er mir ewig mit seiner Liebe in den Ohren liegen, mir wegen des Geldes zusetzen . . . Aber nein, ich merke nichts. Er ist weiter nicht hinter mir her, benimmt sich genau wie vorher zu mir, als ob nichts zwischen uns gewesen wäre, ist vielleicht sogar noch bescheidener und ruft mich nicht mal mehr zu sich aufs Zimmer: hält also wirklich sein Wort. Da bringe ich denn bei der Herrschaft das Gespräch darauf, daß es nun an der Zeit für mich wäre, mich ein bißchen um meinen Sohn zu kümmern und für eine Weile den Dienst aufzugeben. Die Herrschaft will aber nichts davon hören. Und er erst recht nicht. Wie ich nur einmal vor ihm darauf anspiele, da wird er schon ganz kreideweiß. Dreht sich zur Wand und sagt so mit einem komischen Lachen:

„Das zu tun,“ sagt er, „dazu hast du kein Recht. Du hast mich ins Garn gelockt, hast mich abgerichtet und an dich gewöhnt. Nun mußt du schon noch warten — ich sterbe ja bald. Wenn du aber weggehst — häng' ich mich auf.“

Eine nette Bescheidenheit, was? Ach, denk' ich, sieh' mal an, du bist mir ein Unverschämter! Deinetwegen hab' ich mir Gewalt angetan, und du willst mir auch noch drohn! Nein, mein Lieber, da bist du an die Unrechte gekommen! Und ich suchte nur noch energischer nach einem Vorwand zum Gehn. Es traf sich eben recht, daß die Gnädige noch einmal mit einem kleinen Mädchen niedergekommen war, sie nahmen eine Kinderfrau ins Haus — ich mache mir das zunutze und tue so, als ob ich mit der zusammen nicht leben könnte. Es war wirklich eine abscheuliche, verdrehte Alte, die Gnädige selbst hatte Angst vor ihr — außerdem trank sie, hatte immer eine Buttel unter ihrem Bett stehn — und konnte einfach niemand andern neben sich dulden. Fing an, an mir herumzunörgeln, auf alle Weise gegen mich zu hetzen. Einmal soll ich die Wäsche nicht richtig gebügelt haben, ein anderes Mal kann ich nicht richtig bei Tisch aufwarten usw. . . . Sagte man ihr aber einmal ein kräftiges Wort — dann bekam sie gleich das Zittern und lief sich beklagen. Heulte wie ein Schloßhund, mehr aus Verstellung, versteht sich, als weil sie etwa beleidigt gewesen wäre. Je länger, je ärger wurde es mit ihr, und ich sage also zur Herrschaft:

„So und so liegt die Sache, lassen Sie mich gehn, dieses alte Weibsbild macht mir das Leben so sauer, daß ich mir sonst noch ein Leid antun werde.“

Ich hatte unterdessen schon in der Winkelgasse ein Haus ins Auge gefaßt. Wie die Gnädige meine Gründe hörte, drängte sie auch nicht weiter in mich. Beim Abschied allerdings redete sie mir in allen Tönen zu, doch wieder zu ihnen zurückzukehren oder wenigstens Feiertags oder an den Geburtstagen zur Aushilfe mit heranzukommen:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Unbedingt", sagt sie, „mußt du immer kommen, den Tisch decken und alles herrichten. Nur wenn du da bist," sagt sie, „bin ich ruhig. Ich bin an dich so gewöhnt, als ob du zur Familie gehörtest."

Sie gibt mir noch das Geleit mit Brot und Salz — war also nicht mehr böse auf mich — hatte sogar ein großes Weißbrot gebacken und ein ganzes Salzfaß mit Zucker für mich gefüllt. Ich danke allseitig aufs beste, aber versteht sich, aufs Kreuz hätt' ich meine Worte nicht beschwören mögen: denken und reden ist zweierlei bei mir! Ich gab ihr einen ganzen Sack voll Versprechungen, verbeugte mich bis zur Erde — und schob ab. Und mit Gottes Hilfe ging's nun gleich ans Werk. Ich kaufte jenes Haus und machte eine Kneipe darin auf. Das Geschäft ließ sich höllisch gut an — abends, wenn ich die Tageseinnahme zählte: dreißig, vierzig, manchmal sogar volle fünfundvierzig Rubel in der Kasse — da kam mir der Gedanke, noch einen Laden daneben aufzumachen, damit eins zum andern käme. Die Schwester von meinem Mann hatte sich schon vor längerer Zeit verheiratet, an einen Wachmann vom Roten Kreuz — der hatte sich mit mir angebiedert, nannte mich immer seine Gevatterin — ich also zu ihm, borge mir von ihm eine Kleinigkeit für die ersten Anschaffungen, für die Erlangung der Konzession — und mache frischweg meinen Laden auf. Um diese Zeit wurde auch gerade der Wanja aus der Lehre entlassen. Ich berate mich mit einigen verständigen Leuten, wo ich ihn nun unterbringen soll.

„Ja, wozu ihn denn wo anders unterbringen," sagen sie, „du hast doch bei dir selbst Arbeit mehr als genug."

Das war auch wahr. Ich setze den Wanja also in den Laden, ich selbst stelle mich in die Kneipe. Und nun bekam die Karre Schwung! Ich vergaß darüber, versteht sich, an all das dumme Zeug auch nur zu denken, obgleich, die Wahrheit zu sagen, der Krüppel sich, als ich fortging, sogar ins Bett gelegt hatte. Zu niemandem hat er auch nur ein Wort gesagt, sondern hat sich einfach hingelegt, wie tot, selbst seine Harmonika rührte er nicht mehr an. Da, eines schönen Tages, steht wie vom Himmel geschneit die Polkanicha, die Kinderfrau von meiner Herrschaft, im Hof. (Die Bengel hatten ihr diesen Hundenamen beigelegt.) Schneit herein und sagt:

„Ich soll dir", sagt sie, „von einem gewissen jemand einen Gruß bestellen, und du möchtest ihn unbedingt besuchen kommen."

Ich kochte nur so vor Wut und Empörung. Ein nettes Täubchen, denk' ich bei mir! Was er sich da in den Kopf gesetzt hat! Hat sich ja eine feine Vertraute ausgesucht! Ich kann mich nicht beherrschen und sage:

„Ich brauche seinen Gruß nicht, er soll lieber dran denken, was er für ein Krüppel ist, und du, alter Satan, solltest dich schämen, Kupplerdienste zu tun! Hast du verstanden, ja oder nein?"

Die Luft blieb ihr weg. Sie steht da, duckt sich zusammen, schielt mit ihren verschwiemelten Augen zu mir 'rauf und wackelt nur mit ihrem Kohlkopf. War's von der Hitze oder vom Schnaps — sie war ganz benommen.

„Pfui," sagt sie, „herzlose Person du! Er hat sogar", sagt sie, „deinetwegen geweint. Den ganzen Abend gestern hat er dagelegen, zur Wand gedreht, und hat nur immer laut geschluchzt."

„Na und", sag' ich, „soll ich darum vielleicht auch wie ein Bach in Tränen zerfließen! Schämt er sich denn nicht, dieser Grünschnabel, vor den Leuten so zu heulen? Seh' einer das Wickelkind an! Man hat ihm wohl seine Zulpamme genommen?"

So beförderte ich die Alte ohne Ergebnis an die Luft und ging natürlich nicht hin. Und er macht nicht viel Federlesens und hängt sich wahrhaftig allen Ernstes auf. Da tat es mir doch sehr leid, versteht sich, daß ich nicht hingegangen war, aber ich hatte damals andere Dinge im Kopf. Bei mir selbst im Haus gab es einen Skandal nach dem andern.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich hatte in meinem Haus zwei Zimmer abvermietet; eins hatte unser Polizist von der Wache nebenan genommen, ein ausgezeichneter, ernsthafter und anständiger Mensch, der Tschaikin hieß, in das andere war ein Fräulein, eine Prostituierte, gezogen. Ein ganz hellblondes, junges Ding und kein übles Gesicht, recht hübsch eigentlich. Fenja hieß sie. Der Unternehmer Cholin besuchte sie regelmäßig, sie wurde von ihm ausgehalten, ich hatte sie auch nur aufgenommen, weil ich darauf rechnete. Und da, sieh' mal an, gibt's einen Zank zwischen den beiden, und er läßt sie schlankweg sitzen. Was tun? Zahlen konnte sie nicht, hatte nicht eine Kopeke; sie 'rauswerfen, ging auch nicht — sie war mir ja noch acht Rubel schuldig.

„Fräulein," sag' ich, „Sie müssen sehen, was durch die Straße zu verdienen. Bei mir ist kein Asyl für Obdachlose."

„Ich werde mir Mühe geben", sagt sie.

„Nur daß ich nichts davon merke, daß Sie sich Mühe geben. Statt sich Mühe zu geben, hocken Sie jeden geschlagenen Abend zu Haus. Auf Tschaikin", sag' ich, „brauchen Sie dabei nicht zu hoffen!"

„Ich werde mir Mühe geben. Ich schäme mich, Sie nur so reden zu hören."

„Ach," sag' ich, „schämen, da sind Sie gerad' die Rechte für!"

„Ich werd' mir Mühe geben", jawohl, leicht gesagt, rührte aber in Wirklichkeit keinen Finger. Sie scherwenzelte zwar um Tschaikin herum, der aber hatte keine Lust, sich auch nur nach ihr umzusehen. Darauf, merke ich, macht sie sich an meinen Jungen heran. Ich gebe Obacht — immer ist er hinter ihr her; plötzlich kommt es ihm in den Sinn, er will sich eine neue Jacke schneidern!

„Nein," sag' ich, „diesmal nicht, kannst noch warten! Ich zieh' dich so schon wie einen richtigen Herrensohn an: feine Stiefel, eine nette Mütze. Ich selbst habe mir alles versagt, jede Kopeke habe ich wie einen Schatz gehütet, aber dich habe ich immer gut ausstaffiert."

„Ich bin auch so ein hübscher Mensch", sagt er.

„Ach, du Hansnarr, was hab' ich davon? Glaubst du, es gibt mir jemand was für deine Schönheit?"

Ich merkte, daß mein Geschäft anfing, schlechter zu gehen. Ich hatte Ausfälle, Fehlbeträge in der Kasse. Wenn ich meinen Tee trank, wollte er mir nicht mehr schmecken. Ich leg' mich aufs Beobachten. Ich sitze in der Kneipe und horche — lehne mich dicht an die Wand, halte den Atem an und horche. Heute, morgen, übermorgen — immer höre ich sie miteinander brabbeln . . . Ich lese ihm den Text.

„Was geht es dich an?" sagt er; „vielleicht will ich sie heiraten."

„Das ist ja noch schöner, die eigne Mutter soll das nichts angehen! Deine Absicht", sag' ich, „habe ich schon lange gemerkt, nur daß es in alle Ewigkeit nicht dazu kommen wird."

„Sie liebt mich wahnsinnig; du kannst sie gar nicht verstehn, so zärtlich und schüchtern ist sie."

„Eine schöne Liebe das," sag' ich, „die Liebe von so einem hergelaufenen Frauenzimmer, von so einem liederlichen, verschlumpten Weibsstück. Sie hält dich zum Narren, Schafskopf, sie hat lauter schlimme Stellen an den Beinen", sag' ich.

Er stand ganz verdonnert; schielte auf seine Nasenspitze und sagt kein Wort. Na, Gott sei Dank, denk' ich, ich hab' ihn am rechten Fleck gepackt. Aber trotzdem war es mir gehörig in die Glieder gefahren: es war klar, daß er mächtig in sie verknallt war, der gute Junge. Koste es, was es wolle, denk' ich, man muß sie schleunigst aus dem Weg räumen. Ich berate mich mit dem Schwager und mit Tschaikin. Gebt mir einen Rat: was sollen wir mit ihnen anfangen? Na, das ist doch klar, sagen sie, sie einfach am Schlafittchen nehmen und an die Luft setzen, das ist das Ganze. Und sie fädelten folgende Geschichte ein: Ich tue so, als ob ich eingeladen wäre.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich gehe weg, laufe ein paar Straßen auf und ab, und um sechs, wo nämlich Tschaikin im Dienst abgelöst wurde, komme ich ganz leise nach Haus zurück. Ich will aufmachen, drücke, stoße gegen die Tür — die Sache ist richtig: sie ist abgeschlossen. Ich klopfe — keine Antwort. Ich klopfe nochmal und nochmal — wieder nichts. Aber Tschaikin steht schon um die Ecke parat. Ich fange an, gegen die Fenster zu bummern, daß die Scheiben wackeln. Plötzlich knackt der Riegel: Wanja steht da, kreideweiß. Ich stoß' ihn mit aller Gewalt bei der Schulter weg und dränge mich an ihm vorbei ins Zimmer. Da seh' ich denn das reinste Gelage: geleerte Bierflaschen, schönen, leichten Tischwein, Sardinen, einen großen, säuberlich zerlegten Hering mit rosagelbem Fleisch, zart wie Bernstein — alles aus meinem Laden. Die Fenjka sitzt auf einem Stuhl, hat ein himmelblaues Band im Zopf. Wie sie mich sieht, springt sie auf, stiert mich entsetzt an, und die Lippen werden ihr ganz blau vor Schreck. (Sie dachte wohl, ich würde über sie herfallen und sie prügeln.) Aber ich sage nur so ganz einfach, dabei kann ich selbst kaum Luft kriegen und nehme vor Aufregung mein Tuch ab und leg's wieder um:

„Was gibt's denn hier bei euch", sag' ich, „etwa eine Verlobung? Oder einen Geburtstag? Was ladet ihr einen nicht dazu ein und bietet uns nichts an?"

Keine Antwort.

„Was schweigt ihr?" sag' ich. „Warum red'st du nicht, mein Junge? Also so ein feiner Wirt bist du, mein Täubchen? Den Weg also geht mein sauer verdientes Geld?"

Er wollte aufmucken.

„Ich bin selbst alt genug und erwachsen."

„Stimmt," sag' ich, „und ich? Ich soll wohl von wegen deiner Liebschaft mit dieser feilen Hündin da an den Bettelstab kommen? Was? Ich soll wohl aus meinem eignen Haus 'rausgehen, wie? Was? Eine Schlange habe ich also an meinem Busen genährt?"

Wie er da auf mich losbrüllt!

„Untersteh' dich, sie zu beleidigen! Du bist doch selbst einmal jung gewesen, du solltest doch wissen, wie Liebe tut!"

Wie aber Tschaikin das Geschrei hört, ist er gleich zur Stelle, springt, ohne ein Wort zu sagen, auf Wanja los, packt ihn bei den Schultern und — 'rein mit ihm in die Rumpelkammer und den Schlüssel hinter ihm umgedreht. (Er war ein höllisch starker Mensch, ein wahrer Hüne!) Er schließt ab und sagt zu der Fenjka:

„Sie sind als Fräulein hier gemeldet, aber ich kann, wenn ich will, eine Dirne aus Ihnen machen."

(Durch das Kontrollbuch nämlich, meinte er.)

„Wollen Sie das", sagt er, „oder nicht? Wenn nicht, dann mach' noch heute, daß du von hier fortkommst, verdufte aus diesem Zimmer, aber gründlichst!"

Sie schwimmt in Tränen. Aber ich geh' noch eins weiter:

„Erst", sag' ich, „soll sie mir zahlen, was sie schuldig ist! Oder ich geb' ihr nicht ihren ruppigen Dreck von Koffer heraus. Mach' das Geld zurecht, oder die ganze Stadt soll wissen, was du bist!"

Na, so setzte ich sie noch am selben Abend vor die Tür. Fürchterlich hat sie sich angestellt, wie ich sie hinauswarf. Sie weinte, sie schluchzte, sogar die Haare hat sie sich gerauft. Versteht sich, sie war auch nicht auf Rosen gebettet. Wo sollte sie hin? Alles, was sie besaß, ihren ganzen Plunder hatte sie auf dem Leib. Na, weg war sie wenigstens. Wanja hielt sich auch eine Weile still. Am andern Morgen kam er hinter Schloß und Riegel vor — und sagte nicht muff: er hatte Angst und dazu ein schlechtes Gewissen. Er ging an seine Arbeit, und ich freute mich schon, beruhigte mich — aber es war nicht für lange. Wieder verschwanden Beträge aus der Kasse;

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dieses schamlose Menschschickte einen kleinen Bengel als Botenjungen in den Laden, und er, der Wanja, versorgte sie durch ihn mit Eingemachtem, mit Backwerk, Zuckerzeug, kurz, mit allem Möglichen. Bald schickt er ihr einen Haufen Zucker, bald Tee, bald Tabak . . . Ein Tuch vielleicht noch? Schön, auch ein Tuch! Oder ein Stück Seife? Gut, auch Seife! Alles, was ihm nur unter die Finger kam. Konnte ich ihn etwa hindern? Er begann auch, in die Flasche zu gucken und wurde immer niederträchtiger. Schließlich ließ er den Laden ganz sein, zu Haus war er überhaupt nicht mehr, kam gerade nur noch zum Essen und ging dann gleich wieder auf und davon. Jeden Abend ging er zu ihr, eine Flasche unter die Jacke geklemmt — und linksum marsch! und dabei wurde der Schnaps immer teurer. Ich fege wie eine Besessene aus der Kneipe in den Laden, aus dem Laden in die Kneipe, und wage schon nicht mehr, ihm ein Wort zu sagen: ein richtiger Strauchdieb war er geworden. Er war immer ein hübscher Bursch' gewesen, artete ganz nach mir darin, hatte ein zartes, weißes Gesicht, wie 'n junges Mädchen, kluge, klare Augen, lockige, kastanienbraune Haare — war auch hübsch groß und breit gewachsen . . . Aber jetzt hatte er eine ganz aufgeschwemmte Fratze bekommen, verschwiemelte Augen, seine Haare waren verfilzt, hingen ihm bis auf den Kragen herunter, total verbummelt sah er aus, hielt sich ganz krumm — und sagte kein Wort mehr, stierte nur immer vor sich hin.

„Reiz' mich jetzt nicht," sagt er mal, „oder ich könnte was tun, was mich ins Zuchthaus bringt."

Und wenn er sich betrank, fing er an zu sabbern, lachte über nichts und wieder nichts, döste vor sich hin oder spielte auf der Harmonika: „O unwiederbringliche schöne Zeit" und hatte die Augen ganz voll Tränen dabei. Ich merke, es steht schief um meine Sache, ich muß schleunigst heiraten. Damals bewarb sich eben ein Witwer um mich, auch ein Ladenbesitzer, aus der Vorstadt. Ein älterer Mann, aber überall gut angeschrieben, vermöglich. Es war also gerade das, was ich suchte. Ich erkundigte mich rasch bei zuverlässigen Leuten bis ins kleinste nach seinem Leben: nirgends ein Haken, scheint mir. Man braucht sich bloß zu entschließen, schnell Bekanntschaft machen — denn bis jetzt hatte die Vermittlerin uns bloß einander in der Kirche gezeigt — man mußte also noch einen Vorwand finden, einander zu besuchen und so eine Art Brautschau veranstalten. Er kam zuerst zu mir und stellte sich vor: „Lagutin, Nikolai Iwanytsch, Ladenbesitzer." — „Sehr angenehm", sag' ich. Ich sehe gleich, das ist ein vortrefflicher Mensch — allerdings nicht groß, schon ganz grauhaarig, aber so ein angenehmer, ruhiger, ordentlicher und umsichtiger Mann, auch sicher sehr sparsam, niemandem, sagt er, bin ich in meinem Leben auch nur einen Groschen schuldig gewesen . . . Darauf gehe ich mit der Vermittlerin zu ihm, so, als ob sich's um irgendein Geschäft handelte. Wir kommen hin; ich sehe, er hat einen Weinkeller und einen Laden mit allem, was zum Weintrinken dazugehört: Speck, Schinken, Sardinen, Heringe. Das Häuschen ist nicht groß, aber der reine Schmuckkasten. Gardinen vor den Fenstern, Blumen, der Boden sauber gefegt, obwohl er doch als Junggeselle lebt. Im Hof ist auch alles in bester Ordnung. Drei Kühe, zwei Pferde. Eins ist eine dreijährige Stute; fünfhundert, sagt er, sind mir schon dafür geboten worden, aber ich geb' sie nicht her. Na, ich war ganz weg von diesem Pferd, so schön fand ich es. Und er lacht nur immer stillvergnügt in sich hinein, trippelt vor uns her, schnippt mit den Fingern und zählt die ganze Zeit auf, als ob er's von einem Preiskurant abläse: hier ist dies und dies, da ist das und das . . . Was ist da noch groß zu überlegen, denke ich, man muß die Sache zum Abschluß bringen . . .

Versteht sich, ich erzähle das hier jetzt so in aller Kürze, aber was ich zu jener Zeit alles durchgemacht habe — das weiß nur ich und mein Kopfkissen allein! Die Beine wollten mir manchmal vor Freude versagen — so hatte ich denn doch endlich

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erreicht, was ich wollte, hatte die richtige Partie für mich gefunden! Aber ich schwieg ganz still, ich blieb in einer Angst und einem Zittern: wie, wenn alle meine Hoffnungen noch zu guter Letzt zu Wasser würden? Und beinahe wäre es so gekommen, um ein Haar waren alle meine Mühen umsonst, und weswegen? Noch heute kann ich's nicht ruhig aussprechen: wegen dieses Krüppels und wegen meines saubern Herrn Jungen! Wir hatten die ganze Sache so heimlich und auf eine so anständige Weise geführt, daß, sollte man meinen, nicht Katz' noch Kater drum wissen konnten. Aber da höre ich, daß schon die ganze Vorstadt von meinen und Nikolai Iwanytsch' Plänen weiß, das Gerücht, versteht sich, war auch zu den Ssamochwalows gedrungen, wahrscheinlich hatte es ihnen die Polkanicha selbst gesteckt. Und da also, wie ich schon sagte, hängt sich dieser Krüppel einfach mir nichts dir nichts auf! Siehst du, da hast du's! Ich hab' dir gedroht, du hast's nicht glauben wollen, nun tu' ich's gerade, dir zum Tort! Er hatte einen Nagel in die Wand über seinem Bett eingeschlagen, eine Strippe von einem Zuckerhut drangeknotet, den Hals in die Schlinge gesteckt und sich vom Bett gleiten lassen. Kein großes Kunststück, gehört weiter nicht viel Verstand dazu! Ich stehe einmal gegen Abend um die Dämmerung im Laden, räume irgend etwas weg — plötzlich: bum — bum, hämmert jemand gegen den Fensterladen. Mir fällt gleich das Herz herunter. Ich stürze zur Tür — steht die Polkanicha draußen.

„Was willst du?"

„Nikanor Matwejitsch läßt dir zum Abschied noch ein schönes langes Leben wünschen!"

Schmeißt mir das ins Gesicht, macht kehrt und läuft ab. Und ich, in der ersten Hitze, ohne auch nur zu überlegen — ich war wie verbrüht vor Schreck — ich werfe ein Tuch um und hinter ihr her! Sie läuft, was das Zeug hält, hebt ihr Kleid vorne hoch, stolpert, streckt den Kopf vor, läuft und läuft — und ich immer Trab hinter ihr her ... Ein Skandal wahrhaftig zum Gaudium der ganzen Stadt! Ich laufe und begreife nichts. Denke nur immer eins: diesmal geht's mir an den Kragen! Was Schönes hat er angerichtet, Gott verzeih's ihm! Nein, denke ich, wie gewissenlos doch die Menschen sein können! Ich laufe bis vors Haus, und da ist auch schon ein Menschenauflauf wie bei einer Feuersbrunst. Die Haustür steht sperrangelweit offen, wer will, drängt rein, versteht sich, das war ein gefundenes Fressen für alle. Aus purer Dummheit wäre ich beinahe auch reingegangen. Zum Glück versetzte mir jemand eins gegen den Kopf — das brachte mich zu mir, ich machte kehrt und lief nach Haus. Kann sein, daß mich das gerettet hat, sonst hätte ich vielleicht noch mein blaues Wunder erleben können. Es hätte bloß einem einzufallen brauchen — z. B. der Polkanicha aus Bosheit — den Herrn von der Polizei darauf aufmerksam zu machen: die ist es, Euer Gnaden, die wir in Verdacht haben, die die Schuld an allem hat, wollen Euer Gnaden sie nur verhören — und ich war geliefert. Verflucht noch mal, dann versuch' es nur, dich herauszuwinden. Nicht im Traum denkt man an so was — und schon haben sie einen am Schlafittchen und ins Loch gesteckt ... das wäre nicht das erste Mal!

Na, er wurde begraben — und mir wurde leichter ums Herz. Ich richte mich auf die Hochzeit, beeile mich, alle meine Angelegenheiten zu ordnen, ohne Schaden zu verkaufen, was irgend möglich ist — da gibt's ein neues Unglück. Ich hielt mich so schon kaum noch auf den Beinen vor lauter Sorgen und Geschäften, war obendrein wie ausgedörrt von der Hitze — die Hitze war gerade in diesem Jahr einfach unerträglich, und dazu ein Staub und ein glühheißer Wind, besonders bei uns, in unserer bergigen Straße — da gibt's also wieder was Neues: Nikolai Iwanytsch ist eingeschnappt! Er schickt die Vermittlerin zu mir, dieselbe, die uns zusammengebracht hat — ein schlaues Biest war sie, witterte und erspähte alles, hatte den

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nikolai Iwanytsch wahrscheinlich selbst darauf gehetzt — Nikolai Iwanytsch läßt mir also durch sie sagen, daß er die Hochzeit bis zum ersten September aufschiebe — angeblich Geschäfte halber — und wegen meines Sohnes, wegen des Wanja, läßt er mir raten: ich möge gefälligst ein bißchen darüber nachdenken, was aus ihm werden soll, und ich möge ihn irgendwo unterbringen, ganz egal wo, denn bei sich im Haus würde er ihn um nichts in der Welt aufnehmen. Wenn er auch dein leiblicher Sohn ist, sagt er, er würde uns in Grund und Boden ruinieren und mich um meine ganze Ruhe bringen. (Was wäre das auch für ihn für eine Lage gewesen! Nie im Leben hatte er Krawall gehabt, niemals zweifelhafte Geschichten angezettelt — versteht sich, er hatte einfach Angst vor Aufregungen: wenn er sich aufregte, wurde ihm nämlich immer ganz wirr im Kopf, und er konnte die richtigen Worte nicht finden.) Sie soll ihn sich vom Hals schaffen, sagt er. Aber wo soll ich ihn hinschaffen, wo ihn unterbringen? Der Junge war mir völlig aus den Händen gewachsen, unter fremden Leuten, denk' ich, wird er vollends um die Ecke gehn, aber weg muß er, das ist nicht zu ändern. Ich selbst stand ja wie Katz' und Hund mit ihm, seit er die Fenjka kennen gelernt hatte: geradezu behext hatte sie ihn, das Luder! Am Tag döste er, nachts soff er, Tag oder Nacht, das war ihm alles eins . . . Was ich in dem Sommer mit ihm ausgestanden habe — das läßt sich einfach nicht beschreiben! Er brachte mich buchstäblich um — ich schmolz weg, wie so ein Talglicht, ich konnte keinen Löffel mehr halten, so zitterten mir die Hände. Wenn es dunkel wurde, setzte ich mich auf die Bank vorm Haus und wartete, bis er nach Haus kam, ich hatte Angst, die Bande aus dem Arbeiterviertel würde ihn mal gehörig verdreschen.

Na, wie ich also diesen Bescheid von Nikolai Iwanytsch bekommen hatte, ruf' ich den Wanja zu mir: „So und so liegt die Sache, mein Junge, ich habe lange genug Geduld mit dir gehabt, aber du bist völlig verlottert und verliedert, hast mir in der ganzen Gegend Schande gemacht. Du hast dich daran gewöhnt, herumzulungern, zu faulenzen und zu schlampampen — und bist dadurch ein richtiger Tagedieb, ein Habenichts und ein Säufer geworden. Du hast leider nicht meine Gaben; ich, ich habe mich, so oft ich auch auf die Nase gefallen bin, wieder hoch gekrabbelt, du kannst das nicht, du hast nicht das Zeug, dir auch nur das geringste zu verdienen. Was mich anbelangt, so habe ich mir überall Achtung erworben, ich hab' ein Immobiliarvermögen, ich esse und trinke nicht schlechter als andere Leute, ich rackere und schinde mich nicht zu Tode, und alles, weil ich mich eben von jeher nicht habe unterkriegen lassen. Aber du, du willst augenscheinlich der Bruder Liederlich bleiben, der du bist. Es ist höchste Zeit für dich, mir nun nicht länger die Haare vom Kopf zu fressen . . ."

Er sitzt da, schweigt und petert an dem Wachstuch auf dem Tisch. Ich hatte ihn eben zum Essen gerufen, sonst schlief er immer, seine blöde Fratze war ganz aufgedunsen.

„Was machst du deinen Mund nicht auf?" frag' ich. „Reiß' mir das Wachstuch nicht entzwei — verdien' dir erst selber eins — antworte mir, zum Kuckuck." Er schweigt, senkt den Kopf, und seine Lippen fangen an zu zittern.

„Du willst dich wieder verheiraten?" sagt er schließlich.

„Ob ich heirate oder nicht," sag' ich, „steht nicht fest, aber wenn ich heirate, dann nur einen anständigen Mann, der dich nicht in sein Haus lassen wird. Ich bin nicht deine Fenjka, Freund, nicht so eine hergelaufene Schlumpe."

Je, wie er da auf einmal vom Stuhl aufsprang und von Kopf zu Fuß nur so bebte!

„Du, du bist nicht den Nagel von ihrem kleinen Finger wert", schreit er. — Fein, was? Er sprang auf, brüllte wie nicht gescheit, krachte die Tür zu und war heidi. Und ich, die ich weiß Gott nicht weinerlich bin, ich brach einfach in Tränen aus. Ich weinte den ganzen Tag, weinte auch noch den nächsten, wenn ich nur daran

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denke, was für Worte er mir hat sagen können, laufen mir gleich die Tränen runter. Ich weine und wiederhole mir nur immer wieder das eine: im Leben verzeihe ich ihm nicht diese Beleidigung, ich jag' ihn von Haus und Hof . . . Aber er kommt gar nicht zurück. Ich höre, daß er bei seinem Frauenzimmer sitzt, Gelage abhält mit Getanz und Gehops, er versäuft das Geld, das er mir gestohlen hat, und stößt Drohungen gegen mich aus: ich mach' sie kalt, sagt er, ich passe es ab, wenn sie am Abend ausgeht, ich schlag' sie mit einem Stein zu Boden. Er schickt — mir zum Hohn, versteht sich — in den Laden und läßt allerlei einkaufen, bald Backwerk, bald Heringe. Ich zittere geradezu vor Empörung, aber ich halte steif und geb' es ruhig her. Einmal sitze ich im Laden — da kommt er plötzlich selbst herein. Betrunken — nicht zum Wiedererkennen. Er bringt die Heringe zurück — am Morgen hatte er ein Mädel geschickt, die für sein Geld, versteht sich, vier Stück gekauft hatte — und klatscht sie mir nur so auf den Ladentisch.

„Wie kann man seinen Kunden solchen Dreck schicken?" schreit er. „Sie stinken ja, man kann sie gerade noch den Hunden vorwerfen!"

Er brüllt, bläst die Nasenlöcher auf, sucht irgendeinen Vorwand, um Krach zu machen.

„Brülle und tobe hier gefälligst nicht so," sag' ich. „Ich mache die Heringe nicht selbst, sondern kaufe sie in Fässern. Wenn's dir nicht paßt — dann friß sie nicht, da hast du dein Geld zurück."

„Wenn ich sie aber gegessen hätte und dran gestorben wäre?"

„Ich sag' dir noch einmal, du Schwein, du hast hier nicht so zu schreien," sag' ich — „bist du vielleicht mein Vorgesetzter? Einen sehr hohen Rang scheinst du mir nicht zu haben! Du solltest lieber anständig sagen, was du zu sagen hast, statt wie ein Räuber mit Gewalt in fremde Räume einzudringen."

Da packt er plötzlich ein schweres Gewicht, das auf der Truhe lag, und zischt:

„Wenn ich dir damit jetzt eins über den Kopf gebe, würdest du dich schon lang legen!"

Und stürzt Hals über Kopf aus dem Laden. Und ich setze mich platt auf die Erde vor Schreck und kann nicht wieder hoch kommen.

Dann höre ich, daß er fürchterlich vermöbelt worden ist, Gott hat ihn für sein Benehmen gegen seine Mutter gestraft! Halb tot brachten sie ihn mir in einer Droschke an — sinnlos betrunken, sein Kopf schlenkerte hin und her, seine Haare waren mit Blut und Staub verklebt, Stiefel und Uhr hatten sie ihm gemaust, die neue Jacke in Fetzen gerissen — auch nicht eine Handbreit Stoff war heil geblieben; . . . Ich überlegte hin und her — na, ich nahm ihn auf und zahlte sogar den Kutscher, aber am gleichen Tag noch schicke ich eine schöne Empfehlung an Nikolai Iwanytsch und lasse ihm mit aller Bestimmtheit sagen, daß er sich nicht weiter beunruhigen soll: die Sache mit meinem Sohn sei entschieden; ich würfe ihn ohne jedes Erbarmen aus dem Haus hinaus, sobald er seinen Rausch ausgeschlafen hätte. Er erwidert meine Empfehlungen und läßt mir sagen: das wäre sehr vernünftig und gescheit; er danke mir und wäre ganz meiner Ansicht . . . Und er setzte die Hochzeit auf vierzehn Tage später an. Ja . . .

Na, damit ist's vorläufig genug, hier ist meine Geschichte zu Ende. Mehr ist, glaube ich, nicht zu erzählen. Mit diesem Mann habe ich so gut mein ganzes Leben lang gelebt — wie's wirklich eine Seltenheit heutzutage ist. Was ich durchgemacht habe, bis ich zu diesem Himmel auf Erden gekommen bin — das läßt sich nicht beschreiben! Aber der liebe Gott hat mich dafür belohnt — jetzt lebe ich schon das einundzwanzigste Jahr mit meinem Alten wie hinter einer steinernen Mauer, und ich weiß, er würde es nicht leiden, daß man mir ein Unrecht antut: er ist nicht so friedfertig, wie er aussieht! Aber versteht sich, man mag wollen oder nicht, zuweilen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tut einem das Herz doch weh. Besonders so in den großen Fasten. Wenn ich jetzt stürbe, denke ich dann, das wäre schön, man hätte seine Ruh', in allen Kirchen singen sie jetzt Litaneien zu Ehren der Jungfrau Maria . . . Wirklich, ich hab' mich genug abgeäschert in meinem Leben — aber ein zähes Frauenzimmer ist sie doch gewesen, die Nastaßja Semionowna! Sollte ich bei meinem Verstand etwa ewig im Dorf sitzen bleiben? Mein Mann, der nannte mich überhaupt immer nur „General Skobeljew!" . . . Manchmal bekümmert's mich freilich auch, wenn ich an Wanja denken muß. Zwanzig Jahre habe ich jetzt nichts von ihm gehört noch gesehn. Vielleicht ist er längst gestorben, und ich weiß es nicht. Er hat mir leid getan, das muß ich sagen, wie sie ihn damals so anbrachten. Wir schleppten ihn ins Zimmer, packten ihn auf sein Bett — und den ganzen Tag hat er dann geschlafen wie ein Toter. Ab und zu ging ich zu ihm rein, horchte auf seinen Atem, ob er noch lebte . . . Im Zimmer herrschte ein Gestank, nicht zu sagen, so nach etwas Säuerlichem, zerlumpt und verschmutzt lag er da, schnurchelte und röchelte . . . Es war eine Schande und ein Jammer, ihn anzusehn, es war doch immerhin mein Fleisch und Blut. Ich guckte und guckte, horchte — und ging wieder hinaus. Und ich bekam das heulende Elend! Ich zwang mich, Abendbrot zu essen, räumte den Tisch ab, löschte das Licht aus . . . Aber an Schlafen war nicht zu denken, ich lag da und zitterte an allen Gliedern. Und die Nacht war so hell und klar. Ich horchte, er war aufgewacht. Er hustete in einem fort, ging immerzu auf den Hof hinaus und klappte mit der Tür.

„Was läufst du immerzu 'raus?" frage ich.

„Ich habe Bauchschmerzen", sagt er.

An seiner Stimme höre ich, daß er ganz verstört ist und sich hundeelend fühlt.

„Trink' ein Glas Wodka mit Beifuß," sag' ich, „die Flasche steht in der Ecke hinter den Heiligenbildern."

Ich liege wieder eine Weile, vielleicht bin ich auch ein bißchen eingedüselt, plötzlich fühle ich durch den Schlaf, wie jemand sich vorsichtig über die Matte am Boden heranschleicht. Ich fahre hoch — er ist es.

„Mutter," sagt er, „um Christi willen, fürchte dich nicht vor mir . . ."

Und fängt an zu weinen, daß ihm die Tränen nur so stromweise über die Backen laufen! Er setzt sich auf mein Bett, hascht nach meinen Händen, küßt sie, macht sie ganz naß mit seinen Tränen und erstickt beinah vor lauter Weinen und Schluchzen. Ich konnt's nicht aushalten — und heulte auch los! Er tat mir leid, versteht sich, aber es war nicht zu ändern, seinetwegen stand meine ganze Zukunft auf der Schneide. Er selbst verstand das auch recht gut, wie ich sah.

„Verzeihen", sag' ich, „kann ich dir, aber die Sachen noch so weitergehn lassen, das ist jetzt völlig ausgeschlossen, das siehst du doch selbst ein. Mach', daß du fortkommst, so weit wie möglich, daß ich nichts mehr von dir zu hören brauche!"

„Mutter," sagt er, „was hab' ich getan, daß du mich zugrunde richten willst, wie du's mit dem Krüppel Nikanor Matwejitsch gemacht hast?"

Na, ich merkte, er war noch nicht wieder ganz bei sich, und so wollte ich denn nicht mit ihm streiten. Er weinte und weinte, dann stand er auf und ging hinaus. Am Morgen guckte ich in das Zimmer, wo er schlief, da war auch keine Spur mehr von ihm vorhanden. Er war ganz früh weggegangen, wohl weil er sich schämte, und blieb spurlos verschwunden wie ein Stein im Wasser. Es ging die Rede, er hätte eine Zeitlang in Sadonsk in der Nähe des Klosters gewohnt, dann soll er nach Zarizyn weitergegangen sein, und da mag er sich den Hals gebrochen haben, Gott weiß . . . Was soll man viel darüber reden und grübeln — man regt sich nur selbst unnütz damit auf. Wasser bleibt Wasser, auch wenn man's kocht!

Aber was er da von Nikanor Matwejitsch gesagt hat, das finde ich einfach dumm. Ich habe ihm, weiß Gott, keine großen Summen abgeluchst, ich hab' ihm

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Geld nicht aus der Tasche gezogen. Er wußte ganz gut, was er für ein Krüppel war, und hat sich oft darüber gegrämt. Manchmal sagte er zu mir:

„Das Schicksal hat mich zum Krüppel gemacht, Nastja, und hat mir einen verdrehten Charakter obendrein gegeben: bald bin ich grundlos vergnügt, wie vor einem nahen Unglück, bald überkommt mich eine derartige Traurigkeit, besonders im Sommer, bei der Hitze und diesem Staub hier — daß ich einfach Hand an mich legen könnte! Wenn ich sterbe und sie mich auf dem Vorstadtkirchhof begraben — dann wird eine Ewigkeit lang von der Mauer her dieser gräßliche Staub über mein Grab wehen!"

„Was grämen Sie sich darüber, Nikanor Matwejitsch," sag' ich, „da drüben fühlen wir das nicht mehr."

„Was hilft's," sagt er, „daß wir es drüben nicht fühlen werden — das Unglück ist doch, daß man hier im Leben immer daran denken muß . . ."

Wirklich, es war schon manchmal stumpfsinnig bei uns im Hause, bei den Ssamochwalows, wenn so nach dem Mittagessen alle schliefen und der Wind diesen Staub aufwirbelte! Und er hat dann auch Hand an sich gelegt bei einer fürchterlichen Hitze, in der schlimmsten, stumpfsinnigsten Stunde. Unsere Stadt ist auch wirklich zum Auswachsen öde. Da war ich kürzlich einmal in Tula: Weiß Gott, das ist gar nicht zu vergleichen!

Politische Schlagworte

Von

Wilhelm Schelcher

Mehr als je wird heute im politischen Leben mit Schlagworten gearbeitet. Das sind in kurzen Worten zusammengefaßte Gedanken, mit denen in der Presse, in Parlamenten und Volksversammlungen auf die Allgemeinheit eine besonders durchschlagende Wirkung zu erzielen gesucht wird. Zu diesen Schlagworten gehören im heutigen republikanischen Staate „Souveränität des Volkes", „Freiheit und Gleichheit aller Staatsbürger", „Verwandlung des Obrigkeitsstaates in den Volksstaat", „Demokratisierung der Verwaltung", „freie Bahn dem Tüchtigen". Das sind alles sehr hochtönende, verheißungsvolle Worte, die ihren Eindruck meistens nicht verfehlen und vielfach sogar faszinierend wirken. Von den Wenigsten aber werden sie auf ihre innere Wahrheit und Berechtigung geprüft, sondern urteilslos selbst von solchen hingenommen, die mit ihrer Tendenz nicht übereinstimmen. Wie steht es aber in Wirklichkeit mit ihrem Werte?

1. „Souveränität des Volkes." Was versteht man unter Souveränität? Es ist ein staatsrechtlicher Begriff, der eine doppelte Bedeutung hat: einmal bezeichnet er ein Verhältnis des Staates nach außen, im Verkehre mit anderen Mächten, als das der Unabhängigkeit und Freiheit des Staates gegenüber jeder fremden Gewalt, zum zweiten bedeutet das Wort die höchste und unabhängige Gewalt im Staate, eine Gewalt, die auch im Staate keine höhere über sich kennt (G. Jellinek, „Allg. Staatslehre", 2. Aufl., S. 491) [1]. Hier haben wir es mit der zweiten Bedeutung des Wortes

[1]) Souveränität ist weder identisch mit der aristotelischen Autarkie, Selbstgenügsamkeit, d. h. jener Eigenschaft des Staates, vermöge deren das menschliche Ergänzungsbestreben in ihm zur vollsten Befriedigung gelangt, so daß der Staat einer andern ihn ergänzenden Gemeinschaft seiner Natur nach nicht bedarf (G. Jellinek a. a. O. S. 422), noch gleichbedeutend mit der Staatsgewalt selbst, sondern nur eine Eigenschaft der vollkommenen Staatsgewalt (Gerber, Grundzüge des deutschen Staatsrechts, 3. Aufl., S. 22).

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu tun. Der Grundsatz der Volkssouveränität — Inhaber der höchsten Gewalt im Staate ist das Volk — ist nicht erst in der französischen Revolution entstanden; er war bereits verwirklicht im Altertum, in der athenischen und in der römischen Republik; er ist dann dem fürstlichen Absolutismus gegenüber weiter aufgestellt und vertreten worden von einigen Gelehrten im frühen Mittelalter (besonders Thomas von Aquino und Marsilius von Padua) [2]), später aber vor allem von den kalvinistischen sog. Monarchomachen (Fürstenbekämpfern, hauptsächlich Johannes Althusius) [3]), in der Lehre vom Widerstandsrechte des Volkes gegen die Staatsgewalt. In das praktische Staatsleben eingeführt ist der Grundsatz auf Grund der Lehre Rousseaus vom Gemeinwillen, der volonté générale [4]), erst in der französischen Verfassung von 1791 („la souveraineté appartient à la nation") und später in der belgischen Verfassung von 1831 („tous les pouvoirs émanent de la nation"), zunächst unter Fortbestand der monarchischen Staatsform. Er bedeutet hier, daß der König nur die Befugnisse hat, welche die vom Volke sich selbst gegebene Verfassung ihm verleiht, daß er den Staat nicht besitzt, sondern ihn nur vertritt als sein oberstes Organ. Er ist nicht mehr Herrscher kraft eigenen angestammten Rechtes oder „von Gottes Gnaden", sondern nur König „nach dem Willen des Volkes". Die italienische Formel des Gesetzes vom 21. April 1861, wonach der König Herrscher sowohl von Gottes Gnaden wie nach dem Willen des Volkes (Re d'Italia per grazia de Dio e per la volontà della nazione) sein soll, enthält einen Widerspruch in sich.

Es verstand sich von selbst, daß der Gedanke der Volkssouveränität in der demokratischen Republik zum Grundpfeiler des Staatswesens erhoben wurde. So heißt es in der deutschen Reichsverfassung vom 11. August 1919 und fast gleichlautend in allen Verfassungen der deutschen Länder: „Die Staatsgewalt geht vom Volke aus." Das bedeutet: das Volk ist die letzte Quelle aller Staatsgewalt in Deutschland, alle Staatsgewalt ist letzten Endes Volkswille (Anschütz). Es gibt in der Demokratie keinen Gegensatz zwischen Staat und Volk, das Volk ist der Staat selbst [5]). Wie aber kommt dieser Gedanke zur tatsächlichen Erscheinung im praktischen Staatsleben?

Die hergebrachte Anschauung ist, daß die gestaltlose Masse, das Volk in seiner Gesamtheit, nicht selbst als Träger der höchsten Gewalt handelnd auftreten könne; es habe als solches keinen Willen, sein Wille müsse erst juristisch gebildet werden.

[2]) S. über Marsilius von Padua als „erstem Vorkämpfer der modernen Demokratie" Richard Scholz in der „Zeitschr. f. Politik" I (1907), S. 61 ff., über das Verhältnis seiner Lehre zur Doktrin Rousseaus ebenda, S. 93.

[3]) Althusius übertrug den vom Franzosen Bodinus entwickelten und für den Herrscher in Anspruch genommenen Souveränitätsbegriff in seinem vollen Umfange auf das Volk, er sprach als erster von der Majestät des Volkes und erklärte die ausschließlich auf ihr beruhende Staatsverfassung als die einzig mögliche. Siehe hierüber besonders Gierke, Johannes Althusius, 3. Aufl., Breslau 1913.

[4]) S. hierüber Rudolf Hübner, Die Staatsform der Republik, 1920, S. 29 ff. Die Theorie Rousseaus unterscheidet zwischen dem individuellen Willen, der ein bloßes Begehren, ein irregeleiteter Wille sei, und dem genossenschaftlichen Willen, der der wahre, von der Vernunft geleitete Wille sei und darin bestehe, im wohlverstandenen Interesse der Gemeinschaft und damit seiner selbst zu handeln. Diesen Willen haben alle Genossen gleichmäßig; er ist also der Gemeinwille. Diesen Gemeinwillen erklärte Rousseau für den Herrscher und erhebt damit das Volk selbst zum einzigen Souverän. „Und dieser Souverän, der Gemeinwille, der praktisch der jedesmalige Mehrheitswille ist, ist ohne alle Schranken; jedes Individualrecht ist an die souveräne Gemeinschaft veräußert" (Hübner a. a. O. S. 32). S. die Widerlegung dieser Lehre bei Redslob, Die Staatstheorien der französischen Nationalversammlung von 1789. Leipzig 1912, S. 33 („einen Gemeinwillen im Sinne Rousseaus, d. h. einen Willen, der das allgemeine Beste darum verfolgt, weil es zugleich das wohlverstandene Interesse jedes Einzelnen sei, gibt es nicht").

[5]) Im Gegensatz zur absoluten Monarchie, in der der König in sich den Staat verkörperte (l'état c'est moi nach dem Ausspruche Ludwigs XIV.).

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und doch gibt es tatsächlich einen Volkswillen, der in bewegten Zeiten sichtbar zur Erscheinung kommt und sich mit elementarer Gewalt Geltung verschafft. Einen solchen Volkswillen haben wir kennen gelernt in den großen Tagen des August 1914 beim Ausbruche des Weltkrieges. Dagegen war der Umsturz der deutschen Verfassungen im November 1918 noch nicht ein Erzeugnis des allgemeinen Volkswillens, sondern nur das Werk einer zahlreichen und zielbewußten Volksklasse, die in sich noch keineswegs die Mehrheit des Volkes darstellte. Das Volk in seiner Gesamtheit hat erst nachher den Umsturz als vollendete Tatsache anerkannt und sich dieser gefügt, und erst hierin ist der allgemeine Volkswille zum Ausdruck gekommen [6]). Im Rechtsleben des Staates aber ist das Volk als solches nicht willensfähig, zwar nicht deshalb, weil, wie Hegel einmal gesagt hat, das Volk denjenigen Teil der Mitglieder des Staates bezeichnet, der nicht weiß, was er will, sondern weil das Volk keine Rechtsperson ist und deshalb auch keinen Willen im Rechtssinne haben kann. Dieser Wille muß allerdings erst juristisch gebildet werden. Dies kann auf zwei Wegen geschehen: entweder, wie in der unmittelbaren Demokratie, durch Versammlung und Beschlußfassung aller handlungsfähigen Volksgenossen [7]), oder mittelbar, in der repräsentativen Demokratie, durch allgemeine Wahl von Vertretern, deren Willensäußerungen als solche des ganzen Volkes gelten sollen. Der erste Weg ist nur gangbar in sehr kleinen Staaten mit einfachen wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnissen und überwiegend gleichartiger Bevölkerung, wie z. B. in den schweizerischen Urkantonen. Aber auch hier kann für die zu fassenden Beschlüsse nicht, wie an sich zur Hervorbringung des reinen Volkswillens nötig wäre, Einstimmigkeit der ganzen Versammlung gefordert werden, sondern immer nur die Mehrheit der abgegebenen Stimmen entscheiden, weil sonst in den meisten und oft wichtigen Fragen überhaupt kein Beschluß zustande kommen und jede fortschrittliche Entwicklung gehemmt sein würde. Jeder Mehrheitsbeschluß enthält aber eine Unterdrückung der oft einsichtsvolleren Minderheit und ihrer staatsbürgerlichen Freiheit (siehe Weiteres hierzu unter 2). Beim andern Wege — Repräsentativsystem — gibt das zur allgemeinen Wahl aufgerufene Volk seine Macht an die von ihm gewählten Vertreter ab und ist so lange zur Tatlosigkeit verurteilt, als nicht nach der Verfassung seine Entscheidung selbst wieder anzurufen ist oder angerufen werden kann. So hat schon der größte Apostel der Demokratie, Rousseau, für England den berühmten Ausspruch getan: „Das Volk glaubt souverän zu sein, es irrt sich sehr, es ist nur souverän während der Wahl zum Parlament. Sobald die Wahl erfolgt ist, ist es ein Sklave, weiter nichts“ [8]). Bei dem in allen größeren republi-

[6]) So waren auch die Erklärungen der Revolutionsgewalthaber von 1918 (sog. Volksbeauftragten), daß das neue Deutschland auf demokratischer Grundlage aufgebaut sei, die Staatsgewalt des Reiches also beim deutschen Volke ruhen solle, so lange gegenstandslos, als nicht das Volk durch eigenes Handeln von seinem Rechte Gebrauch machte. Geschehen ist dies erst durch die Wahl zur Nationalversammlung vom 19. Januar 1919. Hierin lag die erste Lebensäußerung des deutschen Volkes als Träger der Staatsgewalt eines neuen, demokratisch verfaßten Staatswesens. Erst von jenem Tage an war das Prinzip der Volkssouveränität in Deutschland verwirklicht und die deutsche Republik tatsächlich ins Leben getreten. S. Giese, Reichsverfassung, 4. Aufl., S. 20.

[7]) Unter Volk im staatsrechtlichen Sinne werden vielfach nicht die sämtlichen Bewohner des Staatsgebietes, sondern nur die zur Teilnahme am Staatsleben berechtigten Bürger, d. h. im Deutschen Reiche die über 20 Jahre alten, nicht entmündigten und im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte befindlichen Volksgenossen (Aktivbürger) verstanden. Zu dem Gesamtvolke als Träger der Staatsgewalt und Subjekt der Volksvertretung gehören aber nicht bloß die sogenannten Aktivbürger (Wahlberechtigten), sondern alle Volksgenossen.

[8]) Rousseau verwarf deshalb die ganze Einrichtung der Volksvertretung und erklärte für die einzig richtige Volksvertretung die, in der das Volk selbst Mann für Mann in allgemeinen Volksversammlungen über die Gesetze abstimme und die Beamten wähle, also die unmittelbare Demokratie, dagegen zeigte de Lolme in seiner Abhandlung über die englische

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kanischen Staaten eingeführten Repräsentativsystem besteht aber schon an sich die Gefahr einseitiger Herrschaft eines herausgehobenen Teiles des Volkes, nämlich des Parlamentes, und diese Gefahr ist aufs höchste gesteigert in der heutigen parlamentarischen Republik, welche nach ihrem Wesen und ihren Wirkungen nicht bloß zur Herrschaft des Parlamentes, sondern letzten Endes zur Diktatur der dieses beherrschenden Parteien und ihrer Häupter führen muß [9]). Dies gilt um so mehr bei dem heute herrschenden Prinzip der Verhältniswahl, welches die Parteien zu wesentlich bestimmenden Faktoren des Staatslebens erhebt. Das ist aber nicht mehr Demokratie, sondern Aristokratie und Oligarchie! Was bleibt da noch von der vielgerühmten Souveränität des Volkes übrig? Ein kleiner Rest und ein wesenloser Schein, der nur dann wieder Gestalt und Bedeutung gewinnen kann, wenn einmal dem Volke starke, auserlesene Führer erstehen, die es im rechten Augenblicke zu dem ihm nach der Verfassung gegebenen Entscheid über die großen, das Staatsleben bewegenden Fragen aufrufen. Aber der Aufruf zum Volksentscheid ist ebenso wie die Einbringung eines Volksbegehrens sowohl nach der Reichsverfassung und dem Reichsgesetz über den Volksentscheid, wie auch nach den einzelnen Landesverfassungen und -gesetzen an sehr enge Voraussetzungen und erschwerende Bedingungen gebunden, so daß es nur verhältnismäßig selten und in äußersten Notfällen dazu kommen wird. Es bleibt deshalb im wesentlichen richtig, wenn Nawiasky in den „Grundgedanken der Reichsverfassung" (S. 67) dem Volke einerseits in formeller Hinsicht die Eigenschaft des obersten Organs zuspricht, da es allein stets seinen Willen positiv und negativ durchsetzen, d. h. die von ihm gewünschte Willenserklärung des Reiches erzwingen, eine nicht gewünschte verhindern könne, andererseits aber ausspricht: „Das Volk ist, politisch betrachtet, eine gestaltlose Masse, hat keinen politischen Willen, keine Handlungsfähigkeit. Zu einem politischen Faktor wird es erst durch Organisation. Diese kann nur erfolgen durch die einzelnen Führer, welche sich hierzu des Instrumentes der Parteien bedienen. Hieraus ergibt sich, daß der Schwerpunkt der politischen Entscheidungen nicht beim Volke, sondern bei seinen Führern, nicht bei der Abstimmung der Masse, sondern bei den Beratungen ihrer Vertreter, d. h. beim Parlamente gelegen ist."

Der Führer bedarf aber das Volk auch in der Demokratie. Und hier stoßen wir wieder auf einen großen Widerspruch zwischen Theorie und Wirklichkeit. An sich widerstrebt die demokratische Forderung der Gleichheit der Anerkennung und Duldung überlegener Geister als Führer. So läßt schon Plato (in der Politeia) den Sokrates sagen:

Verfassung (1771) sehr anschaulich, wie wenig das Volk imstande sei, sich selbst in einer Volksversammlung Gesetze zu geben. S. hierüber Hübner, Die Staatsform der Republik, 1920, S. 61 ff. Als erster hat Montesquieu im „Geist der Gesetze" (1748) das Verständnis für die politische Bedeutung der Repräsentativverfassung erschlossen und deren Vorzüge gegenüber der unmittelbaren Demokratie hervorgehoben, indem er ausführte, daß das Volk, da es nicht selber Gesetze geben könne, durch Vertreter — ohne imperatives Mandat — handeln müsse. Trotz alledem bleibt immer ein Widerspruch zwischen dem Gedanken der Volkssouveränität und der Repräsentation bestehen, der auf theoretischem Wege nicht zu beseitigen ist. „In ruhigen Zeiten schlummert er oder beschäftigt er höchstens den Verstand der Gelehrten, bis er dann in Tagen der Erregung, der Revolution, in den Mittelpunkt der Kämpfe tritt und nun mit den Mitteln der Macht gelöst werden muß" (Hübner a. a. O. S. 67). Jedenfalls aber haben die theoretischen Schwierigkeiten den Siegeslauf des Gedankens der Repräsentation nicht zu hemmen vermocht, und so ist schließlich dieses System in fast allen monarchischen und republikanischen Staaten der Erde zur unbestrittenen Herrschaft gelangt.

[9]) S. über diese Wirkungen des parlamentarischen Systems Näheres bei W. Schelcher im „Arch. öff. Recht" 41, 271 ff., 290 ff., 312 ff.; ferner auch Schäffer in den „Politischen Zeitfragen", 4. Jahrg. 1922, Heft 1, S. 6 ff., 12 ff., 14 ff.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Einen Mann von überragender Eigenschaft würden wir als ein anbetungswürdiges, wunderbares und liebenswertes Wesen verehren; aber nachdem wir ihn darauf aufmerksam gemacht, daß es einen solchen Mann in unserm Staate nicht gebe und nicht geben dürfe, würden wir ihn — sein Haupt mit Öl salbend und bekränzend — über die Grenze geleiten." (Hans Kelsen, „Wesen und Wert der Demokratie", S. 29.)

So sagt auch Graf Keyserling im „Reisetagebuch eines Philosophen", 2. Bd., Seite 498:

„Eine Herrschaft der Besten führt die Republik nicht herbei, weil der Ungebildete niemals geneigt ist, jemand als über sich stehend anzuerkennen. Er wählt am liebsten den zum Regenten, dem er sich gleich dünkt, wie denn die Amerikaner, mit erfrischender Aufrichtigkeit, offen zugeben, daß sie keine hervorragenden Vertreter in ihren Kongressen wünschen, weil sie das Volk nicht repräsentieren würden. — Überlegenheit und Unabhängigkeit sind, solange die Menschen bleiben, was sie heute sind, in Republiken nicht dauernd lebensfähig."

Andererseits wird von Robert Piloty („Arch. f. Rechts- und Wirtschaftsphilosophie" 11, 101) dem parlamentarischen System — das er als einen Ausfluß der Demokratie ansieht — nachgerühmt, daß es die besten Kräfte des Volkes, die staatsmännischen Talente in den Vordergrund bringe, sie zur Leitung erziehe und zu Führern des Staates erhebe. Und ein hervorragender Vertreter der Demokratie, Hans Kelsen, sagt a. a. O. S. 78:

„Daß der auf juristischem Wege erzeugte „Wille des Staates" der „Wille des Volkes" sei, ist selbst dann eine Fiktion, wenn das Willensbildungsverfahren demokratisch organisiert ist. Nicht weil die Demokratie den wahren Willen des Volkes zutage zu fördern außerstande wäre — denn wenn dies einer Form gelingt, so ist es die Demokratie — sondern weil das politische Grundphänomen des Volkswillens an und für sich im höchsten Grade problematisch ist. Unbefangener Betrachtung kann nicht verborgen bleiben, daß die niemals automatisch, niemals aus sich selbst bewegliche Masse die dem Wollen spezifische, initiativ schöpferische Funktion nicht zu leisten vermag. Das für die Richtung und den Inhalt des Volkswillens entscheidende Stadium liegt meist vor dem demokratischen Verfahren, in dem er — als Staatswille — erzeugt wird, und hat durchaus autokratischen Charakter: der Führerwille eines Einzelnen wird dem Willen der Vielen aufgezwungen. In der Realität des sozialen Geschehens behauptet sich das Gesetz der kleineren Zahl; die Wenigen herrschen über die Vielen. Unter diesem Gesichtspunkt ist die Frage der besten Staatsform die Frage nach der besten Methode der Führerauslese. Gerade das aber kann man der Demokratie nachrühmen, daß sie das bestmögliche Selektionsprinzip garantiert. Einmal, weil sie die größtmögliche Basis für die Auslese schafft, weil sie den Kampf um die Führerschaft auf die breiteste Grundlage stellt, ja schon darum, weil sie überhaupt die Führerschaft in den öffentlichen Wettbewerb setzt. Dann aber, weil wirkliche Führerqualitäten in diesem Kampfe Aussicht auf den Sieg haben."

Ich lasse hier dahingestellt, ob die letzteren Sätze richtig sind, ob die Männer, die durch das neue Regierungssystem des Deutschen Reiches und seiner Länder bisher an die Spitze des Staates gestellt waren, immer wirklich als die nach jeder Richtung hin berufenen, auserlesenen Führer der Nation angesehen werden konnten. Ich stelle nur fest, daß auch bedeutende Vertreter der Demokratie in dieser nicht Führerlosigkeit, sondern nur eine Führerschaft hervorragender, durch Geist und Charakter ausgezeichneter Persönlichkeiten für erforderlich erachten. Und auch die Geschichte

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zeigt, daß die einzelnen Völker nur unter der Führung großer Männer emporgestiegen sind und Großes errungen haben. Wie sucht sich nun ein so scharfer Denker wie H. Kelsen mit dieser Tatsache abzufinden? Er sagt: man muß sich in politischen Dingen gewöhnen, zwischen Realität und Ideologie zu unterscheiden. Damit wird aber der an sich vorliegende innere Widerspruch nicht aus der Welt geschafft. Er wird nur dadurch gelöst, daß man den Gedanken der Führerlosigkeit als im Wesen der Demokratie liegend auch in der Theorie fallen läßt. Das republikanische Volk will nicht beherrscht, es will aber regiert, d. h. gelenkt und geführt sein. Es bedarf einer starken Regierung, und die Erkenntnis dieser Notwendigkeit durchdringt gerade heute in unserem Vaterlande je länger je mehr alle Schichten des Volkes. Das Verlangen nach fester, geschlossener Führung macht sich geltend auch in jenen Kreisen, die seinerzeit den Umsturz und den Übergang zur republikanischen Staatsform begrüßt haben mögen. Mögen dem deutschen Volke in dieser großen Not der Zeit solche wahrhaft berufene Staatslenker erstehen, Männer von überragenden Geistes- und Charaktereigenschaften, die das Vertrauen des ganzen Volkes genießen und bereit sind, nicht bloß als Diener des Parlamentes, sondern im vollen Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit nach freier, eigener Überzeugung das Steuer des Staates zu führen [10]).

Trotz allen inneren Widersprüchen aber, die in der Lehre von der Volkssouveränität liegen, trotz der Mangelhaftigkeit ihrer theoretischen Begründung und trotz dem Schaden, den sie vielfach angerichtet, hat sie doch immer wieder eine gewaltige Kraft und hinreißende Wirkungen entfaltet. So sagt auch Leopold v. Ranke in seiner „Englischen Geschichte", Bd. 3, S. 207:

> „Es gibt keine einzelne politische Idee, die im Laufe der letzten Jahrhunderte eine ähnliche Wirksamkeit ausgeübt hätte wie die Volkssouveränität. Zuweilen zurückgedrängt und nur die Meinungen bestimmend, dann aber wieder hervorbrechend, offen bekannt, niemals realisiert und immer wieder eingreifend, ist sie das ewig bewegliche Ferment der modernen Welt."

Diese Kraft hätte sie nicht entfalten können, wenn nicht in ihr ein innerer Wahrheitskern enthalten wäre. Worin dieser liegt, zeigt uns ganz richtig Rudolf Hübner in seinem Buche über die Staatsform der Republik, wenn er daselbst S. 37 ausführt:

> „Alle rechtliche Ordnung und alle staatliche Macht beruht schließlich darauf, daß der bestehende Zustand mit dem Willen derjenigen übereinstimmt, die vermöge ihrer physischen Kräfte in der Lage wären, die bestehende Ordnung zu stürzen und eine andere, ihnen besser gefallende an ihre Stelle zu setzen. Kein Herrscher, und sei es der mächtigste Kriegsfürst, kann herrschen, wenn er nicht hinreichend Menschen findet, die ihm gehorchen und ihm helfen, seinen Willen den Widerstrebenden aufzuzwingen . . . Kein König vermochte seine

[10]) S. hierzu Friedr. v. Braun, Wort und Tat in der Politik, in der „Deutschen Revue", 46. Jahrg., S. 9: „Sicher ist, daß das in Deutschland angewendete parlamentarische System jede aktive Politik lahmlegt, da es das Verantwortlichkeitsgefühl und damit die Initiative der leitenden Staatsmänner tötet. Das Wesen der Politik ist die Tat. Das Wort begleitet, unterstützt und verhüllt die Tat, aber kann sie niemals ersetzen. Wir werden also aus dem Elend des steuerlosen Kurses niemals herauskommen, ehe man sich nicht entschließt, die Führung der Politik einem Manne anzuvertrauen, der das Vertrauen des Volkes genießt, und der bereit ist, im vollen Bewußtsein der Verantwortung nach seiner Überzeugung das Steuer zu führen; ehe das Parlament sich nicht auf die Rolle beschränkt, die ihm in der Politik nach Wortlaut und Geist der Verfassung zukommt, nämlich das Recht der Kontrolle und äußerstenfalls des Sturzes der Regierung. Erst dann wird sich wieder die Möglichkeit bieten, die Teilung der Gewalten einzuhalten, die dem Staatsmann die Tat, dem Parlament das Wort in der Politik zuweist."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herrschaft festzuhalten, wenn sein Volk von ihm abfiel. Aber auch kein Tyrannenmord, keine Herrscherabsetzung, keine Königshinrichtung führt zum Ziel, wenn nicht die Mehrheit des Volkes die Staatsumwälzung billigt, und wenn es auch nur durch duldende Hinnahme der Ereignisse geschehe. In der Demokratie wird diese Tatsache am unmittelbarsten deutlich. Hier ist es schlechtweg und überall der Wille der Mehrheit, der entscheidet. Weil also ein Staat nur bestehen kann, wenn der Herrscherwille von dem stärkeren Teil des Volkes getragen wird, ist es in der Tat richtig, daß schließlich alle und jede Herrschergewalt im Staate auf dem Willen seiner Angehörigen beruht."

Hierin liegt die Tatsache und historische Begründung der Volkssouveränität. Die werbende Kraft der Lehre erblickt Hübner darin, daß sie dem im modernen Menschen erwachten Gefühl und Bewußtsein seines Wertes und seiner Würde Ausdruck gegeben habe (s. auch Anm. 16). Die Mängel der Auswirkung des Gedankens bleiben aber dessen ungeachtet bestehen.

2. „Freiheit und Gleichheit." Diese beiden, 1789 in der großen französischen Revolution entstandenen Schlagworte (das dritte, „Brüderlichkeit", ist schon längst wieder fallen gelassen worden) haben seitdem jeder revolutionären Volksbewegung als Panier gedient. Sie haben Millionen begeistert und sind von Unzähligen mißverstanden und falsch angewendet worden [11]). Beide Begriffe sind eng verbunden mit der Idee der Demokratie, in der „zwei oberste Forderungen der praktischen Vernunft, zwei Urinstinkte des geselligen Lebewesens nach Befriedigung drängen" (Kelsen), die eine der Freiheit von der Last fremden Willens, die andere der Behauptung der Gleichwertigkeit jedes Menschen. Beide Forderungen lassen sich aber im praktischen Staatsleben nicht erfüllen, jedenfalls aber nur schwer miteinander vereinigen. Denn Recht muß es auch in der Demokratie geben; das Recht ist aber ohne Zwang gegen den Einzelnen nicht zu verwirklichen, und das Prinzip der Gleichheit aller erfordert die Beschränkung der Freiheit aller durch das Recht. Und wenn aus der Idee der Gleichheit die Forderung abgeleitet wird, daß einer den andern nicht beherrschen soll, so lehrt andererseits die praktische Erfahrung, daß, wenn wir in der Wirklichkeit gleich bleiben wollen, wir uns beherrschen lassen müssen [12]). So muß es auch in der Demokratie immer Herrscher und Beherrschte geben, obwohl nach der Idee darin niemand herrschen soll. Über diesen inneren Widerspruch [13])

[11]) S. hierzu Viktor Zenker in der Zeitschr. „Demokratie" (Reichenberg) 2. Jahrg., 36. Heft, S. 19: „Es gibt kein Wort und keine Idee, die auf die Menschen einen dämonischeren Zauber ausübt als die Freiheit. Wollen nicht alle Menschen frei sein? Ist die Freiheit nicht das höchste sittliche und politische Ziel? Leben und sterben nicht Menschen für die Freiheit, für die eigene und für die ihrer Mitmenschen? . . . In keinem Punkt besteht so allseitige Einigkeit, als in dem Worte „Freiheit". Fragst du jedoch, was denn eigentlich die Freiheit bedeute, welches der Inhalt dieser treibenden Idee sei, so wirst du bei hundert Deutern hundert verschiedene, einander widersprechende Antworten erhalten."

[12]) „Das Recht ist das Prinzip der Gleichheit aller in seiner Anwendung auf die äußere Freiheit aller. Es bedeutet die Ordnung in der Freiheit also in Wahrheit nichts anderes als die Freiheit selber" (Adolf Schmidt, Rektoratsrede an der Universität Leipzig 1873).

[13]) S. auch H. v. Treitschke, Politik, 2. Aufl., Bd. 2, S. 15: „Der Begriff Demokratie enthält eine contradictio in adjecto. Herrschen bedeutet doch, daß Beherrschte da sind, die von einem Herrscher geleitet werden; wenn aber alle herrschen sollen, wer sind dann die Beherrschten? Die reine Demokratie, vollkommen durchgeführt, erstrebt ein Ziel, das undenkbar ist." Man kommt über den Widerspruch auch nicht dadurch hinweg, daß man mit R. Hübner a. a. O. S. 38 sagt, daß, wer der Mehrheit sich beuge, sich nicht vor höher Stehenden, sondern vor Menschen seinesgleichen beuge, und daß eine Herrschaft von Gleichstehenden über Gleichstehende leichter ertragen werde, als wenn sie von einzelnen bevorrechtigten Personen oder Klassen ausgeübt werde. Denn Herrschaft besteht immer in der Fesselung eigenen Willens und Unterordnung seiner Betätigung unter den Willen anderer, und gerade in der Demokratie wird diese Herrschaft mit rücksichtsloser, brutaler Gewalt ausgeübt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sucht man sich vergebens dadurch wegzuhelfen, daß man sagt: in der Demokratie beherrscht das Volk sich selbst. Denn auch hierin liegt ein innerer Widerspruch: der Mensch kann wohl sich selbst beherrschen in dem Sinne, daß er seine Handlungen bestimmt, Herr seiner Triebe und Leidenschaften bleibt, niemand kann aber Herrscher über sich selbst sein. So fragt Viktor Zenker in der Zeitschrift „Demokratie", 2. Jahrg., Heft 32, S. 7, ganz mit Recht:

> „Wo ist in der Demokratie das Objekt der Herrschaft? Das Volk beherrscht wen? Sich selbst? Herrschen heißt es aber doch, Andere mit Hilfe der staatlichen Machtmittel zwingen, irgend etwas zu tun, was sie nicht aus freiem Willen tun wollen. Herrschen heißt Herr sein, wo es aber Herren gibt, muß es auch Knechte geben. Wenn in der Demokratie das Volk Herr ist, wo ist der Knecht?"

Noch schlimmer steht es mit der Freiheit bei der Sozialdemokratie. „Wenn diese heute von Freiheit spricht, so denkt sie gar nicht mehr an die persönliche Freiheit, sondern nur noch an die vollständige Gleichberechtigung, ja an die ausgesprochene Bevorrechtung des vierten Standes im sozialen Staate, zu deren Erreichung die Unterordnung des Einzelnen, die stramme Organisation und Disziplin die unerläßliche Voraussetzung ist. Schon die französische Revolution hat das traurige Zeugnis dafür geliefert, daß das damalige demokratische Ideal sich nicht ohne die brutalste Rücksichtslosigkeit gegen die freie Persönlichkeit durchführen lasse, und daß man, um die Gleichheit zu verwirklichen, die Freiheit, die man kurz vorher als das natürlichste Menschenrecht gefeiert hatte, vergewaltigen müsse" (D. Zenker a. a. O., 37. Heft, S. 31).

Sehen wir aber weiter, wie es sonst im demokratischen Staate mit der Verwirklichung der Gedanken der Freiheit und Gleichheit steht.

Rousseau, der bedeutendste Theoretiker der Demokratie, sucht die Lösung des Problems der Freiheit in der Vorstellung, der Mensch könne sich nur sich selbst untertan machen, er könne nur gleichzeitig beides, Herrscher und Beherrschter sein; jeder Einzelne, obgleich mit allen vereint, gehorche nur sich selbst, bleibe mithin so frei wie vorher. Darin liegt, wie H. v. Treitschke in seiner „Politik" (2. Aufl., Bd. 2, S. 253) treffend ausführt, ein Trugschluß. Schon Herodot habe gesagt: in der Demokratie wird die Mehrheit für das Ganze gehalten; nicht sich selber gehorche man, sondern der Mehrheit. Wo aber die Mehrheit herrsche, da herrsche sie mit brutaler Gewalt. Und Viktor Zenker sagt a. a. O. weiter:

> „Aber der Gedanke der Demokratie kann es doch nicht sein, daß der in der Mehrheit organisierte Teil der Bürger die Herren, die zur Minderheit gehörigen die Knechte sind. Wie kann man aber einen Staat eine Demokratie nennen, in welchem die Mehrheitsparteien den nicht zu ihnen gehörigen Teil des Volkes unumschränkt beherrschen, gesetzlich zwingen und wirtschaftlich ausbeuten können? Hieran ändert auch nichts der Gedanke, daß diejenigen, die heute Minderheit und Opposition sind, morgen Mehrheit und Regierung sein können — übrigens ein schwacher Trost, da das bestehende Mehrheitsverhältnis sich meist lange Jahre hindurch erhält (D. D.) —; denn auch die neue Mehrheit würde nicht den wahren Volkswillen repräsentieren."

Rousseau zieht aus seinen Gedanken die Folgerung der Unmittelbarkeit der Demokratie. Jedoch auch in der unmittelbaren Demokratie ist, wie wir gesehen haben, das Mehrheitsprinzip nicht zu entbehren [14]), und auch dann, wenn hier der herrschende

[14]) S. auch R. Hübner a. a. O. S. 74: „Die Durchführung der Grundforderung der Demokratie, den Staat in Übereinstimmung mit dem Willen seiner Bürger zu bringen und zu erhalten, ist, wie die menschlichen Dinge nun einmal liegen, nicht anders möglich, als

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Staatswille durch unmittelbaren Volksbeschluß erzeugt wird, ist der Einzelne nur frei während der Abstimmung, und auch das nur, wenn er mit der Mehrheit und nicht mit der unterlegenen Minderheit gestimmt hat. „Aber auch der mit der Mehrheit Stimmende ist nicht mehr nur seinem eigenen Willen unterworfen; er kann sich der, wenn auch der nach der Idee der Freiheit gegründeten Ordnung nicht mehr entziehen; er müßte erst für seine Willensänderung eine Mehrheit finden, um selbst wieder frei zu sein. So wird die Ordnung nunmehr zur Fessel der individuellen Freiheit; sie tritt dem Einzelnen, zumal wenn er an deren Entstehung nicht mitgewirkt hat, von Anfang an als fremder Wille entgegen." (Kelsen.)

„Die Demokratie hat eine schwere Hand, sie steckt selten in einem Sammethandschuh", sagt Prof. Hasbach in der Zeitschrift „Hamburg", 1907, und John Stuart Mill in seinem Essay on Liberty: „Wo die Demokratie herrscht, da ist das Individuum in der Menge verloren, erdrückt unter dem Gewichte der öffentlichen Meinung . . . Keine Demokratie vermag sich über die Mittelmäßigkeit zu erheben, es sei denn, daß die „souveränen" Vielen von den hervorragenden Wenigen geleitet werden. Allein, kann man ein solches Staatswesen eine Demokratie nennen?"

In seinem Werke über die amerikanische Demokratie II, S. 149, sagt Toqueville über die Tyrannei der Majorität:

> „Kein Monarch besitzt diese Gewalt; sein Einfluß reicht nur bis zu den Handlungen und vermag nicht den Willen zu erreichen; dagegen ist die Mehrheit sowohl mit einer tatsächlichen wie sittlichen Macht bekleidet, die ebensosehr den Willen, wie die Handlungen beherrscht, und nicht nur die Handlungen, sondern auch den Wunsch zu handeln beherrscht."

Wenn die Aristokratie staatsrechtlich festgelegte, beabsichtigte Klassenherrschaft ist, so führt die Demokratie infolge des von ihr unzertrennlichen Mehrheitsprinzips zur tatsächlichen Klassenherrschaft. Denn immer werden hier die Interessen, welche die meisten Stimmen aufbringen können, bestimmend für die Leitung des Staates sein und der Gesetzgebung ihren Charakter aufprägen. Die Menschen aber, die in der heutigen bürgerlichen Gesellschaft dieselben Interessen haben, bilden Klassen. Interessenherrschaft ist also Klassenherrschaft und widerspricht der wahren Demokratie (s. Hasbach a. a. O., S. 626; Hübner, „Die Staatsform in der Republik", S. 19).

Wie stellt sich nun ein hervorragender Staatsrechtslehrer, Hans Kelsen, zu jenem von ihm selbst aufgedeckten Zwiespalt zwischen Theorie und Wirklichkeit? Er sagt: „Frei ist das Individuum nur, sofern es in der organischen Verbindung mit anderen Individuen die Staatsordnung erzeugt, und nur in dieser Verbindung, also im freien Staate. An die Stelle der Freiheit des Individuums tritt die Souveränität des Volkes, oder, was dasselbe ist, der freie Staat, der Freistaat als grundsätzliche Forderung. So ist das die Demokratie beherrschende Mehrheitsprinzip aus der Idee der Freiheit abzuleiten, nicht aber, wie dies meistens geschieht, aus der Idee der Gleichheit [15]). Denn aus der rein negativen Präsumtion, daß einer nicht

indem die Mehrheit entscheidet. Die Mehrheit herrscht, und die Minderheit muß sich fügen. Das ist die Grundlage der Demokratie und letztlich überhaupt die einer jeden menschlichen Gemeinschaftsordnung." Trotzdem wird der wahre Volkswille nie durch die Mehrheit allein zur Erscheinung gebracht werden.

[15]) Man argumentiert: da alle Bürger das gleiche Recht auf die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt haben, aber nicht eines Sinnes sein können, schon wegen der großen Unterschiede des Alters, der Bildung und ihrer Interessen (besonders in der heutigen bürgerlichen Gesellschaft), so müsse die Entscheidung im einzelnen Falle in einer Weise gesucht werden, die die Gleichheit am wenigsten verletze, das sei in der rein mechanischen Herrschaft der Zahl (Hasbach in der Zeitschr. „Hamburg" 1907, S. 626); s. ferner R. Hübner a. a. O. S. 18: „Wer der Minderheit angehört, muß sich gewiß der Mehrheit ganz ebenso fügen, wie er einem Herrscher gehorchen muß. . . . Wer aber der Mehrheit sich beugt, beugt

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mehr gelte als der andere, kann noch nicht positiv folgen, daß der Wille der Mehrheit gelten solle." Dies ist ganz richtig, andererseits aber wird der Widerspruch zwischen dem Gedanken der Freiheit und dem in der Demokratie unentbehrlichen Mehrheitsprinzip auch durch die organische Vereinigung der Bürger zum Staatsganzen nicht gelöst: das „dem demokratischen Empfinden unerträgliche Faktum einer Herrschaft von Mensch über Mensch" bleibt trotz dem „darüber gedeckten Schleier der Staatspersonifikation" in seiner vollen, die individuelle Willensbetätigung erdrückenden Wucht bestehen. Sehen wir aber von dieser aus dem Wesen der Demokratie sich ergebenden allgemeinen Beschränkung der Freiheit des Einzelnen ganz ab, wie steht es sonst im heutigen demokratischen Staate mit der bürgerlichen Freiheit? Jedenfalls weit schlimmer, als unter der verflossenen konstitutionellen Monarchie, ja noch schlimmer als in längst vergangenen früheren Zeiten. Der Untertan und Bürger des Reiches und der Länder ist nicht mehr frei in der Verfügung über sein Eigentum, seine Wohnung, seine Zeit und Arbeitskraft, er ist eingeengt in seiner Vertragsfreiheit im wirtschaftlichen und gewerblichen Leben, beschränkt im Recht des freien Grunderwerbes und damit der Niederlassung. Und dies Alles trotz dem reichhaltigen Kataloge der Grundrechte der Deutschen in der Reichsverfassung. Denn fast bei jedem dieser Rechte steht der Vorbehalt der Einschränkung durch Reichs- oder Landesgesetz. Und von diesem Vorbehalt ist in umfassendster Weise Gebrauch gemacht worden. Auf Schritt und Tritt sind wir gebunden und eingeengt in unserer Willensbetätigung durch zahllose Gesetze und Verordnungen. Das ist die bürgerliche Freiheit im heutigen Staate!

Das Schlagwort „Freiheit" widerspricht aber nicht bloß der Wirklichkeit, es wirkt auch verderblich und staatsgefährlich. Denn es wird im Volke vielfach als Schrankenlosigkeit verstanden und befördert damit die Neigung zur Mißachtung und Übertretung der Gesetze und behördlichen Anordnungen sowie zur Auflehnung gegen die Polizeigewalt. Solche Zustände haben sich in erschreckendem Maße nach dem Ausbruche der Revolution gezeigt, und erst allmählich ist hierin eine Besserung eingetreten.

Und noch eines: Die meisten deutschen Länder werden in ihren neuen Verfassungen als Freistaaten bezeichnet. Darin soll ein Hinweis auf die politische Freiheit ihrer Bürger liegen. Um den Namen aber wirklich zu rechtfertigen, müßte ihm auch die Freiheit des Vaterlandes entsprechen, das heißt die Unabhängigkeit des Deutschen Reiches von fremden Mächten. Durch den Schmachfrieden von Versailles hat aber das republikanische Deutschland seine Freiheit gegenüber dem Auslande verloren, ist es zum Knechte des Auslandes geworden. Kann es sich da noch mit vollem Recht als Freistaat bezeichnen? Und wie steht es heute im Reich und in den Ländern mit der Freiheit, das heißt Unabhängigkeit der Regierungen nach innen? Sie sind durch das parlamentarische System gebunden nach allen Seiten hin, abhängig von den Parteien und ihren Führern und unfrei in ihren Entschließungen und Staatsaktionen. Und wenn auch der vom Volke gewählte Reichspräsident äußerlich mit einer Fülle von Machtbefugnissen umkleidet ist, so ist er doch in deren Gebrauch durch das Erfordernis der Gegenzeichnung des Reichskanzlers oder zuständigen Ministers bei allen seinen Regierungshandlungen wesentlich beschränkt und behindert. In noch höherem Grade gilt dies von den nicht vom Volke, sondern von den Parlamenten gewählten Ministerpräsidenten der einzelnen Länder. So

sich nicht vor Höherstehenden, sondern vor Menschen seinesgleichen. . . . Das gerade war das Begeisternde der Lehre von der Volkssouveränität, daß sie den Menschen, der sich aus den Fesseln einer nicht mehr für würdig gehaltenen Abhängigkeit befreite, seinem Nebenmenschen gleichstellte."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sind weder das Reich noch die Länder frei gegenüber dem Auslande, noch sind frei ihre Regierungen und ihre Staatsbürger.

Und wie verhält es sich mit der Forderung der „Gleichheit"? Dieses Verlangen wird damit begründet: Wir sind Alle Menschen, folglich sind wir Alle gleich. Deshalb hat niemand im Staate das Recht, bessergestellt zu sein als ich; niemand hat ein Recht, mich zu beherrschen[16]). Hierin liegt aber ein schwerer Irrtum. Schon Mirabeau hat gesagt: „Ist es nicht eine abgeschmackte Lüge, im Tone einer Straßenordnung einfach zu verkünden: die Menschen sind frei und gleich geboren? Nein, sie sind nicht frei und gleich geboren, sondern sie kommen in Abhängigkeit und Verschiedenheiten aller Art, die von ihrer Existenz selbst unzertrennlich sind, hervor." Die Forderung „Allen das Gleiche" ist weder gerecht noch vernünftig. Denn es gibt unter den Menschen keine gleiche Arbeitsfähigkeit, keinen gleichen Arbeitswillen und kein gleiches Pflichtbewußtsein. Die von der Sozialdemokratie angestrebte Gleichheit ist in Wahrheit die größte Ungleichheit, indem sie alle Arbeit ohne Rücksicht auf verschiedene Befähigung und bessere Leistungen der Einzelnen unter starre Tarife stellt und dem einen für acht Stunden schlechter Arbeit denselben Lohn gewährt, wie dem andern für acht Stunden guter Arbeit. Dieses System muß schließlich zu allgemeiner Faulheit und Verarmung führen. Vernünftig und gerecht wird das Gleichheitsverlangen erst dann, wenn es dahin berichtigt wird: allen Gleichen das Gleiche! Aufrechterhalten läßt es sich allenfalls im Sinne der politischen Gleichberechtigung aller Bürger, indem man Allen das gleiche Recht auf Beteiligung am Staatsleben einräumt (allgemeines gleiches Wahlrecht), ungeachtet aller auch hiergegen zu erhebenden Bedenken. Aber auch diese Gleichberechtigung findet praktisch ihre sehr engen Grenzen an der von der Demokratie nun einmal nicht zu trennenden, wenn auch ihrem Wesen widersprechenden Herrschaft der Mehrheit. Und auch das darf nicht verkannt werden, daß die staatsrechtliche Gleichheit, indem sie jeder Person den gleichen Wert wie jeder andern Person beilegt, zur Vernichtung der Persönlichkeit führt, da die Entscheidungen im Staatsleben nicht durch die Person, sondern durch die Masse von Personen getroffen werden. Etwas anderes und ebenso sittlich berechtigt wie praktisch durchführbar ist die staatsbürgerliche Gleichheit, d. h. die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze. Diese ist aber nicht bloß ein Postulat der Demokratie, sondern ein oberster Grundsatz auch jedes auf der Höhe sittlicher Anforderungen stehenden Staatswesens überhaupt.

3. „Obrigkeitsstaat und Volksstaat." Als Errungenschaft der Revolution wird gemeinhin bezeichnet „die Verwandlung des Obrigkeitsstaates in den Volksstaat". So heißt es im Eingange des Aufsatzes über die neue Gemeindeordnung für den Freistaat Sachsen in der „Sächs. Staatszeitung" vom 19. März 1922: „Die Revolution setzte an Stelle des Obrigkeitsstaates den Volksstaat", und selbst der hervorragende Kommentator der neuen Reichsverfassung, Friedrich Giese, überschreibt den ersten Abschnitt seines „Grundrisses des neuen Reichsstaatsrechts" mit den Worten: „Vom Obrigkeitsstaat zum Volksstaat", die er als „eingebürgertes Schlagwort" beibehalten will, obwohl die Bezeichnung des alten Bismarckschen Reiches als Obrigkeitsstaat staatsrechtlich anfechtbar sei. Hiergegen sind aber mit Recht schon namhafte Schriftsteller aufgetreten. So Richard Schmidt in den „Grundlinien des deutschen Staatswesens":

> „Das üblich gewordene Schlagwort, es sei die Leistung der Revolution, den Obrigkeitsstaat in den Volksstaat zu verwandeln, ist ein ganz schiefes, irre-

[16]) So findet auch R. Hübner a. a. O. S. 38 in der Volkssouveränität eine Verbindung mit dem „andern, großen und weittragenden Gedanken, daß alle Menschen trotz aller Unterschiede gleichgeboren seien, daß allem, was Menschenantlitz trägt, eine gleiche unveräußerliche Würde zukomme".

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

führendes Schlagwort. „Obrigkeiten", „Beamte" kann kein Staat, auch die am meisten gleichheitliche Demokratie nicht, entbehren."

Ebenso wendet sich der frühere Staatsminister Dr. Friedberg in der DJZ. 1919, 193 gegen den auch in der Denkschrift des Staatssekretärs Dr. Preuß aufgestellten Gegensatz von Obrigkeitsstaat und Volksstaat mit den treffenden Worten:

„Die ganze Gegenüberstellung beruht auf dem Unterschiede, ob die Obrigkeit von einem Herrscher aus eigenem Recht, oder ob sie durch den Willen des Volkes, d. h. durch Volkswahl geschaffen wird. Deshalb bleibt aber die Obrigkeit „Obrigkeit", und es macht für den Staatsbürger keinen Unterschied, ob er Befehle erhält von einer Behörde, die ihre Entstehung dem Willen eines Herrschers oder dem Volkswillen verdankt."

Ferner Otto Koellreuter („Das parlamentarische System", S. 13):

„Man hat den Volksstaat in Gegensatz zum Obrigkeitsstaat gestellt und dabei diesen Gegensatz mißverstanden. Denn Volksstaat bedeutet eben nicht, daß in ihm nun überhaupt keine Autorität und Obrigkeit mehr vonnöten sei. Dieser Exponenten der Staatsgewalt bedarf jeder Staat, der überhaupt noch auf diesen Namen Anspruch erheben will. Eine Volksherrschaft ohne tatsächliche Ausübung der Regierungsgewalt besteht nur im Reiche der Theorie."

Allen diesen Aussprüchen ist nur beizutreten. Jeder Staat ist Obrigkeitsstaat und muß es sein, weil er ohne Obrigkeiten der Anarchie verfallen würde, und jeder Staat ist Volksstaat, weil zu jedem Staat ein Volk gehört. Das Schlagwort ist aber nicht bloß falsch und irreführend, es ist auch schädlich und gefährlich, weil es geeignet ist, das durch die Revolution ohnehin erschütterte Ansehen der Staatsgewalt noch mehr zu untergraben, mindestens aber seine Wiederherstellung zu erschweren. Es entspricht auch keineswegs der Wirklichkeit. Denn wir leben heute tatsächlich im ausgebildetsten Obrigkeitsstaate, den es überhaupt je gegeben hat. Auf Schritt und Tritt, in unserer gesamten Willensmacht, in allen unseren Lebensäußerungen sind wir beschränkt und gebunden durch zahllose Gesetzesvorschriften und Verordnungen, stehen wir unter dem Druck und Zwange obrigkeitlicher Gewalt, mehr als jemals im monarchischen Staate. Überall, im Reich und in den Ländern, sind neue Behörden errichtet worden, und die Zahl der Beamten ist ins Ungeheure gewachsen. Und da spricht man noch vom freien Volksstaat im Gegensatz zum früheren Obrigkeitsstaate!

Einen andern und bessern Sinn hat es, wenn Fritz Fleiner in der Festschrift zu Otto Mayers 70. Geburtstage den deutschen Beamtenstaat dem schweizerischen Volksstaat gegenüberstellt. In dieser Antithese ist der Beamtenstaat der Staat, der ein berufsmäßiges permanentes Beamtentum hat, der Volksstaat, in dem die öffentlichen Ämter auf Zeit durch Volkswahl aus den Reihen der Bürger besetzt werden.

Der deutsche Beamtenstaat verlangt für die Anstellung den Nachweis der für das Amt erforderlichen wissenschaftlichen und technischen Kenntnisse, er ruht auf einer durch Prüfungen und langjährige Ausbildung gesicherten Grundlage. Seinen vornehmsten Ausdruck findet das Beamtenverhältnis in der besonderen Treu- und Gehorsamspflicht, in der Subordination gegenüber den amtlichen Vorgesetzten. Das Beamtentum bildet eine geschlossene, von der Spitze geleitete Organisation, die dem Einflusse der Volksvertretung entzogen ist. „Einheitlichkeit des Willens, Pflichttreue und Sachkenntnis", das sind nach Fritz Fleiner die drei Eigenschaften, mit deren Hilfe der deutsche Beamtenstaat die öffentliche Verwaltung Deutschlands auf ihre Höhe hinaufgebracht hat. Vom Wesen des deutschen Beamtentums soll später noch weiter die Rede sein. Demgegenüber ist der Volksstaat, dessen Heimat die schweizerischen Kantone bilden, als Verwaltungsform emporgewachsen aus der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Übertragung demokratischer Grundsätze auf die öffentliche Verwaltung. Diesem Staat ist auch der Gegensatz von Staatsverwaltung und Selbstverwaltung fremd, da hier eben alle öffentliche Verwaltung unter Beteiligung der Untertanen geführt wird, also Selbstverwaltung ist. Die Selbstverwaltung geht hier auf in dem umfassenden Begriffe der demokratischen Selbstregierung. Den schweizerischen Demokratien fehlt auch nicht bloß ein Beamtenstand, sondern auch der Begriff des Beamten im strengen Sinne des deutschen Staatsrechtes. Wenn man trotzdem im schweizerischen Bund und in den Kantonen von einer besonderen Kategorie der „Beamten" spricht, so tritt diese Klasse von Personen weder sozial noch rechtlich aus ihrem bisherigen Lebensberufe heraus. Der Einzelne gilt als Beamter im allgemeinen nur innerhalb seines amtlichen Wirkungskreises, er ist alle drei oder sechs Jahre der periodischen Wiederwahl unterworfen, und schon darum fehlen die Voraussetzungen für die Bildung eines besonderen sozialen Standes mit den Vorzügen, die der Beamtenstaat daran knüpft — lebenslängliche Anstellung und Besoldung, Vorsorge für Alter und Invalidität, Hinterbliebenenfürsorge —. Der Staatsdienst im Volksstaate bietet keinen gesicherten Lebensberuf, wie im Beamtenstaate, er eröffnet keine feste Aussicht auf ein Aufsteigen bis zu den höchsten Ämtern. Denn die obersten Verwaltungsstellen in Bund und Kantonen (Bundesrat, kantonaler Regierungsrat) werden in erster Linie nach politischen Rücksichten vergeben; die Männer, denen sie zufallen, haben sich nicht in der Verwaltung, sondern in der Politik heraufgedient. Damit hängt zusammen eine weitere Eigentümlichkeit des Volksstaates: die allgemeine Fähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Ämter. Der Volksstaat öffnet grundsätzlich den Zutritt zu den öffentlichen Ämtern allen Staatsbürgern gleichmäßig. Soweit die Ämter nicht durch unmittelbare Volkswahl besetzt werden, vergibt man sie erst nach erfolgter öffentlicher Ausschreibung, damit jedem die Bewerbung möglich ist. Und dabei werden Gerichts- und Verwaltungsämter grundsätzlich gleich behandelt! Das alles ist Ausfluß des demokratischen Grundsatzes der Teilnahme Aller am öffentlichen Leben. In dieser Beteiligung Aller an Gesetzgebung und Verwaltung mag man wohl ein politisches Erziehungsmittel und für den Einzelnen eine große Bereicherung seiner Persönlichkeit finden; man mag als Vorzüge dieses Systems auch ansehen, daß dabei der Beamte im allgemeinen in engerer Berührung mit dem Leben bleibe, als der Angehörige eines abgeschlossenen Berufsbeamtenstandes, daß dadurch seine Selbständigkeit und Initiative im Amt, eine vorurteilslose Anschauung aller Dinge gefördert werde, und daß sich der Staat durch die Möglichkeit, den einfachen Bürger heranzuziehen, eine ununterbrochene Zufuhr frischer Kraft, ein Gegengewicht gegen bureaukratische Verknöcherung sichere: ohne Gefahr für die Entwicklung des Ganzen und eine gute Ordnung des Staatslebens durchführbar ist das System aber nur in sehr kleinen Staaten, wie es eben die Schweizer Kantone sind, und bei denen überdies der demokratische Gedanke in jahrhundertelanger Übung dem Volk in Fleisch und Blut übergegangen und zu fester Gestalt und Übung gelangt ist. Und die natürlichen Tugenden des Berufsbeamtentums — Planmäßigkeit, methodisches Vorgehen, Sachkenntnis und Beherrschung der Verwaltungstechnik — wird sich das Beamtentum des Volksstaates, wie auch Fleiner zugeben muß, nur erst langsam und dann auch nur in geringerem Maße aneignen können. Deshalb hat man auch in der Bundesverwaltung der schweizerischen Eidgenossenschaft nach einem Kompromiß zwischen beiden Organisationen gesucht, um das Bedürfnis nach einer einheitlichen und zielbewußten Führung der öffentlichen Geschäfte mit den Anforderungen der Demokratie in Einklang zu bringen [17]).

[17]) S. Näheres hierüber bei Fleiner a. a. O. S. 38: „Kein Berufsbeamtentum, aber eine Klasse von Personen, die sich in den Traditionen und der Atmosphäre einer großen öffent-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diese Betrachtungen führen uns zum vierten Schlagworte:

4. Demokratisierung der Verwaltung. Wir müssen uns hier zunächst mit dem Begriff und Wesen der Demokratie beschäftigen. Zu den vielgebrauchten, die Geister des 19. und 20. Jahrhunderts beherrschenden Schlagworten gehört auch das Wort „Demokratie". Gerade darum hat es aber, wie Hans Kelsen treffend bemerkt, seinen festen Sinn verloren. „Weil man es zu allen möglichen Zwecken und bei allen möglichen Anlässen benutzte, hat dieser mißbrauchteste aller politischen Begriffe die verschiedensten, oft einander sehr widersprechenden Bedeutungen angenommen und ist er vielfach zu einer keinen bestimmten Sinn mehr enthaltenden konventionellen Phrase degradiert worden." „Bei weitem nicht alle, die sich für Demokraten halten oder doch ausgeben," sagt D. Zenker ganz richtig, „sind auch wirklich Demokraten; selbst Parteien, die in ihrem Titel das Wort „demokratisch" führen, sind nicht immer wirklich demokratisch, und gar manche Nation und mancher Staat, der sich stolz „Demokratie" nennt, hat unter einer nur formal demokratischen Verfassung den Geist des alten Gewalt- und Herrschaftsstaates erhalten. Das haben gerade wir Deutsche in den letzten Jahren an unseren unversöhnlichen Gegnern, den „demokratischen" Franzosen, Tschechen und Polen, gründlich studieren können." So wird auch in unserem heutigen Staatsleben in Parlamenten, in der Presse und in Versammlungen gedankenlos von Demokratie gesprochen und mit vermeintlichen demokratischen Grundsätzen operiert, wo solche gar nicht in Frage kommen. Das ist namentlich auch bei der Beratung der neuen sächsischen Verfassung im Ausschusse der sächsischen Volkskammer geschehen, indem man hier der Regierung die verlangten Gegengewichte gegen die Machtstellung des Landtages, insbesondere die Auflösung des Landtages durch das Gesamtministerium, als unverträglich mit der Demokratie versagte. „Auch im demokratischen Staat aber muß die Regierung die Möglichkeit haben, bei Konflikten mit dem Parlament ihre eigene Meinung dem Volke selbständig zur Entscheidung zu unterbreiten. Hat die Regierung diese Möglichkeit nicht, muß sie bei jedem Konflikte mit dem Parlament ohne weiteres zurückweichen, so setzt sich das Parlament an die Stelle des Volkes, ohne daß die Möglichkeit der Nachprüfung besteht, ob der Wille des Parlaments nun auch wirklich den Willen des Volkes widerspiegelt" (Koellreuter, „Das parlamentarische System". S. 9). Gerade dies aber ist unverträglich mit wahrer Demokratie.

Demokratie ist nicht eine bestimmte Staatsform, sondern ein den Staat beherrschendes Lebensprinzip, ein Staatscharakter, der nicht bloß der Republik, sondern auch der Monarchie zu eigen sein kann [18]). Monarchie und Demokratie sind

lichen Verwaltung bewegt. Keine Anstellung auf Lebenszeit, sondern nur auf eine bestimmte Anzahl von Jahren, aber mit der sicheren Anwartschaft, daß der einzelne Beamte nach Ablauf der Amtsdauer wiedergewählt wird, wenn er sich keiner Pflichtverletzung schuldig gemacht hat (daher das Bestreben der Bundesbeamten nach Einführung einer unabhängigen Disziplinargerichtsbarkeit). Endlich die Wahl der Beamten durch die Zentralbehörde des Bundes, dem Bundesrat, und deren Abhängigkeit von ihm als ihrer vorgesetzten Behörde."

[18]) Redslob, Die parlamentarische Regierung, 1918, S. 209 sagt: „Wir dürfen nicht ein republikanisches Gemeinwesen mit einem demokratischen gleichsetzen. Der erste Begriff bezeichnet eine Rechtsgestaltung, der zweite ein psychologisches Phänomen. Mit a. W.: der erste umschreibt die Form eines Verbandes, während der zweite sein Lebensprinzip bestimmt." Affolter in Hirths Ann. 1903, S. 163 sagt: „Demokratie ist, wie Volkssouveränität, ein rein politischer, kein juristischer Begriff. Diesen Begriffen gehen die formalen Merkmale ab; sie drücken nur einen unbestimmten Inhalt aus, der sich rechtlich nicht allgemein begrenzen läßt; sie werden auch dadurch nicht zu juristischen Begriffen, daß die Verfassung selbst von Demokratie, Volkssouveränität oder von der beim Volke liegenden Staatsgewalt spricht. Nur das Faßbare, die formellen Institutionen, durch die die Demokratie zum Ausdruck gelangen soll, also die politischen Rechte sind Rechtsbegriffe." S. dagegen andererseits Leo Wittmayer, Die Weimarer Reichsverfassung 1922, S. 45 und dessen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht kontradiktorische Gegensätze. Solche Gegensätze sind nur Monarchie und Republik. Es gibt demokratische und aristokratische Republiken; es gibt auch demokratische Monarchien, so namentlich die heutigen parlamentarischen Monarchien England, Belgien, Norwegen u. a.[19]). Die Demokratie ist aber nicht schon deshalb verwirklicht, weil die Staatsform eine republikanische ist, und die Monarchie wird nicht schon deshalb zur Republik, weil sie auf demokratischer Grundlage beruht[20]). Demokratie ist auch nicht identisch mit Sozialismus. Beide Begriffe bilden aber auch keine Gegensätze und schließen sich nicht aus. Das Wort „sozialistisch" bezeichnet keinen durch die Verfassung bestimmten Staatscharakter, sondern lediglich eine besondere Wirtschaftsordnung, bei der im Gegensatze zum bisher herrschenden Kapitalismus mit den Mitteln der Gesamtheit auf der Grundlage „eines mehr oder weniger durchgeführten Gesamteigentums gewirtschaftet und damit dem gemeinsamen Vorteil der Vorrang vor dem Einzelvorteil gewährt wird" (Hübner, „Die Staatsform der Republik", S. 17). Eine solche Wirtschaftsordnung läßt sich ebensowohl in der Monarchie wie in der demokratischen Republik verwirklichen. Daß sie aber durch die letztere Staatsform nicht bedingt ist, zeigt sich schon darin, daß noch heute in großen Republiken, wie in Frankreich und in den Vereinigten Staaten, die kapitalistische Wirtschaftsordnung in reinster Gestalt herrscht. Andererseits kann man sich auch der demokratisch-republikanischen Staatsform bedienen, um die sozialistische Wirtschaftsordnung herzustellen. Und gerade in einer maßvollen, ebenso dem Gemeininteresse dienenden wie der individuellen Entwicklung den nötigen Raum lassenden Verwirklichung des Sozialismus liegt eine der größten Aufgaben des neuen deutschen republikanischen Staatswesens[21]).

Die Demokratie beruht einesteils auf dem Prinzip der Volkssouveränität, andernteils auf den Postulaten der politischen Freiheit und der Gleichwertigkeit aller Staatsbürger. Diese Gedanken sollen nun nach der Forderung der jetzigen Staatsleiter nicht bloß in der Verfassung und in der Gesetzgebung, sondern auch in der gesamten Staatsverwaltung formell und materiell zur Durchführung gelangen,

scharfe Polemik gegen Redslob, S. 46. Wittmayer bezeichnet die Republik als „die der Demokratie allein widerspruchslos entsprechende Staatsform, die sich heute, seit die aristokratischen Republiken weggefallen sind, mit der Demokratie geradezu deckt". Auch schon früher habe die Demokratie als Unterart der Republik immer nur Republik bedeutet. K. hat gewiß insofern recht, als „Demokratie" und „Republik" in der allgemeinen Anschauung zumeist als gleichbedeutend angesehen und vermengt werden. Der begriffliche Unterschied beider bleibt trotzdem bestehen. Ein „logisches" Grundverhältnis zwischen Demokratie und Republik — der Unterordnung unter den Überbegriff Republik — kann jedenfalls nicht anerkannt werden.

[19]) Nicht beim Monarchen, sondern vielmehr bei der Gesamtheit der wahlberechtigten Staatsbürger, beim Volke und der von ihm gewählten Vertretung liegt hier die höchste Entscheidung. „Ist denn aber die parlamentarische Monarchie überhaupt noch eine Monarchie oder nicht vielmehr eine Republik mit einem erblichen Präsidenten an der Spitze?" fragt R. Hübner, Die Staatsform der Republik, 1920, S. 12. S. hierzu W. Schelcher im „Arch. öff. R." 41, 275 Anm. 22 und in Fischers Z. 53, 162.

[20]) Von der Vermengung der Begriffe Republik und Demokratie hält sich auch R. Hübner nicht frei, wenn er a. a. O. S. 14 „die parlamentarische Monarchie als eine Abart der Demokratie bezeichnet, also eine Staatsform, die die Theorie auf die Seite der Republik stelle".

[21]) S. hierzu R. Hübner a. a. O. S. 19: „Man kann sagen, die Zukunft der deutschen Republik wird ganz wesentlich davon abhängen, ob es gelingen wird, den Rahmen der demokratisch-republikanischen Staatsform mit sozialistischem Geiste so zu erfüllen, daß eine wahrhaft gerechte, aber zugleich eine im höchsten Maße leistungsfähige Volkswirtschaft begründet und ausgestaltet werden kann. Dieses Werk verlangt nicht nur kühnen Mut, sondern auch weise Beschränkung und vor allem bei allen Volksgliedern die Einsicht, daß ihm nichts gefährlicher sein kann, als wenn die Interessen einzelner Klassen oder gar einer einzigen der Gesamtheit vorangestellt würden. Klassenherrschaft ist das Gegenteil nicht nur von Demokratie, sondern auch von Sozialismus."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

d. h. einmal Demokratisierung der in der Verwaltung verwendeten Beamtenschaft in ihrem ganzen Denken und Handeln, sodann Übertragung der alleinigen Herrschaft des Volkswillens auf die gesamte Verwaltung in sachlicher Beziehung. Das erste widerspricht dem Wesen des deutschen Beamtentums und seiner ganzen historischen Entwicklung, das andere den Grundsätzen des Rechtsstaates.

Das deutsche Berufsbeamtentum bildet eine der Grundsäulen unseres bisherigen Staatswesens. Die Ausführung der Staatsverwaltung in ihren weitverzweigten Funktionen erfordert die Mitwirkung zahlreicher menschlicher Kräfte. Die planmäßige Zusammenarbeit dieser Kräfte bildet die notwendige Voraussetzung geordneter Ausübung der Staatsgewalt, und in ihrer Organisation mit den verschiedenen kontrollierenden Instanzen liegt eine der wichtigsten Bürgschaften für die Zuverlässigkeit und Rechtmäßigkeit staatlichen Wirkens. Der Beamte aber, der sich mit seiner ganzen Persönlichkeit und allen seinen Kräften in den Dienst des Gemeinwesens stellt, muß dann auch unbeirrt von den wechselnden politischen Strömungen und unabhängig von den jeweils herrschenden Parteien seines Amtes walten und nur dem Staate dienen können. Nur so wird die erforderliche Ruhe und Stetigkeit der Staatsverwaltung verbürgt, und dies ist gerade im republikanischen Staate mit parlamentarischem Regierungssystem um so dringender geboten, je mehr bei diesem die obersten Staatsämter einem häufigen Wechsel ihrer Inhaber unterliegen. Deshalb ist eine gesetzmäßige Ordnung der rechtlichen Stellung der Staatsbeamten, welche sie willkürlicher Bestimmung entzieht, von grundlegender Bedeutung für das ganze Staatsleben, ebenso wie der verfassungsmäßige Schutz der Beamten in ihrer Amtsausübung und ihren vermögensrechtlichen Ansprüchen. So allein ist auch in England das Problem der Verbindung von parlamentarischer Regierung mit einer kraftvollen starken Zentralgewalt in der inneren Verwaltung gelöst worden durch Schaffung eines permanenten Staatsbeamtentums, welches sich ruhig und sicher seinen Aufgaben unterziehen kann, unbeirrt durch die jeweilige Parlamentsmajorität [22]). Nur so konnte es auch geschehen, daß nach der deutschen Revolution vom November 1918 die in ihrer Mehrheit monarchisch gesinnten Staatsbeamten ihren Dienst dem Vaterlande in alter Pflichttreue auch unter den neuen Gewalthabern leisteten und dadurch den Staat vor dem gänzlichen Zusammenbruch bewahrten [23]). Dieses Alles wäre in Zukunft ausgeschlossen durch das Hineintragen der Parteipolitik in den Staatsdienst und die damit unvermeidlich verbundene Besetzung der Ämter nicht nach der fachlichen Befähigung, sondern nach der politischen

[22]) L. Wittmayer spricht a. a. O. S. 82 ff. von einer „unmittelbaren Symbiose von Demokratie und (dem an sich undemokratischen) Berufsbeamtentum", und hält dessen Fortbestand auch in der neuen deutschen Republik für geboten. Denn gerade auf das in der rein herrschaftlichen Organisation vereinbarte zähe Beharrungsvermögen dieses Berufsbeamtentums, dessen Routine, dessen Taktik und Tiefblick die interne Auseinandersetzung mit den weitgehendsten Forderungen der neuen Verhältnisse nicht zu scheuen braucht, mag es nicht zuletzt zurückzuführen sein, daß die neu installierte Demokratie in den dafür überlieferten Formen vor und bei jedem Anprall an darüber hinausschießende Bestrebungen behauptet werden konnte. So habe selbst der dem Berufsbeamtentum feindlich gesinnte Max Weber anerkennen müssen, daß dieses „mit seinen anerkannten Vorzügen ein Lebenserfordernis des rationalisierten Staatsbetriebes bilde, das in der wachsenden Intensität des Staatslebens seine eigene Lebensbürgschaft fördern müsse".

[23]) „Die Beamtenschaft brachte kein Gesinnungsopfer, als sie in ihrem Dienst blieb. Denn sie faßte ihn als Dienst am Staate auf, an der Volksgemeinschaft, nicht an einem Regierungssystem, und erkannte, daß dieser Dienst auch in Zukunft unentbehrlich und nützlich, seine Verweigerung aber gemeingefährlich sein müßte" („Regierung gegen Beamte im Freistaat Sachsen", anonyme Flugschrift, 1921, Dresden). Deshalb kann es auch nicht mit Max Weber der Beamtenschaft zum Vorwurf gemacht werden, daß „sie sich glattweg in die neuen Machtverhältnisse geschickt habe".

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Richtung der Anwärter, und dies bedeutet zunächst das Schlagwort: Demokratisierung der Verwaltung. Solchem Bestreben steht aber auch die neue Reichsverfassung direkt entgegen, wenn sie in Art. 130 bestimmt: „Die Beamten sind Diener der Gesamtheit, nicht einer Partei. Allen Beamten wird die Freiheit ihrer politischen Gesinnung gewährleistet“ [24]). Und dadurch wird den Beamten nicht nur die Freiheit ihrer Meinung, sondern auch die freie Äußerung derselben auch dann gesichert, wenn sie von der der herrschenden Partei abweicht. Allerdings sind die Beamten als berufene Organe der Verwirklichung und Aufrechterhaltung der Staatsordnung in ihrer gesamten amtlichen und außeramtlichen Tätigkeit durchaus an die jeweils bestehende Staatsverfassung gebunden. In ihrer Gesinnung sind sie frei, in ihrem Handeln aber dürfen sie sich nicht in Gegensatz zu den herrschenden Anschauungen ihrer Regierung stellen [25]). Das mag für manchen Beamten ein Opfer an eigener Überzeugung bedeuten; dieses Opfer muß er aber entsprechend seiner Pflicht als Beamter bringen, oder er muß sein Amt aufgeben. Andererseits müssen aber auch alle parlamentarischen Einflüsse vom Beamtentum ferngehalten werden. Die Auswahl der Beamten, ihre Beförderung und ihr Verbleiben im Amte darf nur von ihrer fachlichen Tüchtigkeit, ihren Leistungen und ihrer Pflichttreue abhängig gemacht und bestimmt sein, nicht aber von ihrer politischen Gesinnung oder Parteistellung [26]). Und nur dann wird das im heutigen Staatswesen so viel gebrauchte weitere Schlagwort: Freie Bahn dem Tüchtigen wirklich zur Geltung kommen. Wie ist aber dieser, übrigens keineswegs neue Grundsatz [27]) in letzter Zeit in den deutschen Ländern angewendet worden? Als „tüchtig“ im Sinne der heutigen Regierungsweise gilt heute nicht mehr der für sein Fach besonders befähigte und darin bewährte Beamte, sondern nur der Angehörige der herrschenden Partei [28]).

Wir müssen uns bei dem heute herrschenden Parlamentarismus damit abfinden, daß die leitenden Minister, statt wie bisher aus dem oberen Beamtentum, vielmehr aus den Parteiführern der Parlamente entnommen werden; an ein gesichertes und

[24]) S. hierzu Wittmayer a. a. O. S. 30: „Es ist nicht gerechtfertigt, den Abs. 1 des Art. 130: „Die Beamten sind Diener der Gesamtheit, nicht einer Partei“ bloß für eine „allgemeine Wahrheit“ auszugeben. Dieser Satz, der einzige, der den richtigen Begriff der Partei als ἄεαξ λεγόμενον enthält, hat immer noch einflußreicheren juristischen Gehalt, als sein altes, vielleicht vorbildliches Seitenstück im Art. 21, der die Abgeordneten als Vertreter des ganzen Volkes erklärt.

[25]) Mehr verlangt schließlich auch nicht das neue Reichsgesetz vom 26. Juli 1922 über die Pflichten der Beamten zum Schutz der Republik in Art. I unter B.

[26]) „Die Aufgabe des Beamten besteht im Ausgleich aller Einzelinteressen, in der Förderung des Gemeinwohls, in der Bekämpfung von allem, was nur einzelnen nützt, der Gesamtheit aber schadet. In dieser Arbeit, die zusammenfällt mit der wahren Aufgabe des Staates, ist das Beamtentum emporgewachsen. Sie bildet ihren Lebensinhalt. In ihr ist jeder einzelne Beamte vor seinem Eintritt in den Dienst erzogen worden. In diesen Geist hat er sich hineinzufügen gehabt. . . . Wer das einsah, durfte nicht versuchen, die Beamten zu willenlosen Werkzeugen einer bestimmten Parteirichtung zu machen, sondern er mußte auch ein anders gerichtetes und begründetes Denken verstehen und achten. . . Er mußte vor allem bei seiner Politik einen Grundsatz wahren, den das Empfinden der Beamten fordert: nämlich der Gesamtheit zu dienen und nicht einer Partei“ (s. die in Anm. 23 angezogene Flugschrift S. 9).

[27]) Das Wort hat auch schon der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg gebraucht.

[28]) „Wohin soll das führen,“ heißt es in der in Anm. 23 angezogenen Flugschrift S. 39, „wenn es Recht und Gebrauch würde, daß jeder Minister während seiner Amtsdauer alle freiwerdenden oder gewaltsam freigemachten Stellen mit politischen Freunden zustopft? Die Minister gehen, die Amtshauptleute, Kanzleibeamten, Amtsgehilfen und alle die anderen Staatsdiener aber bleiben. Bei dem raschen Wechsel der Kabinette muß der Staatsdienst nach einem Jahrzehnt dann ein Mosaik von Menschen bilden, die alle ihre Stellen nur ihrer politischen Betätigung bei den verschiedensten Parteien verdanken . . . dann ist es mit der Geschlossenheit der Beamtenarbeit, dem schlichten Gehorsam, dem ruhigen, sachlichen Dienst des Beamtentums zu Ende.“

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geordnetes Staatsleben ist aber nicht zu denken, wenn man auch die übrige Beamtenschaft lediglich nach der politischen Richtung der Anwärter ohne Rücksicht auf sachliche Kenntnisse zusammensetzen wollte und damit fortführe, wichtige Staatsämter an hierfür nicht durch Schulung und Erfahrung qualifizierte Parteimänner zu übertragen. So wenig wie ein Staatsbeamter ohne weiteres ein Handwerk oder sonst einen andern Beruf ergreifen kann, so wenig kann jeder aus dem „Volke" ohne entsprechende Vorbildung und Schulung die Aufgabe eines Beamten erfüllen. Und „es bedarf", wie Otto Lenel in seiner Rede über die Reichsverfassung zu Freiburg i. Br. 1920, S. 18, treffend bemerkt, „meist sehr bitterer Erfahrungen, um den besonders im amerikanischen Volke verbreiteten Irrtum zu zerstören, daß der gemeine Menschenverstand ausreiche, jedes politische Problem zu lösen."

Überträgt man aber weiter das demokratische Prinzip der Gesetzgebung, die alleinige Herrschaft des Volkswillens, auf die gesamte Staatsverwaltung in sachlicher Beziehung, so bedeutet das die unmittelbare Unterwerfung auch der vollziehenden Staatsgewalt unter das Parlament und die es beherrschenden Parteien, nicht bloß in Hinsicht auf die leitenden Grundsätze, sondern auch in ihrer Betätigung im einzelnen. Dies führt schließlich zur schrankenlosen Freiheit der Verwaltung, während doch die Gebundenheit der Verwaltung an das Gesetz zu den obersten Grundsätzen des Rechtsstaates gehört. Und hieran muß auch im republikanischen Staate festgehalten werden. Auch hier muß die Verwaltung immer treue Dienerin des Gesetzes sein, und auch, soweit sie bei ihrer Tätigkeit volle Freiheit des Ermessens hat, lediglich in Anwendung des Gesetzes und des ihr dabei gelassenen Spielraumes handeln. Eine wirklich demokratische Verwaltung bedeutet einen Widerspruch in sich selbst oder wenigstens einen Widerspruch zum Rechtsstaate, da sie zur Willkürherrschaft führt. In noch höherem Grade gilt dies von einer auf linksradikaler Seite angestrebten Demokratisierung der Rechtspflege durch Besetzung der Gerichte mit unmittelbar vom Volke nicht mehr auf Lebensdauer, sondern auf bestimmte Zeit gewählten Richtern, Volksrichtern, und durch verstärkte Einflußnahme des Parlamentes auf den geordneten Gang der Justiz. Damit wäre die für den Rechtsstaat unerläßliche und zum Teil schon in absoluten Monarchien verwirklichte Unabhängigkeit der Gerichte nicht bloß ernstlich bedroht, sondern überhaupt preisgegeben, und diese haben auch die bisherigen demokratischen und sozialistischen Machthaber noch nicht anzutasten gewagt. Ein bedenkliches Zeichen ist freilich das vielfach in den Volksvertretungen hervorgetretene Verlangen nach umfassenden Amnestien. Als ein besonderer Vorstoß in das Gebiet der Justiz muß auch die Einsetzung des Untersuchungsausschusses vom 20. August 1919 zur Ermittelung der Gründe für den Ausbruch, die Verlängerung und den Verlust des Krieges angesehen werden. Indessen ist dieser Ausschuß in seiner Tätigkeit nach wenig erfolgreichen Anfängen stecken geblieben und wird nach der Beurteilung, die er von maßgebender Seite erfahren hat [29]), wohl kaum zu Wiederholungsfällen führen. Erblickt man aber eine Demokratisierung der Rechtspflege in dem Ausbau der Verwaltungsgerichtsbarkeit und der Beteiligung des Laienelementes an der Rechtsprechung (Schöffen- und Geschworenengerichte) [30]), so sind dies Postulate schon vordemokratischer Zeiten und Staatsformen, an deren Erfüllung heute nur noch weitergearbeitet wird.

*

[29]) Besonders von Erich Kaufmann, „Untersuchungsausschuß und Staatsgerichtshof" 1920; auch Wittmayer a. a. O. S. 92.

[30]) S. Wittmayer a. a. O. S. 93 ff.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Was war das Ziel der vorstehenden Ausführungen? Ich möchte nicht mißverstanden sein. Es handelt sich hier nicht um die Frage, ob Republik oder Monarchie. „Man soll sich hüten," sagt Heinrich v. Treitschke in seiner „Politik" (2. Aufl., Bd. 2, S. 10) „zwischen Republik und Monarchie einen sittlichen Rangunterschied feststellen zu wollen. Es ist eine wissenschaftliche Verirrung, nach einer guten Staatsform schlechthin zu suchen. Der Historiker muß sich begnügen, zu fragen, welche Staats- und Rechtsform für ein bestimmtes Volk zu einer bestimmten Zeit die angemessene ist. Er wird also die Republik als sittlich anerkennen, wo sie den sittlichen Bedingungen im Volk entspricht" [31]). Nun, wir haben in Deutschland jetzt die demokratische Republik und erkennen sie als die uns verfassungsmäßig gegebene Staatsform an. Wir fragen auch nicht, ob diese Staatsform für unser Volk und unsere Zeit die richtige und zweckmäßigste ist, ob unser Volk dafür wirklich reif ist, und ob sie sich bewähren wird [32]). Um so wichtiger erscheint es aber, das heute so viel gebrauchte und so oft mißverstandene Wort „Demokratie" auf seine wahre Bedeutung und seinen eigentlichen Wert zu untersuchen, dabei die inneren Widersprüche, die sich bei der praktischen Verwirklichung ihrer Grundgedanken ergeben, aufzudecken und deren Lösung anzustreben. Das Problem, um das es sich handelt, ist, in der Republik die echte Demokratie herzustellen, d. h. im Staatsleben den wahren Volkswillen zur Erscheinung und zur Geltung zu bringen. Dies geschieht aber nicht durch das heute überall herrschende Mehrheitsprinzip, dessen Wirkung beim parlamentarischen Regierungssystem noch erheblich verstärkt und verschlimmert wird, indem es zur Parteidiktatur und Oligarchie der Parteihäupter führt. Die Gleichung Demokratie = Parlamentarismus ist grundfalsch, indem sie einmal das Parlament dem Volke, sodann die Mehrheit des Parlamentes dem Parlamente gleichsetzt. Das widerspricht, wie wir gesehen haben, sowohl dem Gedanken der Gleichheit wie dem der Freiheit. Außerdem bietet die Herrschaft der Mehrheit auch keinerlei Bürgschaft für Herrschaft der Vernunft und des Rechtes. „Mehrheit ist der Unsinn," sagt Schiller im „Demetrius", „Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen." Ebenso Goethe: „Alles Große und Gescheite existiert in der Minorität." Hiervon aber auch abgesehen, von einer Kompetenz der Mehrheit kann vernünftigerweise nur die Rede sein, wenn es sich handelt um die Entfaltung einer realen Macht, eines Willens, nicht aber in wissenschaftlichen und religiösen Fragen. In den Parlamenten wird jedoch auch über

[31]) Der Gedanke, daß die demokratische Republik die einzige, dem Wesen des Menschen entsprechende und deshalb zu Recht bestehende Staatsform sei, ist im amerikanischen Unabhängigkeitskriege geboren worden. Hiergegen sagt mit Recht Max v. Seydel in den „Staatsrechtl. und politischen Abhandlungen" 1893, S. 141: „Es ist nicht angängig, die eine oder die andere Regierungsform da, wo sie nach der Verfassung besteht, als einen unrechtmäßigen Zustand anzusehen. Jedes staatliche Gemeinwesen mag sich einrichten wie ihm gutdünkt, und wenn etwa einer seiner Bürger es unternehmen wollte, darzutun, die bestehende Regierungsform sei unzweckmäßig, so wird er nicht den philosophischen Vorzug der einen Staatsform vor der andern, sondern er wird nachzuweisen haben, daß diese Staatsform für diesen Staat die beste ist. Jene allgemeinen Bestrebungen über die vorzüglichste Staatsform haben keinen Sinn. Sie gehen von einer Voraussetzung aus, die nie bestanden hat und nie bestehen wird, Gleichartigkeit aller Völker und Zeiten. Die Verfassungsfrage ist eine besondere für jeden Staat."

[32]) Otto Lenel, „Die Reichsverfassung", 1920, S. 8 sagt: „Daraus, daß eine politische Einrichtung sich anderwärts unter viel glücklicheren Verhältnissen bewährt hat, folgt noch lange nicht, daß sie sich auch bei uns bewähren wird. Die Verfassung eines Staates ist nur einer von den vielen Faktoren, die für sein Schicksal bestimmend sind, und auch die bestausgedachte Verfassung vermag, was die materielle oder moralische Kraft eines Volkes anlangt, den Sturz in den Abgrund nicht zu verhindern. Und umgekehrt: was sich anderwärts nicht bewährt hat, wird sich bei uns voraussichtlich erst recht nicht bewähren. Wir hatten mehr wie jedes andere Volk Ursache, uns vor gewagten Experimenten zu hüten."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

solche Fragen selbstherrlich entschieden. Nun ist aber in der Demokratie das Mehrheitsprinzip schlechterdings nicht zu entbehren, weder in der repräsentativen, noch in der unmittelbaren Demokratie, da selbst in kleinen Staatswesen die Forderung der Einstimmigkeit aller Volksgenossen oder Vertreter nicht erfüllbar ist und mit ihr das ganze Staatsleben lahmgelegt und jeder Fortschritt ausgeschlossen sein würde. Es kann sich also nur darum handeln, diese in der Demokratie nun einmal unvermeidliche Herrschaft der Mehrheit in ihrer brutalen Wirkung möglichst abzuschwächen und der Minderheit Schutz gegen die Mehrheit zu bieten. Hans Kelsen in seiner tiefgründigen Schrift „Vom Wesen und Wert der Demokratie" (S. 36) sieht die Lösung darin, daß „die Demokratie, wenn sie den politischen Willen jedermanns gleich einschätze, dann auch jeden politischen Glauben, jede politische Meinung, deren Ausdruck ja nur der politische Wille sei, gleichermaßen achten müsse. Auch die gegenteilige Meinung müsse man für möglich halten, wenn man auf die Erkenntnis eines absoluten Wertes verzichte. Der Relativismus sei daher die Weltanschauung, die der demokratische Gedanke voraussetze. Darum gebe er jeder politischen Überzeugung die gleiche Möglichkeit, sich zu äußern und im freien Wettbewerb um die Gemüter der Massen sich geltend zu machen. In der wahren Demokratie unterscheide sich die Herrschaft der Mehrheit von jeder anderen Herrschaft dadurch, daß sie eine Opposition — die Minorität — ihrem innersten Wesen nach nicht nur begrifflich voraussetze, sondern auch politisch anerkenne und in den Grund- und Freiheitsrechten im Prinzipe der Proportionalität schütze." Dem kann man wohl in der Idee durchaus beistimmen. Wie dieser an sich richtige Gedanke aber praktisch zu verwirklichen sei, dafür hat uns Kelsen den Weg noch nicht gezeigt. Eine maßvolle, auch die Rechte der Minderheit politisch anerkennende und achtende Herrschaft der Mehrheit wird auch durch die in der Reichsverfassung festgelegten allgemeinen Grund- und Menschenrechte und durch das System der Verhältniswahl nicht, sondern nur durch entsprechende, die Minderheit vor Unterdrückung durch die Mehrheit schützende verfassungsrechtliche Bestimmungen erreicht werden. In der neuen Reichsverfassung gibt es nur eine solche Vorschrift[38]); nach Art. 72 ist die Verkündung eines vom Reichstage beschlossenen Gesetzes um zwei Monate auszusetzen, wenn es ein Drittel des Reichstages, d. h. der bei der Auszählung im Reichstag anwesenden Abgeordneten verlangt. Erklären jedoch der Reichstag und der Reichsrat ein solches Gesetz für dringlich, so kann es der Reichspräsident ungeachtet dieses Verlangens verkünden, und es ist dann nach Art. 73, Abs. 2 dem Volksentscheide zu unterbreiten, wenn es ein Zwanzigstel der Stimmberechtigten, d. h. der zum Reichstage Wahlberechtigten beantragt. Durch die letzten beiden Bestimmungen wird freilich der mit Art. 72, Abs. 1 bezweckte Minderheitsschutz sehr abgeschwächt.

Die weiteren großen Aufgaben liegen in der Reform des Parlamentarismus. Hierbei handelt es sich vornehmlich darum, gegen die jetzt überragende Parlamentsherrschaft wirksame Gegengewichte zu schaffen durch Einsetzung einer dem allgemeinen Volksparlamente gleichberechtigten berufsständischen Vertretung (Zwei-

[38]) Ein gewisses Recht der Parlamentsminderheit gibt sonst nur Art. 34 der Reichsverfassung, wonach der Reichstag verpflichtet ist, auf Antrag von einem Fünftel seiner Mitglieder Untersuchungsausschüsse einzusetzen. Ebenso Art. 21 der sächs. Verfassung. Ein weiteres Minderheitsrecht enthält Art. 18, Abs. 4 der Reichsverfassung: die Reichsregierung muß die Volksabstimmung über die Abtrennung eines Landesteils anordnen, wenn ein Drittel der zum Reichstag wahlberechtigten Einwohner des abzutrennenden Gebietes es verlangt. Ein Minoritätsrecht des Reichsrates enthält Art. 64 der Reichsverfassung: „Die Reichsregierung muß den Reichsrat auf Verlangen von einem Drittel seiner Mitglieder einberufen."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kammersystem)[34]), ferner durch Stärkung der Stellung des — auch in den Ländern — nur vom ganzen Volke zu wählenden Staatsoberhauptes gegenüber dem Parlamente[35]), in der strengen Trennung der gesetzgebenden von der vollziehenden Gewalt und der Befreiung der Exekutive von dem Eingriffe der Legislative[36]). An diesen Aufgaben wird die Zukunft noch zu arbeiten haben. Nur von ihrer zweckmäßigen und befriedigenden Lösung ist eine dauernde Gesundung unseres Staatswesens und auch die Verwirklichung wahrer Demokratie zu erhoffen.

[34]) S. hierüber besonders Heerfahrdt, „Das Problem der berufsständischen Vertretung von der französischen Revolution bis zur Gegenwart" 1921; ferner Richard Schmidt, „Grundlinien des Staatswesens" 1919, S. 214 ff.; Karl Binding, „Das Problem der Bildung der Parlamente und der Volksversammlung des Freistaates", im „Werden und Leben der Staaten", 1920, S. 306 ff. — Es handelt sich bei der Lösung des Problems vornehmlich darum, aus dem sog. Rätesystem — das in Rußland in der rohesten, jeder Demokratie hohnsprechenden Form verwirklicht ist — das wirklich Brauchbare und Nützliche zu entnehmen. In diesem Sinne sagt auch Rudolf Hübner a. a. O. S. 18 ganz richtig: „Wie sich mehr und mehr herausstellt, liegt dem Rätesystem ein Gedanke zugrunde, der mit den demokratischen Grundlagen nicht nur nicht unvereinbar, sondern sie in erwünschter Weise zu bereichern geeignet ist, der Gedanke nämlich, daß zur sachgemäßen Regelung bestimmter Seiten des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens nicht nur die nach rein politischen Gesichtspunkten gewählten Volksvertretungen heranzuziehen sind, sondern außerdem Vertretungen der in erster Linie beteiligten und daher vor allem durch Sachverständnis ausgezeichneten Volkskreise. So verstanden, würden den Räten Aufgaben zufallen, wie sie zu dem Geschäftskreise der ersten Kammern der konstitutionellen Monarchie gehörten, von dieser freilich meist nur unvollkommen und höchst einseitig erfüllt wurden. Hoffentlich gelingt es, der demokratischen Republik brauchbare Einrichtungen einzufügen." Ein Ansatz hierzu ist im Deutschen Reiche gemacht in dem in Art. 165 der Reichsverfassung vorgesehenen, durch die DO. der Reichsregierung vom 4. Mai 1920 vorläufig gebildeten Reichswirtschaftsrate, dessen Ausgestaltung zu einem nicht bloß beratenden und begutachtenden, sondern mitbeschließenden Wirtschaftsparlamente als weiteres Ziel anzustreben sein wird. S. auch Loewenstein in Hirths Ann. 1921/22, Sonderabdruck, S. 943: „Aufmerksame Theoretiker ebenso wie unbestechliche Praktiker des modernen parlamentarischen Betriebes, vor allem aber breite Schichten der Wählerschaft lassen sich immer mehr von der Überzeugung durchdringen, daß das Parlament in seiner gegenwärtigen Form und Verfassung nicht mehr in der Lage ist, der ihm vom demokratischen Staat zugeschriebenen Funktion im Interesse des Staatsganzen gerecht zu werden. Die dauernde und sich immer stärker ausprägende Unzulänglichkeit gerade des britischen Parlamentes, das der Welt das Modell der gegenwärtigen Verfassung gestellt hatte, ist geeignet, die Zukunft der Repräsentativverfassung, wie sie durch die klassische Formulierung der französischen Nationalversammlung von 1789 für die moderne Staatsform bestimmend wurde, entscheidend zu kompromittieren. Die steigende Bedeutung der unmittelbaren Volksgesetzgebung, die Reformvorschläge für berufsständische Vertretungen und Wirtschaftsparlamente, der Ruf nach den Räten der bolschewistischen Staatstheorie und die weit mehr als bloß literarische Bewegung für die Diktatur sind nichts als verschiedene Ausdrucksformen der Erkenntnis von der drohenden oder schon beginnenden Agonie des Parlamentarismus."

[35]) S. hierzu W. Schelcher, „Das parlamentarische System" im „Arch. Öff. R." 41, 335 ff.

[36]) W. Schelcher a. a. O. S. 353 ff.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sein Sommernachtstraum

Ein preußisches Königsbild

Von

Johannes Guthmann

Die Rückkehr von Ferch

Die unbestrittene Sonne eines rechten Hochsommertages hatte fast allzu hell auf die leicht gewellte Weite des Schwielow-Sees geschienen und die stillen, melancholischen Reize seiner märkischen Weltabgelegenheit eingeschläfert. Es war zwischen Mittag und Abend die Stunde, da Farben und Leben der aufatmenden Natur wiederzukehren beginnen, um sich dann langsam zu verklären, zu vertiefen und wie in Gold zu vollenden. Ein in seiner unberührten Anspruchslosigkeit großartiges, ja nahezu feierliches Bild war es, das da vor den Blicken der erlesenen Gesellschaft ausgebreitet lag, die auf dem mit Erlen, Eichen und jungen Akazien bestandenen kleinen Hügel inmitten des unter seinen Obstbäumen lauschig versteckten Dorfes Ferch hart oberhalb des Schilfufers versammelt war, um diese von dem gepflegten künstlerischen Sinne des neuen Königs bevorzugte Aussicht zu genießen. Das wie mit einem spitzen Bleistift hingezeichnete Landschaftsbild, der knappe Schwung dieser langgestreckten Linien kaum unterbrochener dunkler Kiefernforsten und Höhenzüge und der frischgrün und seidig wechselnden Schilfbuchten längs der metallisch blauenden Wasserbreite ließen gewiß nicht an die beliebte Romantik der Rheingegenden denken und noch weniger an die üppige Mannigfaltigkeit oberitalienischer Seen, die etlichen vom königlichen Gefolge dort auf dem Fercher Sandhügel bekannt waren; und dennoch durfte diese stille Havellandschaft in ihrer urtümlichen Gelassenheit und herben Anmut neben solchen Erinnerungen wohl bestehen.

Vielleicht war es das Gefühl, mitten aus dem Getriebe der großen Welt sich wie mit einem Zauberschlage in diesen friedenvollen Winkel versetzen und dabei doch ihr ferner Zuschauer und Meister bleiben zu können, was Friedrich Wilhelm IV. mit tieferer Absicht und Befriedigung heute zum ersten Male seit seiner Thronbesteigung an seinen alten Lieblingsplatz geführt hatte. Man merkte seinen aufmerksam diese wie mit einer zitternden Hand hingeschriebenen Umrisse der waldigen Höhenreihen abtastenden Blicken an, daß sie trotz ihrer Kurzsichtigkeit in dieser Landschaft Bescheid wußten und nach immer wiederholten Gängen zwischen Ufer und Ufer dort, wo der Wildpark die Ferne abriegelt, nach einem neuen Ausweg ins Weite suchten, wie das Auge selbst aus der schönsten Meeresbucht immer wieder zum freien Horizonte hinaus verlangt. Seine Gesichtszüge, die unter der breiten Wölbung des bei schwindendem Haarwuchs geschickt frisierten Schädels etwas kleinlich zusammengezogen wirkten, die von kräftigerer Wurzel spitz herausfahrende kleine Nase mit den merkwürdig sensitiven Nüstern — die Nase der Königin Luise — über dem fein gezeichneten Munde, der so gut zu reden und zu spotten verstand, das runde, selbstgefällige Kinn, diese Züge, denen bei einer leise beginnenden, unverkennbaren Ge-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dunsenheit noch etwas anmutig Jugendliches, ja etwas vielleicht sogar bewußt Gefälliges eigen war, nahmen jetzt eben den Ausdruck der Spannung an, als wenn er der Lösung des gestellten Rätsels auf der Spur sei, einer Spannung, nicht ohne ironische Überlegenheit, die plötzlich wie in einem Rausche enthusiastisch aufschnellte.

„Sehen Sie, was da fehlt, Polte Gerlach? Oder Sie, Thile? Oder Sie, Gröben?" Die Blicke der Angeredeten gehorchten etwas verdutzt der befehlend in die Ferne deutenden Hand des Königs und verfolgten dann einen Fischreiher, der soeben, von der Wasserfläche mit starken Schlägen aufsteigend, in stolzem Fluge himmelan über der Unermeßlichkeit seines Reviers entschwand.

„Nec soli cedit", spottete der Herrscher, der sich von seinen Getreuen wieder einmal nicht verstanden wußte. Dann plötzlich ernst werdend und fast im Tone des Bedauerns, wiederholte er: „‚Nec soli cedo.' Jawohl, so steht's auf der Wetterfahne oben auf dem Turme unserer Garnisonkirche, der sich dort mit allen seinen militärischen Zeichen und Trophäen so derb gegen den Himmel aufreckt. ‚Der Soldatenkönig hat mich erbauen lassen!' — Seht ihr es nun, was daneben fehlt?"

Aller Augen richteten sich in die fernste Ferne hinaus, wo die Umrisse der Höhen und der Waldungen sich von beiden Seiten nach der Mitte zu senkten und streckten und weit draußen am ebenen Horizont, vom idyllisch entrückten Ferch aus gesehen gleich einer Fata Morgana des realen Lebens, das feine Stadtbild des königlichen Potsdams stand.

„Ich werde es euch auf die Lippen legen: links also ist die Garnisonkirche," belehrte der Monarch die aufmerkende Gesellschaft, „etwas darunter das zierliche Säulentempelchen des Militärwaisenhauses; nach rechts hin — nichts, gar nichts — dann die Heiligegeistkirche und, daß ich es nicht vergesse, der Schornstein der Jacobyschen Zuckersiederei, der erste Industrie-Obelisk, um mit Freund Schinkel zu sprechen, der von dergleichen in England ja Wunderdinge zu erzählen weiß, in unserem Potsdam." Die Bestimmtheit, mit welcher der König die einzelnen Punkte mit dem Corgnon bezeichnete, bewies, wie völlig er sich auf seine Vorstellungsgabe verlassen konnte, und wie sein geistiges Auge sich dem immerwährenden Genuß ihrer wechselnden Bilder hinzugeben gewöhnt war. „Was fehlt also dort, damit das Bild von Potsdam, damit dieses ganze wundervolle Landschaftsbild seinen idealen Mittelpunkt bekommt? — Die Kuppel fehlt auf der Nikolaikirche! So, wie der sparsame Sinn meines unvergeßlichen Vaters dies von Schinkel wohlgedachte Predigthaus vor drei Jahren notdürftig hat fertigstellen lassen, ist es ein Torso, ein heroischer Rumpf, dem das göttliche Haupt fehlt, ein Anblick, der mir täglich Schmerz schafft, mich unglücklich macht!" Der König, der mit starker Betonung, jedes Wort gewissermaßen unterstrichen, wie er es liebte, gesprochen hatte, fuhr plötzlich mit einer scharfen Bewegung seines etwas fülligen Leibes herum: „Wo ist Schinkel? Ja, wo steckt er denn? Er ist doch vor zwei Tagen aus Meran zurückgekommen, und ich denke, die Molkenkur hat ihn völlig wieder hergestellt. Ich habe ihn zu diesem Ausflug heute ausdrücklich bestellt; ja, ich mache diese ganze Fahrt eigentlich nur seinetwegen — und er versetzt mich! Ja, was heißt denn das?!" Die sich jäh steigernde Erregung, die einer Explosion zuzutreiben drohte und mit Hemmungslosigkeit eigentlich kaum noch völlig zu erklären war, befriedete sich unter einem langen Blicke der Königin, die plaudernd seitab gestanden und den kleinen Vorfall beobachtet hatte, ebenso rasch wieder, und mit vollkommener Beherrschung sah Friedrich Wilhelm einen vom Gefolge nach dem andern an: „Wo ist also Schinkel?"

Fürst Wittgenstein, der alte, noch im Amte verbliebene Hausminister des verstorbenen Königs, dessen kalte, berechnende, etwas nach der Regierungsmethode seines österreichischen Kollegen Metternich geartete Behandlungsweise höfischer wie politischer Dinge, die zu der religiös so überaus gesteigerten Lebensführung des

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

neuen Herrschers und seiner Männer sich nicht recht schickte, der alte Fürst fing den fragenden Blick des Herrschers nicht auf und schien sich lediglich der schönen Natur zu freuen. Generalmajor Graf Gröben hingegen, auf jede Gebärde des in der Tiefe seines alten Preußenherzens treu verehrten Herrn aufmerksam, stammelte in seiner nie versagenden, wahrhaftigen Liebenswürdigkeit einige Worte, die den abwesenden Künstler wohl entschuldigen sollten, wandte sich aber, da er ja doch von nichts wußte, weiter an den General von Thile, dessen Ernennung zum Kabinettsminister in den nächsten Tagen zu erwarten war, und der daher für alles Rat zu schaffen hatte. Dem kleinen, unscheinbaren Manne kam diese doppelte Aufforderung zu einer Erklärung offenbar unangenehm, aber peinlich gewissenhaft, wie er nun einmal war, mußte er wohl tapfer stille halten und sagen, was er wußte oder doch vermuten zu müssen meinte. „Ich bitte um Vergebung, wenn ich irre. Aber vielleicht erinnern sich Ew. Majestät der Worte, die Sie an den Herrn Oberlandesbaudirektor Schinkel bei der einzigen Audienz, die Sie ihm seit der Thronbesteigung gewährt haben, richteten. Herr Schinkel, damals vielleicht schon erholungsbedürftig, war ohne Urlaub verreist gewesen, als Sie unmittelbar nach dem Hingang weiland Seiner Majestät des verstorbenen Königs nach ihm geschickt hatten. Es waren, Verzeihung, wie man mir sagte, harte Worte, die Herr Schinkel von seinem neuen Könige zu hören bekommen hat. Vielleicht, daß der empfindliche Mann —“

„Meinen Sie, Liebster?“ Friedrich Wilhelm, der mit der ihm eigenen wahrhaft königlichen Noblesse gegen die Kante der Mooshütte hinter ihm gelehnt stand, die Beine gekreuzt, die Hände mit Lorgnon und Taschentuch nachlässig übereinander gelegt, hatte zugehört, die Augen etwas verschwommen leicht über den Redenden hinweg ins Weite verloren. Nun schnitt er ihm das Wort ab. „Sie irren! Ich brauche Schinkeln Erklärungen meines Mißfallens nicht in einem sammetnen Einband et doré en tranches übermitteln zu lassen. Wir sprechen teutsch miteinander und verstehen uns, ich und Schinkel!“ Er stockte einen Augenblick. Ein unbeschreiblicher Ausdruck, ein gewinnendes, ja hinreißendes Lächeln, fast noch wie eines Knaben, der eben schmollte und nun um etwas bittet, flog über sein nervöses Gesicht, als er fortfuhr: „Kein Fürst noch hat mit seinem Architekten so gestanden, wie ich mit Schinkeln. Wie oft nicht habe ich ihm, wenn er in Verzweiflung darüber untergehen wollte, daß alle seine herrlichen Projekte Papier und Zeichnung bleiben müßten, zugerufen: ‚Kopf oben, Schinkel! Wir wollen einst zusammen bauen!‘ Vor diesem Zauberwort schwand alle Trübsal. Was der Kronprinz von Preußen versprochen hat, wird der König nun halten. Schinkel ist ein Teil meines Selbst, vielleicht mein reinstes, mein glücklichstes — ich bin ein Teil von ihm, vielleicht sein Leben, seine Zuversicht. Seht doch unser kleines Sommerhäuschen an: wer will entscheiden, was er dazu getan hat, was ich? Der eine sprach ein Wort aus, der andere fand den Reim dazu — und so fort Jahr um Jahr, soweit das Taschengeld reichte, bis am Ende das Sonett ‚Charlottenhof‘ fertig dastand.“

General von Gerlach wandte sich unauffällig zu dem neben ihm stehenden Generaldirektor der Museen von Olfers und flüsterte ihm ins Ohr: „Na, wenn dem Manne heute die Ohren nicht klingen — —“

Friedrich Wilhelm hielt inne. Er hatte sich in Ergriffenheit geredet. Noch einmal glitten seine Blicke über die glimmernde Wasserbahn nach der Ferne, nach Potsdam. Seine Gedanken bauten offenbar an der unvollendeten Kuppel des Freundes. „Herrlich! Herrlich!“ Sinnend hob er den Kopf empor. Da waren es die graziösen Büschel hellgrünen Akazienlaubes, die sich ihm von phantastischem Geäste entgegenneigten, daß er sie liebkosend umfassen mußte — war es doch unter allen sein Lieblingsbaum —: „Ach, die Akazien! Sie blühten und welkten dies

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jahr unbeachtet dahin, als mein unvergeßlicher Vater und König zu seiner Ruhe einging." Die Stimme versagte ihm, als er von dem teuren Toten sprach.

Königin Elisabeth, auf den Stand der Sonne deutend, mahnte sacht zum Aufbruch. Paarweis und einzeln trat man zwischen den Stämmen den Rückweg von der kleinen Anhöhe gegen das Dorf und den Landungsplatz des königlichen Dampfschiffes an. Der branstige Kieferngeruch heißer Sommertage lag mit schwerem Aroma über dem in seine Obstgärten unter uralten Wettereichen geduckten Ferch. Unter ihren tief herniederhängenden bemooften Strohdächern blinzelten die alten, wie mit verwässerter Milch oder wohl auch mit Waschblau oder schimmligem Grün angestrichenen Häuschen über den verwilderten, etwas stickigen Flor ihrer mit Phlox, Georginen, Malven und reifenden Hagebuttensträuchern überfüllten Vorgärten nach den vornehmen Gästen, die mühsam in dem lockeren Sande unter den früchteschweren Ästen der Birnbäume und dem erschlafften Laube der allzu üppigen Holunderbüsche dahinstapften.

Der Gemeindevorsteher, der das Königspaar bereits bei seiner Ankunft mit einer mühsamen Begrüßung gelangweilt hatte, glaubte sein Völkchen auch zum Abschied würdevoll vertreten zu müssen und hielt sich dicht auf der Fährte des Monarchen; während die Dorfjugend, lauter Flachsköpfe mit roten Backen und Nasen, nebenher schwärmte und der geduldig zugreifenden schönen Königin zerdrückte Blumensträußchen in die Hand steckte.

Unter dem Eindruck der eigentümlichen Atmosphäre dieser gedeihlich-schläfrigen Natur des Ortes wandte sich Friedrich Wilhelm am Ufer plötzlich gegen den unentrinnbaren Mann und schlug ihm, seiner gefürchteten Ansprache zuvor kommend, kräftig auf die Schulter:

„Mit Wasser, Fleiß und Kindermist
Wird märk'scher Sand zum Paradies! —

Dixi et salvavi animam meam." Damit ließ er, indem er über den Laufsteg an Bord ging, den Armen in völliger Verwirrung stehen.

„Ce ne sont pas les beautés de la Seine, Madame, que je puisse vous présenter", richtete er nun auf dem Schiff das Wort an die Generalin von Luck, eine geborene Französin und vollkommene Vertreterin des royalistischen Hochadels vom Faubourg St. Germain, an deren geistreicher und beweglicher Konversation er einen besonderen Reiz fand, zum heimlichen Verdrusse Alexander von Humboldts, der die Domäne ‚Paris' bei Hofe für sich allein beanspruchen zu dürfen glaubte; auch mochte der König sich in seiner eleganten Beherrschung der fremden Sprache gefallen. „Au lieu de Meudon, de St. Cloud et de St. Germain ce sont le Kietz, le Küssel, le Kiewitt et voici le Wietkieken qui se miroitent dans les tristes vagues de la Havel. Mais patience, madame, et nous nous promènerons ici dans les jardins d'Armide, nous deux qui gardons le secret de ne pas vieillir, n'est-ce pas? Le coeur et les yeux toujours ouverts et prêts à s'emparer en chaque moment de la félicité."

„Ah, les splendeurs et les beautés de ma pauvre France!" gab die weltkundige Frau mit anmutigem Ernste zurück. „Elles se fanent, Sire, depuis qu'un esprit sublime ne les ranime plus. C'est ici que dans tout ce qui subsiste où va naître je sens la main bénigne d'un roi et d'un père."

Friedrich Wilhelm machte lächelnd eine Bewegung, als wollte er ihr den Vortritt auf den Stufen, die zum kleinen Oberdeck führten, lassen; aber Frau von Luck deutete mit einer reizenden Neigung des Kopfes auf die Königin, die die Damen im Sonnenzelt um sich versammelte. Auch mochten all die schönen Frauen, obschon sie noch das Schwarz der Hoftrauer trugen, vor dem ängstlichen Moment, wo die Maschine einsetzen und einen abscheulichen Sprühregen von Ruß und Unrat ausfauchen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

würde, im geheimen zittern. Es war dem Könige wohl auch lieber, denn so konnte er das Glück dieser freien Stunden im engeren Kreise vertrauter Männer mit gedankenreichem und schöpferischem Gespräch verbringen. Fühlte er doch ohnehin seine Seele heute übervoll und nach Bekenntnissen drängend.

„Merkwürdig, diese Französinnen!" warf der Herrscher hin, als er die erhöhte Plattform über den beiden Wellenrädern betreten hatte. „Die Luck hat doch immer die richtige Witterung! Als ob sie dabei gewesen wäre, wie ich neulich meinem Gartenbaudirektor, dem Lenné, sein Arbeitsprogramm für die nächsten zwanzig Jahre auseinandergesetzt habe. Ich bin dabei vom alten Herzog Leopold von Dessau ausgegangen, der sein Land in einen einzigen Garten umgewandelt hat. Das können wir Preußen ja nun wohl nicht. Aber man muß eine Sache da anfassen, wo sie einen Henkel hat: Berlin und Potsdam, das Havelland um die Schlösser unserer Krone, das soll zu einem gewaltigen Parke werden, der sich, einer unendlichen Girlande gleich, in weit und immer weiteren Kreisen um den historischen Hügel von Sanssouci schlingt. Was meine Vorfahren geschaffen haben, ist gut, aber es ist Stückwerk. Heut reichen die Gärten von Potsdam nicht weiter, als der Schall des Glockenspiels der Garnisonkirche: in zwanzig Jahren aber, sage ich, soll ein Eden sein, soweit die Kuppel der Nikolaikirche, die ich wölben werde, herrscht. Der ‚wüste Berg', so hieß die Stätte, die Friedrich der Große in ‚ma vigne de Sanssouci' umzauberte. Und der Glienicker Berg, war er denn etwas gar so anderes, ehe mein Bruder Karl seine reizende Villa dort anlegte — und Babelsberg, bis der Prinz von Preußen es aus dem Staube aufhob? Nun, man soll sehen! Lenné wird seine Pläne ausarbeiten, und ich stehe de grand coeur neben ihm!"

Niemand entgegnete ihm, als er geendet hatte, oder pflichtete ihm bei, denn was zu sagen war, pflegte er meistens selber zu sagen, und Beifall würde auf ihn, der sich seines Künstlertums so völlig bewußt war, leicht armselig oder als platte Schmeichelei gewirkt haben.

Friedrich Wilhelm war an das Geländer vorgetreten. Das Schiff fuhr mit dem Lichte der sich langsam gegen Abend senkenden Sonne, eine breit aufgerissene Furche glühendgelben Goldes hinter sich lassend. Die Landschaft schien weiträumiger geworden zu sein. Die Wolken wurden glänzender, mächtiger von Gestalt, sie hoben sich höher, ehe sie vollends im Lichten vergingen. Immer freier, leichter, unirdischer überwölbte der gewaltige Himmelsdom das geruhsame Bild. Unwillkürlich mochte man tiefer Atem holen. Eine Schar weißer Möwen, die wie verwehte Blumenblätter auf der braunrosa und lichtblauen Wasserfläche sich hatte treiben lassen, stieg in anmutigem Gedränge durcheinanderwirbelnd auf, sich dann in fern und ferneren Kreisen über die stillen Ufer zu verbreiten. Nichts schien der Welt um diese Stunde zu ihrer Glückseligkeit zu fehlen.

„Menschenfrieden — Gottesfrieden", kam es halblaut mit seiner hellen, wohlklingenden Stimme von Friedrich Wilhelms Lippen, und „Amen!" etwas gesättigter hinterdrein aus dem Munde D. Eylerts, des evangelischen Bischofs und kirchlichen Ratgebers des verstorbenen Königs, wie ihm denn jede Form des Frommseins glatt von Herz und Händen ging. Ihn überhörend setzte der König ein: „Fühlt ihr's nicht auch wie Musik über eure Augen kommen? Diese Linien der Ufer, der Höhen, sind sie nicht Singstimmen gleich in diesem abendlichen Bilde, von dem feinen Spiel der Wolken, wie sie wechseln, ziehen, entschweben, geisterhaft begleitet? Schwelgt nicht die Luft gleichsam in überirdischem Glockenklang?" Seiner Schwärmerei gesellte sich Erinnerung, und mit dem Ausdruck eines unbeschreiblichen Glücksempfindens fuhr er plötzlich auf: „So war es, als ich zum ersten Male nach Florenz kam! Noch lag mir das Bild der schönen Stadt nicht klar vor Augen. Aber die Luft war angefüllt von einem einzigen, feierlichen Dröhnen, als gälte es,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in alle Welt hinaus das Ave zu läuten: es war die Mandragola von Giottos hohem Campanile, die ganz Toscana das Abendgebet vorsang. Mit welchen Wonnetränen ich da Brunellescos hehre Domkuppel begrüßt habe! So vertraut — so neu war mir dies himmelhoch gewölbte Mal! — Und doch sollte ich noch Herrlicheres schauen. Rom war mein Gedanke, Jahr um Jahr vergebens ersehnt, Rom mein Ziel! Wie soll ich euch die unsäglichen Gefühle schildern, die mich bei der Annäherung an die ewige Stadt übermannten? Bunsen, mein Josias Bunsen, der die ganze Reise unvergleichlich bis ins kleinste vorbereitet hatte — wir kamen die Straße von Siena her über Viterbo und Ronciglione — hatte in aller Morgenfrühe — es war der gesegnete 23. Oktober anno domini 1828 — von Rom aus leichte Wagen mit den schnellsten, völlig ausgeruhten Pferden nach La Storta bestellt. Das war eine Fahrt auf den schlechten Campagna-Straßen! Kaum, daß die Vetturini mit den anderen zu folgen vermochten! Und nun gar die päpstlichen Garden, die mir der vielleicht nicht mit Unrecht besorgte Kardinalstaatssekretär trotz meines Inkognitos entgegengeschickt hatte! Das ging hopp, hopp! Und wie sie geschimpft haben, diese ausgestopften Goldfasanen! Ich hätte mich totlachen können — wenn mir die Augen nicht immerfort vor heiliger Ergriffenheit übergegangen wären. Denn bei jedem Hügel, den unser Weg überwand, bei jeder überraschenden Biegung stieg höher und höher, anfangs geisterhaft wie ein Traum der Sehnsucht, dann aber heranwachsend zu immer majestätischerer Wirklichkeit, der Stein und Erz gewordene höchste Gedanke eines Menschenhauptes: Michelangelos Kuppel von St. Peter — in blauer Ferne der Zug der Berge von Albano hinter ihr. — Und dann der letzte, überwältigende Moment, als plötzlich von der Höhe des Monte Mario herab, wohin wir weislich geleitet waren, das Bild des ganzen Rom, aus hundert alten Stichen mir vertraut wie eine andere Heimat, in erschütternder Gegenwart zu meinen Füßen lag!"

Der König schwieg in großer Ergriffenheit, aber nur für einen Augenblick; dann setzte seine Erzählung neu ein, und in sprudelnder Hast berichtete er weiter, wie er vom Monte Mario zu Fuß nach St. Peter gewallfahrtet, ganz wie ein Pilgrim, dem Kunst und Religion verschwistert im gläubigen Herzen beisammen wohnen; und weiter dann, wie Bunsen ihn so, den Reisestaub noch auf den Kleidern, fort zu den wichtigsten Sehenswürdigkeiten geführt habe, und wie die Straßen alle und die Kirchen, denen sie vorüberkamen, und die vielen, vielen Paläste gehießen hätten. Die oft bewunderte Schärfe seines Gedächtnisses und die Untrüglichkeit seines Ortssinnes zeigten sich dabei wiederum auf das verblüffendste. Friedrich Wilhelm wußte das; er liebte es sogar in solchen Augenblicken, seinem Gedächtnis die ausgefallensten Einzelheiten abzuzwingen, ja geradezu mit ihm vor seiner staunenden Umgebung zu jonglieren. Das gelang ihm auch heute wiederum, denn wenn man ihn wohl früher schon den geistreichsten Prinzen Europas genannt hatte, so wirkte der glitzernde Reichtum seiner Gedanken und seiner Rede nun, da er König geworden, auf einen Hof, der die Einsilbigkeit und Bescheidenheit Friedrich Wilhelms III. gewohnt gewesen war, doch immer noch aufs neue mit der Stärke einer Offenbarung, einer mystischen Verheißung, daß die in der Geschichte des Hauses Brandenburg so bedeutungsvolle Zahl 40, nachdem sie zuletzt den Großen Kurfürsten und Friedrich den Großen auf den Thron geführt, nun abermals eine Schicksalswende für Preußen, für Deutschland bezeichnen werde. Mochte ein Mann vom alten Regime, wie etwa der Fürst Wittgenstein, sich bei solchen und manchen ähnlichen Gelegenheiten still sein Teil denken, so war der schließlich überlebt und im Grunde abgetan; aber auch er würde gewiß nicht bestritten haben, daß Friedrich Wilhelm IV., auch wenn er kein König gewesen wäre, immerhin als eine ganz ungewöhnliche und bedeutende Persönlichkeit hätte anerkannt werden müssen, als eine Persönlichkeit, in deren, trotz

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

allen Mitteilungsbedürfnisses und Zurschaustellens innerlichster Gefühle, doch unerforschlichen Urgründen dämonische Kräfte — es war nicht ganz klar, ob nur zum Guten und ob überhaupt zu seinem Glück — auf ihre Stunde lauerten.

„Gröben!" rief der König seinen Generaladjutanten, der um Haupteslänge das andere Gefolge überragte, an: „Sie sind hier mein einziger Zeuge. Gestehen Sie: schwärme ich, wie unser Freund Gerlach annimmt, à ce qu'il parait; oder bleiben meine Worte nicht völlig ungenügend hinter der goldbrokatenen Pracht jenes Tages zurück?"

„Ich erlebte jene unvergleichlichen Stunden soeben zum zweiten Male, Ew. Majestät. Mehr vermag ich nicht zu sagen", antwortete Graf Gröben mit einer Aufrichtigkeit, die gut zu seiner ritterlichen Erscheinung stimmte, während Leopold von Gerlach, unbefangen lächelnd, als habe er für ein Zeichen Allerhöchsten Vertrauens zu danken, sich leichthin verneigte.

„Versteht ihr nun," fuhr der Herrscher mit einer gewissen Beharrlichkeit fort, „daß mir das schöne Gemälde der Peterskirche bei Sonnenuntergang, das in meinem Berliner Arbeitszimmer hängt, mehr ist als ein Stück Natur, verewigt von der Kunst? Versteht ihr, daß ich seitdem viel grausamer noch, ja manchmal das Herz vor Sehnen wund, an der Romsucht leide und das ewige ROM nicht anders als mit großen Lettern schreiben mag? Ja, daß ich oft genug meine, nie wieder völlig glücklich werden zu können, als bis ich abermals von den Fenstern meines Palastes Caffarelli aus den Wunderdom über den Gräbern der Apostel schauen darf?"

Es war Olfers, der lange genug in Italien gelebt hatte und die Gefühle des Königs auf seine Weise mitzuempfinden vermochte, der halblaut mit einigen Worten, wohl auch im Namen der anderen, beipflichtete.

„Haltet mich aber darum nicht für einen elegischen Genießer unwiederbringlich vergangener Tage des Glanzes und der Schönheit." Friedrich Wilhelm reckte seine Figur bis aufs letzte in die Höhe, sein gerötetes Gesicht wirkte beinahe jugendlich schlank, die taubenfarbenen Augen blickten verkündigungsfroh. „Man betet an, da, wo der Verstand nicht mehr begreift; aber man liebt nur, wo man zu schaffen vermag. Und schaffen will ich, dieser meiner Liebe zum Zeichen! An den Formen und Linien der klassischen Landschaft Roms, Toscanas und des ganzen bel paese habe ich mein Auge erzogen, so daß ich in jedem Stück Natur das Gotteswerk des großen Landschaftsmalers droben im Himmel ehrfürchtig zu erkennen vermag. Habe ich nicht die Linien der Ferner Berge vorhin, des Krähenberges über Caputh, des großen Entenfängers im Wildpark und so fort und fort mit einer Melodie verglichen, mit einer himmelssüßen Kantilene? Man muß nur alle seine Sinne offen haben und verstehen, was der Augenblick ihnen eingibt? Ich sage euch, dies Havelland ist herrlich — herrlich wie die Campagna!"

Er schwieg, aber man fühlte der Beredtheit dieses Schweigens an, wie jenes sehnsüchtige Nach-Italien-Begehren die melancholische Stille der märkischen Seenlandschaft in diesem Augenblick mit den Visionen seiner schönheitstrunkenen Träume erfüllte.

„Herrlich! Herrlich — diese Natur!" sprach Bischof Eylert in salbungsvollem Ton dem König nach, sein glattes Gesicht dem Widerglanz des lichterfüllten Himmels entgegenhaltend.

„Nicht doch, Hochwürden!" fuhr der Monarch scharf heraus. In der Intimität seiner Empfindung durch die unerwünschte Zustimmung eines andern verletzt, widerrief er mit feindseligem Humor sein eigenstes Bekenntnis. „‚Die Natur ist eine Gans', hat Goethe einmal einem Freunde zugerufen, ‚man muß sie erst zu etwas machen!' So ist es! Man muß die Liniensprache einer Landschaft recht verstehen, das heißt sie, wo sie etwa stammeln sollte, zu phrasieren, zu skandieren wissen. Da drüben

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

z. B. nach Petzow, wo sich die neuen Lennéschen Parkanlagen so glücklich dem umgebauten Hof des Herrn von Kähne anschließen, gehört auf die Anhöhe eine Kirche mit einem abseits gerückten, die Stelle scharf betonenden Campanile. Und weiter: Welcher erfahrene Blick empfände nicht dort über Baumgartenbrück hinweg, die Havel abwärts gegen den Werder zu ein Loch? Auch da fehlt als sprechendes Zeichen Kirche und Turm; ebenso drüben in Caputh. Und nun gar" — Friedrich Wilhelm, ganz wieder bei Stimmung und von seinen Lieblingsprojekten erfüllt, machte eine Pause, wie wenn er ein besonders kostbares Juwel funkelnd emporhöbe — „denkt an den Havelknick da, wo sich plötzlich wie mit hellen Fanfaren und Schalmeien, stolz und lieblich zugleich, jenseits der blauen Wasser Potsdam ankündigt, denkt an Sacrow, das da klein ist wie Bethlehem, und dem ich ein besonderes Denkmal meiner Liebe zu unserem verachteten märkischen Lande bestimmt habe."

Es war in der Tat überraschend, mit einem wie sicheren Verständnis für den Charakter der Havellandschaft er die Stellen herausgriff, wo eine gewisse Monotonie und Traurigkeit durch einen architektonischen Akzent zu Anmut, ja zu sonorer Feierlichkeit verklärt werden konnten. „Und schließlich, entsinnt ihr euch, wie ich in Ferch fragte, was dem Stadtbilde von Potsdam heute noch fehlt?" fuhr der König fort. „Fühlt ihr nun selber, wie diese Fermate der Landschaftsmusik gleichsam nach dem gewaltigen Orgeleinsatz eines Kuppelbaus verlangt; daß Potsdam, daß Strom und Land bis hin zum weit entlegenen Ferch einen bildlichen und geistigen Mittelpunkt haben muß, muß und zum dritten Male muß?!"

Wieder war es Ignaz von Olfers mit seinem ebenso scharfen Blick für künstlerische Fragen wie für ihre praktische Lösung, der den kühnen Gedankenflug des Herrschers, wenigstens von dem sicheren Boden seiner eigenen Kunstanschauung aus, zu verfolgen und die überraschende Gleichsetzung der römischen Campagna mit dem Havellande und dem noch ungewölbten Kuppelrund über Potsdams zentralem Kirchenbau anzuerkennen vermochte.

„Und habe ich, wenn ich à vue d'oiseau die Zeit und ihre Männer überschaue, nicht auch den Einzigen zur Hand, der meine Gedanken in die Tat umsetzen wird? Es ist Schinkel! Friedrich der Große hat keinen Architekten gehabt wie ihn, geschweige denn jener gottlose Tyrann, der in Paris und halb Europa heute noch für einen Großen gilt, obwohl sein Reich, sein Glück, sein Haus längst wie eine Seifenblase zerplatzt sind. Schinkel wird meinen Gedanken Zungen geben, daß die Welt noch nach Jahrhunderten sie verstehen wird." Friedrich Wilhelms Haltung atmete eine sehr königliche Selbstsicherheit, sein junges Herrschertum, von keinen Enttäuschungen noch angefochten, fühlte gleichsam die Samenkörner der Zukunft in seiner griffrohen Hand. „Wer Schinkels Entwürfe für den Palast auf dem geheiligten Felsen der Akropolis kennt, oder neuerdings seine unsäglich schönen Pläne für das Schloß Orianda meines Schwagers von Rußland, oder seine idealen Phantasien über die Residenz eines gewaltigen Herrschers in südlichem Lande, der weiß, was die Welt zu erwarten hat, wenn ich ihm ein Land wie dieses und solche Aufgaben zur Verfügung stelle. Er hätte wohl auch das Zeug zum größten Landschaftsmaler, ein anderer Claude Lorrain; aber ihn drängt es mehr, dem Kunstgedanken der Menschheit im Raume Ausdruck zu geben und dauernde Gestalt. Er ist der Mann für die Aufgaben eines Königs, der Mann Gottes! Sein Wesen ist Musik. Das Geschick hat unserm armen, in harten Prüfungen freudlos gebliebenen Preußenlande in ihm zum ersten, vielleicht zum einzigen Male einen wahrhaft klassischen Geist geschenkt: es ist nicht abzusehen, was dieser Sinn für Maß und Harmonie auf seine Zeit, auf unser ganzes Volk, auf uns, uns alle wirken mag."

Friedrich Wilhelm hatte mit einer sich mehr und mehr steigernden Innigkeit gesprochen, ja geradezu mit einer an ihm ungewohnten Bescheidenheit und persön-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichen Hintansetzung, als ob er in dieses bewunderten Künstlers Wesen, in diesem im Preußenlande so schmerzlich von ihm entbehrten Sinn für klassische Harmonie und Vollendung, das im eigenen tiefsten Innern vielleicht doch als unerreichbar ahnungsvoll erkannte Vorbild seines romantischen, unstät und grenzenlosen Sehnens und Wähnens verehren, in Schinkeln das verehren müßte, was gerade ihm selbst im Tiefsten fehlte.

General von Thile, der seine bevorzugte Stellung keineswegs einer schmeichelnden Unterwürfigkeit zu verdanken, sondern dem geliebten Monarchen ein Gewissensrat zu sein strebte, erschrak, trotz seiner tiefen Religiosität, doch vor dieser Perspektive neuer Kirchengründungen und wer weiß, welch anderer guter und schöner, aber kostspieliger Stiftungen königlichen Hochsinns und meinte, in aller Ehrerbietigkeit bei Zeiten eine leise Warnung aussprechen zu müssen: „Ew. Majestät erwähnten soeben die harte Zucht, die Preußen durchgemacht, man darf wohl sagen: die es groß gemacht hat. Das preußische Volk ist es einfach und prunklos gewöhnt. Man wird es daher vorsichtig, nur Schritt vor Schritt, mit den Segnungen vertraut machen dürfen, die Ew. Majestät ihm zudenken."

Der König warf, nicht ohne eine etwas gezwungene Behendigkeit, seinen Oberkörper herum und sah über seine gerundete Schulter hinweg mit einem unendlich feinen, lächelnden, zustimmenden und im Grunde doch ganz unzufriedenen Ausdruck nach dem Redner: „I, sehn Sie mal an, Thile!" — Es war im reinsten Berliner Tonfall gesprochen; dann nach einer kleinen, wohlbedachten Pause schloß er seine wortlose Entgegnung rezitierend ab:

„‚Ich zimmere bei wege,
des muß ich manegen meister han'." —

Wie ein Gewitter noch nicht Sommers Ende zu sein braucht, so schwand auch diese aus dem vulkanischen Untergrunde seiner sonst so bestrickenden Lebensformen verräterisch emporzüngelnde Flamme wieder spurlos dahin. Es war auch fraglich, ob der General, der in der Bibel besser zu Hause war als in Kunst und Poesie, den geistigen Hochmut seines Königs, jenes Gefühl unbedingter Überlegenheit, das genialischen Naturen, die entweder einsiedlerisch veranlagt oder so redebegabt sind, daß kein Widerspruch der Welt an sie herankommt, oft eigen ist, ob der schlicht und arglos geartete General seinen König überhaupt verstanden hatte.

„Was wird man erst sagen," rief der Herrscher aus, „wenn ich nicht nur die Wasserkünste von Sanssouci, die der große Friedrich sein Leben lang nicht steigen zu sehen vermocht hat, spielen lassen werde, sondern wenn von der Schwelle, von der aus der einsame Spötter und Weltverächter einst seinen bronzenen Adoranten und die Gräber seiner Windspiele betreut hat, ein neues, ein ganz anderes neues, innerliches Leben ausgehen wird! Es ist Bedeutungsvolleres als eine Liebhaberei, die mich sogleich nach meiner Thronbesteigung den scheu gemiedenen Hügel durch meinen Einzug wieder zum historischen machen ließ; — und mit dem Geiste Voltaires, falls er in seinen Zimmern noch spuken sollte, wird Alexander von Humboldt wohl fertig werden. — — Sagen Sie mir, bester Fürst," die Frage galt dem greisen Hausminister, „welches ist Ihre Meinung, der Sie unter meines teuren Vaters Majestät doch manches Jahrzehnt den Lauf der Dinge verfolgt haben: Geschah sein Regierungsantritt unter schwierigeren Verhältnissen oder der meinige? Ich glaube doch wohl, der seinige, nicht, Liebster?"

Es war eine jener scheinbar ohne jeden Zusammenhang gestellten Fragen, die einen mit Friedrich Wilhelms IV. Art Unvertrauten leicht verwirren konnten, weil es nicht klar war, was der König mit ihnen beabsichtigte, ja, ob seine Gedanken sie nicht schon längst überholt hatten; mancher bekam dann wohl den Eindruck, daß des Monarchen Auge nicht bei der Sache bliebe und verschwimme.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fürst Wittgenstein hatte den Kronprinzen gekannt, er kannte auch den König und wußte, daß Antworten auf Fragen derartiger Launen nur langweilen oder gar Mißverständnisse hervorrufen konnten. Dennoch verlangte die Gegenwart der neuen Männer um den Herrn, die alle so viel Ehrenhaftigkeit und Gottvertrauen in ihre Stellungen mitbrachten und die seinen eigenen politischen Gepflogenheiten mißtrauen mochten, ein tunlichst offenes Bekenntnis von ihm, und mit einer Schlichtheit, die in dem Munde eines Greises etwas Rührendes hatte, gestand er: „Ich sehe die Augen der ganzen Welt erwartungsvoll auf Ew. Majestät gerichtet. Mir selber jedoch fehlt jede geniale Phantasie. Ich habe nur einen ganz untergeordneten praktischen Geist: der ist für die jetzigen Verhältnisse nicht passend und hinreichend."

Friedrich Wilhelm horchte auf: das war die Sprache der Ergebenheit gegen ihn und sein Haus. Mit rascher Wendung trat er auf ihn zu und reichte dem Vertrauten seines Vaters dankbar die Hand, die jener nicht ohne Bewegung küßte, denn er fühlte sein Amt gerettet auf Jahre hinaus.

„Die Erwartungen, von denen Sie, liebster Fürst, sprechen, sollen nicht enttäuscht werden. Mein Volk, dieses in Freiheit und in Gehorsam geborene Volk, wird seinen Glauben in mich bewährt finden. Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen. Von Ihm trage ich meine Krone zu Lehen, Ihm bin ich Rechenschaft schuldig. Diese Gewährleistung gilt mehr als alle Eide auf papierne Verfassungen, denn sie strömt aus dem Leben und wurzelt im Glauben. Darum muß das Volk auch unter der Zucht und Lehre der christlichen Kirche stehen und mir gehorsam sein, wenn ich der Zügellosigkeit der Zeit — es sind arge Zeiten, denen zu steuern ich berufen ward — nicht mit menschlicher Feinheit und Falschheit, die den Überklugen vielleicht besser dünken, noch mit roher Willkür abgetaner, finsterer Epochen entgegentreten werde, sondern mit Recht, mit Freiheit und mit dem wahren Glauben. Preußen soll, wie Teutschland in den goldensten Tagen seiner herrlichen Vergangenheit, wieder ein christlich-germanischer Staat sein, auf Religion und alle Menschheit und Menschlichkeit umfassende Lehren gegründet. Treue um Treue muß es wieder gelten, Treue zwischen Fürst und Volk! Das ist das neue Evangelium, das von dem historischen Hügel von Sanssouci ausgehen soll!"

Es war eine Pause eingetreten. Alle hatten den Eindruck, daß diese am Vorabende der Huldigungen in Königsberg und Berlin gesprochenen Worte mehr waren als ein persönliches Bekenntnis, daß sie das politische Programm des neuen Herrschers verkünden sollten.

„Die Aufrichtung einer altfürstlichen und — ich darf wohl annehmen — ständischen Monarchie, wie sie Ew. Majestät vorschwebt, wird nur möglich sein, wenn das Volk dafür empfänglich gemacht wird durch Gewährung einer freien Presse, Beseitigung der kirchlichen Wirren, vor allem aber durch Belebung des nationalen Gedankens und glanzvolle Aufrichtung des Deutschen Bundes. Der Geist der Nation selbst muß der beste Alliierte des Königs werden."

Aller Augen gingen nach dem Hintergrunde, von woher diese mit einer bronzenen Ruhe, von einem seltsam tiefen, beherrschenden Organ gesprochenen Worte gekommen waren. Es war der Oberst von Radowitz, der Militärkommissarius Preußens beim Deutschen Bunde in Frankfurt, der, die Arme, die er über der Brust verschränkt gehabt, lösend, einen kleinen Schritt in den vor ihm frei gewordenen Raum vortat. Es war wohl der einzige, dem Friedrich Wilhelm in diesem Augenblicke das Wort gelassen hätte; vielmehr es war das von angespanntester Energie beherrschte Pathos dieses ernsten Mannes mit der edlen Stirn über den tiefliegenden, wunderbar glühenden Augen, das sich in jedem Augenblicke, wo er es für nötig erkannte, Gehör erzwang. „Von Westen her droht wiederum Gefahr, aber in Ew. Majestät Landwehrzeughäusern hört man nur, daß Rost, Motten und Lederwurm der zu be-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kämpfende Feind sei. Verkünden Ew. Majestät jetzt den nationalen Gedanken, so wird sich alles, was unsere Sprache spricht, freudig zu einem Preußenreich deutscher Nation bekennen, und der Thron des Königs steht festgegründet gegen innere wie äußere Gefahr."

Wie er plötzlich vorgetreten, so war Joseph von Radowitz wieder hinter den Umstehenden verschwunden. Ein Ziel mit der ganzen Würde eines Propheten weisen, war ihm Bedürfnis; darüber hernach streiten und markten war seine Sache nicht. Die Sicherheit seines Auftretens, die die meisten zu entwaffnen pflegte, selbst wenn sie seine Gegner waren, brachte aber auch manchen gegen den vornehmen Doktrinär auf. Leopold von Gerlach hatte seinen Unwillen bei den Worten des Mannes, der ihn selber gelegentlich wohl seinen politischen Lehrer zu nennen pflegte, mühsam hinter einem immer fataler werdenden Feiertagsgesicht verborgen; die Gegenwart des Monarchen hielt ihn nicht ab, seine Überzeugung nun laut zu äußern: „Es kommt in diesen sich immer unchristlicher erdreistenden Zeiten vor allem darauf an, das Gottesgnadentum zu betonen: Jeder König wird unfähig zu regieren, wenn ihn das Volk nicht mehr für einen König von Gottes Gnaden hält. ‚Seid untertan euren Herren', heißt es in der Bibel, ‚auch den wunderlichen'!" schloß der General, der sein Gewissen rein geredet hatte, schmunzelnd gegen den Herrscher nickend, wie mit einem ihm wohl erlaubten Trumpf.

Friedrich Wilhelm lachte, dem Freunde mit dem Finger drohend; dann rief er mit leichtem Spotte, und dabei doch nicht ohne sich unwillkürlich zu verraten, aus: „Da hat man nun seine Ratgeber! Und seine Minister dazu! Der eine rät dies, der andere das — und recht haben sie alle! Am Ende übersieht man selber die Dinge doch besser und muß sich selbst zu raten wissen."

„Aber Ew. Majestät können doch nun einmal nicht ohne Ihre Minister regieren!" erwiderte Gerlach rasch und, während er zu scherzen schien, dem Könige ins Tiefste zielend.

Das Dampfschiff hatte indessen den Schwielow-See durchfahren und näherte sich dem Caputher Gemünde, jener Havelenge, wo die Seen und Breiten des trägen Stromes sich mit einem Male schlauchartig fast zur Dürftigkeit eines Rinnsals zusammenziehen. Die Räder schaufelten langsamer, Kommandorufe ertönten, es gab ein Laufen an Bord und Manövrieren, das von der königlichen Gesellschaft aufmerksam verfolgt wurde. Wie zu erwarten, hatten die Caputher diesen Augenblick abgepaßt, das Königspaar bei seiner Rückfahrt nach Potsdam abermals zu grüßen und zu feiern. Auf dem Treidelweg am Ufer unter den alten Obstbäumen, die fernher von dem bewaldeten runden Rücken des Krähenberges überblaut wurden, standen die Dörfler erwartungsvoll in Gruppen; es stand dort aber auch der hagere Schulmeister mit seiner festlich gekleideten Kinderschar bereit, dem guten König und seiner Königin mit fröhlichen Liedern zu huldigen. Als das Schiff eine vorherbestimmte Stelle erreicht hatte, setzte der Gesang der hellen Stimmen jubelnd ein, zur sichtbaren Freude der hohen Herrschaften, die immer wieder grüßten und mit den Taschentüchern winkten. Ja, die Königin gab sogar Befehl, von dem Konfekt, das auf einem Tischchen in ihrem Zelte stand, zu nehmen und es auf möglichst geschickte Weise an Land zu befördern. Hatte das bereits die Aufmerksamkeit der kleinen Sänger aufs peinlichste gefährdet, so brachte der vorher nicht im Anschlage berechnete Umstand, daß das Schiff ja ohne Aufenthalt weiterfuhr, neue Verwirrung über den Sangesmeister und seinen munteren Chor. Neugier und Ungeduld der Kleinen, die das schöne Schiff mit seinen vornehmen Gästen von dannen gleiten sahen, achteten bald gar nicht mehr auf den Einsatz und Takt gebietenden Armschwung des sich erregenden Magisters. Umsonst, daß der geängstete Mann laut und lauter selber mitsang, wie er es beim Unterricht in der Schule wohl zu tun pflegte: das fragwürdige Gerüst

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seiner Kunstproduktion war in ein solches Schwanken geraten, daß es jeden Augenblick auseinander zu purzeln drohte. Mit einem Entschluß der Verzweiflung gab er endlich das Zeichen, sich in Marsch zu setzen, aus dem sich leider nur zu bald ein leichter Trab, bei einigen bösen Buben, die obendrein über die kräftigsten Stimmen verfügten, gar ein heilloser Galopp entwickelte. Von Gesang war da wohl nicht mehr viel zu reden; er gab es auf, seine Schäfchen beisammenzuhalten und zog sich im gegebenen Moment unauffällig zurück, nicht ohne die sehr feste Absicht, seine Autorität morgen gründlich wiederherzustellen.

An Bord hatte man wegen des Stampfens der Maschine nicht allzuviel von dem Singsang vernommen; wohl aber war dem Auge des Königs, das bei aller Kurzsichtigkeit von Natur mit einem überaus dankbaren Sinn für solche Entgleisungen und jegliche vis comica des täglichen Lebens begabt war, diese Quelle reinster Heiterkeit nicht entgangen, und unbekümmert um seiner braven Caputher Not wies er jeden einzelnen der Umgebung mit einer wahrhaft jungenhaften Schadenfreude auf alle Etappen der unausbleiblichen Katastrophe hin.

Aber Caputh sollte ihm noch weitere Belustigung gewähren. Unter den zahlreichen Kähnen und Booten, über die dieser beherrschende Knotenpunkt der Havel verfügte, und die in mutwilligem Gedränge das stolze Dampfschiff umkreisten, fiel dem Könige ein grüner Fischernachen auf, der an hoher Stange befestigt eine — obwohl es noch keineswegs Abend war — angezündete Papierlaterne zeigte mit der schwarzen Aufschrift: ‚F. W. IV. — Langeweile' — auf den Seiten vermutlich zu ergänzen: ‚unter — uns'. Keine Ehrenpforte und -jungfrau hätte sein landesväterliches Herz mehr erfreuen können als der treue Stumpfsinn dieses Grußes. Er war schier außer sich vor Vergnügen darüber, daß ihm, justament ihm, dem, wie sein Ehrgeiz wähnte, rastlosesten unter allen Hohenzollern, der Volksmund das Prädikat „der Langweilige" verliehe, und eine Fülle von Bemerkungen, die den eingewurzelten Glauben der Berliner, daß jeder gute Witz, der in der anspruchsvollen Stadt umlief, von ihrem Kronprinzen und nun Könige herrühren müsse, zu bestätigen geeignet war, sprudelte über seine Lippen. „O pescator dell onda — —" trällerte er die Melodie einer venezianischen Barcarole, die in den Tagen seines ersten Aufenthaltes in der Lagunenstadt beliebt gewesen war, mit theatralischer Gebärde winkend, zu dem verdutzt innehaltenden Schiffer hinüber; und da der Mann den königlichen Gruß nicht zu würdigen schien, rief er plötzlich gegen das untere Verdeck gebeugt: „Hagen! Hagen! Wo ist Hagen?"

Der Befohlene tauchte die Treppenstufen auf: der Leibmohr, eine Prachtgestalt in langer, hemdartiger Gewandung mit roten Schuhen, rotem Gurt und Fez, seinen Herrn mit blanken Augen und Zähnen anstrahlend. „Hagen! Der Mann dort unten nimmt mich nicht für voll. Du bist plus apprêté als ich. Mach' du ihm eine Reverenz, das imponiert ihm vielleicht mehr. Haben dich doch neulich erst die Treuenbriezener Kinder für den König gehalten. Warum auch nicht? Im Süden haben sie sogar die Madonna zur Mohrenmutter gemacht und finden Trost und Labsal dabei!" —

Der König hatte gescherzt, gelacht, getollt; jetzt hielt er erhitzt inne und rief den Kammerdiener: „Sie!" Es war jener scharfe, allen Besuchern des Hofes wohlbekannte, herrische Laut, dem nicht anzumerken war, daß er aus dem Munde, der als der liebenswürdigste galt, kam. Ohne seine Wünsche geäußert zu haben, war er verstanden worden. Hastig griff er nach dem dargereichten kalten Wasser und stürzte zwei oder drei Gläser herunter. Königin Elisabeth, die den Gemahl gern unter ihrer liebevollen Obacht behielt, winkte mahnend, er möge sich nicht leichtsinnig der abendlichen Zugluft aussetzen und zu ihr in das Zelt kommen. Er schüttelte den Kopf: „Es ist zu schwül, Elise. Laß mich noch." Es lag eine Wärme

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in dem Ausdruck, mit dem er zu ihr sprach, die man diesem Proteus der Gefühle doch kaum hätte zutrauen mögen.

„Wie du willst, Fritz", kam es von unten zurück.

„Elise," rief er noch einmal hinunter, „sage doch dem kleinen Haacke dort, er soll seine Mütze gerade setzen, dann wird sogleich ein kühles Windchen kommen."

„Was meinst du, Fritz?" lachte die Königin herauf.

Friedrich Wilhelm deutete auf einen jungen Offizier, der einer der Damen unverkennbar den Hof machte und dabei seine Mütze in einer bisher in der preußischen Armee nicht üblichen Weise keck gegen das eine Ohr gerückt trug. „Er denkt auch," spaßte der König, an eines der Grimmschen Märchen erinnernd, „setz' ich meinen Hut gerad, so kommt ein gewaltiger Frost, und die Vögel unter dem Himmel erfrieren und fallen tot zur Erde — und alle seine lustigen Amoretten mit."

Der Monarch war wieder vom Geländer zurückgetreten und streifte den Kreis derer, die seine Schnurre mitangehört haben mußten, mit einem halben Blick: Lauter Gesichter vorschriftsmäßig wie bei der Parade im Potsdamer Lustgarten — die Königin war doch sogleich im Bilde gewesen und hatte ihm, belustigt bis in ihre großen, baumelnden Locken, mit dem Fächer abgewinkt gehabt. Und jene alle glaubten, weil er ihnen sein Vertrauen geschenkt, sich zu Ratschlägen berechtigt, sie, die seine Gedanken nicht einmal verstanden, wenn sie sich im Alltäglichen ergingen! Nervös knipste er ein paarmal mit den Fingern und machte einige Schritte auf und ab. Dann blieb er wieder stehen und sah über See und Land und zum Himmel auf. Der Tag war zu Ende. Es wollte Abend werden. Aber noch leuchteten Nähe und Ferne blank und klar wie Glas. Die Bäume am Ufer standen mit ihren Füßen gleichsam wie gebannt im regungslosen Schilf. Der krieselige Umriß der Wölkchenkronen der Kiefern glättete sich zu großen, zusammenfassenden Linien fern hin. Langsam begannen die Waldungen von innen her zu erdunkeln. Hellauf nur blinkten einige Birkenstämme da und dort am Rande. Die Weihe der Stunde, die der Nacht voraufgeht, teilte sich dem empfänglichen Sinn Friedrich Wilhelms sichtbar mit. Sein geistiges Auge schien alle die schlanken Campaniles neben den Gotteshäusern, die er plante, sich bereits in der silbern treibenden Flut der Havel spiegeln zu sehen. Es war stille geworden um ihn her, wie wenn der König betete und niemand es wagte, ihn zu stören.

„Ich will mit meinem Volk in Frieden leben", spann der Herrscher seinen Monolog da, wo seine religiösen Bekenntnisse vorhin unterbrochen worden waren, fort. „Die kirchlichen Wirren, die den frommen Sinn meines guten Vaters in seinen letzten Lebensjahren bekümmert haben, müssen befriedet werden. Der Papst kann das Wort der Versöhnung, das Graf Brühl in meinem Namen zu ihm sprechen wird, nicht unerwidert lassen. — Ach, Radowitz, warum sind nicht Sie, wie ich gewünscht hatte, nach Rom gegangen? Sie kennen mich, Sie wissen, wie es mir ums Herz ist — und Ihr Glaube hätte Sie dem Heiligen Vater genehm gemacht, daß Sie sich ihm zutraulich hätten aufschließen dürfen! — Aber, nicht wahr? der römische Papst kann doch die Hand, wenn ihm ein König und Mensch, der Christum bekennt, sie ihm zu Frieden und Versöhnung bietet, nicht ausschlagen? In seiner großen Weisheit und Güte — wie könnte er sonst so vielen Millionen ein Vater sein — wird er doch nimmermehr dem Brudersinn verschiedener Bekenntnisse, der inne geworden, daß sie Eines sind in dem einigen, göttlichen Haupte, widerstreiten mögen und die christlichen Kirchen und Konfessionen alle, so sie nur Gott im Herzen tragen, als gleichberechtigt anerkennen müssen! Wie Paulus an die Epheser schreibt: ‚Ein Leib und Ein Geist, Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater unser aller, der da ist über euch allen, und durch euch alle und in euch allen!' Man lege nur nicht

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu oft die bessernde Hand an die Seelen, wo sie am zartesten sind, und glaube doch an das Gute im Menschen und lasse die Kirchen sich durch sich selbst gestalten."

„Ew. Königliche Majestät veranschlagen die Sünde nicht genug in Ihrem Kalkül", erlaubte sich der ‚Bibel-Thile', wie man den frommen General wohl zu nennen pflegte, kopfschüttelnd einzuwenden.

Friedrich Wilhelm sah ihn lächelnd an, oder vielmehr sein Blick, der für das Irdische geschlossen schien, ging über ihn hinweg in ein Fernes, Jenseitiges. Sein Herz, seines Glaubens gewiß, trieb draußen weit, weit auf dem Ozean seiner mystischen Glückseligkeit, es war dem Zuruf aus dieser Welt zu fern. „Und was ist meines Amtes hier?" fuhr er fort. „Ein Fürst soll das Steuer am Schiff der Landeskirche halten und die anderen steuernden Brüder führen, deren Gesamtheit in dieser Zeitlichkeit Gottes Geschwader bildet. Dann darf er seines Glaubens im Bekenntnis der brennendsten Liebe gegen alle Menschen froh sein. Die Liebe siegt! Die abgedroschene Phrase: ‚Die Wahrheit siegt' ist grundfalsch! Ich sage euch: Die Liebe siegt!!" — Nach einer langen Pause sich gleichsam ermunternd und zum Bewußtsein der Gegenwart zurückkehrend, schloß er, die Hände, wie sie dem Heiland einst durchbohrt worden, flach ausstreckend, mit einem weltfremden, beseligten Lächeln: „Mein Sommernachtstraum — da habt Ihr ihn."

Die ganze Zeit über hatte Fürst Wittgenstein den sein Herz offenbarenden König unauffällig beobachtet; er hatte kein Auge von ihm gelassen. Er war Zeuge so mancher innigen Aufwallungen Friedrich Wilhelms III. gewesen, er war alt und hatte vieles erlebt, vieles erfahren: aber dieses hier ging über sein Verständnis und widerstrebte jedem Deutungsversuch. Still trat er an die Schiffstreppe und ging hinab zu der andern Gesellschaft. Es hatte ihn ein Grauen angewandelt — er wußte nicht, aus was für verborgenen Tiefen.

Bischof Eylert seinerseits, in der Deutung und Aufhellung tiefster göttlicher Geheimnisse sozusagen von Amts wegen geschickt, fand dem Bekenntnisse seines königlichen Meisters nichts hinzuzufügen als den offiziellen Stempel eines: „Das walte Gott!", gestattete sich aber dann doch noch zu bemerken, daß kein Geistlicher von Beruf diese Dinge lichter und erbaulicher hätte behandeln können.

Friedrich Wilhelm, von Beifall, wenn er ausgesprochen wurde, leicht angewidert, obwohl er im Tiefsten seiner Seele danach lechzte, sah den Kirchengewaltigen der mit seinem Vater dahingegangenen Epoche auffallend freundlich an: „Ich habe schon manchmal gewünscht, ein Prediger des Evangeliums zu sein."

Froh, der nicht unbedenklichen Situation, in die er sich etwas unbesonnen vorgewagt hatte, enthoben zu sein, beeilte sich D. Eylert, in die Myrten seines wohlaufgenommenen Preises noch unverwelkliche Rosen aus Unschuldsland zu flechten: „Die Kindlein würden die ersten sein, die sich fromm um diesen Prediger scharten. Ich darf daran erinnern, wie Ew. Majestät kürzlich dem Unterricht in einer Dorfschule beizuwohnen beschlossen und unangemeldet, nur von einem Diener mit Körben voll Obstes gefolgt, in die Klasse der Jüngsten eintraten, und wie Sie bald selbst den Lehrer machten, ein Geldstück zeigten und fragten: ‚In welches Reich gehört wohl dies?' ‚Ins Mineralreich!' erscholl die Antwort. ‚Und das?' forschen Ew. Majestät weiter und hoben eine Birne hoch. ‚Ins Pflanzenreich!' riefen sie alle wie aus einem Munde. ‚Nun aber, Kinderchen, in welches Reich gehöre denn ich?' Da wurden alle die Gerneklug so stille. Nur ein ganz kleines Mädchen hob den Finger hoch; sie wußte es: ‚Ins Himmelreich!'"

Dem Könige trat eine Träne ins Auge; aber es war wohl weniger die Erinnerung an jenes Kinderwort, die ihn weich gemacht hätte, als vielmehr eine tiefe Ergriffenheit, die nach seiner eigenen Rede von vorhin sich nun aufs neue kundtat, so wie Rosen spät wohl noch ein zweites Mal blühen. In dem Gefühle eines

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glaubens, der stark ist, Berge zu versetzen, reckte er sich plötzlich hoch und deutete auf den dunkelnden Strom hinaus, auf dem einige der in diesen Gegenden wohlbekannten langen, platten, kühnmastigen Lastkähne sich anschickten, den Wetterumschlag, der sich soeben im Aufspringen einer schärferen Brise aus Südwest angekündigt hatte, zur Weiterfahrt rasch auszunutzen. „Seht Ihr sie wandern, wandern, in unaufhaltsamem Zuge wandern bei Tag und bei Nacht auf mein Geheiß?“ Seine Stimme zitterte, wie übermannt von der Größe seiner Vision. „Die Ziegelsteine aus der Petzower Grelle, aus Glindow und Werder sind es, aus denen meine Kirchen und Türme, aus denen Potsdam und Berlin nach meinem Plan erstehen werden. Und sie sind nur ein Gleichnis dessen, was da in Preußen, ja in dem ganzen Werdelust atmenden Teutschland zutage drängt. Ich will diese Zeit zu meiner Zeit machen, meine Sprache soll sie sprechen! Mich locken nicht die Trophäen des großen Friedrich, mit dessen vorgeblicher Ähnlichkeit mir, als ich noch ein halber Knabe war, der bleiche Bonaparte schmeicheln zu können wähnte, um mich für seine Scheinwelt zu gewinnen. Nicht den Gott versuchenden Namen Sanssouci, dieses weltlich negierende ‚Ohne Sorgen‘, möchte ich dereinst der Stätte geben, da ich mir Ruhe wünsche; sondern Frieden ist es, der geistlich positive Frieden, den ich mir ersehne und meinem Volk!“

Der hohe Flug seiner Begeisterung und Worte hatte das ganze Wesen des Königs mitgerissen, er stand in großer, majestätischer Haltung da, durchdrungen von dem Bewußtsein: ‚Ecce Rex!‘ — Lautlos war der Kammerdiener hinter ihn getreten, ihm den großen Uniformmantel umzulegen. Friedrich Wilhelm zuckte zusammen, ein Blick aufflammenden Jähzorns wollte den Störenfried vernichten. Der Diener stand wie aus Erz: „Auf Befehl Ihrer Majestät.“ Der Monarch sah sich verstört um. Er sah am abendlichen, mittlerweile dunkel gewordenen Himmel Wolkendünste und Schleier hastig durcheinanderfahren und spürte die Unruhe und Bewegung in der Luft. Er mußte dem Wunsche der Königin wohl nachgeben. Aber die schwere Kleidung war ihm sichtbar zuwider, denn sie behinderte ihn, seine Worte durch die geistreiche Ausdrucksfähigkeit seiner Gebärden zu steigern. Er war kein Schauspieler, ja nicht einmal im eigentlichen Sinne eitel. Er fühlte jedoch in solchen erhöhten Momenten aller Augen, die Augen der ganzen Welt auf sich gerichtet und wurde so gleichsam sein eigener Zuschauer, der sich an sich selber freute und berauschte. Aber auch Gott sah ihn, dessen war er sich bewußt. Das machte ihn wahrhaftig und seine Beredsamkeit so überzeugend und mitreißend.

„Und sie kommen, sie verstehen mich alle“, hob der König noch einmal an. „Die edelsten Geister sind die ersten, die sich um mich drängen als den, der sie führen soll, und die ich um mich scharen will. Da schreibt Cornelius in überschwänglicher Erwartung. Er will fort von München. Wie vermöchte auch ein dem Irdischen so verbundener Monarch wie mein Schwager von Bayern einen Künstler, der nur Geist, nur heilige Begeisterung ist, auf die Dauer zu halten? Zu mir strebt Cornelius. Mich bittet er um Arbeit, um eine Arbeit, wo er aus ganzem Holze schneiden kann. Und da ist Mendelssohn, der für mich eine Musik zur Antigone schreibt und sie mir selber bringen und bei mir bleiben will. Und da ist Rauch. Und Rückert kommt und mancher andere mehr. Auch Schelling — aber das ist noch Geheimnis — auch Schelling will meinem Rufe folgen. Wenige Abende erst ist es her, daß ich mir seine Rede über Natur und Kunst wieder habe vorlesen lassen. Ich habe sie wie Gesang genossen. Was werden wir zu erwarten haben, wenn er, der große Lehrer der Zeit, erst zu unseren Berliner Studenten sprechen wird! — Und schließlich Alexander von Humboldt! Wo in der Welt wäre heute seinesgleichen? Wenn ich mit ihm zusammen bin, glaube ich wahrlich den Kosmos in ihm personifiziert zu finden: wo es mir an Wissen gebricht, schenkt er verschwenderisch; wo ich ohne Rates bin, ist er

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weise wie ein Vater; wo mir das Wesen der Welt dunkel und trübe erscheint, schafft er mir Licht. — Spürt ihr nun, meine Freunde, etwas von jenem andern Reich, vom Geistesreich, das ich dort um die Kuppel der Nikolaikirche wie um einen magnetischen Kernpunkt versammeln werde?" Er wies hinaus in die Dunkelheit, aus deren rasch unsichtiger werdenden Trübe man dennoch die Mauern und Gärten von Potsdam näherkommen sah, über denen sich ihm, hoch über alles Menschenwerk, ein gewaltiger Dom in Nacht und Unendlichkeit emporzuwölben schien, ein mystisches Denkmal seiner nach Harmonie und Liebe süchtigen Seele.

Der Gang der Maschine wurde langsamer. Man näherte sich der Landungsstelle im Ingelheimschen Garten. Alle Laternen und Lichter waren angezündet, und wunderlich brach sich das auf den Kopf gestellte Spiegelbild des glanzvollen Königsschiffes im dunkeln Strome. Einige Havelschwäne mit ihrer flaumigen Brut entwichen unwillig ins Schattenrevier; sie zogen nicht davon; sie hielten sich abseits im unbestimmten Kreis, weiße Zeichen schreibend, Zeichen auf dem schwarzen, glasigen Grunde und wie lauernd bereit, zum Unheil verkündenden Fluge aufzusteigen in die ungewisse Nacht.

Am Ufer standen Lakaien in ihren neuen Livreen mit den schwarzen Adlern auf breiter Silberborte und wiesen mit Windlichtern den Weg zu den entfernter haltenden Wagen. Am Ende des Landungssteges stand auch der Kabinettssekretär des Königs und erwartete die Rückkehr des Monarchen. Seine offizielle Miene mißfiel dem König, und er herrschte ihn an: „Nun? Was gibt's?"

„Ew. Majestät gestatten," kam die Antwort, „daß ich Grund und Entschuldigung für das auffallende Fernbleiben des Herrn Schinkel am heutigen Nachmittag melde: Herr Schinkel ist erkrankt."

Dem Herrscher schoß die Bemerkung des Generals von Thile über eine mögliche Verstimmung des Künstlers durch den Kopf; er wippte ungeduldig mit der Fußspitze und sah mit einem unaussprechlich ironischen Lächeln auf seinen Sekretär wie auf einen leeren Schwätzer hinab: „Unser allerungnädigster Oberlandesbaudirektor haben sich in diesen heißen Tagen vermutlich durch den allzu reichlichen Genuß geeisten Sorbettos bei Steheli verdorben?"

„Verzeihung, Ew. Majestät: Herr Schinkel ist schwer erkrankt."

„Was ist mit Schinkel?!" Es kam plötzlich wie ein Urlaut aus der Brust Friedrich Wilhelms. „Ich will es wissen! Ich will alles wissen!"

„Eine Ohnmacht — ein Versagen des Bewußtseins — die Ärzte geben die Hoffnung auf Genesung, nicht die auf Erhaltung des Lebens auf."

Friedrich Wilhelm hing mit dem Ausdruck namenloser Angst wie vor etwas Unmöglichem, nie Erwartetem, nie Gekanntem an den Lippen des Sprechenden. Er schien noch mehr des Grauenhaften erfahren zu wollen.

Der Sekretär fuhr behutsamer fort: „Die letzten Worte des großen Künstlers, ehe er für immer in die Nacht seines Unbewußtseins versank, galten den unausgeführten Wandmalereien in der Säulenhalle des Berliner Museums, die er für Ew. Majestät entworfen hatte."

Tiefes Schweigen ringsum hielt alle gebannt. Man wartete auf das Wort des Königs. Aber er regte sich nicht. Nur im aufzuckenden fahlen Schimmer des ersten Wetterleuchtens fernher vom düsteren Horizonte schien es, als seien seine Züge verzerrt bei dem grauenhaften Gesicht des Wahnsinns, in das er geschaut hatte. Es war ihm noch immer, als sähen die Augen Schinkels, diese dunklen Augen mit ihrem seelenvollen Feuer, nun hilflos in ihrer Irre, zu ihm her, daß er sie verstehen solle und für das Leben erhalten, was eben noch unsterblich geschienen. Eine Erschütterung bebte kurz durch Friedrich Wilhelms ganze Gestalt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Fritz! Fritz!“ flüsterte die Königin und legte beruhigend ihre sanfte Hand auf seinen Arm.

Der König tat einige Schritte vorwärts, aber ungewiß, kraftlos und wie hilfsbedürftig und selber krank, als traute der Fuß dem Boden nicht mehr, auf den er trat, und nicht mehr dem Gefühl, das sich selbst verloren zu haben schien. Er sah sich im Kreise umher, aber sein Blick erkannte offenbar keinen. „Wir wollen zu Alexander von Humboldt: er wartet unser wohl schon lange auf dem historischen Hügel.“

(Schluß folgt)

Hölderlin

Aus Gustav Schlesiers Nachlaß

Von

Wilhelm Böhm

Vor längeren Jahren erstand ich bei einem verschollenen Antiquar in Berlin Vorarbeiten Gustav Schlesiers zu einer Ausgabe und Lebensgeschichte Hölderlins. G. Schlesier ist bekannt als der Herausgeber eines Quellenwerkes „Schriften von Friedrich Gentz. Ein Denkmal. Mannheim 1838/1840.“, und durch seine „Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt“ 1843 ff. Die Vorrede zum „Humboldt“ ist Stuttgart 1842 datiert. Die Papiere liegen in einem Pappdeckel, der ein einfaches Schild „Hölderlin“ trägt. Die Urheberschaft Schlesiers ist nur mittelbar zu erschließen; die Anknüpfungen werden an ihrer Stelle hervorgehoben werden. Der Inhalt der Mappe ist folgender: 1. Übersicht über die textlichen Abweichungen der Ausgabe von 1826 von den Erstveröffentlichungen der Hölderlinschen Gedichte in den Almanachen. 2. Aufzeichnungen Schlesiers über Gespräche, die sich auf Arbeiten über Hölderlin bezogen, aus Tagebuchblättern zusammengeschrieben. 3. Aufzeichnungen bei Durcharbeitung einer großen Sammlung von Briefen von, an und über Hölderlin, die wohl Schwab im wesentlichen vorgelegen haben mag, aber von ihm ungleichmäßig benutzt ist, und deren einstmaliges Vorhandensein die Rätsel eher noch vermehrt, die uns die heutige Zersplitterung des Hölderlinschen Nachlasses aufgibt *).

I

Der Stand der heutigen Forschung gestattet die Aufzeichnungen zu 1 zu vernachlässigen, doch verdient Erwähnung, nachdem Seebaß und Diëtor [1]) die Geschichte der ersten Hölderlin-Ausgaben ausführlich behandelt haben, daß Schlesier das Begleitschreiben abschrieb, das Kerner an Hölderlins Stiefbruder Carl Gock mit der

*) Anmerkungen

Im folgenden bedeutet die Abkürzung S: Schlesier; L: C. C. T. Litzmann, „Friedrich Hölderlins Leben. In Briefen von und an Hölderlin“, Berlin 1890; Pr: Propyläenausgabe von „Hölderlins Sämtliche Werke“ 1913 ff.; B: Friedrich Hölderlin. Ausgewählte Briefe. Hrsggb. von Wilhelm Böhm. Jena 1910. Bei Bezeichnung der von Schlesier notierten Briefe sind die Buchstaben zu den Gruppen von mir zugesetzt. Die Zählung innerhalb der Gruppen stammt von Schlesier.

[1]) Dr. Friedrich Seebaß. Zur Entstehungsgeschichte der ersten Sammlung von Hölderlins Gedichten. 23. Rechenschaftsbericht des Schwäb. Schiller-Vereins. Marbach 1919. — Karl Diëtor. Zur Geschichte der ersten Hölderlin-Ausgaben. Deutsche Rundschau, Mai 1922.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ersten Sammlung von Gedichten sandte, die er Gock am 12. Februar 1842 ankündigte [2]). Kerner beginnt: „Dies ist die Sammlung der Gedichte Hölderlins, wie Dieſt und ich sie zusammenzutreiben im Stande waren." Es folgt eine Aufzählung von 32 Stücken, die noch fehlen, deren Fehlen Kerner aus Gocks im gleichen Briefe genannten „Verzeichnis" festgestellt haben mag. Aus diesem Verzeichnis sei erwähnt, daß es, erst in jüngster Zeit zuerst veröffentlichte, Gedichte der späteren Zeit, wie „Die Mutter Erde", „Rousseau", „Der Adler", bereits enthält. Dies Verzeichnis ist von einer Hand, über deren Ursprung Schlesier nichts bemerkt, erweitert, auch hier wieder weisen Überschriften, wie „Die Titanen. Luther. Der Vatikan. Die Nymphe Mnemosyne", auf Interesse an Späterem hin. Für die Titel „Der nächste Bote" — dieser ist zusammengeschrieben mit den letzten beiden — und „Die feine und große Welt" weiß ich keine Anknüpfung. Gocks Schreiben, das den Empfang der Sammlung bestätigt (vom 18. März 1822 [3]), macht gewiß, daß die Zusätze zu Kerners Verzeichnis von ihm stammen. Gock stellte das Ganze dann Uhland zur Verfügung, der, mit G. Schwab, die Gedichte mit den Handschriften vergleichen wollte. Die späteren Gedichte sind aber zu dieser Ausgabe dann doch nicht herangezogen worden; weiter unten wird sich zeigen, daß Uhland später Chr. Schwab dazu anregte.

Über die Gelegenheit, weshalb Schlesier dieses Schreiben und das Weitere zur Verfügung hatte, gibt eine weitere Reihe Notizen Aufschluß:

Am 16. Mai 1842 fand eine Unterhaltung Schlesiers mit Dr. Carriere statt; in dieser erfuhr Schlesier, daß der Verfasser eines Artikels der „Hallischen Jahrbücher" [4]) gegen seine Gentzveröffentlichung wahrscheinlich Echtermeyer sei. In der Erwähnung des „Artikels gegen meinen Gentz" ist der wichtigste Anhaltspunkt für die Feststellung gegeben, daß Schlesier der Urheber dieser Niederschriften ist. Carriere teilt Schlesier mit, daß er vor kurzem an Cotta in der Absicht geschrieben hätte, „eine Gesamtausgabe der Schriften von Hölderlin mit einer kritisch-biographischen Skizze über dessen Leben und Dichtung" zu veranstalten. Cotta hätte bedauert, dies nicht etwas früher erfahren zu haben. „Eben jetzt werde eine neue Auflage der Gedichte gedruckt, deren Besorgung dem Professor Schwab übertragen worden sei [5]). Doch könne ein ähnlicher Gedanke später wohl noch realisiert werden; er wolle den Plan also damit nicht ganz beseitigt haben." Schlesier fährt fort: „Freilich, fügte Carriere gegen mich hinzu, werde es dann wohl eine Weile dauern, 4 bis 5 Jahre. Inzwischen wird C. jedenfalls bei Erscheinen der jetzigen Ausgabe seine Ansichten über den Dichter zum Besten geben [6]). Ich ließ dabei einfallen, daß ich auch, noch ungewiß zu welchem Zweck, manches zu Hölderlin mir gesammelt und wohl bei passender Gelegenheit nutzen würde." „In Arnims Papieren fand Carriere noch 6 bis 7 (ungedruckte) Gedichte von Hölderlin, die er, wie er sagte, wohl von Bettinen bekommen könnte [7]). Auch mit Frau von Kalb sprach er von Hölderlin. Sie wurde sehr bewegt. Die Briefe von ihm habe sie, wie sie sagte, verbrannt. Carriere setzte hinzu: Von ihr könnte er wohl noch manches erfahren; denn sie habe, wegen der Interessen, die er gezeigt, auch ihm wohl ein halbes Jahr ein Interesse zugewendet."

Am 21. Mai 1842 unterredete sich Schlesier mit Gustav Schwab: „Ich erwähnte der ungedruckten Gedichte, die sich in Arnims Nachlaß finden sollen. Wenn sie nur

[2]) Diëtor, a. a. O. S. 12.
[3]) Seebaß, a. a. O. S. 43.
[4]) Hallische Jahrbücher f. deutsche Wissenschaft und Kunst. Hrsggb. von Echtermeyer und Ruge, 1840, Nr. 115 ff.: „Gentz-Schriften, hrsggb. von Gustav Schlesier, III. Band."
[5]) Die zweite Auflage von Hölderlins Gedichten bei Cotta (1843).
[6]) Vgl. Moritz Carriere: Friedrich Hölderlin. Das Vaterland. Zeitschrift f. Unterhaltung, Literatur und öffentliches Leben. Juli 1843.
[7]) Hierzu „Nord und Süd" 1880, S. 247. Carriere händigte ihr 1838 die Sophokles-Übersetzungen Hölderlins ein. Vgl. Pr. VI. 543. „Die Günderode" erschien 1840.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

echt sind, entgegnete er; denn Bettinen ist nicht recht zu trauen. In dem Buch über die Günderode sei ja so viel erdichtet. — Doch sah er ein, daß es noch der Mühe wert sei, deshalb vielleicht einmal an Bettinen zu schreiben [8])."

„Die von Arnim [9]) und in der „Zeitung für die elegante Welt" [10]) mitgeteilten Gedichte hätten Schwab und Uhland in der Ausgabe von 1826, als „Jugendarbeiten Hölderlins, in denen er nur ein Nachklang Schillers sei", mit Bedacht weggelassen." Demgegenüber bemerkt Schlesier: „In einer späteren Gesamtausgabe von Hölderlins Werken sollten sie doch nicht fehlen!" „Die Gedichte in der „Eleg. Welt" habe ohne Zweifel Neuffer eingesendet [11])." Schwab widerlegte auch Arnims Vorwürfe, daß die ersten Herausgeber die Gedichte nicht in der, ihm echt erscheinenden, Gestalt der ersten Veröffentlichungen, z. B. in Schillers Musenalmanach, wiedergegeben hätten. Uhland und er hätten sich gerade auf Grund von Hölderlins Handschriften besonders bemüht, das Ursprüngliche herzustellen. „Dabei bemerkte er, daß H. in vielen der aufgenommenen Gedichte noch später geändert und oft genug Unsinniges darübergesetzt habe, so daß man die echte wahre Lesart, die sich doch unter mehreren leicht ergeben habe, fast wie unter Palimpsesten habe hervorsuchen müssen. Auf eine solche in höchster Reinheit sei man aber immer gestoßen, so daß man unwillkürlich ausrief: Das ist die einzig wahre Lesart. Die, welche H. selbst wollte." Erwähnenswert ist aus diesem Gespräch, daß Schwabs Sohn, Chr. Th. Schwab, erst kürzlich von Hölderlin selbst in Tübingen erfahren hätte, daß dieser in Paris gewesen sei [12]). Über die Herausgabe seiner Gedichte sei Hölderlin ungehalten, und er erkläre sie geradezu für unecht [13]). Carrieres Absichten wußte Schwab, deutete aber darauf hin, „daß man die Schriften ja für H.s Existenz und deren Versorger verwerten müsse, also ein Dritter und Fremder nicht wohl eigenmächtig eingreifen dürfe. Eine Gesamtausgabe der Werke und des Briefwechsels würde Hölderlins Stiefbruder, Hofdomänenrat von Gock, erst nach Hölderlins Tode gestatten". Schwab fuhr fort: „In den Briefen ergeht sich H. besonders auch über philosophische Ansichten, über die Naturphilosophie usw. Es sei von hohem Interesse, ihn oft (wie sonst in seiner Ansicht über griechisches Altertum) ganz auf Hegels Fußtapfen und diesem mancher Bedeutende vorausgreifen zu sehen. (Die phänomenologische Bewegung der Begriffe pp.)"

Im November 1842 versprach Schwab Schlesier, ihn den Hölderlinschen Briefwechsel — „natürlich als vertrauliche Mitteilung" — einsehen zu lassen. Schwabs Sohn (stud. theol.) sei persönlich mit Hölderlin bekannt, „wie Niemand nach Waiblinger", und habe den Briefwechsel vorläufig extrahiert. Nach dem 28. März 1843 notiert Schlesier: „Wir hatten Hölderlins Briefe zu einem guten Theil überblickt."

Am 24. Februar 1843 erzählt Schwab: „Hölderlin hat auch die neue Ausgabe seiner Gedichte, die man ihm — ohne das biogr. Vorwort — überreicht hat, für unecht erklärt [14])." Am 12. Juni 1843, unmittelbar nach dem Begräbnis Hölderlins, er-

[8]) Diese Absicht scheint nicht ausgeführt zu sein.

[9]) Achim von Arnim: „Ausflüge mit Hölderlin." Berliner Conversationsblatt, 1828.

[10]) „Nachtrag einiger Gedichte von Friedrich Hölderlin." Zeitung für die elegante Welt, 1829, Nr. 172.

[11]) Auch jetzige Annahme.

[12]) Als Mitteilung des Kranken an sich ebensowenig glaubwürdig, wie die Äußerungen über die Schweiz zu Waiblinger.

[13]) Im Gegensatze hierzu erzählt Chr. Schwab (Fr. H.s Sämtl. Werke 1846, II, 329), daß er die Auflage mit großem Wohlgefallen aufgenommen hätte.

[14]) Unter gleichem Datum vermerkt Schlesier folgende nicht auf Hölderlin bezügliche Mitteilungen Schwabs: „Uhland gibt 3 Bände über den Volksgesang der Deutschen — im 13. Jahrhundert besonders — heraus. Er kommt nun endlich wohl damit zustande, da neue Entdeckungen in alten Volksbüchern usw. und sein langsames Arbeiten das Erscheinen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fährt Schlesier: „Christoph Schwab, der Sohn, hat die Leichenrede gehalten, von ihm besonders wurden die Studenten zur Teilnahme an der Bestattung aufgemuntert." Neben anderweitig bekanntgewordenen Mitteilungen über Hölderlins letzte Zeit und außer einem Hinweis auf den Sektionsbericht des Arztes Gemlin [15]) notiert Schlesier: „Schon vor längerer Zeit hat Hölderlin Fritz Vischer, noch mit voller Kraft, förmlich zur Tür hinausgeworfen (von mehreren bestätigt)." „Uhland hat sehr bedauert, nicht in Tübingen anwesend [gewesen] zu sein. Von den Professoren, meinte er, würden nur sehr wenige Hölderlins Gedichte gelesen haben. Uhland hätte ihn noch kurz vorher mit Chr. Schwab besucht und ihm gleich danach zu seinem Geburtstag einen Blumenstrauß gesendet, der ihn höchlich freute. „Prachatig", rief er in seiner Sprechweise [16])." Gegen Schlesiers Hoffnung, daß der Nachlaß nun bald veröffentlicht werden würde, wies Schwab auf Gock hin: „Vor Gocks Tode schwerlich." „Der will ihm den Nachlaß vermachen. Er wünscht aber bei Lebzeiten nicht aus seiner Verborgenheit in die literarische Besprechung gebracht zu werden, durch H.s Briefe an ihn." Als Schlesier bedauerte, daß es so zu lange anstehe, erwiderte Schwab, daß er nicht wohl darum fragen und drängen könne. Doch wolle er vielleicht eine Anfrage versuchen.

Am 24. Januar 1844 hörte Schlesier von Schwab offenbar einen Bericht über die Durcharbeitung des Nachlasses; Schwab teilt die Auffindung des vollständigen Manuskriptes „der fertigen vier ersten Akte des Empedokles" mit [17]), auch daß Schwab junior die in der Gedichtsammlung als unleserlich bezeichneten Stellen fast durchaus entziffert habe. Auch sah Schlesier das Manuskript einer „wörtlichen Übersetzung fast des ganzen Pindar". „Frau von Kalb sei im vorigen Sommer gestorben. — Aus ihrem Sohne habe sich noch ein recht brauchbarer Offizier entwickelt." „Uhland ermunterte den jungen Schwab wiederholt in dieser Tätigkeit. Hölderlin erscheint ihm unter den namhaften deutschen Dichtern fast als der durchweg poetischste. Er machte ihn auch auf die herrlichen Bilder aufmerksam, die sich gerade in den späteren Gedichten der halbkranken Epoche finden, z. B. das schöne vom Hirsche [18])."

In der „Allgemeinen Zeitung" vom 15. März 1844, S. 599, erschien Cottas Buchhändleranzeige von „Friedrich Hölderlins Schriften. Gesammelt und herausgegeben von Christoph Theodor Schwab." Sie kündigt an, daß der erste Band zur Ostermesse, der zweite im Laufe des Sommers erscheinen würde. Diese Anzeige veranlaßte Gocks Einspruch [19]). Am 30. Oktober 1844 wird vermerkt: „Schwab wollte

schon jahrelang verzögert haben. Der 3. Band wird Belege, die beiden ersten Abhandlungen enthalten. In letztern wird besonders nachgewiesen, daß auch der Volksgesang einer wahrhaft künstlerischen Behandlung unterworfen worden. Wir kamen auf den Charakter der deutschen Poesie des Mittelalters überhaupt zu sprechen. Schwab hob besonders hervor, daß die eigentliche Heldensage und -dichtung wahrhaft und im höchsten Sinne Volkspoesie gewesen. Um das recht einzusehen, müsse man besonders Uhland aus seinen Extrakten mitteilen oder erzählen hören. Es sei nur schade, daß diese Sachen nicht zum Druck kommen sollten. Der Dichter erfasse die großen Züge jener Dichtungen noch ganz anders, als Rosenkranz, Gervinus usw. — Schwabs Schwiegersohn, Klüpfel, und die Moderateren haben sich mit den Radikaleren zu den projektierten Jahrbüchern der Gegenwart definitiv nicht vereinigen können und sich wieder zurückgezogen. — Die letzteren gaben sie nun allein heraus, und sie werden nun doch erscheinen. Also vornehmlich von Vischer geleitet. Sie werden die Politik möglichst beiseite lassen, und die Opposition mehr auf dem Gebiet der Religion und Philosophie halten."

[15]) Der Sektionsbericht stammt von Dr. Rapp. Genelin sandte das Begleitschreiben an Gock. Vgl. K. Viëtor in „Der schwäbische Bund" 1920, März.

[16]) Chr. Schwab, II, 329 schreibt nur „rasend gefreut hätte".

[17]) Es handelt sich um die verschiedenen Fassungen der Empedoklestragödie, die Chr. Schwab als einheitliche Arbeit auffaßte.

[18]) „Am Quell der Donau" V. 31 ff.

[19]) Viëtor, Deutsche Rundschau a. a. O. S. 21.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wissen, der Briefwechsels Hölderlins mit Diotima oder wenigstens die Briefe der letzteren befinden sich bei der Schwester Hölderlins in Nürtingen; diese wolle aber durchaus nichts davon aus der Hand geben, aus Rücksicht wahrscheinlich auf die Familie in Frankfurt [20])." Am 16. Juni und am 23. Juni 1845 ist die Rede von dem Bilde der Luise Keller [21]). „Cotta habe alle Lust bezeigt, es vor den gesammelten Schriften zu geben." Da aber wenigstens der 1. Band schon im Herbste noch versandt werden sollte, mit Rücksicht auf das lange hingehaltene Publikum und auf Gock, der die Geduld verlieren würde, so könnte der Künstler nicht mehr mit dem Stich fertig werden." — Inzwischen scheint Schlesier den Nachlaß bereits durchgearbeitet zu haben. Eine handschriftliche, von ihm anfangs Chr. Schwab zugeschriebene Lebensskizze Hölderlins wird von ihm ausgezogen, wie er auch Waiblingers Lebensabriß von 1831 und die, von Schwab der Ausgabe von 1843 vorgesetzten, Lebensumstände ausgezogen hatte. Er erfährt am 23. Juni, daß „die handschriftliche Skizze von Hölderlins Leben" von Gock verfaßt und von diesem mit eigener Hand geschrieben sei. „Ich machte Schwab auf einiges Zweifelhafte oder bestimmt Irrtümliche in der Gockschen Lebensskizze aufmerksam. Schwab stimmte mir fast durchweg bei und wünschte nur, daß ich ihm diese Notabenes noch vor seiner Abreise nach Wien gäbe. Er will sie dem Sohn mitbringen und hätte den Zettel lieber gleich behalten [22])."

Am 17. August 1846 zeigt Gustav Schwab Schlesier einen Teil der Druckbogen des zweiten Bandes, auf denen Schlesier „namentlich Briefe an Neuffer begegneten". Christoph Schwab wünschte noch einige Data seiner inzwischen fertiggestellten Biographie durch Rücksprache mit Schlesier zu berichtigen. „Gustav Schwab sprach, klug vorbauend, sein Bedauern aus, daß der Hyperion nicht so korrekt gedruckt worden. Das vom Sohn durchkorrigierte Exemplar sei in der Druckerei verloren gegangen, und er habe unmöglich Zeit finden können, eine gründliche Neudurchsicht vorzunehmen! Auch einen oder ein paar der später empfangenen Briefe von Schiller habe er unrichtig eingerückt. — Dr. Teuffel, Privatdozent in Tübingen, der diesen Sommer über Hölderlin gelesen, und dem man auf seinen Wunsch vor einiger Zeit die fertigen Druckbogen mitgeteilt, hat gegen den jüngeren Schwab schon über die Druckfehler und Inkorrektheiten, die er gefunden, Klage geführt. Er wird eine Anzeige des Werkes liefern und diese Fehler rügen. Ein neuer Hölderlin-Interessierter [23])!"

Zwischendurch hatte Schlesier mit Kriegsrat von Landauer in Stuttgart, dem Sohne von Hölderlins Freund und Gönner, dem Kaufmann Landauer, der ihm im Jahre 1800 Unterkunft gewährt hatte, verhandelt, da er in den Hölderlinschen Papieren oft den Namen Landauer und selbst einige Briefblätter von diesem gefunden hatte. Der Sohn Landauers erzählt ihm „Anfang Junius" 1845: „L. besaß damals (als Hölderlin bei ihm wohnte) das Ostertagsche Haus der Hauptwache gegenüber — er selbst habe damals schon Unterricht bei H. gehabt. Sein Vater sei mit all den damaligen lit. Zelebritäten befreundet gewesen, mit Neuffer, der besonders gern gut gegessen und getrunken habe, mit Haug, mit Conz usw. An jedem Geburtstag seien soviel Gäste geladen worden, als der Vater Jahre gezählt habe, und ebenso viel Lichter angezündet worden. Der Vater ist jetzt sehr alt, seit einiger Zeit beinahe

[20]) Die Briefe der Diotima sind später nicht bei den Erben von Hölderlins Schwester, Heinrike Bräunlin, geb. Hölderlin, gest. 1850, verblieben, sondern in der Familie des Professors Arnold, des Schwiegersohns von Carl Gock, vererbt, von seiner Tochter Frieda Arnold der Öffentlichkeit übergeben und von Karl Viëtor herausgegeben. (Insel-Verlag 1921.)

[21]) Näheres bei Seebaß, Hölderlin-Bibliographie 1922. München. S. 81.

[22]) Es handelt sich um eine ganze Reihe kleiner Ausstellungen, die Schlesiers genaue Vertrautheit mit dem Stoffe beweisen.

[23]) In der Jenaischen allgem. Literatur-Zeitung VI. Bd. 20/21. Juli 1847.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

blind und nähere sich täglich seinem Ende." Einige Tage später sagte ihm der Kriegsrat, daß sein Vater nichts davon habe wissen wollen, daß sich noch Briefe von H. in seinen Papieren vorfänden, er glaube doch aber noch, der alte Mann scheine nur diese Sachen nicht gerne aufrühren zu wollen." Christian Landauer starb im 76. Jahre, den 6. Juli 1845. Vom Kriegsrat Landauer erhielt Schlesier den Hinweis auf ein kürzeres Gedicht, das sich „auf einem Basrelief eingegraben finde" [24]). Dieses hatte sich aber Chr. Schwab schon vom alten Landauer durch einen Anverwandten verschafft. Dagegen händigte er ihm am 11. Juni ein „recht hübsches Festgedicht auf einen Geburtstag seines Vaters" ein, das Schlesier abschrieb und mit der Überschrift „Zum Geburtstag seines Freundes Christian Landauer" versah. Daß Chr. Landauers Geburtstag am 11. Dezember war, wird auch durch ein Gedicht Neuffers in dessen Taschenbuch für 1800 S. 208—209 bestätigt. Auf das Gedicht hatte sich wohl auch Chr. Schwab gespitzt, gemäß folgender Notiz Schlesiers: „Schwabs Ansuchen bei Kriegsrat Landauer und meine Erklärung gegen diesen, cfr. Tageb[uch] 11. Juli 1845." Jedenfalls hat Schlesier bei der am 17. August 1846 ins Auge gefaßten Unterredung das Gedicht an Chr. Schwab abgetreten; denn es erscheint im Anhang der Ausgabe, Bd. II, S. 351, unter der auch heute üblichen kurzen Überschrift „An Landauer" [25]).

Außer der Abschrift des Gedichtes an Landauer findet sich eine Blätterlage von Notizen über Gedichtmanuskripte des Nachlasses. Schlesier erwähnt eine 20 Verse umfassende Ausarbeitung des Gedichts Kanton Schwyz, und schreibt den Anfang ab:

Waldstatt Schwyz.
An meinen Freund Hiller.

Hier, im einsamen Schoß der stillen, dämmernden Halle,
Wo in ermüdender Ruhe der Geist erkrankt, wo die Freude
Ach! so karg mit Labung beträuft die lechzende Seele,
Reichet doch Erinnerung mir den zaub'rischen Becher.

Ein zweites Blatt behandelt das Gedicht Diotima.

„Von dem Gedicht: Diotima finden sich in Hölderlins Nachlaß folgende Redaktionen:

1. Athenäa überschrieben. — 8 Verse à 8 Zeilen. — Anfang: „Da ich noch in Kinderträumen", — Im ganzen noch sehr matt, aber schon einige der späteren Hauptstellen zeigen sich [26]).

2. Diotima. Anfang: „Lange tot und tief verschlossen." 16 Verse à 8 Zeilen. — Nebst mehreren Korrekturen in Zeilen und in Versen. Einige sind gestrichen, so daß das Ganze schon der dritten Redaktion entgegengeht [27]).

Vers 13—15 heißen hier:

„Hab' ins tiefste Herz getroffen,
Oft um Schonung sie gefleht,
Wenn so klar u. heilig offen
Mir ihr eigner Himmel steht.
(Wenn die Schlacken, die mich kümmern,
Dieses Engelsauge sieht,
Wenn vor meines Friedens Trümmern
Dieser Unschuld Blume blüht.)

Habe, wenn in reicher Stille,
Wenn in einem Blick u. Laut
Seine Ruhe, seine Fülle
Mir ihr Genius vertraut,
Wenn ihr Geist, der mich begeistert,
An der hohen Stirne tagt,
Von Bewund'rung übermeistert,
Zürnend ihr mein Nichts geklagt.

[24]) Das Gedicht „Die Entschlafenen".

[25]) Eine Notiz: „Die Überschrift des Gedichtes stammt von mir. C. S." ist ein zweiter Anhaltepunkt für die Urheberschaft Schlesiers.

[26]) Von der Handschrift „Athenäa" ist nichts mehr bekannt.

[27]) Auch von Schlesiers Nr. 2 (16 achtzeilige Strophen) ist anderweitig nichts erhalten. Schlesier kannte dagegen nicht die von Diëtor den Diotimabriefen beigegebene Handschrift der Susette Contard, die nach ihrem Aufbau vor Schlesiers Nr. 2 gehört.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber, wie in zarten Zweigen
Liebend oft von mir belauscht,
Treulich durch der Haine Schweigen
Mir ein Gott vorüberrauscht,
So umfängt ihr himmlisch Wesen
Auch im Kinderspiele mich,
Und in süßem Zauber lösen
Freudig meine Bande sich."

3. Diotima. — Anfang: „Lange still und tief verschlossen —" 15 Verse à 8 Zeilen [28]). Steht zwischeninne zwischen Nr. 2 u.

4. Diotima. Am Rand u. zwischen den Zeilen von Nr. 3 beigeschrieben. Gleicht fast ganz dem Text bei Neuffer in dessen Taschenbuch [29]). Die Varianten hab' ich excerpiert" [30]). Schlesier vermerkt ferner: „Auf demselben Blatt mit Nr. 3 stand auch das Gedicht: An den Äther [1797] bis D. 20." Die dazu gegebenen Varianten sind hier unwesentlich.

Ein weiteres Blatt bringt Notizen über Hyperion:

„Unter Hölderlins Gedichten fand ich auch:

1. Abschrift eines Fragmentes von Hyperion. Aus dem 5. Heft der Thalia von 1793 [31])."

„3. Zwölf Blatt, mit der neueren Aufschrift: Var. v. Hyperion. Wahrscheinlich Bruchstücke einer früheren Redaktion. Die Heldin, an die er auch schreibt, heißt hier: Panagia. — Auf Bl. 5 steht: Drittes Kapitel. — Übrigens schreibt er an Bellarmin [32])."

Notiz 2 auf diesem Blatt enthält Vermerk über die Auffindung des Gedichtes „An die Natur". „Das Gedicht ist noch matter, als ich nach Humboldts Äußerung mir gedacht [33]). Der 4. Vers jedoch ist kräftig."

Ohne Vermerk ist auf besonderem Blatt das nachfolgende Gedicht abgeschrieben, das ich nur mit Rücksicht auf die sonstige Zuverlässigkeit Schlesiers als Hölderlinisch anzusprechen mich getraue.

Stammbuchblatt.

Das Feenland.
Mit Rosen umgeben
Der Sterblichen Leben
Die gütigen Feen;
Sie wandeln und walten
In tausend Gestalten
Bald häßlich, bald schön.

Da, wo sie gebieten,
Lacht alles, mit Blüten
Und Grün emailliert;
Ihr Schloß von Topasen
Ist herrlich mit Vasen
Von Demant geziert.

[28]) Schlesier Nr. 3 ist die letzte bei Schwab II, 218 ff., veröffentlichte Fassung in achtzeiligen Strophen.

[29]) Schlesiers Nr. 4 ist diejenige Handschrift, nach der Hölderlin 1797 sowohl für Neuffer, als auch später für Schiller Reinschriften herstellte. Von ihr ist offenbar auch zur Ausgabe von 1826 von den Herausgebern eine Abschrift genommen, mit stärkeren Abweichungen, die von Pigenot, Pr. II, S. 468, erschließt. Schwab 1846, S. 16 ff. geht auf Neuffers Erstdruck zurück.

[30]) Zu V. 43 bemerkt Schlesier als Abweichung vom Neufferschen Text „Alters": „so jedoch, daß ich immer eher glaube, er corrigierte Alterns!, zu Strophe 6 Z. 2 „Seelig holdes:" vorher hatte er corrigiert, aber durchgestrichen: heilig h.". Z. 12: Heiligglückliche. Im ganzen 15 Notizen!

[31]) Es ist nicht klar, ob Abschrift von Hölderlins eigener Hand; sonst könnte man auch an die Abschrift durch „. . . von Bern" denken, einen nicht näher zu ermittelnden Freund Diotimas, der ihr ein Fragment von Hölderlin abgeschrieben hatte. Diëtor, Briefe d. Diotima, S. 18.

[32]) Mir nicht bekannt. [33]) Im Briefwechsel mit Schiller.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von Zeilons Gedüfte
Sind ewig die Lüfte
Der Gärten durchweht,
Die Gänge, ſtatt Sandes,
Nach Weiſe des Landes
Mit Perlen beſät.

Seit Salomo nahte
Dem luſtigen Staate
Kein Aeronaut,
Dies hat mir, nach Schriften
In Mumiengrüften,
Ein Silfe vertraut.

Zum Andenken von Friedrich Hölderlin.

II

Umfangreicher ſind die Niederſchriften Schleſiers aus den Briefen Hölderlins. Sie ſind zuſammenfaſſende Auszüge, meiſt in indirekter Rede, doch auch wörtliche Abſchriften. Ein Vergleich der Abſchriften mit den Handſchriften und Erſtdrucken der Briefe zeigt Schleſiers durchgängige Zuverläſſigkeit, wenn ſchon er auf die Rechtſchreibung der Urſchriften nicht eingegangen iſt. Nach Erſcheinen der Ausgabe von 1846 macht ſich Schleſier ein Verzeichnis von den Briefen, die Schwab nur teilweiſe oder überhaupt nicht aufgenommen hat. Andererſeits notiert er ſich, daß er den Brief von Neuffer vom 20. Juli 1793 nicht in den Händen gehabt hätte, ebenſowenig, wie das Konzept des Briefes an einen Unbekannten (Schwab II, 154 ff.) und das an Schiller (II, 148 ff.). Das Verzeichnis bricht aber ab, die Fortſetzung hätte noch Hinweiſe auf die Briefe Hölderlins an Diotima, eine Reihe von Briefen über das Journal und Briefe an Freunde und von ſolchen bringen müſſen. Die Briefe an Diotima, den Schluß eines Briefes an Naſt [34]), einen Brief vom 27. 9. 1798 von Henry Gontard und einen Brief Dr. Ebels (Ende 1799) habe ich bereits in meiner Ausgabe: „Friedrich Hölderlin, Ausgewählte Briefe", Jena, Diederichs, 1910, veröffentlicht. Ich gebe nun eine Überſicht der ganzen Maſſe, die Schleſier zur Verfügung geſtanden hat, und drucke die bisher unbekannten Stellen aus. Die Briefe ſind bald nach den Empfängern, bald nach äußeren Umſtänden zuſammengefaßt. Ich gebe ſie in der zufälligen Reihenfolge des Schleſierſchen Nachlaſſes, aus der vielleicht noch ſpäter einmal Rückſchlüſſe auf das Schickſal des Nachlaſſes Hölderlins ſich ergeben.

A. Briefe von Hölderlin an Neuffer [35]).

B. Auszüge aus Briefen von Rudolph Magenau an Neuffer [36]).

1. An Herrn Mr. Neuffer, bei H. Conſiſtor.-Sekret. Neuffer, wohnhaft bei der Landſchaft in Stuttgart. Halb in Vers, halb in Proſa. Recht ſtudentiſches.

Es ſei jetzt ſehr wenig im Außendienſt gethan worden. „Nur hie u. da erſchallt der Ochſenſtall von Holzens centaurähnlichem Poetenſchritt, wenn allenfalls aufs Wörtchen: Fluchtal der ſchwere Reim ihm noch gebricht. Auch ſieht ihn oft der welke Wöhrd in Deinem Schlafrock durch des hohen Stalles niedre Fenſterpforte blicken, gen Himmel ſchaut er, ob ihm nicht des Gottes Salbung möcht herniederfließen."

[34]) L 14.

[35]) Es handelt ſich um folgende, bei Litzmann ſämtlich ganz gedruckten Briefe: L Nr. 47, 61, 54, 57, 64, 66, 68, 74, 75, 78, 83, 85, 91, 95, 96, 97, 100, 107, 108, 112, 114, 115, 120, 122, 125, 138, 142, 155, 159, 164, 168, 179, 182, 187, 197.

[36]) Von dieſen Briefen iſt 1 bis 4 von Chr. Schwab zur Lebensbeſchreibung von 1846 benutzt. 2 und 3 von Litzmann. Walter Betzendörfer „Hölderlins Studienjahre". Heilbronn 1922, S. 126, Anm. 12 nennt zu 1: Stuttg. Landesbibliothek, Cod. poet. et phil. Fol. 63, I, 1. Auch Lehmann 1909, S. 11 kennt das Bild. Brief 3 iſt die Schilderung von Hölderlins Zuſammenſein mit Conz und Magenau, dem Schwur „*μα τους ἐν Μαραδωνι πεσοντας*" bis . . . „os magna sonaturum." Nach Betzendörfer S. 71 f., Anm. 37 handelt es ſich um die Handſchrift Cod. hist. 40. 447, der Stuttg. Landesbibl. Für die Handſchrift zu 2 und 4 kenne ich die Grundlage nicht.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kein Becher habe ihnen bei vertrautem Brudermale geleuchtet, seit Neuffer fort sei. Doß und Stolberg werden genannt.

„Datum in Museo Lenziano, den 15. Nov. 1790.

Rudolph Magenau.

Von Holz 1 000 000 Grüße!

Das Gedicht auf Abels Ankunft ist von Nast. Merk' Dir's."

Bei liegt das von Präzeptor Schönlein, v. Gröningen, gemalte Bild eines studierenden Stiftlers im Schlafrocke [Hölderlin?] In den Bücherfächern bemerkt man unter anderem folgende Aufschriften: Hymni-Holz[37]); Virgil, übers. von Neuffer; Ovid, übers. von Neuffer; Epigrammata-Haug, Ged. von Masch; Homer; Luther; Weißmann pp.

2. Ohne Ortsangabe, Datum und ohne Schlußblatt. Von Schwab jun. mit 1792 bezeichnet.

„Letzthin, 4 Tage vor Ausgang der Tübinger Vacanz war Holz bei mir. Er kam Abends 6 Uhr, morgens drauf geleitete ich ihn eine Strecke Weges nach Löchgau. Es war mir wohl, daß ich nur auch wieder einen sah von euch, die ich so brünstig liebe . . . Ich ging mit ihm bis nach Bissingen, dort tranken wir zur Ehre der h. Freiheit ein Glas Landwein, u. schwuren uns Arm in Arm kühne, ewige trotzende Liebe."

„Holz schreibt wirklich an einem 2ten Donamar, an Hyperion, der mir vieles zu versprechen scheint. Er ist ein freiheitsliebender Held, u. ächter Grieche, voll kräftiger Prinzipien, die ich vor mein Leben gerne höre. Holz sprach warm von Dir, aber sein Phlegma hemmt die warmen Äußerungen, die aber doch wie Embryonen in seiner Seele liegen. Wir schieden endlich beide traurig."

Selma (Neuffers Röschen) hat M. auch schon gesehen, u. zwar bezeichnet er den Tag (1. Nov.).

3. Nach [?], den 23. XI. 1793.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vermißt im neuen Bürgerschen Musenalmanache Schlegelsche Stücke, die zwar mehr Übersetzungen, als Erfindung seien, immer aber Perlen des Almanachs.

Rühmt Flemming als Sonettendichter. Sie suchten ihres gleichen unter den Deutschen.

4. N. Stoz[38]), d. 24. Nov. 1796.

Magenau ist Pfarrer, verheirathet[39]), hat 2 Kinder. — Befreundet mit Pahl u. Gräter (Herausg. des Bragur)[40]).

„Hölderlin habe ich voriges Jahr bei meinen Eltern gesprochen, gesehen wollt' ich sagen, denn er konnte nicht mehr sprechen, er war abgestorben allem Mitgefühl mit seines Gleichen, ein lebender Todter!"

„Er sprach vieles fantastisches Zeug von einer Reise nach Rom, wo gewöhnlich die guten Deutschen sich die Seele verkälten. Daß er itzt in seiner alten guten Liebe gegen seine Mitmenschen recidiv[41]) worden ist, freut mich herzlich, ich wußte keine Sylbe, daß er in Frankfurt lebt, schreibe mir doch bald den Namen seines Prinzipals. Ist sein mühsam gearbeiteter Hyperion noch nicht erschienen?"

[37]) Lehmann a. a. O. schließt hieraus, daß die Hymnen Hölderlins als ein Ganzes geplant waren.

[38]) Niederstotzingen.

[39]) von Pahl, Joh. Gottfr., 1768—1839, Pfarrer. Schwäbische Satiren und didaktische Romane. Vgl. Goedeke, Grdrß.[2] IV. 2.

[40]) Fr. David Gräter 1768—1830. Schwäbischer Schulmann. „Bragur. Ein literarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit." 1791—1812.

[41]) Dies Wort taucht bei Schwab II, 286, als einzigster Hinweis auf seine Kenntnis dieses Briefes auf!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Gotthold, der in Lahr lebte u. auch noch dichtete, hat sich jüngst im Rhein ertränkt“ [42]).

C. Hölderlin an Nast [43]).

Nast besuchte ihn 25. Aug. 1828; Höld. erkannte ihn aber nicht. Er wäre vielleicht nicht zu ihm gegangen, wenn Hofr. Gock ihn nicht gebeten hätte, mit H. zu sprechen, wegen Mißhelligkeiten, die über die mütterliche Verlassenschaft zum großen Leidwesen des Halbbruders zu entstehen drohen. (Aus Nasts Bericht über diesen Besuch, wahrscheinlich für G. Schwab niedergeschrieben) [44]).

D. Neuffer an Hölderlin.

„Neuffer sprach mit Schubart schon über Hölderlin, da dieser noch in Tübingen war [45]).

a) Stuttg., 3. Jun. 1794 [46]). „Auf Deinen Roman bin ich sehr begierig.“ — „Dein Gedicht an Gotthold hat meinen ungetheilten Beifall. Für das kleine Gedichtchen an mich danke ich Dir herzlich. Erfüll' einmal Dein Versprechen und weihe mir ein größeres. Selma wird für das Ihrige selbst danken.“ Der Vater seiner Röse ist gestorben; davon werde er aber nun schon Nachricht haben. „Du selbst, mein Lieber, warst ja nie fruchtbarer an Gesängen, als in jenen Stunden des philosophischen Priesterthums.“ — Ob er für Conz's Museum f. gr. u. röm. Litt. Arbeiten liefern wolle?

b) Stuttg., 16. Aug. 94 [47]). „Stäudlin hat Deine Hymne an die Kühnheit längst in die Urania geschickt. Ich weiß aber nicht, ob sie schon gedruckt ist.“ — Meldet ihm, daß sein geliebtes Röschen dem Grabe entgegengehe, das vorher so blühende Mädchen. Mit Stäudlin ist er gespannt.

c) Stuttg., 26. Jan. 95. „Ich habe Deinen Hyperion in der Thalia gelesen. Lieber Hölderlin! es war mir, als wenn ich Dich vor mir hätte. Ich fand Dich ganz in Deinem Werke, Deinen Empfindungen und Deinen Maximen.“ Nach Jena geschrieben.

d) Stuttg., 5. Febr. 95 [48]). „Ich war vor einigen Tagen Jagen bei Const. Rath Griesinger. Er sagte mir, man hätte Schiller zum Prof. ordinarius der schönen Litteratur nach Tübingen vorgeschlagen, unter günstigen Bedingungen. Abel in Tübingen hätte deshalb ihm geschrieben. Wenn er den Ruf annehme und seiner Gesundheit wegen lesen können, so sei die Sache im Reinen.“ Hat, im Auftrag H.s, dessen Mutter von den Veränderungen seiner Lage unterrichtet u. die Zusage erhalten, daß sie H., soweit sie vermöge, unterstützen würde.

e) Stuttg., 18. April 97. Will mit Landauer [49]) zum Herbst zur Messe nach

[42]) Gotthold Stäudlins Tod im Rhein wird von Schwab erwähnt. Goedeke, Grundriß IV, 408: am 17. IX. 1796. Ein Nachklang dieser Tatsache der Schluß der Pr. IV und bei Zinkernagel, Friedrich Hölderlin. Sämtl. W., Insel-Verlag, Bd. I, als „erste“ bezeichneten Fassung von „Dichtermut“.

[43]) Schlesier sah 13 Briefe. „Herrn Prof. Gfrörer gehörig.“ Notizen aus L 2, 4, 8, 6.

[44]) Der Inhalt des Abgedruckten ist C. Litzmann S. 71 teilweise auch bekannt.

[45]) Vgl. L 30.

[46]) Antwort auf Hölderlins Brief, L 85. Das Gedicht an Gotthold (Stäudlin): „Griechenland“ erschien August 1794 im IV. Bd. von Schillers „Neue Thalia“ (Jahreszahl 1793). Das kleine Gedicht „An Neuffer. Im März 1794“ aus L 83. Selma (Rosine Stäudlin), Neuffers Braut, vgl. oben B, 1.

[47]) Dieser Brief und Hölderlins Brief vom 21. August, L 94, haben sich gekreuzt. Erst am 25. August geht Hölderlin auf die Nachricht von Röschens Krankheit ein.

[48]) Dieser (erneute) Ruf durch Abel erfolgte erst am 25. März. Hölderlins Auftrag an Neuffer, die Mutter zu besuchen, steht in der Nachschrift zum Brief vom 19. I. 1795 (L 100).

[49]) Landauer, vgl. Anm. 25, 26.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frankfurt. „Grüß mir Hegel, u. wenn Dein Bruder noch bei Dir ist, auch ihn . . .“ Dankt für das schöne Gedicht [50]), das er ihm geschickt habe, u. das ganz die Spuren der erhörten Liebe trage. — Am Lang'schen Almanach sei er auch Mitarbeiter. Er that es aus Freundschaft für den Herausgeber. „Wenn er Dir zu Gesicht gekommen ist, so wirst Du in dem letzten auch einige Gedichte von Dir finden, die Du mir einmal schicktest, sie abdrucken zu lassen. — Er bat mich sehr, Dich zu ersuchen, ihn mit Beiträgen zu beehren. Wenn Du etwas der Art hast, das Du ihm übergeben willst, so reich ihm ein Scherflein. Er wird es mit vielem Dank erkennen. Darf ich nicht etwa das Lied einrücken lassen, das Du mir in Deinem letzten Brief geschickt hast?“

f) Stuttg., 9. Jul. 1799 [51]). „Ich erinnere mich, einmal mit Schiller über Formen der Dichtkunst gesprochen zu haben. Damals verwarf er die griechischen Sylbenmaße. Er glaubte, sie passen nicht für den Geist u. die Töne unsrer Sprache; der Reim sei uns eigentümlich. Sobald wir diesen verlassen, irren wir in einem fremden Gebiete u. gehen auf Abentheuer aus. Und wie bald nahm er dies Urtheil wieder zurück. Vielleicht haben Goethes Elegien seinen Geschmack verändert.“ — Über die Briefe Emiliens. Sie gefallen ihm sehr. Er glaubt aber nicht, daß sie großes Glück machen werden beim Publikum. — Steinkopf wünsche von ihm noch eine kleine, leichte Erzählung für das Taschenb., damit das Publikum sehe, daß er es auch auf diese Weise befriedigen könne. — An seinem Journal werde er aus allen Kräften thätig sein. — Dankt für die Mittheilung der Gedichte von Böhlendorff, von dem er etwas aufnehmen werde. Erwartet H.s eigene Gedichte u. die eines jungen Dichters, die er angekündigt. — Neulich war ein Abendessen bei Steinkopf. Auch Märklin, Süßkind u. Pfister zugegen. Sie haben viel von ihm gesprochen u. ihn herbeigewünscht. — Der batav. Ges., ein Freund der Musen u. selbst Dichter, der ihm einige Gedichte für den Alm. gegeben, läßt Höld. grüßen. N. liest jetzt den Tacitus mit ihm.

Steinkopf sendete diesen Brief ab u. schrieb auf das letzte Blatt (10. Juni) über die Emilie u. bekräftigt den Wunsch, noch einen kleinen Aufsatz von ihm für das Taschenb. zu bekommen, prosaisch oder poetisch, aber so einfach, als es ihm nur möglich, besonders mit etwas mehr Geschichte, etwa im Geschmack von Voß' Louise oder Goethes Hermann.

E. Zu Neuffers Papieren.

1. Brief von von Knebel an Neuffer, Ilmenau, 4. April 1800 [52]).

N. hatte ihm durch Gerning seinen Almanach geschickt. — N. hatte Knebel auch für die Fortsetzung zu Beiträgen eingeladen.

Rühmt im Alm. die herzlichen Gedichte „unseres Reinhard“, u. „die zarte Muse unseres Hölderlin. Letztere hab' ich seit kurzem, da ich Hyperion gelesen, überaus schätzen lernen“.

2. Gerning an Neuffer, Frankf., 24. Juny 1800 [53]). Auf demselben Blatte. — War einen Theil des Winters in Ilmenau gewesen. Erwähnt Freund Münch-

[50]) Das Gedicht ist die Anm. 30 erwähnte Fassung „Diotima“. Die in Langs Almanach abgedruckten Gedichte sind „Lebensgenuß. An Neuffer.“, „Freundeswunsch. An Rosine Stäudlin.“, „An eine Rose.“

[51]) Über diesen Brief im Zusammenhang mit K 6, Anm. 93.

[52]) Knebel, der weimarische „Urfreund“ Goethes. Seine Beiträge zu Neuffers Almanach für 1800 konnte ich nicht feststellen. Über Reinhard siehe Anm. 99.

[53]) Joh. Js. Frhr. von Gerning (1767—1837), Kunstliebhaber und Diplomat in Auslandsdiensten aus Frankfurt. Äußerungen über Hölderlins zweiten Homburger Aufenthalt in Gernings Tagebüchern, mitget.: Frankf. Ztg. 28. Juni 1917.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hausen[54]). „Leider hab' ich Hölderlin [durch die verspätete Rückkehr] verfehlt, der in den nahen Taunusfluren lebte; begrüßen Sie mir ihn herzlichst; ich hoff' ihn bald mal zu sehen; dort in Homburg sollten wir einst eine germanische Gesellschaft jährlich halten." Er wisse nicht gewiß, ob N.s Almanach wieder erscheine?

F. Conz an Hölderlin[55]).

1. Ludwigsburg, 4. Okt. 1800. Über den 2. Theil des Hyperion, den er eben vom Buchbinder bekommen u. gelesen.

2. Strd. [?], 14. Dez. 1800. Hat H.s Wunsche zufolge, vor einigen Wochen durch Kerner wegen einer Hofmeisterstelle, die er suche, an Reinhard nach Bern geschrieben. Nun ist Antwort da. R. weist auf eine offene Hoffmeisterstelle in Trogen, Kanton Appenzell, bei einem reichen Fabrikanten, der eine Tochter von Salomon Gesner zur Frau hat. — Sein vortreffliches Gedicht (Archipelagus) werde er durch Haug erhalten haben. (Dieselbe Adresse wie oben.)

G. Stäudlin an Hölderlin.

Brief von Stuttg., 4. Sept. 1793. Zuerst preisend über ein vollendetes Gedicht. Wahrhaft lyrisch sei die Stelle: An der . . . stehn, Wildharrend in der furchtbaren Rüstung, Jahrtausende[56]). — „An Ihrem Roman[57]) hat mich die schöne Sprache u. das Lebendige der Darstellung hoch angezogen. Über den Plan erhalten Sie mein Urtheil, wenn ich mehr als dieses Bruchstück erhalten habe. Sie werden mich äußerst verbinden, wenn Sie mir den Anfang in möglichster Bälde senden. — Unterlassen Sie doch nicht, . . . versteckte Stelle über den Geist der Zeit in dieses Werk einzuschalten!!!" — Er soll ihm versprechen, nicht nach Blaubeuren zu gehen, ohne ihn noch besucht zu haben. Neuffer u. Stäudlin kämen ihm halbwegs entgegen.

H. Aus Briefen von Hölderlin an seinen Bruder Carl Gock. Tübingen 1793.

1. Klagt über seine verdrießlichen Geschäfte. „Glaube mir, es ist nicht so arg, an dem Frohnkarren der löblichen Schreiberei gespannt zu sein, als an der Galeere der Theologie zu seufzen."

„Ich konnt' es wohl denken, daß Dir Hemsterhuis gefallen werde. Das nächstemal schick' ich Dir den zweiten Theil."

„Willst Du nicht auch den furchtbaren Lehrer der Despoten, Machiavell, lesen? Seine ganze Schrift beschäftigt sich mit dem Problem, wie ein Volk am leichtesten zu unterjochen sei. Ich traue Dir's zu, daß seine fürchterlichen Grundsätze Dich nicht verderben würden."

„Schiller, Verf. des Don Karlos, wird nächsten Winter in Heilbronn zubringen. Mein theurer Matthison ist schon wieder im Lande[58]). Er braucht eine Kur in Wildbad."

[54]) Münchhausen gab mit Gräter zusammen einen „Barden-Almanach der Teutschen für 1802" heraus.

[55]) Daß Briefe zwischen Conz und Hölderlin Ende 1800 gewechselt wurden, weiß Schwab II, 307; er kennt sie aber nicht. Zu 2: das Angebot Reinhards war inzwischen durch eine Verpflichtung Hölderlins gegen Gonzenbachs Sohn überholt.

[56]) Aus „die Teck"?

[57]) Hölderlin kündigte im Juli, L 68, Neuffer an, daß er das Fragment an Stäudlin absendete. Stäudlins vorsichtige Äußerung über den Plan spricht, wie Hölderlins Brief an Neuffer, nicht eben für durchsichtige Anlage dieser Tübinger Arbeit. Meine Bemerkung hierüber aus der 1. Auflage meiner Ausgabe: Hölderlins gesammelte Werke. Jena, Diederichs. 1905, I, S. XII, die Pr. II, 489 noch zitiert wird, ist in der 2. Auflage 1910, Bd. I S. XVI bereits erheblich anders gewendet.

[58]) Matthisson war damals Lehrer in Dessau.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Glaubst Du, ich werde auf den Winter eine kleine Gesellschaft zusammenbekommen, die ich im Griechischen informieren könnte? Ich hätte große Lust dazu!"

2. „Cotta[59]) schrieb aus Frankreich, wie ich von Stuttgart aus erfuhr, den 14ten Julius, den Tag ihres Bundesfestes werden die Franzosen an allen Enden u. Orten mit hohen Thaten feiern. Ich bin begierig. Es hängt an einer Haarspitze, ob Frankreich zu Grunde gehen soll, oder ein großer Staat werden?"

„Wirklich hab' ich 9 Bogen meiner Produkte für unser künftiges Journal[60]) vor mir liegen. Kommt es zu Stande, so werden mir die neuen Louisd'ore wohl tun." Leider werde er zur Bezahlung von Schulden u. den Ausgaben beim Abschied beinahe 100 Thlr. brauchen. Er solle es der Mama beibringen. Seit einiger Zeit habe er gewiß öconomisch gelebt.

3. Der Bruder solle das Mögliche thun, daß er in Frieden von seinen Philistern abziehen könne. Trotz der Krankheit seiner Börse lebe er Göttertage, die nur der Gedanke ans nahe Scheiden, die Sorge wegen seiner Schulden u. seiner künftigen Lage verbitterten. Er solle das Mögliche thun, um die böse Summe zusammenzubringen. 30 fl. davon sollte er einige Wochen vor seinem Abschied haben.

4. Daß Marat, der schändliche Tyrann, ermordet ist, wirst Du nun auch wissen. Die heilige Nemesis wird auch den übrigen Volksschändern zu seiner Zeit den Lohn ihrer niedrigen Ränke u. unmenschlichen Entwürfe angedeihen lassen. Brissot dauert mich im Innersten. Der gute Patriot wird nun wahrscheinlich ein Opfer seiner niedrigen Feinde. Nun genug vom Staatswesen."

Er solle der Mutter in seinem Namen tausendmal dafür danken, daß sie sein Bekenntniß mit solcher Nachsicht aufgenommen.

5. [61]) — — — — — — — — — — —

Matthisons Gedichte hab' ich weggeliehen. Hier etwas anderes. Die Unterredung des Marquis Posa mit dem König darin ist mein Leibstück. Pag. 259.

J. Briefe an die Mutter und den Stiefbruder Carl Gock.

I. Waltershausen[62]). II. Jena[63]).

a) Brief vom Bruder an Hölderlin.

Nürtingen, den 6. Febr. 1795.

„Dein Umgang mit dem großen Schiller ist beneidenswerth." Spricht auch von Schillers Vokation nach Jena[64]).

b) Jena, den 19. Nov. 94.

Da bin ich nun, liebste Mutter, höre Lektionen, besuche Schiller, auch zuweilen einen öffentlichen Cirkel, u. bin sonst zu Hause in mancherlei Arbeit vergraben. Die Hälfte des Tages, die ich meinem Kleinen[65]) opfern muß, geb' ich freilich hier um so ungerner weg, da ich durch manches zu eigener Thätigkeit bestimmt werde,

[59]) Gemeint ist Christian Friedrich Cotta (1758—1838), älterer Bruder des Verlegers Johann Friedr. Cotta (1764—1832). Christian Friedr. C. ließ sich 1791 als französischer Bürger in Straßburg nieder, wurde von Custine zu einer Werbetätigkeit in franzosenfreundlichem Sinne ausgenutzt. Schrieb u. a.: „Wie gut es die Deutschen haben könnten."

[60]) Ein nur noch bei Schwab II, 282 belegter Plan zwischen Hölderlin, Neuffer und Stäudlin.

[61]) Nachschrift zu L 72.

[62]) Notizen über L 88, 94, 86. Die römischen Ziffern von mir.

[63]) Der erste Brief, An die Mutter, Jena, 19. Nov. 1794, sollte zuerst nur ausgezogen werden. Später ganz kopiert. Vgl. unter b. Ferner L 102. Die Bezeichnung dieser Briefe mit a und b von mir.

[64]) Vgl. Anm. 49. Hiernach L 104, 105. e.

[65]) Fritz von Kalb. S hat: „meinen Kleinen."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

was in Waltershausen mir nicht vorkommen konnte. Die Reise aus Franken hierher mußte ich zu meinem Verdrusse mit dem Postwagen machen, und es wurde mir dadurch unmöglich gemacht, Friemar, das auf der Seite von Gotha liegt, aufzusuchen. Ich hörte aber von einem Pastor aus der Gegend, der mit mir fuhr, daß er zwar nicht in Friemar selbst, aber in einem benachbarten Dorfe Leute kenne, die sich Hayn's nennten. Ich mache die Rückreise ganz sicher zu Fuße, u. werde schlechterdings sie nicht anders als über Friemar[66]) machen. Von meiner Reise weiß ich Ihnen nichts zu sagen, als daß Schmalkalden, eine hessische Stadt, nichts weniger als eine moderne Gestalt, übrigens eine außerordentliche Industrie hat; daß es ein königlicher Anblick ist, den man auf der Höhe des Thüringer Waldes genießt, wo man hinter sich einen großen Theil von Franken, mit seinen Bergen und Wäldern, vor sich die großen Ebenen von Sachsen hat, u. in der dunkelen Ferne das Harzgebirge. Die glücklichen Menschen in den Thälern des Thüringer Waldes, die mit unsern Schwarzwäldern ihren Wohlstand u. ihre Geradheit u. Gesundheit gemein haben, möchte man beneiden, wenn man nicht denken könnte, daß man unter den Leiden des cultivirten Lebens auch mehr vielleicht fördert u. nutzt. Hindurch durch die Nacht müssen wir einmal, u. glücklich der, der auch mithilft u. arbeitet. Gotha ist ein hübscher Ort, aber ein luxuriöses Völkchen mag es da sein. Doch will ich niemand Unrecht thun u. gerne gestehen, daß mein Urtheil nur flüchtig u. äußerst unzuverlässig ist. Erfurt ist enorm groß, aber menschenleer. Der Coadjutor von Dalberg ist die Seele dieses Ortes[67]); sonst möcht' er auch so ziemlich seelenlos sein; er ist merkwürdig durch die vielen schönen Gesichter, die man da sieht. Von Weimar sag' ich nichts, bis ich einmal drüben gewesen bin u. hoffentlich mehr gesehen, mehr gehört und gewonnen habe, als bei der flüchtigen Durchreise. Hier wohne ich in einem Garten, in der Vorstadt, habe ein paar hübsche Zimmer, gute Kost (was man in Jena gute Kost nennt), und habe den Vortheil, daß mein Hausherr Buchhändler ist u. ein großes Leseinstitut hat, wo ich immer das Neueste aus der ersten Hand auf einige Tage bekommen kann. Doch lassen meine Geschäfte mich diese Gelegenheit meist nur über Tisch u. nach Tisch benutzen. Fichte's neue Philosophie beschäftigt mich itzt ganz. Ich hör' ihn auch einzig u. sonst keinen. Schiller behandelt mich sehr freundschaftlich. Auch Paulus[68]) nahm mich höflich auf. In seinem Hause war ich noch nicht; man thut besser, die Professoren, mit denen man nicht ganz gut bekannt ist, da aufzusuchen, wo sie einmal ihre Zeit der Gesellschaft bestimmt haben, d. h. in den öffentlichen Cirkeln, deren es hier genug gibt, u. wo man auf einen ziemlich guten Ton lebt, besonders männlicher Seits, denn so viel ich die Damen mit eigenen Augen u. durch Hörensagen kennen lernte, haben sie etwas Zuvorkommendes, das nichts weniger als Grazie u. etwas Zurückstoßendes, das nichts weniger als Würde ist. Übrigens besuch ich diese Cirkel äußerst selten, weil ich muß und will. Mit Hasler[69]) komm' ich manchmal zusammen. Die Gegend von Jena ist trefflich."

„meine Adresse ist: an — — — im Voigtschen Garten."

[66]) Der Besuch nach Friemar war ihm von der Großmutter, Johanne Rosine Hayn, aufgetragen. Vgl. L 82.

[67]) Karl Theodor Freiherr von Dalberg (1744—1817). Seit 1772 kurf. mainzischer Statthalter zu Erfurt. Nach 1802 Kurfürst von Mainz. Dalberg, zu dessen Land später Aschaffenburg gehörte, wo Heinse auch wohnte, spielt in der halbkranken Zeit Hölderlins eine Rolle; ihm gilt m. E. das Bruchstück „Dem Fürsten". Pr IV, 261.

[68]) Paulus war gebürtiger Schwabe.

[69]) E. F. Hasler, ehemaliger Tübinger Stiftler, der damals in Jena Jura studierte.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

III. Frankfurt a. M.

3. [70]) An den Bruder. Frankfurt, den März 96. (sic!) Nach Nürtingen.

„Mir geht's noch immer gut; ich bin gesund u. habe keine Sorgen u. das ist ja genug, nur wenigstens sein Tagewerk ungestört auszuüben.

„Du willst, schreibst Du mir, mit Aesthetik Dich beschäftigen. Glaubst Du nicht, daß die Bestimmung der Begriffe ihrer Vereinigung vorausgehen müsse, u. daß demnach die untergeordneten Theile der Wissenschaft, z. B. Rechtlehre (im reinen Sinn), Moralphilosophie pp. müssen studiert werden, ehe man an die cacumina rerum geht? Glaubst Du nicht, daß man, um die Bedürftigkeit der Wissenschaft kennen zu lernen u. so ein Höheres über ihr zu ahnden, müsse zuvor diese Bedürftigkeit eingesehen haben? Man kann freilich auch von oben hereinsteigen, man muß es insofern immer, als das reine Ideal alles Denkens u. Thuns die undarstellbare, unerreichbare Schönheit uns überall gegenwärtig sein muß, aber in seiner ganzen Vollständigkeit u. Klarheit kann es doch nur dann erkannt werden, wenn man durchs Labyrinth der Wissenschaft hindurch gedrungen, u. nun erst, nachdem man seine Heimath recht vermißt hat, im stillen Lande der Schönheit angekommen ist."

Doch wolle er ihm damit nur Stoff zum Nachdenken geben. Um alle Autorität abzulehnen, gestehe er ihm offenherzig, daß er diesen Punkt wirklich noch nicht reiflich genug überdacht habe.

Hatte einen Besuch von einem Vetter Bräunlin gehabt, der nach Wetzlar ging.

4. An den Buchhändler Cotta in Tübingen.

Frankfurt, den 15. Mai 1796.

Ihre gütige Zuschrift hat mich bestimmt, den Hyperion noch einmal vorzunehmen, u. das Ganze in Einen Band zusammenzudrängen; es war, indeß ich Ihnen das Manuskript [71]) geschickt habe, dieser Wunsch einigemal in mir entstanden; die Verzögerung des Drucks u. Ihre Äußerung über die Ausdehnung des Werks waren mir also keineswegs unangemessen; natürlich muß ich nun aber auch den Anfang, den Sie schon haben, abkürzen, um ein Verhältniß in die Theile zu bringen; ich muß Sie daher bitten, mir das Manuskript so bald möglich zu schicken, weil mein Concept mir zum Theil verloren gegangen ist. Ich schicke es Ihnen nach einigen Wochen sicher zurück, u. in ungefähr 2 Monaten auch das übrige. Die Bogenzahl muß nun freilich nothwendig um ein Beträchtliches sich vergrößern. Ich habe aber ja mit Ihnen überhaupt nicht nach Bogen gerechnet, u. kann mich bei meinen jetzigen Umständen auch so mit den ausgemachten 100 Gulden begnügen. Wollen Sie mir für die neue Mühe die Freude machen u. das Buch überhaupt auf Schreibpapier u. mit saubern lateinischen Lettern drucken lassen, so würd' ich Ihnen recht sehr danken. Ich habe die sichre Hoffnung, daß Ihnen die Sache nicht ganz liegen bleibt, wenn ich anders von den einzelnen Urtheilen, die mir über ein Fragment des Buchs, das noch in der Thalia eingerückt ist, zu Ohren gekommen ist, auf die Aufnahme des Publikums überhaupt schließen darf. Haben Sie die Güte, mir das, was ich Ihnen für die überschickten Theile des Plutarch [72]) schuldig bin, wie das vorigen Sommer emp-

[70]) S 1, 2 = L 119, 121.

[71]) Die an Cotta gesandte Handschrift enthält den uns erhaltenen Anfang „Hyperions Jugend. Erster Teil. Herausgegeben von Friedrich Hölderlin." Eine Kapitelerzählung im Gegensatze zu den Einkleidungen des Thaliafragments und der endgültigen Fassung. Wenn Cotta verlangt, daß „das Ganze" in einen Band zusammengedrängt werden sollte, so ist dieser Versuch durch die Weitschweifigkeit dieser Fassung gerechtfertigt. Wenn die endgültige Fassung dann doch auf zwei Bände angelegt ist, so handelt es sich eben um den „Eremiten in Griechenland", um das Sichselbstfinden eines bisher planlosen Lebens, und nicht nur um die Darstellung der Jugendgeschichte.

[72]) Cottas Plutarchausgabe.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fangene Karolin vom Ganzen abzuziehen, u. dieses unter der bekannten Adresse nach Nürtingen zu schicken. Ich bin mit aller Hochachtung

Ihr ergebenster Diener

M. Hölderlin.

Auf der Kehrseite stand von der Buchhandlung: Hoelderlin 15. Mai 1796.

6.[73]) — — — — — — — — —

„Cotta hält mich unangenehmer Weise auf. Hoffentlich wird er das Geld geschickt haben oder bald schicken, wenngleich jetzt erst mit dem Druck meines Buchs angefangen wird."

12. An den Bruder. Frankfurt, den 4. Febr. 97.

„Es bekümmert mich jetzt manchmal, wenn ich denke, daß ich der lieben Mutter und Dir die schönen Plane so verrücke. Aber das muß Dich ohne weiteres vermuthen lassen, daß mein Innerstes mich dringt, der angebotenen Lage diesmal auszuweichen, weil ich alle die immertreue Anhänglichkeit an euch, ihr Lieben! zu bekämpfen habe, u. nicht von dieser überwunden werde.

„Ich mochte den Punkt, über den Du besonders mich zu beruhigen suchtest, in meinem letzten Briefe nicht berühren, weil ich vermuthen konnte, daß der Brief, in fremde Hände vielleicht gehen müßte. Du siehest aber selber, lieber Bruder, wie das Dein u. mein Herz drücken müsse, wenn wir uns in eine solche innige Verbindung mit einem Wesen wagten, das wir, ohne eine vakante Pfarrstelle oder dergleichen, im Leben vielleicht mit keinem Auge gesehen, oder auch bei gelegentlicher Umsicht wahrscheinlich doch wohl nicht als das Einzige betrachtet hätten, womit wir einen Bund aufs ganze Leben schließen möchten. Ein solch Verhältniß muß nach meiner Meinung nicht einmal veranlaßt sein durch eine andere Rücksicht. Es darf in beiden Theilen nicht der leise Wunsch sich regen, daß man sich gefallen möchte, weil es so gerade recht sich schickte. Da ferner schon die Erklärung gegeben ist, daß nur ein solcher, der das Mädchen heurathete, den Dienst bekommen sollte, so wär' es ungereimt, noch um die Erklärung zu bitten, daß einzig um der eigenen Tauglichkeit willen u. sonst aus keiner andern Rücksicht einem die Stelle wäre zuerkannt worden. Und nur bei einer solchen Erklärung könnt' ich mich entschließen, einen solchen Dienst zu nehmen, wenn nicht andere Gründe mich bestimmten, überhaupt noch jetzt nicht einen solchen Dienst zu nehmen. Diese anderen Gründe hab' ich in meinem letzten Briefe genannt."

Schickt ihm das Reisegeld für die Reise nach Frankfurt.

14. An den Bruder. [Herbst 1797.]

Schickt die Briefe, worin die Kinder Carln noch für die Geschenke danken, die er ihnen geschickt. Solche Briefe waren schon liegen geblieben; heute schrieben sie neue hinzu.

„Die schönen Herbsttage thun mir sehr wohl. Ich wohne noch mit meinem Zögling allein im Garten[74]). Die Familie ist wegen der Messe in die Stadt gezogen. Die reine frische Luft und das schöne Licht, das dieser Jahreszeit eigen ist, u. die ruhige Erde mit ihrem dunkleren Grün, auch mit ihrem sterbenden Grün u. mit den durchschimmernden Früchten ihrer Bäume, die Wolken, die Nebel, die reineren Sternennächte — all das ist meinem Herzen näher als irgend eine andre Lebensperiode der Natur. Es ist ein stiller, zärtlicher Geist in dieser Jahreszeit. — Neuffer hat mich richtig besucht. Wir haben einige Tage recht vergnügt zusammen zugebracht. Seine Treuherzigkeit und heitre Laune sind Arznei für unser einen. — Ich

[73]) S 5 = L 130; S 6 = L 123; dort fehlt der Schluß über Cotta. Es folgen L 127, 128, 132, 136. Hinter S 12 folgt L 144.

[74]) Über die Frankfurter Örtlichkeiten Diëtor in den Anmerkungen zu seiner Ausgabe der Diotimabriefe.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weiß es zu schätzen, lieber Karl, daß Du so fleißig bist in Deinem bestimmten Geschäfte. Nicht sowohl, was wir treiben als wie wir etwas treiben, nicht der Stoff u. die Lage, sondern die Behandlung des Stoffs u. der Lage bestimmt den Werth der Menschenkraft. Es giebt in jeder menschlichen Thätigkeit eine Vollendung, auch unter den Akten. Freilich will der Fisch ins Wasser u. der Vogel in die Luft, u. so hat unter den Menschen auch einer ein ander Element als der andre. Nur muß man nicht denken, daß Homogenste sei immer auch das angemessenste. Der idealische Kopf thut am besten, das Empirische, das Irdische, das Beschränkte sich zum Elemente zu machen. Setzt er es durch, so ist er u. auch nur er, der vollkommene Mensch."

Aus den beiliegenden seit dem Frühjahr geschriebenen Briefchen der Kinder: Henri, Jette u. Lehne.

Kurz, nachdem Karl abgereist war, kamen die Franzosen vors Thor u. schossen auf die Kaiserlichen. — Bringen seit dem Frühjahr im Garten auf dem Gute zu. — Endlich schreibt Henri: „Die Mutter und meine Schwestern sind in die Stadt gezogen vor 8 Tagen, der Hölderlin u. ich wohnen noch auf dem Gute." Es ist Messe in Frankfurt. Neuffer ist den Samstag abgereist mit dem Herrn Landauer. Obwohl Mutter und Schwestern nicht mehr auf dem Lande wohnen, so gehen sie doch manchmal hin, schreibt . . .[75]).

16. Carl Gock an Hölderlin. Grömingen, den 1. Januar 1798.

Den letzten Brief empfing er über Enzweihingen, wo er einige Zeit liegen geblieben sein müsse. Er freue sich aus diesem zu sehen, daß H. wieder zufriedener sei, als nach den Äußerungen in einem Briefe an die Mutter zu schließen war. Dieser hatte die Mutter sehr erschreckt. H. scheint darin über einen gewissen conventionellen Zwang, dem er auch in seinem sonst so vorzüglichen Verhältniß ausgesetzt sei, klagend sich geäußert zu haben.

„Ich habe schon manchmal Deinen Charakter mit dem Rousseau's verglichen, u. ich glaube, Du wirst in dem Wesentlichen selbst die Ähnlichkeit zugestehen müssen, die der Deinige mit dem unseres Lieblings hat. Gerade auch die Liebe zur stillen großen Natur, zur lautersten Wahrheit u. zur wahren Freiheit, die jenen großen Mann beseelte, ist auch das Eigenthümliche Deines Charakters, aber auch jene Reizbarkeit, die natürliche Folge eines für Empfindung geschaffenen Herzens, die jenem guten Mann so manche Stunde seines Lebens vergellte, ist Dein, u. leider auch Dir wird sie noch manchen trüben Augenblick bereiten, u. nur der Umgang mit guten biederen Menschen u. der Genuß der Freuden der Natur u. Kunst kann die Summe derselben verkleinern." — —

„Wie geht es denn mit deinem Drama, das Du zu schaffen anfingst?" [76])

Läßt sich Sinclair empfehlen.

18. An den Bruder. Frankfurt, den 4. Juli 1798[77]).

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Du bekömmst auch Briefe von meinen Kindern. — Beilagen: 1. Henri, den 3. Juli 98. Schreibt, daß er bei H. die römische Geschichte aus dem Plutarch (zuerst das Leben des Camillus), ferner deutsche Sprache lerne. Mit der Geographie sind sie ganz fertig. 2. Lehne schreibt von der Kirschenernte im Garten. „Der Vater ist nach Wien gereist, er wird aber bald wieder kommen. Die Mutter ist ein wenig krank, aber sie ist bald wieder gesund. Die Mali läßt grüßen."

[75]) Schlesier bricht selbst ab. Nach S 15 folgt L 147.

[76]) Der Plan zum Empedokles wurde zu Karl von Hölderlin im Sommer 1797 erwähnt, L 144. Es folgt L 153.

[77]) S 18, vgl. L 163. Das dort nicht Gedruckte von Schlesier nicht als besondere Nachschrift gegeben. Nach S 18 Henry Gontards Brief v. 27. IX. 1798. Von mir veröffentlicht B. S 196.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

IV. Aus Briefen von Hölderlin. Von 1798 bis 1802[78]).

7. Hölderlin an Jung[79]). Wahrscheinlich im Spätherbst 1799.

Ist in sehr gedrückter Lage: sein Journalverleger sei wegen des Krieges u. anderer Ursachen willen wieder unschlüssig worden.

„Ich erwarte nur noch einen Brief von Schiller, der entscheiden wird, ob es nach Sachsen zu oder nach Haus geht. Ich mag nicht sagen, wie ungern ich diese Gegenden verlasse etc." Bricht mitten auf dem letzten Blatte ab.

8. An die Mutter. Homburg, 29. Jan. 1800. (Das Jahr ist von neuerer Hand beigesetzt.)

„Ich habe jetzt ungefähr 400 Fl. in vierteljährigen Portionen von meinem Buchhändler sicher einzunehmen." Überdies hat er ihm in Stuttgart ausgewirkt, daß er dort, ohne zu irgend einer theol. Funktion genötigt zu werden, sich aufhalten kann, so bald es ihm zuträglich erscheine. . . . „Wenn ich also mein Journal einige Jahre fortsetze, wie ich es in jedem Falle, um meiner Reputation willen, versuchen würde, u. wenn ich in Stuttgart oder hier durch Privatvorlesungen noch einiges verdiene, so kann ich auf ein Einkommen rechnen, das beinahe zureichen wird,[80])" — — — — —

9. An die Mutter. Im Juli 1800.

— — — — — — — — —[81]).

Ist sehr beschäftigt, um vor seinem Besuche in Reutlingen noch mit einigem fertig zu werden. — Freut sich, daß die Mutter neulich in Nürtingen von keinem militärischen Besuche erschreckt worden. Er hofft, es soll auch vollends so ziemlich leicht für seine Landsleute vorbeigehen. „Man spricht stark von einem baldigen gründlichen Frieden."

Sonntag Nacht will er bei der Mutter übernachten. Landauer wird mit ihm kommen.

10. Schreiben an den Herzog. Stuttgart, den September 1800.

Stipendiarius M. Hölderlin bittet unterthänigst, sich einige Zeit, als Erzieher hier aufhalten zu dürfen. Nachdem er mit des Herzogs Erlaubniß seit 1794 als Erzieher im Ausland gewesen, wegen fortdauernder Kränklichkeit ins Vaterland zurückgekehrt. Er sei so weit hergestellt u. wolle sich bei seinem Freund Landauer, als Erzieher seiner Kinder, aufhalten.

11. An die Schwester. Ohne Zweifel, Dec. 1800.

Schreibt, daß er mit einer Familie in der Schweiz über eine Hofmeisterstelle in Verbindung stehe. Es müßten gute u. gebildete Menschen sein, von dem Sohn des Hauses zu schließen, dessen Bekanntschaft er vor einigen Tagen gemacht habe. Die Lage des Orts kennt er schon ungefähr. Sie ist ganz nach seinem Wunsch. 30 Louis bekommt er Salarium. In einigen Wochen wird die Sache ausgemacht sein[82]).

13. An die Mutter.

Er hat seinen Plan geändert, kommt nach Nürtingen, reist aber nach Stuttgart

[78]) Es folgen L 169, 173, 174, 180. Im letzten (An den Bruder. Homburg, 14. VI. 1799) schreibt Hö. den Empedoklesmonolog ab. Hierzu Schlesier: „Den Monolog des Empedokles, ganz wie er in den Gedichten, S. 204—6 [1826]. Nur folgende Abweichung: S. 205 Z. 5 v. u.: der Menschen wechselnd Irrsal — wodurch der Vers erst vollständig wird." Es folgen L 185, 184.

[79]) In diesem Brief Näheres im Zusammenhang mit K., Anm. 100.

[80]) Das Weitere L 200.

[81]) Der Anfang in L 206.

[82]) Es folgt L 212.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zurück und von da nach einigen Tagen mit seinen Sachen auf dem Postwagen weiter. — Er legt den Brief von Hauptwil ein, den er eben heute erhalten [83]).

17. Konstanz. Mittwoch Abends. An die Seinigen nach Nürtingen.

Es ist wenig über eine Woche, daß er von ihnen Abschied genommen. — Bis Tübingen wurde er von seinen Freunden geleitet. Von da hat er den Weg meist zu Fuße gemacht — über Ebingen und das Hochsträß nach Sigmaringen — ein kürzerer Weg als über Schaffhausen. Von da fuhr er, in 12 St., mit einem Gefährt an den See, von wo er sich überschiffen ließ u. dann in 2 St. nach Constanz ging. — Morgen wird er in Hauptwil ankommen (5 St. v. Constanz) [84]).

24. Unbeendigtes Briefconcept an die Prinzessin von Hessen-Homburg. Fängt an:

„Durchlauchtige Prinzessin. Ich schicke Ihnen den ersten Band [85]) der Übersetzung der Sophocleischen Tragödien." Er spricht darin von der Größe der Alten, aber auch von dem „unbegreiflich Göttlicheren unserer heiligen Religion in seiner Originalität u. den Werth des Vergleichens der antiken u. unserer Zustände. Alles aber in offenbarer Geistesverwirrung.

[25.] In den Papieren aus spätrer Zeit findet sich noch ein kurzes Briefchen Hölderlin's an den Bruder, vom März 1823 [86]). Diesen sendet Ernst Zimmer, in dessen Hause H. lebte, an die Kammerräthin Gock nach Nürtingen u. schrieb dazu (23. März): seit Kurzem scheine H. wie aus einem langen Traum erwacht. Er sei den ganzen Tag bei ihnen. Als man ihm sagte, daß sein Bruder in Stuttgart Hofrath wäre, rief er: Was Hofrath? Hofrath? ich habe ihn, so lange ich hier bin, nicht mehr gesehen, ich muß an ihn schreiben. Er schrieb auch nachher wirklich an ihn. Diesen Brief legt Z. der Mutter H.'s bei, damit sie ihn nach Stuttgart befördere. Dann sagt er: „Er ließt jetzt auch die Zeitung u. fragte mich, ob denn Würtemberg ein Königreich sei. Er staunte ebenso, als ich es bejahte. An den Griechen nimmt er Antheil und ließt mit Aufmerksamkeit ihre Siege. Letzhin sagte ich ihm, daß der ganze Peleponesus von den Türken befreit sei. Das ist erstaunlich, rief er, es freut mich! Mit meinem Christian spricht er französisch, u. er spricht es noch ziemlich gut. Er sagte meinem Christian letzthin auf französisch: wenn das Wetter gut sei, so wolle er öfters auf den Österberg spazieren gehen. Den Hyperion kann ich Ihnen nicht mehr zurückschicken. Er ließt täglich darin, auch Übersetzungen aus griechischen Dichtern von Conz ließt er. Öfters holt er auch von meinem Christian alte Klassiker u. ließt darin."

Im Briefchen an den Bruder sagt Höld. nach kurzer Anrede: „Ich merke, daß ich schließen muß."

Ferner lag unter den späteren Papieren:

1. Brief von Elisabeth Zimmer an Frau Hofräthin Gock, Tübingen 2. Jan. 1837. Es liegt ein Blatt bei, mit allgemeinen Raisonnements, das H. für die Gockin niedergeschrieben. Er unterschreibt sich Scartanelli, wie er sich damals nannte. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, er heiße nicht mehr Höld., sondern Scartanelli oder auch Buarooti.

[83]) Es folgen L 214, 215, 217.

[84]) Es folgen L 222, 227, 228, 230, 231. Zum letzten die Adresse: „Chez Mons. Gauthier et Compagnie à Bordeaux" (An Mad. Gock in Nürtingen). Es folgt L 232. Dazu vermerkt Schlesier: Schreiben mit allen Zeichen der Geistesverwirrung. Wahrscheinlich die Antwort auf das Schreiben von Böhlendorff vom 2. Dez. 1802 und wohl nicht abgegangen.

[85]) Die Sophoklesübersetzungen sind in einem Bande erschienen. Es ist möglich, daß dieser Entwurf als Phantasieübung lange vor dem Erscheinen des Werks anzusehen ist.

[86]) Zuerst bei Schwab II, 317.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

2. Distichen: Der Herbst [87]).

3. Brief von Lotte Zimmer (Tochter) an die Hofräthin Gock, Tübingen, 25. Jan. 1841. Beigelegt ist ein kurzes Gedicht in gereimten Versen: „Höhe des Menschen [88])", das H. den Tag zuvor aufgeschrieben. — Professor Schwab's Sohn, welcher dort im Stift sei, besuche ihn öfters. Diesen scheine H. sehr gut leiden zu können, indem er ihn freundlich empfange, was er sonst selten thue.

4. Bleibender Werth. Gedicht in alcäischen Strophen [89]).

5. Das Leben. Gedicht in vierzeiligen gereimten Versen [90]).

(Schluß folgt)

Zur Psychologie der Vaterlandsliebe

Von

J. K. von Hößlin

Man hat ein Vaterland selbst dann, wenn man staatenlos ist. Wenn ein Staat, in welchem sich einst das Leben einer Nation kristallisiert hatte, nicht mehr besteht, so besteht doch die vaterländische Idee fort. Das byzantinische Reich hatte im Jahre 1453 zu existieren aufgehört. Die Macht der Osmanen, die dieses Reich restlos vernichtet hatten, war so übermächtig, daß jahrhundertelang kein Mensch an den Gedanken glauben konnte, daß dieser getötete Staat wieder erwachen könnte. Aber gerade diese Entstaatung des griechischen Volkes hat seine Vaterlandsliebe bis zur Gluthitze gesteigert. Das nationale Zusammengehörigkeitsgefühl der Griechen hat in den Jahrhunderten ihrer Knechtung seine tiefsten Wurzeln in die Seelen geschlagen.

Auch unser deutsches Volk hatte ein Vaterland, aber keinen Staat. Nicht aber deshalb, weil es keinen Staat überhaupt hatte, sondern weil es hier viele Staaten gab, die mit der Vaterlandsidee nicht recht im Einklang standen, die sogar sich derart verselbständigten, daß sie unter sich Kriege führten. Der nationale Gedanke, der die Menschen aller dieser sich bekämpfenden Staaten zu einer geistigen höheren Einheit umschloß, lebte aber neben jenen politischen Gebilden sein eigenes Leben fort.

Aber was war in jener Zeit, als die Staaten selbständig waren, das Vaterland eines Bayern, eines Sachsen, eines Koburgers? War es das Königreich Bayern, war es Sachsen, war es das Herzogtum Koburg-Gotha?

Wenn wir den Stimmen der Männer zuhören, welche die Pulsschläge der Nation in jener Zeit am innigsten fühlten, so nehmen wir wahr, daß das deutsche Vaterland auch damals schon trotz seinen vielen Staaten eine lebendige Idee eines Volkes war.

[87]) Das Herbstgedicht, das Schwab auf den 16. Septbr. 1837 verlegt, könnte der Überlieferung nach dasselbe sein, das zwischen den Briefen vom 2. Jan. 1837 und 25. Jan. 1841 lag. Es ist jedoch nicht in Distichen, sondern in jambischen Laufzeilen abgefaßt. Da Hölderlin in später Zeit überhaupt keine Distichen verwandte, so mag dies ein Irrtum Schlesiers sein.

[88]) Bei Schwab II, 347 überschrieben „Höhere Menschheit"; stammt also vom 24. I. 1841. Bettina hat dieser Brief offenbar irgendwie vorgelegen, denn 1848 in „Ilius Pamphilius" druckt sie es ab mit dem Vermerk 21. I. 1811. Es handelt sich um eine zweimalige Verwechslung von 4 und 1.

[89]) Mir unbekannt.

[90]) Das Gedicht „Das fröhliche Leben", Schwab II, hat achtzeilige Strophen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es war ein geistiges Deutschland, dessen seelisches Leben, dessen Ringen und Wachsen sich eben in dem Vorstellungsbild des „deutschen Vaterlands" versinnbildlichte.

Gewiß: die Deutschen jener Zeit sahen sich in ihren Gefühlen im Zwiespalt. Hier die Idee des deutschen Vaterlandes, die wie ein Sinnbild dem nationalen Zusammengehörigkeitsbewußtsein die Wege wies und all das treibende Fühlen und Wollen und Ringen des ganzen Volkes zu sich mächtig zog; dort das jeweilige Königreich oder Herzogtum usw., das als politisches Gebilde Pflichten gebot und das — jedes für sich — seinen eigenen politischen Zwecken nachging.

* * *

Alle Staaten, die nicht aus einem nationalen Gedanken erwachsen, sind materieller, zweckangepaßter Natur. Das Vaterland dagegen ist immer geistiger, ethischer Art. Die Staaten vergrößern ihre Landgebiete, indem Landesstücke durch Eroberungen hinzugefügt werden; das Vaterland, als der ideelle einheitliche Zusammenschluß eines im Gefühl sich zusammenfindenden Volkes, gebiert aus seinem Schoße sittliche Werte. Die Staaten setzen Wohlfahrtsvorschriften, d. h. Gesetze und polizeiliche Anordnungen. Aus dem geistigen Leben des Vaterlandes erwächst aber Kultur. Das Vaterland ist also nicht immer der Staat. Was ist aber das „Vaterland" seinem Wesen nach?

Ist Vaterland etwa das Landgebiet, innerhalb dessen man geboren ist, oder das Land, wo man lebt? Ist Vaterland das, was man allenfalls Heimatland nennen könnte?

Heimat ist gewiß das Stück Land, wo man durch Geburt und Sässigkeit hingehört. Wenn man von der Heimat spricht, denkt man an Wälder und Wiesen, an Hügel und Täler. Die Eigenart der Natur des Landes, wo man hingehört, gibt dem Bilde der Heimat ein warmes Gepräge. Zugleich denkt man aber, wenn man sich der Vorstellung der Heimat hingibt, an das, was durch Menschenwerk dort entstanden und noch vorhanden ist, an die Eigenart der alten Kultur, die dort durch allerhand Bauten, durch Straßenbilder und Dorfbilder zum Ausdruck kommt; ja man geht weiter noch, und man denkt an die Sitten und Bräuche der dort in der Heimat lebenden Menschen, ja man denkt an diese Menschen selbst, die dort leben, und die in ihrem Gebaren und Tun etwas haben, das dem eigenen verwandt ist.

All dies also gehört zu der Vorstellung der Heimat. Und wie es eine engere Heimat gibt, so gibt es auch eine relativ höhere und schließlich eine umfassende, große Heimat. Ein Algäuer wird Algäu als das Landesgebiet seiner Zugehörigkeit betrachten, seine erweiterte Heimat aber ist das Schwabenland und sein großes Heimatland: Deutschland. Ist nun die Vorstellung dieses umfassenden Heimatgebiets mit der Idee des Vaterlandes dasselbe? Wir glauben, daß jeder der beiden Begriffe etwas Besonderes ausdrückt. Die Idee des Vaterlandes mag aus der Vorstellung des Heimatlandes entstanden sein. Aber in den Begriff mischt sich die Idee der Nation als einer einheitlichen Ganzheit.

Was ist aber eine Nation? . . . Fragen wir aber zuerst, was ein Volk ist.

Ein Volk ist die Summe aller jener Menschen, die eine gemeinsame Sprache reden, einer Abstammung sind, und die durch gemeinsame Überlieferung gleiche Sitten, besser: durch eine bestimmt geprägte Kultur und nicht zum mindesten durch einen schematisch gleichen Wesenscharakter sich von den anderen auf Erden lebenden Menschen unterscheiden.

Faßt man den Begriff des Volkes so auf, dann gehören die Schweizer entschieden dem deutschen Volke an, und zwar nicht in geringerem Maße, als etwa die Schwaben oder die Franken oder die Bayern. Aber es wäre kaum angängig, zu sagen, daß ein Schweizer Deutschland als sein Vaterland fühlt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hier könnte man glauben, daß die Vaterlandsidee der Schweizer von dem gesonderten politischen Gebiete der Schweiz abhängig ist. Ohne Zweifel hat der Eidgenossenschaftsgedanke auch das Vaterlandsgefühl der Schweizer beeinflußt. Aber es wäre übereilt, zu sagen, daß die Schweizer deshalb ein anderes Vaterland haben, weil ihr Bundesstaat dem deutschen Staatenland verselbständigt gegenübersteht.

* * *

Unsere Aufgabe ist hier nicht, historisch die Entstehung des Bewußtseins vaterländischer Zusammengehörigkeit darzulegen. Deshalb wollen wir hier von den Motiven absehen, die es bewirkt haben, daß die Schweizer sich um ein eigenes „Vaterland" scharen, und daß andererseits jenseits der Schweiz ein „Deutschland" da ist, um dessen nationale Idee Menschen des gleichen Volkes wie dort gruppieren.

Was wir hier feststellen wollen, ist also nicht das Motiv, sondern die Tatsache selbst, daß innerhalb eines Volkes bemerkenswerte synthetische Vereinheitlichungen stattfinden. Bei vielen Völkern, wie etwa dem italienischen, ist der Vereinheitlichungsprozeß, der das Vaterlandsbild erwachsen ließ, so vor sich gegangen, daß die ganze Nation mit in den Vereinheitlichungsprozeß hineingerissen worden ist, und daß die Gesamtheit des Volkes sich um eine Vaterlandsidee zusammengefunden hat. Wir erinnern daran, daß schon vor dem Weltkriege, also zu einer Zeit, als Trient und Triest politisch dem österreichischen Staate angehörten, die Bewohner dieses Gebietes national sich als dem italienischen Vaterlande zugehörig empfanden. Auch das der Schweiz zugegliederte Trentino fühlt sich als ein Glied des italienischen Vaterlandszentrums. Bei anderen Völkern, wie es bei den Deutschen der Fall ist, hat dagegen der nationale synthetische Vereinheitlichungsprozeß nicht die Gesamtheit des Volkes erfaßt, sondern es haben sich innerhalb des Ganzen des Volkes — aber unabhängig von den staatlichen Gruppierungen — verschiedene nationale Vereinheitlichungsprozesse vollzogen.

* * *

Im gewöhnlichen Sprachgebrauch wird das Wort Nation mit dem Worte „Volk" verwechselt. Wir dagegen wollen der Klarheit halber mit dem Worte „Volk" lediglich die Summe aller der Menschen bezeichnen, die gleicher Abstammung sind, die die gleiche Sprache reden, die gemeinsame Charaktereigentümlichkeiten usw. haben. Dagegen wollen wir mit dem Worte „Nation" die als ein Ganzes vorgestellte Gesamtheit bezeichnen, die sich um das Sinnbild einer ideellen Einheit herumgruppiert. Wenn wir von einer Nation reden, so meinen wir also nicht die Summe der vielen Individuen, die die genannten gemeinsamen Merkmale besitzen, sondern wir meinen irgend etwas, das eigenes ideelles Leben zu haben scheint. Mit diesem Begriff der Nation ist der des Vaterlandes eng verknüpft.

„Vaterland" ist die Idee, die die nationale Vereinheitlichung ausdrückt. Die Vorstellung des Heimatlandes klingt hier in den Begriff des Vaterlandes mit hinein. Sie wirkt wie ein Sinnbild, als ob das Heimatland es wäre, aus dem das reiche Leben der lebendigen Nation entspränge.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Liebe, die man zum Vaterland hegt, ist die Liebe, die man zum Ganzen der Nation hat. Diese „Vaterlandsliebe" oder „Nationalliebe" ist verschieden geartet *).

a) Die niederste Art der Vaterlandsliebe ist der Wohlfahrtspatriotismus. Man

*) Wir verweisen auf eine während des Krieges von H. Schwarz verfaßte Abhandlung „Vaterland und Menschheit" (Neue Jahrbücher 1918), der wir in dem Grundschema der Einteilung folgen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erstrebt das größtmöglichste Glück aller, die die Nation bilden. Wenn eine Nation nicht in einem einzigen Staat kristallisiert ist, dann entsteht gewiß eine Spannung zwischen dem nationalen Wohlfahrtspatriotismus und der Aufgabe des Staates, die nur den Mitgliedern des Staates eine größtmögliche Wohlfahrt gewährleisten will.

Es ist bezeichnend, daß der Wohlfahrtspatriotismus vorwiegend bei solchen Völkern zur Blüte gelangt, wo kein Gegensatz zwischen Staat und Nation besteht. Beim englischen Volke z. B. ist die Totalität der Nation und die Summe der den Staat bildenden Individuen identisch, so besteht hier, solange man das Glück dieser die beiden Einheiten bildenden Individuen will, kein Auseinandergehen des Ziels.

Bei uns Deutschen tritt durch die Spannung, die zwischen Interesse am Staate einerseits und Liebe zum Vaterlande andererseits besteht, gerade dieser Charakter des Wohlfahrtspatriotismus sichtbar hervor.

Man erinnere sich der Zeit der Lebensmittelabsperrung während des Krieges, als die verschieden gearteten Wirtschaftsbedingungen der verschiedenen deutschen Staaten jene allzu bekannten Reibereien zwischen süddeutschen Ländern und dem norddeutschen Preußen hervorriefen.

Wir haderten damals *als Mitglieder der verschiedenen Staaten* wegen der Nahrungsmittelverteilung. Wir haderten wegen Brot, Kartoffeln und Butter, wegen Kohle und Rohmaterialien überhaupt, während zugleich *das deutsche Volk*, ungeachtet des Wohlfahrtsegoismus der Partikularstaaten, in heroischen Heldentaten *sein Blut* für das deutsche Vaterland, das nur eines ist, auf den Schlachtfeldern draußen vergoß.

b) Eine zweite Abart von Vaterlandsliebe ist der nach Ehre und Glanz der Nation gerichtete Patriotismus. Man will das Ansehen des Vaterlandes in der Welt.

Aber mit dieser Tendenz, dem Vaterland Ehre und Ruhm zu verschaffen, verbindet sich oft ein egoistisches, eitles Streben, das nicht mehr nach dem Ruhme des Vaterlandes um seiner selbst willen gerichtet ist, sondern das den Glanz der Nation will, lediglich nur, weil das diesen nationalen Glanz wünschende Individuum bewußt oder unbewußt meint, daß durch das Wachsen des nationalen Ansehens auch sein individuelles Ansehen zunehmen wird. Findet dies statt, dann artet dieser Patriotismus in einen unfruchtbaren Eitelkeitspatriotismus aus, der höchst zu verwerfen ist.

Ein Italiener ist z. B. stolz, weil seine Nation einen Dante, einen Petrarca hervorgebracht hat. Ob er Dante versteht, ob er je ein Sonett von Petrarca gelesen hat, ist ihm gleichgültig. Er weiß, daß Dante, Michel Angelo, Raffael von der Welt als etwas Unerreichbares bewundert und angebetet werden, und dies genügt ihm, daß er sich daran sonnt.

In erhöhtem Maße wird die Eitelkeit des einzelnen befriedigt, wenn er von der Vorstellung erfüllt ist, daß nicht nur einzelne Geistesgrößen seines Volkes Bedeutendes geleistet haben, sondern daß die ganze Nation Großes vollbracht hat. Ob er selber an diesen Leistungen der Nation mit beteiligt war oder nicht, dies ist ihm gleichgültig. Es ist sogar bezeichnend, daß gerade solche Individuen von diesem Eitelkeitspatriotismus befallen werden, die selbst den allergeringsten Anteil an den Taten ihres Volkes gehabt haben. Unschöpferische Menschen blähen sich auf unter dem Bewußtsein, daß die anderen ihrer Nation tüchtig gewesen sind.

c) Die höchste Art von Vaterlandsliebe ist die, die wir die schöpferische nennen möchten.

Der Eitelkeitspatriotismus will den Glanz und das Ansehen der Nation, weil der einzelne, der von diesem Eitelkeitspatriotismus befallen ist, das Ansehen seiner Nation in seiner eigenen Person widergespiegelt zu finden glaubt. Der Wohlfahrtspatriot will das größtmögliche Glück möglichst aller Individuen, die die Nation bilden; aber alle diese Individuen, deren Glück er erstrebt, sind nur Einzelwesen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die schöpferische Liebe zum Vaterland ist aber nicht auf das Glück der die Nation bildenden Menschen gerichtet, sondern sie umfaßt das Vaterland als ein ideelles geistiges Ganzes.

Daß dieses Vaterland nicht der Staat ist, braucht nach dem, was oben gesagt worden ist, nicht nochmals wiederholt zu werden.

Ist dieses Ganze der Nation nun etwas Wirkliches und An-sich-Seiendes? Oder ist es nur eine Idee, die gemeinsam in den Seelen aller derer lebt, die von heißer, schöpferischer Vaterlandsliebe erfüllt sind . . . und existiert demnach nur in den Seelen derer, die sich als Glieder dieser (nur ideell vorhandenen, aber von ihnen als wirklich angenommenen Vereinheitlichung) fühlen?

Auf diese Frage wird man nie eine unangreifbare Antwort zu geben imstande sein.

Möge damit sich verhalten, wie es nur wolle, die Tatsache ist, daß selbst, wenn auch eine Nation nicht als Sein an sich, d. h. jenseits des Bewußtseins der sie bildenden Glieder als eine reale Einheit da ist, dennoch der Drang, der im Menschen besteht, die Nation als eine Einheit zu fühlen, so stark ist, daß wir annehmen müssen, daß der Vereinheitlichungsdrang, der den Menschen zu den Ideen der Nation und des Vaterlandes treibt, aus dem Schoße seines innersten Wesens entspringt, und daß der Mensch aus inneren metaphysischen Notwendigkeiten sich als ein Glied einer großen nationalen Totalität fühlen muß.

Wenn aber jeder Mensch von einem Drange beherrscht ist, sich als ein Glied einer Totalität zu fühlen, und dadurch er die Idee eines umfangenden Vaterlandes aus diesem Vereinheitlichungsdrange empfängt, dann werden alle die Individuen eines Volkes, die von diesem Vereinheitlichungsdrange beherrscht sind, die gleiche Idee eines Vaterlandes empfangen und sich als Glieder dieser schöpferisch ideell vorhandenen nationalen Einheit fühlen, selbst dann, wenn diese Einheit nur in ihrem Bewußtsein ihnen vorschwebt, ohne daß sie wirklich und an und für sich auch jenseits des Bewußtseins da ist.

* * *

Wir haben oben die während des Weltkrieges entstandene Abhandlung von Hermann Schwarz, der wir die Dreiteilung des Patriotismus entnommen haben, erwähnt.

Jetzt wollen wir eine Stelle aus dieser Schrift hier anführen, nicht nur, weil es uns interessiert, was ein tiefsinniger Psychologe über die Vaterlandsliebe sagt, sondern weil wir einen Mann reden hören, der in der Zeit der Not seines Vaterlandes schrieb, so daß seine Worte als ein Dokument des gesteigerten Vaterlandsgefühles in seinen höchsten Entfaltungen dienen können.

Hermann Schwarz sagt:

„Unsere deutsche Vaterlandsliebe ist etwas viel Reineres und Heiligeres, als sich die Feinde träumen lassen. Durch Begründung auf Ökonomie und Eudämonie ließe sich ihr geistiger Adel nicht erklären. Sie ist mehr als Naturgewalt, sie ist Geistesgewalt. *Unser Gewissen und unser Gemüt schaffen den Gegenstand unserer Liebe, sie schaffen das Vaterland.*“

In dieser schaffenden Gewalt der Vaterlandsliebe erblickt Schwarz die Eigenart der Vaterlandsliebe, wie sie in der Geschichte des Deutschtums lebt. „Deutsches Gewissen und deutsches Gemüt . . . Durch beide zusammen *haben* wir erst das Vaterland, wie wir es verstehen . . . Deutsches Gewissen ist die Kraft unbedingten Tuns. Deutsches Gemüt ist die Fähigkeit, Innerstes zu erfassen, alles Äußerliche zu verinnerlichen und von der tiefsten Seite zu nehmen, mit Ewigkeitsaugen zu blicken . . . Wenn sich die Menschen deutscher Philosophie und Religion gefangen geben, dann

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vernehmen sie ein Titanenlied, ein Lied von Götter- und Menschensöhnen. Es ist, als erfüllten sich Edda-Weissagungen, daß Himmelsburgen versinken. Es ist, als ob Faust den Gang zu abgründigen Tiefen wagte und die „Mütter" schaute, aus deren Nacht sich ein neuer Himmelstag gebiert."

Wer auf sein Vaterland, als wäre es etwas Hohes nur schaut, es aber dabei nur immer nur in Verzückung betrachtet, und es vor sich hinstellt wie eine für sich gegebene Größe und gar nicht einmal weiß, daß er das Vaterland in seinem eigenen Sichentfalten und Sichgestalten durch unbedingte Hingabe fördern muß, der hat kein Vaterland. — Vaterland ist die Idee eines übergeordneten Ganzen, das hergestellt wird aus dem Wollen und den Gesinnungen derer, die von dieser Idee fühlend durchglüht sind. Es ist ein Gebilde höherer, geistiger Art, das im Werden begriffen ist.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und mit dieser hohen Auffassung der Vaterlandsidee hängt noch etwas zusammen.

Jede Nation hat ihre Eigenart, ihre Begabung und ihre Talente. Die vom ethischen Willen erfüllten Individuen eines Volkes können erst dann ihrer Nation einen hohen Wert geben, wenn sie vom Willen beseelt sind, daß ihr Vaterland ein Ziel erfüllt, das dem Ganzen des Weltwerdens und der sich entfaltenden Weltgebilde des Geistes und der Kultur dient.

Das Wirkungsgebiet eines einzelnen Individuums, möge dieses Individuum auch noch so begabt sein, ist immer beschränkt. Das Zusammenarbeiten einer durch Sprache und Geisteseigenart verbundenen Nation aber vermag Werte umfassender Art in Wirklichkeiten umzusetzen, die dem Ganzen des menschlichen Lebens förderlich sind. Erst dadurch, daß das Individuum den geistigen Aufgaben seiner Nation dient, vermag es durch das ineinandergreifende Gesamtwirken aller, die der Nation angehören, auch der geistigen Welttotalität dienstbar zu sein. Hier helfen die Redensarten von Menschheit nicht viel, wenn man nicht dessen bewußt ist, daß die Menschheit ein Ziel ist, dem man nur durch das Arbeiten und Schaffen der nationalen Zusammenfassungen als Geistesgemeinschafter näher kommen kann.

Wie hat Alexander der Große die Aufgaben und die Pflichten des griechischen Volkes weitblickend erfaßt! Dieser gottberauschte König, der sich als einen Erfüller des Willens überirdischer geistiger Sphären betrachtete, als einen Sohn, d. h. einen Vollstrecker dieses Willens, der ihm weltumfassende Ziele wies, sich mit der Gestalt des Dionyses, bald mit der des ägyptischen Gottes Amon-Zeus identifizierte. Dieser Alexander hat die Kultur seines Volkes zu einem Gemeinbesitz aller Völker der Mittelmeerwelt gemacht.

Auch dem deutschen Volk, dem Volk eines Kant und eines Fichte stehen Aufgaben zu, die über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinausweisen. Auch die Deutschen haben eine große Kultur, und sie haben mehr als eine Kultur.

Trotz aller seelischen Krankheitserscheinungen, die die Zeit bringt, ist dem, der in die geistigen Tiefen des deutschen Volkes hineinzuschauen vermag, nicht verborgen, daß immer noch in dem inneren geist-ethischen Leben des Deutschen starke Kräfte in Spannung sind, die nach großen Betätigungen weltumfassenden, höchsten Werts harren, und denen starke Gewalten schöpferischen, sich entfaltenden Lebens emporwachsen müssen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Der „Deutsche Tag"

In diesem Jahre hatte der „Deutsche Schutzbund" gemeinsam mit dem „Verein für das Deutschtum im Ausland" zur Pfingsttagung in Flensburg und Hamburg mit einem eindrucksvollen Auftakt in Westerland auf Sylt geladen. Die Tagung fand statt in der Zeit vom 15. bis 24. Mai.

War der Schutzbund 1921 in die Südmark, 1922 in die Ostmark gegangen — über beide Tagungen konnte ich an dieser Stelle berichten — so galt sein Besuch in diesem Jahre des Reiches Nordmark.

Es war wesentlich, daß der Schutzbund an dem Friesentag in Keitum teilnahm, zu dem auch die Vertreter des kräftigen Schleswig-Holsteinischen Bauernvereins in großer Zahl erschienen waren. Dänische Chauvinisten versuchen, weitere Teile der Nordmark, vor allem die der Westküste vorgelagerten Inseln zu sich hinüberzuziehen durch künstliche Entfachung einer friesischen Autonomiebewegung. Ein wenig zweckdienliches Mittel, auf das mit hinreichender Deutlichkeit von den Friesen geantwortet wurde. Wir Deutschen haben den stärksten Wunsch, daß die Friesen ihre Eigenart treu und rein bewahren. Denn grade durch sie wird das Gefühl der unlöslichen Zugehörigkeit zum Reiche, wie in allen Grenzmarken, auf dem Wege über das elementare Heimatgefühl, geboren aus tiefstem Verwurzeln in der Scholle, nur gestärkt werden können. Es war tröstlich, hier wie überhaupt in Schleswig-Holstein die unverfälschte Stammesart und Sonderart zu fühlen, des deutschen Volkes Stärke und fürder keine Gefahr mehr für die Einheit des Volkes. Denn Sonderart bedingt den Willen zum Kampf. Und das ist's, was wir brauchen.

Der Nordmark ist der Kampf durch chauvinistisch-nationalistische dänische Gruppen aufgezwungen, die heute eine Propaganda in den deutsch gebliebenen Teilen der Nordmark treiben, deren Mittel und Formen — dessen sind wir sicher — von ruhig und nüchtern denkenden Dänen verurteilt würden, wenn sie ihnen bekannt wären. Wir glauben auch, daß die dänische Regierung sich die Verwendung der staatlichen Mittel, die für die Unterstützung der dänischen Minderheit in Deutschland im Staatshaushalt ausgeworfen sind, anders gedacht hat, als sie jetzt geschieht. Jene Kreise sind es ja auch gewesen, die es bewirkt haben, daß ein germanisches Volk es versäumte, als erstes den Ring von Gewalt und Unrecht zu durchbrechen, den Frankreich nach dem Kriege um das deutsche Volk legte, und der Welt nicht das Beispiel gab, eine auf wahrem Recht aufgebaute Lösung, die es jederzeit hätte erlangen können, einer Zwischenlösung von Frankreichs Gnaden vorzuziehen. Jene Kreise sind es auch, die Fühlung mit den Tschechen nahmen, um von ihnen zu lernen, wie man Minderheiten ihr Recht vorenthält.

Über die dänische Propaganda und ihre Methoden hat Sylvanus in der „Deutschen Rundschau" mit den schlüssigsten Beweisen wiederholt berichtet, so daß wir hier darauf nicht einzugehen brauchen.

Was tatsächlich von dänischer Seite geschieht, darüber erfuhr auch der in der Grenzlandarbeit Stehende von den berufenen Vertretern der Nordmark, die in Flensburg sprachen, Neues und mit Bedenken Gehörtes. Die Worte der Herren Löh-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mann, Johansen, Todsen, Tonnesen, Schmidt-Wodder u. a. fanden volle Würdigung bei den Teilnehmern an der Tagung, zumal sie alle von ihrem Standpunkt aus in das Grundsätzliche jedes Grenzlandkampfes vorstießen.

Daraus kam uns manche Erkenntnis, auch manche fruchtbare Erörterung wurde eröffnet. Reichster Gewinn aber war die Zuversicht: in der Nordmark ist man auf dem Posten. Diese blonden, nicht jedem zugänglichen Menschen, denen die Rede nicht locker sitzt, sie wissen, worum es geht. Sie sehen ihre Not als einen Teil des großen Kampfes, in den das ganze Volk hineingezwungen ist.

Nach den Vorträgen der nordmärkischen Vertreter, die ihrem Sondergebiet, in dem wir zu Gaste waren, galten, gelang es dem geistigen Führer des „Deutschen Schutzbundes", Dr. Karl C. von Loesch, in seinem großen Bericht über die Grundlagen der Arbeit für die Erhaltung der Volkseinheit am ersten Flensburger Tage wiederum mit der ihn auszeichnenden Klarheit und dem tiefen Wissen um die großen Zusammenhänge gerade wegen der unbarmherzig offenen Darlegung der tatsächlichen Lage des deutschen Volkes, die äußerlich kaum ei n e n Lichtblick bietet, die großdeutsche Volksgemeinschaft zum starken Erlebnis werden zu lassen. „Volk in Not" überall, wo Deutsche in der Welt leben, in von Jahr zu Jahr gesteigerter Not. Gewiß, furchtbar ist die Gefahr, es geht ums Ganze. „Volk in Not": je nun, fester ist der Abwehrwille, klarer die Erkenntnis, wärmer das Zusammengehörigkeitsgefühl über alle unnatürlichen Grenzen hinweg geworden. Der äußeren Not muß getrotzt, sie wird auf lange Zeit noch durch Dulden getragen werden müssen. Die innere Not ist überwunden. Denn das ungeheure seelische Erlebnis der Wirklichkeit gewordenen großdeutschen Volksgemeinschaft, getragen von der Kraft religiöser Inbrunst, läßt die äußere Not auf die Stufe rational zu erledigender Dinge absinken, weil die irrationale Lösung der inneren Not geglückt ist. Aber der Worte sind wir müde, wir fordern die gelebte Volksgemeinschaft.

Nach Dr. von Loesch sprach als Vertreter Ostpreußens Frh. von Gayl, dessen von wahrer Führerverantwortung getragene Worte stärksten Widerhall fanden. Er ließ nicht den geringsten Zweifel daran, daß für die Ostmark, wenn Polen auf Frankreichs Befehl marschieren sollte, kein passiver, sondern nur aktiver Widerstand in Frage käme.

Einen breiten Raum nahmen die Erörterungen über das so furchtbar durch den französisch-belgischen Einbruch erweiterte Grenzgebiet an der Ruhr ein.

Der zweite Tag gehörte in der Hauptsache der Erörterung über die Stellung der deutschen Jugend zur Schutzbundarbeit. Es war ein Tag wesentlicher Ergebnisse und einiger Mißverständnisse. Wahrhaft lebendige Kräfte müssen nach innerem Gesetz zu einander kommen. Was am Vortage Dr. von Loesch über die Jugendbewegung in ihrem Verhältnis zum großdeutschen Gedanken, der Heimat und dem Schutzbunde und die Stellung des Schutzbundes zu ihr, was an diesem Tage Frank Glatzel für die jungdeutsche Bewegung über ihre Einstellung und ihr unzweideutiges Bekenntnis zum Schutzbundgedanken sagten, war der öffentliche Ausdruck vorher gesuchter und gefundener, notwendiger innerer Verbindung. Frank Glatzel antwortete klar auf eine klare Frage. Einleitend legte er den Standpunkt der Jungdeutschen, die Art ihrer Bewegung und ihre scharf kritische Einstellung zur älteren Generation dar, die doch nun einmal Deutschland in die Lage gebracht hat, in der es sich befindet und die Jugend mit einer Verantwortung belastet, die stärker ist als die irgendeiner vorhergehenden Generation. Die Jugend scheidet sich von Kreisen, die das nationale Gefühl zu vertreten meinen und noch tief befangen sind in partei- und klassenpolitischer Engigkeit. Gerade das muß sie mit dem Schutzbunde verbinden, dessen höchstes Ziel die Einheit des ganzen Volkes über alle Klassen-, Partei- und Konfessionsgegensätze hinweg ist. Darum war die Antwort Glatzels ganz unmißver-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ständlich. In der Diskussion wurde an diesem entscheidenden Punkte vorbeigeredet, weil einige auf temperamentvolle Worte mit Temperament erwidern zu müssen glaubten, in der irrtümlichen Auffassung, daß die Jugendbewegung als solche zur Erörterung gestellt sei. Der Schutzbund kann weder noch will er für eine solche Erörterung den Rahmen abgeben.

Die Sonderberatungen über Einzelfragen, über den Wert und über die möglichen Gefahren des Heimatgedankens für die Gesamtbewegung, über den Fascismus und die Bedrohung aller Minderheiten durch ihn waren von größter Bedeutung, entziehen sich aber selbstverständlich öffentlicher Erörterung.

Eine Dampferfahrt durch die Flensburger Föhrde, eine Wagenfahrt mit den Bauern durch Angeln, der gewaltige Fackelzug in Flensburg unter Teilnahme der ganzen Bevölkerung, nach dem an den Scheiterhaufen die Vertreter aller grenz- und auslanddeutschen Stämme und Siedlungsgebiete sprachen, ermöglichten und vermittelten wieder, wie immer auf dem „Deutschen Tag", die Fühlungnahme von deutschem Mensch zu deutschem Mensch. Und alle Deutschen waren dankbar, wieder ein wunderschönes Stück deutscher Erde und seine Bewohner in ihrer gastfreien Art kennen gelernt zu haben.

* * *

Den ersten Höhepunkt der Tagung brachte die grenzdeutsche Feier in der ehrwürdigen und herben Nicolaikirche in Flensburg am Pfingstsonntag. Nach einer Rede von Pastor Kaehler sprach in dem feierlichsten Raume der deutschen Nordmark der Führer der deutschen Südmark, Professor Patterer aus Graz.

Am Anfang und Schluß der Flensburger Tage wurde als Versuch, neue Formen zu gewinnen, ein Bekenntnis aufgestellt und in der Nicolaikirche von der deutschen Gemeinde feierlich wiederholt. Als „Flensburger Spruch" wird es in der Geschichte des deutschen Volkes seinen Platz finden. Die Worte lauten:

„Wir Deutsche
Aus allen Stämmen des deutschen Volkes,
Aus allen Gauen des deutschen Landes,
Aus den Ländern der weiten Welt
Sind in der Nordmark des Reiches vereint.

Wir bekennen die Qual deutscher Zerrissenheit.
Wir bekennen unser aller schicksalhafte Verbundenheit.
Wir bekennen uns zum Reich in seiner Not,
dem Vorhof eines einigen Deutschland.

Wir glauben an die Volksgemeinschaft, die stärker ist
als Partei und Klasse.
Wir glauben an die schaffende Kraft des deutschen Herzens,
des deutschen Willens, des deutschen Geistes.
Wir glauben an das heilige Recht auf Freiheit
und Einheit Deutschlands.

Wir schwören, die Trägheit unserer Herzen zu brechen.
Wir schwören, den Brüdern zu opfern, was wir haben,
und was wir sind.
Wir schwören, für das heilige Recht zu streiten."

* * *

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In Hamburg gipfelte sich der „Deutsche Tag", als der Bischof von Osnabrück, Dr. Wilhelm Berning, im Namen des deutschen katholischen Volksteils und des deutschen Episkopats in die Hand einschlug, die in Flensburg von evangelischer Seite ausgestreckt war, mit dem Gelöbnis, „Schulter an Schulter mit den evangelischen Brüdern einzutreten für unser deutsches Volkstum und zu kämpfen für die Erhaltung des Deutschtums im In- und Auslande".

Auch hier das ungeheure Erlebnis der inneren Einheit aller Deutschen ohne jede Trennung, ohne jeden Gegensatz!

* * *

Die Weite der Großstadt Hamburg verlegte den Schwerpunkt in die Verhandlungen von Mann zu Mann, die in keinem anderen Rahmen aus dem Gefühl fast mystischer Verbundenheit mit dem gleichen Vertrauen geführt werden können wie im Kreise des „Deutschen Schutzbundes".

Den studentischen Beratungen wie der Tagung der deutschen Frauen eignete besondere Bedeutung.

Hamburgs alte Bürgerschaft erwies den Teilnehmern an der Tagung eine Gastfreundschaft, die jeder, der sie genoß, in dankbarer Erinnerung bewahrt.

Die Hapag hatte es sich nicht nehmen lassen, eines ihrer neuesten schönen Schiffe, den Dampfer „Thuringia", gastlich zu zeigen.

Der Senat der Freien Stadt Hamburg empfing die Teilnehmer im Rathause, der Überseeklub gewährte freundliche Aufnahme. Diese Tatsache verzeichnen wir mit Dank. Aus dem gleichen Gefühl übergehen wir eine Rede, die wohl nur aus einem Mißverständnis heraus gerade an diesem Abend gehalten wurde.

Aber eine andere Rede auf der Hamburger Tagung, die in bedauerlichem Unverständnis den heroischen Widerstand an Rhein und Ruhr unter Einsatz des Lebens als eine Art Sport feierte, lehnen wir entschieden ab.

Eine gemeinsame Fahrt zum Grabe Bismarcks bildete den Abschluß der Tagung.

* * *

Wer die Schutzbundarbeit seit Jahren begleitet und die verschiedenen Tagungen überschauen kann, ist über den Bericht hinaus zu wertender Stellungnahme verpflichtet.

Vieles ist erreicht, zu fordern bleibt manches.

Wir betonen die Notwendigkeit, daß auch in Zukunft das geistige Niveau mit der gleichen Strenge, wie es dieses Mal versucht wurde, gegen vereinsmeierische Reden gewahrt bleibt.

Wir begrüßen die Erkenntnis, daß neue Formen gesucht werden müssen, auf daß sich die würdige äußere Form allmählich, von innen wachsend, herausbilde, die allein den großen Gedanken vor den Gefahren banaler Deutschheit schützt.

Wir erwarten von der Leitung, daß sie, wenn es notwendig ist — und es ist notwendig — sich einen Apparat ausgesuchtester Mitarbeiter schafft, ohne Rücksicht auf materielle Schwierigkeiten, die überwunden werden müssen, der es ermöglicht, in der Zentrale den Gedanken weiter ausbauen und stetig so vertiefen zu können, daß die Vertreter jedes einzelnen Grenzlandes und jedes Auslandgebietes ihr freiwillig und mit erstarktem Vertrauen folgen werden, weil nur hier die Führung der Sache aller liegen kann. Es muß auch die Möglichkeit ständiger inniger Fühlung mit den Einzelorganisationen gegeben sein. Stellt sich die Leitung ihre Aufgabe nur groß genug, ist die von ihr vertretene Idee nur stark genug, so wird sie die Einzelorganisationen zu jedem Opfer bereit finden.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zur äußeren Form der Tagungen schlagen wir vor: Beschränkung der öffentlichen Vorträge auf wenige, ganz sichere Redner, dafür Übertragung der Initiative zu Sonderberatungen bestimmter Grenzlandfragen auf einzelne tatkräftige Männer aus den Grenzlanden unter Ausschluß der Öffentlichkeit.

Möge Graz, der Tagungsort für 1924, einen neuen starken Fortschritt auf dem einzigen Wege, der dem deutschen Volk noch Rettung bringen kann, auf dem Wege des „Deutschen Schutzbundes" bedeuten!

Wir begrüßen den Beschluß, daß die beiden großen Verbände, die sich zum „Deutschen Tage" zusammenfanden, auch in Zukunft gemeinsam arbeiten wollen, wenn wir auch die Abgrenzung der Arbeitsgebiete klarer denn je sehen.

Diese Anregungen und Feststellungen zu machen, ist nur möglich, weil wir rückhaltlos die gewaltigen Fortschritte anerkennen, die der „Deutsche Schutzbund" gemacht hat, und weil wir uns ohne Vorbehalt in vollem Vertrauen zu seiner Leitung bekennen.

R. P.

Anläßlich der Hauptversammlung des „Vereins für das Deutschtum im Ausland" veranstaltete die Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek eine Ausstellung „Deutsches Leben im Ausland". Was hier in mühsamer Arbeit durch die Herren Professor Wahl und Dr. Bruno Albin Müller geleistet und in einer musterhaften Übersicht zur Schau gebracht wurde, verdient die wärmste Anerkennung und den aufrichtigen Dank aller, die zum Auslanddeutschtum in Beziehung stehen. Das vorgelegte Material ist Literatur, ergänzt durch bildliche Darstellungen. Die reichhaltige Ausstellung zeigte mit größter Anschaulichkeit, welche unendliche Arbeit die Auslanddeutschen für die Erhaltung ihres Volkstums durch Drucklegung deutscher Schriften fern von der Heimat für das Gesamtvolk geleistet haben.

Kirche und Schule führten hier, die Presse erreichte eine hohe Leistung, schöne Literatur und wissenschaftliche Werke von Rang folgten. Neben Kostbarkeiten, die jedem Anspruch genügen, finden sich Kuriosa, neben bedeutenden wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen Familienurkunden und Vereinsfestschriften.

Mit tiefer Achtung steht man vor dieser Summe kultureller Arbeit am Deutschtum. Der Katalog der Ausstellung mit den ausgezeichneten Beschreibungen der einzelnen Stücke, der zu weiterem Forschen anregt, sei aufs wärmste empfohlen (Hamburg 1923, Selbstverlag der Ortsgruppe Hamburg des „Vereins für das Deutschtum im Ausland").

Politische Rundschau

Wie sehr der mitteleuropäisch-vorderasiatische Boden nach wie vor in Bewegung ist, daran hat uns wiederum der plötzliche, erdbebenhafte Stoß der Revolution in Bulgarien gemahnt. Der Führer der Kleinbauern, Stambulinski, schien sich durch die mit rücksichtsloser Gewalt nach seinem Willen geleiteten Wahlen fester wie bisher in den Besitz der Macht gebracht zu haben. Gleich darauf ist er, am 9. Juni, fast ohne Widerstand leisten zu können, aus dem Sattel gehoben und bei einem Fluchtversuch erschossen worden. Offiziere und bürgerliche Politiker haben die Regierung übernommen.

Auch bei uns ist es noch einmal zu einem Rückschlag der Stimmung gegen den Defaitismus der vorangegangenen Wochen gekommen. Die Regierung Cuno unterwarf sich auf die schulmeisterliche Verwarnung Englands hin in einer zweiten Note dem fremden Entscheid über unsere Zahlungsfähigkeit ohne die in der ersten Note für richtig gehaltene Begrenzung. Sie bot auch nach ihrer Meinung in ausreichendem Umfange die von den Engländern gewünschten Bürgschaften durch eine Art Verpfändung sowohl der Reichsbetriebe wie der Wirtschaft. Dann aber legte sich die Erregung der Nerven fürs erste wieder. Das Gefühl dafür, daß hier bis zur Stunde

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

immer noch nur Worte gewechselt wurden, der Franzose aber inzwischen am Rhein und im Ruhrgebiet fester und fester zugriff, kehrte wieder. Stresemann selbst drängte den Kanzler, der seit dem 6. März geschwiegen hatte, nach Münster zu fahren und durch eine Rede den Willen der Ruhrbevölkerung zum Widerstande aufzufrischen. Der Kanzler fuhr darauf sofort dankenswerterweise die ganze deutsch-französische Front ab. Es muß dem Parlamentariertum überlassen bleiben, die politische Logik dieses Verhaltens, der Rückkehr von dem Geiste der Unterwürfigkeit zu dem Geiste der Tapferkeit, ausfindig zu machen. Hoffentlich war der treibende Grund nicht ebenso ein Wink des englischen Ministeriums wie bei der Abfassung der Note. Der Wink ließe sich wohl aus dem englischen Bedürfnisse erklären, den eigenen Rückzug vor den Franzosen zu verlangsamen. Dafür mochte dienlich sein, daß der deutsche Widerstand noch einmal betont in die Erscheinung trat. Aber selbst, wenn englischer Einfluß unsere Parteien auch hierzu bestimmt hätte, brauchten wir eine Regung der Genugtuung darüber nicht zu unterdrücken. Die Aufnahme, die der Kanzler fand, und der Widerhall, der seine Rede weitertrug, bezeugten, daß sich in der Bevölkerung der gute Geist noch durchaus nicht wieder verflüchtigt hat. Was schwach und was eigensüchtig ist, bröckelt ohne Zweifel immer mehr ab und nimmt die französisch-belgische Herrschaft als unabwendbar hin. Wie viele jedoch erweisen sich in dieser Stunde noch als gesund und tüchtig! Ihre Kraft fand durch die Rede des Kanzlers eine Gelegenheit, sich ihrer erneut bewußt zu werden. Das Parlamentariertum und die Angestelltenschaft der Wirtschaftsverbände ist noch einmal merkwürdig stumm und gleichsam unsichtbar geworden.

Leider berechtigt uns nichts dazu, schon heute aus der Stimmungsänderung zuversichtliche Schlüsse auf die Möglichkeit eines Wiederaufflammens des Ruhrwiderstandes zu der nationalen und staatlichen Bedeutung zu ziehen, die ihm am Anfang, wenn auch mit Vorsicht, beigemessen werden durfte. Solange Mitteleuropa in seiner gesamten Ausdehnung noch nicht wieder beruhigt ist, solange ist auch unsere Sache gewiß nicht verloren. Aber gerade um die vermutliche Rückwirkung der sonstigen Vorgänge in Mitteleuropa auf unser Verhalten ohne vermeidbare Selbsttäuschung einzuschätzen, ist es nach der bulgarischen Revolution wieder einmal erforderlich, die mitteleuropäische Bewegung nicht nur auf ihre politische Tragweite hin, sondern auch von ihren wirtschaftlich-gesellschaftlichen Voraussetzungen her, sorgfältig zu prüfen. Die Erhebung Kemals in Vorderasien trug ausgesprochen die Kennzeichen einer bürgerlichen Erhebung an sich. Es scheint, daß der Umschwung in Bulgarien nicht weniger bürgerlichen Ursprungs ist. Die Kleinbauern Südosteuropas waren nahe genug daran, sich aller staatlichen Gemeinwesen im dortigen Bereiche zu bemächtigen, und die politische Verfassung wie die außenpolitische Einstellung des Südostens mochte dann davon ihr Gepräge erhalten. Unser Sozialismus verfolgte die dahin führende Entwicklung mit berechtigter Neigung. Heute hat sich Bulgarien der Entwicklung entzogen und ist wieder ein antisozialistischer Staat geworden. Es ist der Türkei, der es sich schon vor dem Kriege genähert hatte, und der es im Kriege eng verbunden war, durch den Wechsel seines gesellschaftlichen Aufbaus aufs neue nahe gekommen. Noch ist nicht abzusehen, ob die kleinbäuerliche Bewegung nunmehr auch in den umliegenden Staaten, namentlich in Jugoslawien und Ungarn, rückläufig werden wird. Beruht vielleicht der glatte Fortgang der wirtschaftlichen Wiederherstellung Österreichs in der festen Hand Seipels, die soeben zu der vielfachen Überzeichnung der Völkerbundsanleihe in London und zu der willigen Aufnahme des hälftigen Anteiles in Österreich selber geführt hat, mit darauf, daß sich auch hier schon die Wiederverbürgerlichung des mitteleuropäischen und vorderasiatischen Gebiets auswirkt? Gar nicht zu bestreiten ist, daß die Rückbildung der bolschewistischen Macht, die Curzon in Lausanne gelang, durch die bulgarische Revolution neu bestätigt

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und gefördert wird. Die Bolschewisten haben sich inzwischen den Drohungen der englischen Regierung vollkommen gefügt. Da sie keine Illusionspolitiker sind, wie unsere Demokraten der verschiedenen Färbungen, konnten sie nicht anders handeln. Darum legen sie die Hände nicht in den Schoß. Auf die Bestätigung hin, die die Botschafterkonferenz der für Litauen unvorteilhaften Grenzziehung zwischen Polen und Litauen durch den Völkerbund gegeben hat, haben sich die Russen sofort gemeldet, halb als Wahrer des Rechts, halb in der Eigenschaft als „ehrliche Makler". Aber sie demonstrieren damit zurzeit nur. Sie werden es schwer haben, sich wieder zur Geltung zu bringen. Die Linien, die von Vorderasien und Südosteuropa, sowie von Moskau ausstrahlen, mögen sich leicht auf unserem Boden schneiden. Ohnehin kranken wir an dem Gegensatze des Bürgertums und des Proletariats. Er hat das Bismarcksche Reich vor dem Kriege in der Zusammenfassung seiner Kräfte behindert. Er ist uns im Kriege zum Verhängnis geworden. Seither ist nichts geschehen, um ihn zu überwinden. Man benutzt nur das klägliche Versagen der Sozialdemokratie zu dem Versuche, ihn unter den Formen der Arbeitsgemeinschaft und der großen Koalition zu verdecken und zu verwischen. Schreitet unser wirtschaftlicher Verfall voran, wie es den Anschein hat, und werden die nationalen Kräfte dadurch, daß sich das Parlamentariertum und die Wirtschaftsverbände mit dem Einnisten der Franzosen am Rhein und an der Ruhr abfinden, aufs wehefte enttäuscht, so heißt es, die Augen aufzuhalten für den Einsturz, der beim Aufeinandertreffen der bürgerlichen wie der proletarischen Bewegung von Osten und von Südosten her in Deutschland zu erfolgen droht, wenn nicht vorher noch Bürgertum und Proletariat innerlich einander nähergebracht werden.

Die Konferenz in Lausanne ist die ganze Zeit hindurch fortgesetzt worden. Ende Mai prallten dort die Türkei und Griechenland wie in einem letzten Aufzucken des alten Gegensatzes aufeinander. Die Griechen mußten weichen, und die Forderungen, die die Türken für die Grenze westlich von Konstantinopel erhoben hatten, wurden durch die Zuweisung von Karagatsch an sie im wesentlichen erfüllt. Es handelt sich nunmehr nur noch darum, welche Ordnung im Inneren der Türkei gelten soll, wie weit sich die Westmächte in sie werden einmischen können. Die Türken kämpfen ihren zähen, vorsichtigen Kampf darum mit bewunderungswürdiger Selbstbeherrschung weiter. In Polen hat Sikorski, wie erwartet wurde, Witos den Platz geräumt, die Rechte und die Bauern regieren Polen wieder. Es ist vielfach darauf Wert gelegt worden, daß mit Sikorski auch Pilsudski als Leiter des polnischen Generalstabs weichen mußte. Die Richtung unter den Polen, die bei aller Leidenschaftlichkeit des nationalstaatlichen Empfindens für die Überlegung zugänglich geblieben ist, daß sich Polen mit den Deutschen nicht für immer und in alle Ewigkeit verfeinden kann, ohne sich selbst den Garaus zu machen, schien damit aus allem Einfluß verdrängt zu sein, der die Polen zur Tat gegen uns anfeuernde Besuch Fochs in Warschau seine Früchte getragen zu haben. Polen hält indessen auch unter dem neuen Ministerium noch an sich. Es ist allerdings zum Abbruch der Verhandlungen mit Danzig gekommen. Er wäre aber wohl auch ebenso unter dem früheren Ministerium erfolgt. Es fehlt den Polen nicht an Gefühl für die Schwäche ihres Staates und erst recht ihrer Wirtschaft. Darum steht zu hoffen, daß es mehr als vom Belieben einzelner Persönlichkeiten von der Verteilung der Volkskräfte in Ost- und Mitteleuropa abhängen wird, ob es dort zu ernstlichen Reibungen und zu neuen schweren Gewalttaten wider uns kommt oder nicht. Die Rede, mit der sich der neue Außenminister Seyda einführte, war nicht ohne Verständnis für die mitteleuropäische Lage Polens.

Blicken wir von Mittel- und Osteuropa, dem großen Krisengebiet der Welt, gen Westen hinüber, so möchten wir glauben, daß sich die diplomatische Stellung Eng-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lands weiterhin im Berichtsmonat verbessert hat. Daß ihm die Beruhigung des Orients geglückt ist, drückt sich einstweilen immer deutlicher aus. Der Regierungswechsel in Bulgarien und die Unterwerfung der Russen unter das Gebot Curzons kommen England weltpolitisch sehr erheblich zugute. Es kann fester auf Paris drücken als in den letzten Zeiten Lloyd Georges; es drückt auch fester. Nur irrten diejenigen von uns, die der Überzeugung waren, daß der Druck uns zuliebe und uns zugute ausgeübt werden würde. Sie konnten sich diesmal immerhin auf das eine oder andere Anzeichen, das für sie sprach, berufen. Baldwin, der im Mai Bonar Law als leitenden Minister abgelöst hat, hat Lord Cecil in sein Kabinett aufgenommen. Das neue englische Ministerium nahm sich daraufhin der Klage der Saarbevölkerung über die Maßnahmen an, die die Regierungskommission des Saargebiets auf das Gebot Frankreichs hin während des nunmehr abgestellten Bergarbeiterstreiks getroffen hatte. Das englische Vorgehen mag geeignet sein, den heimlichen Widerwillen, den die Mehrzahl der europäischen Neutralen längst gegen die Vorherrschaft Frankreichs im Völkerbunde verspürt, hervorzutreiben. Schweden hat sich schon gemeldet und erklärt, daß es bei der jetzigen Politik des Völkerbundes kaum die Verantwortung dafür tragen könne, daß sich die Mitglieder des Völkerbundes zur gewaltsamen Durchführung der Bundesbeschlüsse verpflichteten und demgemäß Rüstungsvorkehrungen träfen. Aber so wenig die Vorgänge im Völkerbunde bedeutungslos sind, so wenig läßt sich nach ihnen die Art und das Ziel der großen Politik Baldwins bestimmen. Er verwertet im Gegenteil das wachsende diplomatische Gewicht seines Landes im Einvernehmen mit Curzon, der das Außenministerium beibehalten hat, Frankreich gegenüber im Sinne einer Förderung des Wiederverständnisses der beiden Regierungen. Sie ist vorerst nicht denkbar ohne weites Entgegenkommen gegen Poincaré. Bei uns hat man die Hoffnung genährt, daß sich Belgien langsam von Frankreich löse und Englands Stellung verstärkt werde. Belgien hat nach wie vor ein großes Interesse daran, daß sich England und Frankreich freundschaftlich zugetan bleiben. Denn Waterloo liegt auf belgischem Boden. Auf Belgiens Rücken würde ein neuer Kampf der beiden Mächte leicht möglich wieder ebenso ausgetragen werden wie der alte. Aber praktisch ist der Wunsch Belgiens, sich an Frankreich wie an England anlehnen zu können, bis jetzt immer nur Frankreich zugute gekommen. Es hat sich regelmäßig erwiesen, daß Belgien weit enger Frankreich verbunden ist als England.

Belgien wie Frankreich haben gegenwärtig mit inneren Krisen zu schaffen. In Belgien hat der Senat, der Hauptsitz von Bildung und Besitz und damit des Welschtums in Belgien, mit großer Mehrheit jedes Entgegenkommen wider die vlämischen Wünsche und die Vlamisierung der Universität Gent abgelehnt. Das Ministerium hat geglaubt, die Verantwortung dafür den von den Sozialisten unterstützten Vlamen gegenüber nicht auf sich nehmen zu können und seine Entlassung genommen. In Frankreich wäre Poincaré vielleicht ohne den Einmarsch ins Ruhrgebiet seinen inneren Widersachern schon erlegen. Je länger sich der Widerstand an der Ruhr hinzieht, desto mehr drängen die inneren Gegensätze in Frankreich wieder hervor. In den letzten Tagen haben sich die Radikalsozialisten unter Herriot von der Mehrheit, die hinter Poincaré steht, getrennt. Poincaré hat sich dadurch nicht einschüchtern lassen, und es ist zu vermuten, daß Herriots Entschluß zum Abmarsch nur taktischen Erwägungen entsprungen ist, die mit den nahen allgemeinen Wahlen in Frankreich im Zusammenhang stehen. Der Widerspruch im Lande gegen die Vergewaltigung des Rheins und der Ruhr hat nicht an Kraft gewonnen.

Nachdem die Reichsregierung England zuliebe und durch die Nervosität unserer Parlamentarier die Behandlung des Reparationsproblems wieder ermöglicht hat unter Zusagen, die über das bisher von uns Angebotene nicht unerheblich hinaus-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gehen und uns tiefer verpflichten, geht der Handel zwischen London und Paris darum, wie man uns dazu bewegen könne, den passiven Widerstand an der Ruhr einschlafen zu lassen und uns gegen die Übernahme der Rheinlande in die Hände der Franzosen und Belgier nicht länger stürmisch aufzulehnen. Frankreich hat den hübschen Einfall, daß es seine Besatzung des Ruhrgebietes unsichtbar zu machen bereit ist, wenn deutscherseits die Kohlenlieferungen und Kohlenabfuhr wieder aufgenommen wird. Die Pläne über die zukünftige Gestaltung der Wirtschaft und Verwaltung der Rheinlande werden darüber von Woche zu Woche greifbarer. Der englische Anteil an ihrer Ausreife ist gar nicht zu übersehen und deshalb die Möglichkeit nicht außer acht zu lassen, daß die englische Fürsorge für das Saargebiet damit endigen wird, daß auch das Saargebiet in das französisch-englische Geschäft einbezogen wird. Niemand mehr rechnet drüben damit, daß die Reichsregierung noch über die moralische Kraft verfüge, sich anders als mit bloßen Einsprüchen zur Wehr gegen die französisch-englischen Abmachungen zu setzen. Der von der englischen Regierung bediente „Daily Telegraph" drückte diese allgemeine Meinung kürzlich dahin aus: „Was die Unterbrechung des passiven Widerstandes anbelangt, so glauben wir, daß, soweit Berlin in Frage kommt, der Punkt keine großen Schwierigkeiten machen würde, wenn Deutschland einen noch so kleinen Vorteil erhalten würde, mit dem die deutsche Regierung ihre veränderte Haltung rechtfertigen könnte." Nur zu einer vollständigen, das will sagen, auch für das Denken des schlichten Mannes nicht hinwegzuleugnenden Übergabe vermöge sich keine deutsche Regierung bereit zu erklären. Das ist die Quittung des Auslandes für die erfolgreichen Quertreibereien der Partei- und Gewerkschaftsführer in den Monaten April und Mai. Noch sei es uns indessen erlaubt, in dieser Quittung das Wort zu unterstreichen: „So weit Berlin in Frage kommt."

Wir schließen mit einem Blick auf Italien und Spanien. Spanien hat sich noch einmal aufgerafft, seine Stellung in Marokko wiederherzustellen, allen französischen Minen und Schlingen zum Trotz. Es hat aber offenbar in wachsendem Maße mit sozialistischen Schwierigkeiten im eigenen Lande, vor allem in Katalonien, zu kämpfen. In Italien rückt die Politik Mussolinis mehr und mehr in den Abschnitt hinein, wo sie sich zu bewähren hat. Mussolini ist der Widerstände in der katholischen Volkspartei dank der geschickt ausweichenden Führung der Partei durch Dom Sturzo nicht Herr geworden. Er ringt zurzeit mit den rechtsradikalen Bestandteilen seiner Anhängerschaft. Bald wird er sich vor der gesamten öffentlichen Meinung zu verantworten haben, welches Ergebnis der von ihm bewirkte Umsturz für die italienische Nation gezeitigt hat. Der Fascismus, so wie er aus dem Romanentum sich entfaltet hat, kann sich leicht als taube Blüte erweisen. Pertinacior.

Literarische Rundschau

Ungarische Jahrbücher

Seit dem Kriege und vor allem, seit unsere Währung verfallen ist, umschließt uns eine Art von Filter. Das von fremden Völkern geförderte geistige Gute können wir uns nicht mehr in gleicher Fülle wie vor 1914 kaufen. So müssen wir allen fremden Völkern dankbar sein, die zu uns kommen, in unseren Verlagen und in deutscher Sprache die Früchte ihrer geistigen Arbeit uns darbieten. Diese Art von Kulturpropaganda, die mit offenem Visier und am geistigen Deutschland geleistet wird, kann uns nur recht sein. Um so mehr, wenn sie von ungarischer Seite kommt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die treibende Kraft ist Professor Dr. Robert Gragger, ein ungarischer Gelehrter, von Abstammung ein Zipser. Gragger wurde im August 1916 von der Kgl. Preuß. Staatsregierung aus Budapest an die Berliner Universität auf den neugegründeten Lehrstuhl der ungarischen Sprache und Literaturgeschichte berufen. Wenige Monate später wurde dort ein Seminar der ungarischen Sprache und Literatur angegliedert, das 1917 zu einem ungarischen Institut erweitert wurde. Trotz aller äußeren und inneren Wirren hat das Ungarische Seminar eine rege, wenn auch stille Tätigkeit zu entfalten vermocht und neben einer Einzelschriftenreihe, welche Gragger Ungarische Bibliothek *) nennt, die Ungarischen Jahrbücher im gleichen Verlage herausgegeben. Der erste Band (1922) 374 S. und das Heft 1 des zweiten Bandes (84 u. XII S.) liegen heute vor. Sie wollen, wie Gragger in der Einleitung sagt, der Erforschung der ungarischen Sprache, Geschichte und Kultur ein wissenschaftliches Organ in deutscher Sprache geben und die Ergebnisse der ungarischen Kulturarbeit der deutschen Leserwelt zugänglich machen. Darüber hinaus soll aber auch Ungarn in seiner Gesamtheit als Kulturproblem erfaßt werden. Außer den im engeren Sinne wissenschaftlichen Fragen rechnet Gragger jedes wirtschaftliche, soziale oder künstlerische Problem zu dem Kulturproblem, welches die Zeitschrift darstellen soll. Kurz: der Geist des ungarischen Volkes soll widergespiegelt werden, und zwar durch Philologie im weitesten etymologischen Sinne des Wortes. Sprache, Literatur, Kulturgeschichte, Erforschung der sozialen Bewegungen, Rechts- und Staatswesen, Wirtschaftsgeschichte und Politik bilden daher den Inhalt der Jahrbücher.

* * *

Das Jahrbuch zerfällt in vier Abschnitte, welche regelmäßig wiederkehren. Der erste enthält längere Aufsätze und Berichte. Sie setzen sich aus eigens für die Jahrbücher geschriebenen Arbeiten und aus solchen zusammen, die auf umfangreicheren ungarisch verfaßten Werken fußend, deren Hauptinhalt aber in freier Umschöpfung wiedergeben. Den breitesten Raum nehmen die volkswirtschaftlichen Veröffentlichungen ein. Hier ist natürlich in erster Linie D. v. Sebes' grundlegendes Werk „Die Agrarreform in Ungarn" zu nennen, welches ein weit über Ungarns Grenzen hinaus interessierendes Material in hervorragender Durcharbeitung – wie wir sie von dem Fachmanne von europäischem Rufe nicht anders erwarten konnten — bietet, ferner ein sehr lehrreicher Aufsatz von J. v. Horvath „Das Genossenschaftswesen in Ungarn" und E. v. Kvassay „Die Donau vom Standpunkt der Schiffahrt", A. v. Fuchs „Skizze des ungarischen Bankwesens". Natürlich macht das Jahrbuch nicht bei den Grenzen des heutigen Restungarns oder bei der in Ungarn herrschenden magyarischen Nationalität halt. J. v. Bajza schildert „Die kroatische Publizistik während des Weltkrieges" und wird damit zum Kritiker der Politik des letzten Statthalters (Banus'); J. R. Thim erzählt sehr fesselnd über „Die Gründungsversuche Jugoslawiens (!) 1848/49" und deckt Zusammenhänge auf, die aus dem Gedächtnis der heutigen Generation (leider) verschwunden sind; A. v. Bonkalo schildert uns vom magyarischen Standpunkte aus die „Ungarländischen Ruthenen". Seine Darstellung zerfällt in drei Abschnitte, die etwas ungleichartig sind:

*) Ungarische Bibliothek für das Ungarische Institut der Universität Berlin, herausgegeben von Robert Gragger, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig. 1. Reihe: 1. Josef Szinnyei, Die Herkunft der Ungarn; 2. Robert Gragger, Deutsche Handschriften in ungarischen Bibliotheken; 3. Karl Tagányi, Lebende Rechtsgewohnheiten und ihre Sammlung in Ungarn. 2. Reihe: 1. Anton Almási, Das ungarische Privatrecht; 2. Siegmund Simonyi, Die ungarische Sprache, Geschichte und Charakteristik.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

I. Die Ansiedlung der ungarländischen Ruthenen.

II. Die Ursachen der geistigen und wirtschaftlichen Rückständigkeit der Ugro-Russen.

III. Hungarismen in der ugro-russischen Kultur.

Gerade diesen Aufsatz wird mancher deutsche Politiker, obwohl gewisse Fragen recht oberflächlich behandelt wurden, mit Nutzen lesen. Die gleiche Entwicklungshemmung durch panslawische Einwirkung, die wir bei Oberschlesiern und Kassuben seit 1848 beklagen, hat Bonkalo bei den ungarischen Ruthenen beobachtet. Es scheint, als habe die ungarische Regierung, dadurch, daß sie die Eigenkultur der Ugro-Ruthenen nicht entsprechend förderte, deren Ukrainisierung etwa ebenso Vorschub geleistet wie die preußische, welche (durch eine nur aus Bequemlichkeit und Geistesträgheit zu erklärende Schulpolitik) seit 1848 die Polonisierung der Oberschlesier und der Kassuben bewirkte, die den Polen ethnographisch und sprachlich viel ferner standen als uns etwa die Holländer.

Die anziehende Untersuchung, in der E. v. Mályusz „Die Entstehung des Komitates Turóc" darstellt, läßt in uns den Wunsch nach weiteren Schilderungen der Verhältnisse in der Slowakei wach werden. Sie leitet zu den historischen Aufsätzen hinüber. Unseren ostpreußischen Grenzwaldforschern wird K. Tagányis „Alte Grenzschutzvorrichtungen und Grenzödland" wertvolles Vergleichsmaterial bieten, zumal beide Grenzsicherungen etwa zu gleicher Zeit entstanden sind. Sehr aktuell im besten Sinne des Wortes ist eine Untersuchung von Gezá Fehér über „Ungarns Gebietsgrenzen in der Mitte des 10. Jahrhunderts". „Ungarische und türkische Berufsschreiber im 16. und 17. Jahrhundert" läßt A. Takáts anmutig vor unserm geistigen Auge wieder aufleben. Literarhistoriker wird A. Zolnais „Ungarische Literatur 1906 bis 1921" auf dem Laufenden halten.

Ganz eigentümlich, ja aus dem Rahmen fallend, besser gesagt herausblitzend ist die Darstellung von „Gedanken über Stephan Tisza", die M. v. Réz uns gibt. Es ist eine intime, auf persönlicher Kenntnis aufgebaute Studie: ein kleines Juwel. Wer heute die Geschichte der letztvergangenen Epoche studieren, wer sie später einmal darstellen will, wird an diesem Meisterwerkchen psychologischer Analyse nicht vorbeigehen können.

* * *

Der zweite Abschnitt enthält kurze Anzeigen über die Neuerscheinungen der gelehrten und sonstigen Literatur Ungarns und darüber hinaus Mitteilungen über die geistigen Strömungen des Landes. Graggers „Turanische Bewegung in Ungarn" erschließt uns, um nur ein Beispiel zu nennen, das Verständnis für diese so charakteristische geistige Einstellung Jungungarns. Den großen Toten Ungarns werden Nachrufe gewidmet.

Der dritte Abschnitt bringt eine Bibliographie meist aus Arpád Hellebrants Feder.

Im vierten werden Einzelwerke mehr oder weniger eingehend besprochen.

* * *

Manches vermissen wir noch. Anthropologische Arbeiten nimmt Gragger wohl mit Recht absichtlich nicht auf. Ihm scheint die moderne Rassentheorie auf anthropologischer Grundlage zur Erforschung des ungarischen Volkes ungeeignet zu sein, weil es nur noch bei primitiven Völkern Rassen gäbe. „Das heutige Ungartum hat sich wie alle zivilisierten Völker in dem Jahrtausend seiner Niederlassung in Pannonien durch Wiederholung seiner Kreuzungen, durch die Gleichheit des Milieus,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch gemeinsame Geschichte ein ganz neues, nur diesem Volke eigenes Ethnikum geschaffen." Damit kann man einverstanden sein.

Doch wäre es wünschenswert, die ethnische Zusammensetzung Altungarns und Rumpfungarns stärker als bisher in den Bereich der Arbeiten einzubeziehen. Wer Ungarns Seele darstellen will, darf an diesen Fragen nicht vorübergehen. Seit vier Jahren ist im Deutschen Reiche das Interesse am ungarländischen und ehemals ungarländischen Deutschtum, das in Altungarn wohl gegen 2½ Millionen und in Westungarn noch immer 550 000 Deutsche zählt, stark gewachsen. Den Kultureinflüssen der Deutschen in Ungarn und der Ungarn in Deutschland sollte ferner ein noch breiterer Raum gewidmet werden (E. Moors Aufsatz „Die deutschen Spielleute in Ungarn" faßt nur einen winzigen Ausschnitt). Eine zusammenhängende Zusammenstellung der Leistungen deutschstämmiger Künstler, Gelehrter, Wirtschaftler und Politiker für das Entstehen der modernen ungarischen Kultur erscheint äußerst dringlich.

Die Natur dieses von fremdsprachlichen Autoren geschaffenen Jahrbuches bringt es mit sich, daß die meisten Arbeiten aus dem Ungarischen übersetzt sind. Die Mehrzahl der Übersetzungen ist gut, doch fehlen auch leicht vermeidbare Mängel (z. B. S. 314, Z. 5) nicht. Es wäre ferner zweckmäßig, vor der Drucklegung alle jene Werke, die ursprünglich für einen ungarischen Leserkreis geschrieben sind und die also gewisse geographische und geschichtliche Spezialkenntnisse, ferner die Bekanntheit mit lokalen technischen Ausdrücken voraussetzen dürfen, mit erklärenden Fußnoten zu versehen. Diese Erleichterung des Verständnisses würden reichsdeutsche Leser mit Dank begrüßen.

Wir wünschen den „Ungarischen Jahrbüchern" — ein Wunsch, zu dessen Erfüllung in diesen schweren Zeiten alle Leser beitragen sollten — ein recht langes Leben. Jedenfalls ein längeres, als es ihren zwölf Vorgängern beschieden war, die, wie Gragger uns mitteilt, seit 1781 immer versucht, meist nach wenigen Jahren wieder eingingen. Damals waren sie höchst wünschenswert, heute sind sie eine Notwendigkeit. Das deutsche und das ungarische Volk müssen auch in geistiger Arbeit zusammenstehen. Karl C. von Loesch.

Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft*)

Wer von der heutigen, naturwissenschaftlich gerichteten Schulpsychologie herkommt, wird nach dem Titel „Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft" anzunehmen geneigt sein, es handle sich hier um ein Einzelproblem, das höchstens für solche Betrachter weitgreifende Bedeutung habe, die den Grenzfragen zwischen Psychologie und Ästhetik ihre besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Wer Seelenkunde im eigentlich philosophischen Sinne treibt, d. h. wer in der Psychologie so gut wie in der Metaphysik die Frage nach dem Wesen der Welt, nach dem Sinn des Lebens für die Kernfrage hält, auf welche immer neue Durchblicke — in der Psychologie durch den Mikrokosmos „Mensch" hindurch — gewonnen werden müssen, der ahnt bereits, daß eine philosophisch vollwertige „Wissenschaft vom Ausdruck" mehr sein werde, als eine Summe von rationalistisch-empirischen Psychologismen, wie sie uns bis vor wenigen Jahren noch die landläufige Ästhetik bot. Wer aber gar aus anderen Werken von Ludwig Klages (etwa aus seinen „Prinzipien der Charakterologie", aus seinem „Wesen des Bewußtseins" oder aus „Handschrift und Charakter")

*) Ludwig Klages: Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft. Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck. Mit 41 Figuren. 2. wesentlich erweiterte Auflage. Leipzig 1921. W. Engelmann XI, 205 S.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die eigenwüchsige philosophische Romantik dieses echten Systematikers wenigstens in ihren Grundzügen bereits kennt, der weiß, daß wir gerade in einem Buche, das auf eine „Physiognomik der Bewegungen" abzielt, den bedeutendsten Querschnitt durch die Gedankenwelt unseres Philosophen erwarten dürfen. Und diese Erwartung wird nicht enttäuscht.

Die Grundvoraussetzung der Klagesschen Philosophie ist die Überzeugung, daß zwei nicht aufeinander zurückführbare Wesenheiten, zwei Urwesenheiten, nämlich Leben und Geist (oder Seele und Geist, irrationales und rationales Prinzip), zum mindesten in unserer Weltperiode in ihrem Ringen das eigentliche Weltgeschehen ausmachen, daß also nur dem ein wesentliches Verständnis der Welt möglich sei, der jedes Einzelproblem in dieser wahrhaft dualistischen Weise betrachtet. So geht er denn auch in unserem Falle aus von dem Satz, daß kein Willensakt, wie überhaupt kein Akt unseres Geistes, sozusagen rein als solcher sich verwirklichen könne, sondern daß er stets eingekleidet sein werde in Erlebnisse, stets bedingt erscheine durch die Lebenseinheit des Handelnden, durch die schlechthin einzige Gesamtheit einer aus der seelischen Sphäre gespeisten Persönlichkeit. Auf die Bewegung angewandt, bedeutet das, daß auch in jeder „Willkürbewegung" die persönliche „Ausdrucksform" stecke. (Diese Tatsache wird gleich an Handschriftenproben, also an besonders treuen und unbefangenen Bewegungsprotokollen, veranschaulicht, wie denn Klages immer wieder in äußerst aufschlußreicher Weise auch in diesem Werke, jedoch hier nicht in ausgesprochen graphologischer Absicht, an vorzüglich ausgewählten Handschriftenbeispielen seine allgemeinen theoretischen Ergebnisse erläutert und erhärtet.) Die persönliche Ausdrucksform ist nun, da nie im Leben eines Menschen „das Insgesamt seines Erlebens" wiederkehrt, in ewiger Abwandlung begriffen, und zwei zweckgleiche Willkürbewegungen derselben Person werden unter sich stets verschieden sein gemäß der unwiederholbar einzigen Beziehung, die im einen und im andern Falle zwischen dem Erlebnis der Bewegung und dem ihr innewohnenden Willensakte stattfindet. Jene Abwandlung aber bleibt stets eine Abwandlung innerhalb einer organischen Einheit. („Wie es immer der eine und selbe Meeresboden ist, der in allen Inseln zutage tritt, so auch der eine Lebenshintergrund in der eigenpersönlichen Stimmungsfarbe jedes Wahrnehmens, Urteilens, Fühlens, Strebens oder Wollens eines Menschen.") So müssen wir also grundsätzlich imstande sein, aus jeder Willkürbewegung eines Menschen nicht nur den Zweck seines Wollens, sondern auch — durch die augenblickliche Konstellation seiner Triebfedern hindurch — „seinen zwecksetzenden Charakter" als solchen zu erkennen. Indem wir unbedenklich diese theoretische Folgerung ziehen und sie täglich dadurch bestätigt sehen, daß wir menschliche Ausdrucksformen richtig deuten, offenbaren wir eine sehr tiefgreifende Voraussetzung allgemeinster Art, nämlich daß bei der Wahrnehmung jeglichen Ausdruckes eine unmittelbare Erlebnisübertragung stattfinde, daß wir, wie die Sprache treffend urteilt, irgendwie „in Mitleidenschaft gezogen" werden müssen, wo sich fremdseelisches Eigenleben unserer Erkenntnis erschließen soll. Das bedeutet aber, wie Klages unter Ablehnung der verbreiteten „Einfühlungslehre" nachweist, daß „der körperliche Ausdruck jedes Lebenszustandes so beschaffen ist, daß sein Bild ihn wiederhervorrufen kann".

Diese Formulierung des Ausdruckgesetzes oder besser Ausdruckprinzips setzt ihrerseits wieder voraus, daß das Verhältnis zwischen Leib und Seele nicht als ein ursächliches aufgefaßt wird, sondern als ein sinnbildliches, etwa dem zwischen Sprachlaut und Begriff entsprechendes. Wie der Sprachlaut Zeichen des Begriffs ist (nicht dessen Ursache), der Begriff aber das vom Sprachlaut Bezeichnete, so ist der Leib die Erscheinung der Seele, die Seele aber der Sinn des lebendigen Leibes. (Insbesondere „verwirklicht jede Ausdrucksbewegung nach Stärke, Dauer und Richtungenfolge die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gestalt einer seelischen Regung".) „Wie der Sprachkundige den gesprochenen Lauten das Urteil entnimmt, das sie meinen, ebenso entnehmen wir den Vorgängen des lebendigen Leibes die seelische Wallung, die in ihnen sich äußert." Das Ausdrucksprinzip ist also für eine im Sinne philosophischer Lebenswissenschaft, die sich nicht mit der Frage nach der (physiologischen) Ursache der Bewegungen begnügt, sondern zu ihrem seelischen Gehalte vordringen will, tiefer grabende psychologische Forschung recht eigentlich zugleich Deutungsprinzip. Und von hier aus ist auch klar, warum die Sprache als die treue Hüterin aller Bildwirklichkeit unseres Erkennens tausendfältige Aufschlüsse für jede theoretische Seelenfindung (Psychodiagnostik) zu bieten hat, sofern man nur den Mut hat, sie „beim Worte zu nehmen".

Auf diese Grundgedanken des ersten Kapitels baut denn nun Klages in meisterhafter Weise die andern sechs Kapitel seiner Untersuchung auf. Zunächst wird klar herausgearbeitet die Verschiedenartigkeit der Willkürbewegung und der Ausdrucksbewegung: Auch in jener zwar fehlt nicht ganz, wie wir gesehen haben, das persönliche Ausdrucksmoment, aber es tritt zurück hinter dem zweckhaft-mechanischen Moment. Die Ausdrucksbewegung jedoch, d. h. die rein affektmäßige (gefühlsantriebmäßige) Körperbewegung ist zwecklos, ist „nur" sinnvoll. Jene ist in ihrer Gestalt vom mathematischen Richtungspunkt des Objektes bestimmt, diese nur vom Erregungszustand ihres Vollbringers; jene zielt auf einen vorgedachten, einzigen Sachverhalt, diese folgt dem Anreiz eines Eindruckes, der sich seinerseits wieder als ein zur erzeugenden Wallung polares Gattungsmäßig-Bildhaftes bezeichnen läßt, und erscheint demnach als Gleichnis der Handlung.

Von hier aus unternimmt nun Klages in einem besonderen, ungemein wertvollen Kapitel eine vernichtende Kritik der Ausdruckslehre Darwins, wobei er übrigens dessen großen Verdiensten als Sammler und Darsteller völlig gerecht wird. Er weist nach, daß Darwins Grundgedanke, sämtliche Ausdrucksbewegungen seien im Laufe der Artentwicklung einmal tatsächlich Handlungen gewesen, die erst durch Übung allmählich unbewußt wurden, zunächst an sich eine psychologische Ungeheuerlichkeit ist, sofern er „mit den Mächten des Lebens die geistigen Akte vertauscht, die wie der aufzuckende Blitz das vorher bloß unsichtbare Wogen der Landschaft, ebenso zielvolle Abläufe zwar augenblicklich beleuchten, niemals aber sie schaffen". („Auch wir Menschen könnten nicht mit Bewußtsein nach Nahrung streben ohne die entwicklungsgeschichtlich vorausgegangene und in der Morgenfrühe selbst noch des Einzellebens bewußtlos wirkende Fähigkeit, durch Bilder des Eßbaren zu Greif- und Schlingbewegungen unmittelbar g e t r i e b e n zu werden.") Klages weist aber auch weiterhin nach, daß die „mechanistische" wie die „teleologische" Biologie — beide nur zwei, allerdings gegensätzliche Spielarten desselben Grundirrtums, beide „unwillkürlich von dem Bestreben geleitet, die Lebensbewegungen aufzugeben und an ihre Stelle den Bewegungsmechanismus zu setzen", beide die (rationalen) Grundzüge des Wollens den (irrationalen) Grundzügen des von diesem wesensverschiedenen Lebens unterschiebend — aus dem Erlernen das Können ableiten wollen, anstatt „aus den Bedingungen des Könnens überhaupt die des erlernten Könnens zu verstehen". Die vermeinte Mechanisierung gewollter Bewegungen ist, wie Klages eingehend zeigt, gar keine Mechanisierung, sondern deren „Vitalisierung". „Die Gewohnheitsbewegung ist die Lebensbewegung selbst, jedoch betrachtet aus dem Gesichtspunkt ihrer Bestimmbarkeit durch Eindrücke. Die rückwirkende ist niemals zu trennen von der wirkenden Lebensbewegung, und beide Seiten des Vorgangs sind gleichermaßen vom mechanischen Vorgang verschieden. Während indessen der Ausdrucksgehalt der Lebensbewegung aus der Innerlichkeit ihres Ursprungs quillt, ist es gerade ihre Rückwirkungsgabe, die es dem Geiste allererst möglich macht, Zwecke zu setzen und zu erreichen." Die Befähigung der Lebensbewegung zu gleichartiger

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rückwirkung auf nur analoge Reize („der lebendige Organismus antwortet ähnlich auf Ähnliches") bringt es dann wiederum mit sich, daß „auch das Wollen seiner Mühen enthoben wird und übergeht in das lebendige Können". Was aber den vieldeutigen Begriff der „Anpassung" betrifft, so findet Klages „seinen haltbaren Kern" in der Tatsache, daß „die Auswahl unter den unendlich vielfältigen Ähnlichkeiten der Eindrücke von den Lebensbedürfnissen der Organismen abhängt". „Entgegen dem verbreitetsten Vorurteil geschieht sie in der gesamten Tierwelt o h n e den Bewußtseinstatbestand der Erfahrung. Sofern der also zum Begriff des Lernens gehört, haben die Wassertiere das Schwimmen, die Vögel das Fliegen, die Bienen das Honigsammeln ebensowenig jemals „gelernt" wie der Säugling das Saugen an den Brüsten der Mutter oder der Wütende das Runzeln der Stirn und das Zähneknirschen oder endlich das Herz die regelmäßige Pendelbewegung. Und abermals nicht findet die Ziege ihren Stall, die Meise den winterlichen Futterplatz, der Hund seinen Herrn, meidet die Krähe den Mann mit der Flinte und jedes Tier seine natürlichen Feinde, weil sie irgendwann dergleichen erlernten; sondern mit dem Wechsel der Eindrücke wechselt die triebsmäßige Analogienbildung und Eindrucksauswahl ebenso unmittelbar, wie mit dem Wechsel der Nahrung etwa — innerhalb, wie sich versteht, einer jeweils unüberschreitbaren (individuellen) Schwankungsbreite — die Verdauungsvorgänge des lebendigen Leibes wechseln."

Bei der Anwendung des Ausdrucksprinzipes auf die Charakterkunde eröffnet Klages dann vor allem tiefe Einblicke in seine Willenslehre, von deren grundstürzender Kühnheit und metaphysischer Tiefe die folgenden Sätze eine erste Ahnung geben mögen: „Derjenige zielt mit der Waffe am sichersten, der die Richtung aufs Ziel am genauesten innehält; und wenn er dazu einer äußerst fühlbaren Anstrengung bedarf, so will das sagen, er müsse ein leises, aber beständiges Schwanken seiner Glieder immer von neuem meistern! Dem körperlichen Zielen genau analog ist das geistige Zielen im Erlebnis des Wollens. Wie der Urteilsakt unser lebendiges Schauen, so stellt der Willensakt unser lebendiges Wirken auf den Objektpunkt ein; und darin nun besteht die Anspannung des Willens, daß wir die rastlos weiterflutende Lebenswoge gleichsam wie zwischen den Wänden eines Kanals in der Zweckrichtung festhalten, indem wir durch immer erneute Schrankensetzung sie hindern, in Seitenbetten auseinanderzustreben! Es ist eine der ältesten Irrlehren der Menschheit, der Wille bewege, der Wille schaffe gar, wo er in Wirklichkeit gerade umgekehrt das pausenlose Vibrieren der Lebensbewegung aufhält. Wir sind Wollende genau insoweit, als wir triebhafte Regungen unterdrücken. Wer den Willensakt zum Abschluß und Ende einer Gemütsbewegung erhebt, hat die äußerste Kopfstellung der Wahrheit geliefert, die nur erdacht werden könnte. Gefühle und Willen stehen zueinander im Verhältnis ausschließender Gegensätzlichkeit, dergestalt, daß, nach Analogie der Triebe gefaßt, der Wille zu gelten hätte als u n i v e r s e l l e Hemmtriebfeder. Daran ändert es nichts, daß die hemmende „Kraft" allerdings aus dem Trieb stammt. Im Zustande des Wollens widerfährt uns eine Selbstentzweiung des Triebes, der zufolge ein Teilbetrag seiner verwendet wird zur Niederhaltung des anderen Teiles. Erst indem die verzwisteten Seiten der Lebenseinheit gegeneinander sich messen, als ob sie zwei ursprungsverschiedene Mächte wären, tritt im wollenden Ich das Gefühl der eigenpersönlichen Anspannung auf, in welchem der Kraftbegriff selber wurzelt. Wir würden weder das Leben noch die Natur aus dem Gesichtspunkt des Gegeneinanderwirkens größenverschiedener Kräfte denken, wofern wir im Wollen es nicht jedesmal erführen, wie man selbsttätig eigenes Leben aufwenden könne, um eigenes Leben zu binden! Nur aber weil die „Energie", über die wir solcherart zu verfügen glauben, der bildpolaren Lebensstimmung entrissene Lebensregung ist und folglich ein bloßes Quantum Bewegungsdrang ohne zielbestimmende

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rückenkraft, wird sie verwendbar zur „Lebensfesselung im Dienste des Zweckgedankens", zur „Bindung der (rhythmisch) wirkenden Lebensregung an die vom Geiste aufgestellte Gesetzlichkeit". Weshalb es für die Anwendung des Deutungsprinzipes grundwesentlich ist, zu wissen, daß „die Einengung der diffusen Bewegungsnatürlichkeit" (der Schwankungsbreite mehr oder minder sämtlicher Züge) zum Ausdruck des Wollens gehört.

Wichtig ist ferner für den Charakterologen die Einsicht in das von Klages unter dem Begriff des „persönlichen Leitbildes" aufgezeigte „Darstellungsprinzip", das, im Unterschiede von seinem Ausdrucksprinzip, lediglich den Menschen angeht. Seine knappste Formulierung lautet: „Jede willkürbare Bewegung des Menschen wird in jedem Augenblicke gemodelt von unwillkürlichen Erwartungen ihres Erfolges", nämlich eben von einem persönlichen Leitbilde.

Vor allem aber ist von grundlegender Wichtigkeit für alle wissenschaftliche Ausdrucksdeutung das, was Klages in dem Kapitel „Formniveau" ausführt. Er geht dabei aus von einem psychologischen Tatbestand, dessen Entdeckung nicht zufällig ihm, dem streng dualistischen Denker, vorbehalten blieb, nämlich von der Doppeldeutigkeit aller Ausdrucksmerkmale. „Jedes Ausdrucksmerkmal", sagt er, „hat für jedes seiner Bedeutungen einen zuständlichen wie auch charakterologischen Doppelsinn; es zeigt ein Janusantlitz, je nachdem wir die Seelenregung, die es begleitet, als hervorgegangen denken aus dem Dasein einer Kraft oder aus der Abwesenheit der antagonistischen Hemmkraft. Jedes neue Merkmal, in unsere Gleichung eingeführt, bringt uns wieder eine neue Unbekannte, daher auf logischem Wege die Entscheidung unmöglich ist." Unsere Entscheidung geschieht denn auch offenbar intuitiv, „durch ein instinktives Werturteil hindurch, welches das eine Mal der Kleinheit der Bewegung den Rang der Größe zuerkennt, das andere Mal umgekehrt ihrer Ausgiebigkeit das Gewicht der Größe abspricht." Das Formniveau ist nun die Quintessenz dieses Werturteils, nämlich die bildhafte Unterlage für die Feststellung des Grades von Lebensfülle, der sich in irgendeinem Menschenwerk offenbart. Ausgezeichnet ist die Erörterung des Wertbegriffes, die Klages hier einschaltet, um dem Mißverständnis vorzubeugen, als sei das Formniveau schließlich doch nur vom Belieben des Wertenden abhängig, oder als sei es logisch abzuleiten aus einem Schema regelhaft-gesetzlicher, unpersönlicher „absoluter" Werte. Die subjektivistische wie die formalistische Wertphilosophie sind vielmehr beide dem eigentlichen „Wirklichkeitswert" entfremdet, „indem sie gemeinsam zum Maßstab des Wertes das Prinzip der Regulation, den Geist, erheben: nur mit dem Unterschiede, daß jene dabei zum Ausgang nimmt dessen immer persönliche Daseinsform, diese dagegen seine überpersönliche Äußerungsweise durch den gesetzlich bindenden Zwang". Jener Wirklichkeitswert ist nur zu erleben und also auch weiterhin geistig zu umschreiben mit Hilfe einer ausgesprochen seelischen Einstellung. Es handelt sich darum, jeder Erscheinungsform zunächst in reiner Schauung, ohne sie auch nur im mindesten durch Begrifflichkeit zu vergewaltigen, sich hinzugeben, die eigene Seele mit der „Seele des Bildes", wenn auch nur auf Augenblicke, jenseits alles Rationalen zu verschmelzen (die Griechen sprachen geradezu von einer Vermählung). „Gesetzt aber, daß unsere Seele den Schranken der Ichheit genügend enthoben sei, um der Wirkung des Bildes offenzustehen, so ist es an ihm ein wirklich vorhandener Zug, wovon das Gefühl der Tiefe Erhabenheit, Schönheit vermeldet hat, und der nun kann nur in Werturteilen ausgesagt werden, und zwar so, daß schon die Wörter, mit deren Hilfe wir ihn denken, wertabmessende Bedeutung haben." Umgekehrt: „Daß wir die Charaktere der Bilder zu übertragen gezwungen sind in eine wertende (Urteils-) Reihe, geschieht aus Nötigungen des Geistes; was aber dergestalt geistig von uns ergriffen wird, sind wirkliche Charaktere." So sind es nicht die formulierten Werte,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

welche „gegeben sind"; „denn sie sind ja doch das Erzeugnis eines wertenden Bewußtseins. Dagegen träfe der Geist nichts zu Wertendes an, wenn nicht vor jedem Urteil die Seele (ganz unmittelbar und diesseits allen Bewußtseins) erlitten hätte den zu wertenden Charakter des Bildes". Folglich ist jedoch weiterhin die Erkenntnis des Formniveaus abhängig, bzw. begrenzt von der seelischen Schaukraft des Erkennenden, von seiner „Fähigkeit zur Beschaulichkeit". Kein Wunder also, daß der moderne Mensch, bei dem diese Fähigkeit meist „völlig verkümmert oder aber lahmgelegt ist durch den unbezwinglichen Hang parteiischen Forschens und gruppierenden Suchens", dem Lebensgehalt eines Ausdrucksgebildes gegenüber in der Regel intellektuell versagt. — Besonders wichtig ist noch, was Klages in diesem Kapitel über das Urphänomen der Ähnlichkeit und über den Rhythmus als den eigentlichen Puls des Lebens und das Symptom der Lebensfülle sagt, wobei sich übrigens in engster Verbindung mit seiner Lehre von der „Wirklichkeit der Bilder" tiefe und neue Einsichten in den Begriff der Fortpflanzung ergeben.

Jedes Werk der „geistlos" schaffenden Natur, sofern es nur unter Wachstumsbedingungen steht, die seiner Eigenart gemäß sind, hat stets höchstes Formniveau. Auch die Naturvölker, die „in triebhaftem Einklang mit dem Naturleben stehen", haben in all ihren Erzeugnissen und Lebensäußerungen ein außerordentlich hohes Formniveau. Sie leben und weben in der Welt einer „gleichsam traumsicheren Fülle des Schaffens" (vgl. namentlich auch die Bedeutung, die der Rhythmus für ihr Gemeinschaftsleben hat, sozusagen infolge einer „vitalen Gerinnung", nicht als Ergebnis einer Organisation). Ganz anders steht es beim Kulturmenschen oder richtiger beim Zivilisationsmenschen. Sein Wille ist nicht mehr verschmolzen mit den Mächten des Blutes. Die triebunabhängige Willkür, mit deren Ausbruch der geschichtliche Zustand des Menschen recht eigentlich beginnt, hat eine Kluft aufgerissen zwischen Ausdruck und Tat. Nur im Kunstwerk scheint sie (im Gegensatz zum „Machwerk" der Zivilisation) geheimnisvoll wieder geschlossen. Denn hier hat sich die Kraft betätigt, die allein es verhindern kann, daß die Gegnerschaft zwischen geistigem Akt und lebendigem Rhythmus diesen nicht zum Aussterben verurteilt, daß die Welt der Zivilisation nicht völliger Ausdruckslosigkeit anheimfällt, daß nicht das niedrigste Formniveau allherrschend wird: die Gestaltungskraft. „Wenn auf der Urstufe der Riß insoweit noch gar nicht bestand, als der Wille nur die Gebote des Lebens vollzog, so bedarf es für den geschichtlichen Menschen, der dem „Kreislauf der Notwendigkeit" entsprang, zur Verklebung des unaufhebbar vorhandenen eines höchst eigentümlichen Leistungsvermögens, das gleich jeder Anlage allerdings übungsfähig, im übrigen aber Begabung ist. Wir nennen es die Gestaltungskraft und sind der Meinung, daß jede Begabung eine Form der Gestaltungskraft, also vornehmlich der Fähigkeit sei zu übergewöhnlicher Verstärkung des Ausdrucks", genauer „der Fähigkeit, nach Maßgabe der überhaupt verfügbaren Seelenfülle irgend ein Tun bis an den Rand mit Ausdruck zu füllen".

Der Erörterung dieser Gedankengänge ist nun das letzte umfangreichste krönende Kapitel des Buches gewidmet. Es ist unmöglich, seinen Reichtum an kulturphilosophischen Perspektiven auch nur andeutungsweise in wenigen Sätzen zu kennzeichnen. Daher genüge die stichprobenweise Feststellung, daß hier unter anderem richtunggebend dargelegt werden die Zusammenhänge zwischen der Verstaatlichung des modernen Lebens und der „Heiligsprechung der Arbeit um der Arbeit willen", die beiden Haupttypen der Ausdrucksstörungen des modernen Menschen (der „hysterische" und der schlechthin „ausdrucksgehemmte"), die Eigentümlichkeit der Gestaltungskraft, sich nur auf bestimmte Tätigkeitsgattungen zu erstrecken (und nicht auf das Ganze der Persönlichkeit wie das Formniveau des Naturmenschen), während die übrigen „mehr oder minder betroffen sein mögen vom sogar schwersten Aus-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

drucksverlust"; besonders aber wird hier für alle Begabungsforschung furchtbar gemacht die Erkenntnis, daß das geistige Erfassen vom geistigen Bewirken, das aufnehmende Vermögen unseres Geistes von seinem prägenden Vermögen abhängig ist, eine Erkenntnis, die aufs lehrreichste veranschaulicht wird an dem Verhältnis von Sprechen und Denken und weiterhin von Wortbedeutung und Begriff.

Dem Kenner der ersten Auflage gereicht es noch zu besonderer Bewunderung, im einzelnen zu verfolgen, wie der Verfasser sein Buch auf den doppelten Umfang erweitert hat, ohne auch nur im mindesten irgendwo breit zu werden, wie er fast jede einzelne Wendung seiner Beweisführung bereichert und befestigt hat durch Heranziehung neuer Gedankengänge, wie er sie verfeinert hat durch weitergehende begriffliche Zerlegung, wie er ihre Anschaulichkeit verstärkt hat durch Hinzufügung von neuen Vergleichen und Beispielen und durch Vermeidung aller entbehrlichen Fremdworte. Es wird in der deutschen psychologischen Fachliteratur schwerlich ein zweites Werk geben, das philosophische Tiefgründigkeit, wissenschaftliche Eigenwüchsigkeit und dialektische Eindringlichkeit auf einem so hohen literarischen Formniveau bietet. Erwin Ackerknecht.

Dr. Otto Mitius, Dürers Schloßhofansichten und die Tadolzburg bei Nürnberg. Mit acht Tafeln in Lichtdruck. VIII, 35 S. Fol. Leipzig 1922, Karl W. Hiersemann.

Es war im August 1489. Der junge, vor kaum drei Jahren gewählte Maximilian stattete dem fränkischen Lande einen ersten Besuch als Kaiser ab. Auch auf der Tadolzburg, unweit Nürnberg, kehrte er ein. Hier saß ein Fürst, den man, was Macht und Ansehen anbetrifft, fast als Erben der alten fränkischen Herzogsgewalt ansprechen konnte, Markgraf Friedrich der Ältere aus dem Hause Zollern. Friedrich war sich dieser seiner Bedeutung auch wohl bewußt. Er liebte den Prunk bis zur Verschwendung; daß das Land unter seinen unerträglichen Steuern seufzte, kümmerte ihn wenig; daß man seine Unersättlichkeit fürchtete, hielt ihn nicht von unwillkommenen Besuchen in der Nachbarschaft zurück. Lustig ist es deshalb auch damals in und um Tadolzburg zugegangen. Es gab Turniere und Jagden, bunte Landsknechte und glänzende Ritter. Von allen Seiten strömte das schaulustige Volk herbei, aus Dorf und Stadt, nicht am wenigsten aus den Toren des benachbarten Nürnberg, der glänzenden Perle des Frankenlandes, der Stadt des Handels, der Wissenschaften und der Künste. Gerade die Bevorzugten unter den Nürnbergern mußten dabei sein, wenn es um den Markgrafensitz hoch herging. Sie wollten schauen und genießen, wollten alte Beziehungen pflegen und neue Verbindungen anknüpfen. Und nun war obendrein Kaiser Max erschienen. Überall, wo er sich zeigte, da strahlte noch einmal der Zauber einer versinkenden Welt, die Romantik der ritterlichen Zeit mit ihrem Glänzen und Klingen. Maximilian liebte das Lanzenbrechen in der Ringbahn, aber nicht minder den lebhaften Verkehr mit Malern und Dichtern; sie wußten, daß sie ihm willkommen waren. So wogen die Massen heran gen Tadolzburg und unter ihnen eine kleine, aber recht bedeutsame Kavalkade. An dem strahlenden Augustmorgen ist sie von Nürnberg aufgebrochen: voran der vielgeschätzte und vielbeschäftigte Meister Michael Wolgemut und seine Ehefrau, verwitwete Pleydenwurff, dazu der Stiefsohn Wilhelm Pleydenwurff und seine Frau, die Tochter des Apothekers Mühlich, weiter der Malerlehrling Albrecht Dürer, Wolgemuts Schüler, und endlich Anton Koberger, Dürers Pate, der reiche Verleger und Buchdrucker, an dessen Weltgeschäft seit kurzem auch Wolgemut beteiligt war. Was sie insgesamt gewünscht, können wir uns denken; was sie wirklich erreicht, wissen wir nicht. Nur dies ist sicher, daß der jüngste von allen auf seine Rechnung kam. Es gelang dem jungen Dürer, in Gesellschaft dieser geschätzten Männer und Frauen in den inneren Schloßhof vorzudringen und hier so behaglich zu verweilen, daß er von Süden und von Norden her die den Hof umschließenden Gebäude der Burg im Bilde festhalten konnte.

So entstanden die bekannten beiden Blätter der Wiener Albertina, die als Dürers Schloßhofansichten seit rund hundert Jahren der Dürer-Forschung ein nicht zu lösendes Rätsel geboten haben. Was haben sie nicht alles nach Meinung der Gelehrten darstellen sollen? Den Ausblick von Dürers Wohnung auf den Tiergärtner Torplatz in Nürnberg! Einen Stadtplatz im südwestlichen Deutschland! Einen Schloßplatz in Tirol! Und endlich spitzte sich die Sache auf Innsbruck zu, auf die Ottoburg, auf die Hofburg. Sie sollte es sein, die Dürer in jenen beiden Blättern skizziert und dadurch auf die Nachwelt gebracht hatte. Aber

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

alle Gelehrten, die bei diesen Verhandlungen das Wort führten, waren durchweg Ästhetiker oder Kunsthistoriker, die mit Gründen des Stiles arbeiteten. Es war unter ihnen kein geschulter Archäologe, der mit scharfem Blick und treuem Fleiß sich in die Einzelheiten zu versenken geneigt gewesen wäre.

Erst der Oberbibliothekar Otto Mitius in Erlangen hat diesen Weg eingeschlagen und auf ihm einen vollen Erfolg erzielt. Otto Mitius ist christlicher Archäologe und als solcher durch einige Monographien aus dem Gebiete der altkirchlichen Kunst seit Jahrzehnten wohlbekannt. Neuerdings hat ihn die Nähe Nürnbergs ganz von selbst auf die Dürer-Forschung geführt. Er hat es verstanden, Dürer als Landschaftsmaler zu belauschen. Was uns Dürer aus der Natur bietet, sind nicht allgemeine Phantasien, sondern es ist die peinlich-gewissenhafte Wiedergabe dessen, was ihn in nächster Nähe umgab. Mit offenen Augen hat er die hügelreiche Umgebung seiner Vaterstadt durchwandert, sich in heimatlicher Liebe mit ihr vertraut gemacht, ihr die bescheidenen Reize abgelauscht und sie durch seine Kunst zu verklären gewußt. Dies alles hat uns Mitius in den letzten Jahren einwandfrei nachgewiesen, indem er die Verwendung der Dörfer Neroldberg, Kalchreuth und Kirchehrenbach mit der Ehrenburg in der Nähe von Nürnberg auf Dürerschen Zeichnungen feststellte. Die bekannte Radierung mit der „Großen Kanone" vom Jahre 1518 hat durch Mitius ein für allemal ihren sicheren Platz in einem der bekanntesten und besonders wirkungsvollen Landschaftsbilder von Franken am Fuße jener Ehrenburg, des seit tausend Jahren volkstümlichen Walpurgisberges, bekommen. Allen diesen Untersuchungen von Otto Mitius reiht sich nun als besondere Überraschung die Erklärung der beiden Schloßhofansichten in der Wiener Albertina an.

Es war ein geschichtlich bedeutsamer Fürstensitz, den der junge Dürer der Abkonterfeiung für würdig hielt. Was die Nachwelt in Dürers Zeichnungen besitzt, war jahrhundertelang die Behausung der Nürnberger Burggrafen aus dem Hause Zollern. Denn von der Kaiserburg in Nürnberg, deren Vertreter und Verwalter sie waren, führten sie nur den Titel, und selbst das bescheidene Haus neben der Kaiserburg, das sie als Amtswohnung besaßen, war seit dem Brande von 1420 nicht wieder aufgebaut worden. Sie konnten dieses Haus damals leicht entbehren; lag doch der Schwerpunkt ihrer Tätigkeit bereits längst nicht mehr in den Diensten, die sie dem Kaiser leisteten. Die Zollern gehörten zu jenen Dynastenfamilien, die den mit dem Ende der Hohenstaufen einsetzenden Zerfall des Reiches zur eigenen Machterweiterung geschickt auszunutzen verstanden. Sie haben im 14. Jahrhundert durch eifersüchtige Betonung jedes Rechtstitels wie durch rücksichtsloses Erobern in der nächsten Nachbarschaft ihren Länderbesitz sowohl in der Bayreuth-Kulmbacher wie in der Nürnberg-Ansbacher Gegend abzurunden und zu vergrößern verstanden. Seinen augenfälligen Höhepunkt aber erreichte dieser Wille zur Macht, als es dem Burggrafen Friedrich VI. gelang, die auf fränkischem Boden erworbenen Gelder zum Ankauf der Mark Brandenburg zu verwenden und damit seinem Hause ein der neuen Aufgabe unendlich reiches Wirkungsfeld zu sichern. Vorerst blieb freilich die Mark Brandenburg nur eine gute Kapitalanlage, der die Zollern gerade soviel Aufmerksamkeit schenkten, als die Sicherung des neuen Besitzes erforderte. Es wohnte sich eben doch besser im sonnigen Frankenlande, als inmitten der Nebel und Sümpfe von Havel und Spree. Und was die Vorfahren planmäßig zusammengebracht hatten, ließ sich besser genießen mit Hilfe einer alten Kultur, die sich gerade jetzt aufs neue in einem üppigen Ritterdasein und einer wunderbaren Blüte der reich werdenden Städte entfaltete, als in jenem fernen Osten, der kaum die ersten Anfänge zeigte, sich durch Anleihen an dem geistigen Leben des Westens zu bereichern. Somit blieb auch für die ersten Kurfürsten von Brandenburg aus zollernschem Hause die Cadolzburg die bevorzugte Heimat. Aber zugleich färbte der gesteigerte Glanz, den die neue Kurwürde dem Hause brachte, auch auf den fränkischen Herrensitz und das hier pulsierende Leben und Treiben ab. Die Cadolzburg des 15. Jahrhunderts zählt zu jenen deutschen Burgen, die das höfische Leben des ausgehenden Mittelalters mit seiner übersprudelnden Fülle und zugleich mit seiner naiven Dürftigkeit in besonders glücklicher Weise widerspiegelte. Unter Führung von Otto Mitius wird sich künftig gerade der Kulturhistoriker der Dürerschen Blätter bemächtigen und aus ihnen wertvolle Erträgnisse schöpfen.

Der Weg zur inneren Burg führt, wie gewöhnlich, auch auf der Cadolzburg durch eine Vorburg. Sie enthält zur Linken die hohe, spitzgiebelige Gästewohnung. Hier mochten sich die Fremden und ihr Gesinde frei bewegen. Bis hierher konnte man zu Pferde gelangen. Dann aber sperrt eine mit Fachwerk überbaute Arkadenstellung den Weg; weiterhin haben nur die Intimen und Bevorzugten einen Zutritt. Eine kleine Pforte zwischen den Arkaden, auf der einen der beiden Dürerschen Zeichnungen wohl erkennbar, will zu Fuß durchschritten sein, ehe sich der innere Burghof und mit ihm die ritterliche Pracht des Hauses öffnet. Auf der Cadolzburg streckt sich dieser Burghof von Osten nach Westen und wird zur Linken vom Wirtschaftsgebäude und dem Saalbau, zur Rechten vom Palas, dem eigentlichen Wohngebäude des Burgherrn, begrenzt, während auf der westlichen Schmalseite Kemenate und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Burgkapelle eine zweite Verbindung der beiden Hauptmauern herstellen. Dies sind die Baulichkeiten, die uns der junge Dürer noch ohne volle Beherrschung der Perspektive, aber um so sorgfältiger und vollständiger in der Wiedergabe zahlreicher Einzelheiten gerettet hat.

Der Saalbau diente einst den festlichen Zwecken der Hofhaltung, doch boten seine weiten Bodenräume auch geeigneten Platz zur Aufbewahrung von Vorräten, was die Lastaufzüge im Dachgeschoß kenntlich machen. Der äußere Charakter ist bis heute noch erhalten, und im Innern ist die architektonische Wirkung durch eingezogene Fachwerkwände zerstört. Die hohe Lage des Erdgeschosses, die Steinkreuzfenster und Erker, der freundliche Verputz verleihen dem Ganzen den herrschaftlichen Eindruck, während das angrenzende Wirtschaftsgebäude schon durch seine Vergitterung, den Mangel an Schmuckgliedern und die angeklebten Ställe seinen Zweck bekundet. Dem Saalbau gegenüber, auf der rechten Langseite, liegt das Wohnhaus des Schloßherrn, ein älterer, fensterarmer Bau, dem aber ein Treppengiebel Geschlossenheit gibt und zugleich Bedeutung verleiht. Heute ist der Bau verschwunden, und nur Dürers kleines Blatt vermag uns eine Vorstellung zu geben, in welchem Widerspruch noch im ausgehenden Mittelalter politische Macht und die Ansprüche an persönliches Behagen zueinander standen. Ein niedriger, schmaler Wehrgang aus Fachwerk verbindet dieses Herrenhaus mit einem schlanken, mehrgeschossigen, auf Felsgrund ruhenden Turm, der seinerseits wieder zu den Eingangsarkaden der östlichen Schmalseite zurückführt. Der Turm ist kein trotziger Bergfried; er hat geradezu etwas traulich Behagliches, wie er denn auch ohne Frage für burggräfliche Wohnzwecke gedient hat. Mitius macht auf den großen Vogelkäfig vor dem Fenster des ersten Stockwerkes aufmerksam und erinnert dabei an die Vorliebe damaliger Fürstlichkeiten für Singvögel im Bauer, wie an den allgemein üblichen Vogelfang durch Lockvögel.

So erweitern sich etwas die bescheidenen Wohnräume des Schloßherrn nach links, während seine Familie, wie es scheint, auch nicht sehr bequem, im Zwischenbau der westlichen Schmalseite und an den Saalbau angrenzend, untergebracht war. Auch hier haben die späteren Umbauten vieles verändert, so daß der geschichtliche Wert der Dürerschen Blätter abermals aufs stärkste in die Augen springt. Und doch hat gerade diese Ecke für Mitius den Schlüssel zu einer geistreichen Entdeckung geboten. Denn durch die schweren, verunstaltenden Umbauten einer späteren Zeit schimmern für das kundige Auge noch immer die Linien hindurch, wie wir sie auf dem Dürerschen Blatte finden. Diese westliche Anlage ist wenig einheitlich. Vom Turm in der Mitte haben wohl ursprünglich nach links und nach rechts verbindende Arkaden und Fachwerkgänge zum Saalbau und zu der Wohnung des Burgherrn geführt. Aber schon frühe sind mancherlei Einbauten und Umbauten nötig geworden. So entstand die Gestaltung auf dem Dürerschen Blatte, während heute die Seite wiederum ganz anders dreinschaut. Was Dürer sah, war zur Linken des in seinen oberen Teilen bewohnten Turmes ein mehrstöckiger Fachwerkbau über der Arkade, der außer Familienzimmern die Schloßkapelle enthalten zu haben scheint. Ein überbauter Gang verband sie unmittelbar mit dem Saalbau. Rechts vom Turm scheinen auch noch Wohnräume angebracht gewesen zu sein. Davor ein kleines Gemach für den Hofwart und ein Tor, das in den hintern Hof führt, der noch ein letztes Haus mit gotischem Treppengiebel aufweist.

Also vielerlei Gebäu und für das romantische Auge lustig anzusehen und doch vom Standpunkte der Wohnlichkeit recht eng, unzureichend und wenig behaglich. Es ist eben die an den spitzen Gipfel gebundene spätmittelalterliche Burg, die in der Landschaft wundervoll wirkt, ohne daß sich deshalb bequem darin hausen ließe. Dies haben denn auch ihre Bewohner unbewußt gerade um jene Zeit empfunden, da Dürer das Bild auf dem Papiere festhielt. Überall tat die Kultur einen Ruck, und wer sich Fürst fühlte, beanspruchte mehr vom Leben, als es dem kleinen, landräuberischen Dynasten des 14. und 15. Jahrhunderts geboten hatte.

Auch den Zollern auf der Cadolzburg wurde es enger und enger. Je mehr ihr Besitz an Land und Leuten in die Breite ging, desto stärker empfanden sie das Mißverhältnis zwischen höfischen Verpflichtungen und den bescheidenen, aus früheren Zeiten herüberragenden Unbequemlichkeiten ihrer Burgbehausung. Unter den Markgrafen des Reformationszeitalters, unter dem fragwürdigen Kasimir und dem frommen Georg entstanden deshalb die schweren umfangreichen Neubauten, die der Cadolzburg von heute ihr Gepräge geben, aber um so schärfer jener Anmut widersprechen, wie sie uns aus Dürers Zeichnungen entgegenlacht. Diese wuchtigen, fensterreichen Kasten des beginnenden 16. Jahrhunderts erwiesen sich denn auch in der Tat sehr schnell als Flickwerk. Die Fürsten mochten nicht mehr auf Burgen wohnen. Man war kein Ritter mehr, sondern ein regierender Herr. Und wenn Ansbach auch reichlich langweilig dreinschaute, so war es doch immerhin noch unterhaltender, unter Kleinbürgern und Beamten den Serenissimus zu spielen, als auf einem Berggipfel nur über einige Fronknechte zu schalten. So zogen die Zollern von der Burg in die Stadt, und was der junge Dürer in künstlerischer Wißbegier zu er-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schauen wußte, ist wie ein Abschiedsgruß an eine verbleichende Kulturperiode, ist ein Stück spätes Mittelalter an der Schwelle der Neuzeit, zeigt uns das Gehabe von letzten Rittern, die sich anschicken, fürstliche Absolutisten zu werden. Dies alles gegenüber älteren und jüngeren Mißgriffen einwandfrei festgestellt zu haben, bleibt das Verdienst der Mitiusschen Dürer-Forschung. Friedrich Wigand.

Männer und Zeiten. Aufsätze und Reden zur neueren Geschichte von Erich Marcks. Zwei Bände. 16. bis 19. Tausend. Sechste umgestaltete Auflage. Leipzig, Quelle & Meyer.

Seit mehr als einem Jahrzehnt hat sich die Sammlung auserwählter Essays, die der jetzt in Berlin lehrende Meister zuerst 1911 herausgab, ein Heimatrecht im Hause der gebildeten Deutschen erworben. Die Zahl der Auflagen, wie die der verbreiteten Bände geben ja den besten Beweis für die glänzende Aufnahme, die um so verdienter ist, da der Herausgeber immer wieder an den einzelnen Stücken glättet und bessert, wie vor allem die Auswahl stets sorgfältig einem höheren historisch-politischen Zweck anpaßt. Aus den neu eingefügten Reden sei an dieser Stelle vor allem auf die große Abhandlung über Ostdeutschland in der deutschen Geschichte verwiesen, die in wundervoller Weise das deutsche Grenzgewissen für die verlorene Ostmark schärft. Die ganze letzte Gruppe des zweiten Bandes ist mit fünf neuen Beiträgen dem Weltkriege selbst sowie seinen Nachwirkungen für Deutschland gewidmet. Der geschichtlichen Umschau vom März 1921 mit dem Stichwort „Versklavung" folgt hier in tiefem Ernst die große Übersicht: „Das Deutsche Reich von 1871 bis 1921", die in versöhnenden Akkorden auch diesen Rückblick schließt: „In allem Sterben, es lebe unser Vaterland! Heute und immer: es lebe das Reich!" Paul Wentzcke.

Vom Geiste der Völker

„Frankreich schlägt eine Bresche..."

nicht in die deutsche Ruhrfront, die durch die unerhörten Quälereien nur immer fester zusammengeschweißt wird — wohl aber in die Grundmauern, auf denen sich das ganze sittliche und organische Gefüge der Völker und Staaten der Welt aufbaut. Die Vernichtung der allgemeinen Rechtsgrundsätze, der Grundlagen der sozialen Ordnung, und die Zerstörung der Grundgesetze der Weltwirtschaft, Verrat der weißen Rasse, das sind die tieferen Auswirkungen des französischen Vorgehens an Ruhr und Rhein, das damit hinausgehoben wird über eine rein französisch-deutsche, hinausgehoben über eine europäisch-wirtschaftliche Angelegenheit und zu einer Gewissens- und Lebensfrage der ganzen Menschheit geworden ist. Man kann es schon verspüren, ein banges Ahnen beginnt die Völker zu durchschauen, eine Erkenntnis, daß hier der Grundstein zu einem Weltverhängnis gelegt wird, das vielleicht erst spätere Geschlechter in seiner ganzen vernichtenden Gewalt treffen wird, das aber mit Notwendigkeit alle in seinen Strudel hineinziehen muß. Nicht ungestraft läßt sich auf die Dauer das sittliche Prinzip in der Welt vergewaltigen. Die ethischen Gewalten rächen sich langsamer, als es menschliche Kräfte und Leidenschaften vermögen und wünschen, dafür aber mit verhängnisvoller Unerbittlichkeit.

Verbrechen gegen das Recht, wie sie das Mainzer Schandurteil, der Krupp-Prozeß, das Urteil gegen Schlageter und Görges und alle die tausend andern „Rechtssprüche" der französischen Militärgerichte dokumentieren, sind eine Verhöhnung der einfachsten Grundsätze der Gerechtigkeit. Bedenkt man dabei, daß diese Urteile gefällt worden sind mitten im Frieden gegen unschuldige Menschen, deren einziges Verbrechen es ist, nun einmal Deutsche zu sein, muß man erstaunen, wie wenige Stimmen des Auslandes noch dieses Attentat gegen das Recht in seiner ganzen Tragweite erkennen, wie es u. a. die Stockholmer Zeitung „Allehanda" nach dem Morde an Schlageter erfaßt hat:

„In der ganzen Welt muß diese Grausamkeit berechtigte Entrüstung hervorrufen. Schlageters Tod wird als Märtyrertod betrachtet werden, und was aus dieser Blutsaat hervorsprießen kann, wird die Zukunft zeigen. Man muß lebhaft an den französischen Terror im besetzten Deutschland unter Bonaparte denken, wo Schills tapfere Kameraden mit dem Tode oder einem Leben schlimmer als der Tod auf französischen Galeeren bestraft wurden, weil sie vaterländisch handelten. Dies wurde der Anfang zu Europas Freiheitskrieg gegen die damalige französische Bedrückung. Die Geschichte ist eine Lehrmeisterin. Dem, der ihre Lehren verachtet, geht es auf die Dauer nicht gut."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es scheint zur Politik der Franzosen zu gehören, daß sie durch immer neue, immer empörendere Rechtsverbrechen die entsetzte Welt die früheren recht schnell vergessen machen wollen. Auf Schlageter folgte Görges, dem durch grausame Folterqualen von geradezu raffinierter Perversität ein Geständnis erpreßt worden ist, ohne daß die beiden Hauptentlastungszeugen, die einen einwandfreien Alibibeweis antreten konnten, überhaupt vorgelassen worden sind. Die Summe an Jahren, mit denen unschuldige Menschen seit dem Ruhreinbruch mit Gefängnisstrafen belegt worden sind, hat ein halbes Jahrtausend schon weit überschritten. Zwanzig Generationen eines Geschlechtes würden ihr Leben im Gefängnis schmachten müssen, um die ungeheuerliche Summe der bisher verhängten Gefängnisstrafen abbüßen zu können. Aus der jammervollen Liste der eidlichen Aussagen über Mißhandlungen von Menschen, deren vollständige Unschuld die Franzosen selbst feststellen mußten, seien nur zwei Fälle unter Hunderten herausgegriffen:

„Am 22. März wurde der Zechenarbeiter S. in seiner Wohnung in Bochum von französischen Soldaten unter der grundlosen Beschuldigung verhaftet, Anfang Februar am dortigen Hauptbahnhof einen französischen Zeitungsträger mißhandelt zu haben. S., der von Anfang an seine völlige Unschuld beteuerte, wurde im Keller der Oberrealschule eingesperrt und dort den gröbsten Mißhandlungen und Peinigungen ausgesetzt. Er wurde gezwungen, nächtelang, das Gesicht der Wand zugekehrt, aufrecht dazustehen, obgleich er hierdurch geschwollene Knie bekam, und wurde, sobald er umzufallen drohte, schwer mißhandelt. Brennende Streichhölzer hielten die ihn bewachenden Franzosen zu ihrem Vergnügen an den Kopf. Er bekam heftige Kolbenschläge, als er sein Bedürfnis verrichten wollte, und wurde dabei von französischen Soldaten gestochen und durch Urinieren auf den Kopf beschmutzt. Eine französische Zivilperson belegte ihn dauernd mit Benennungen, wie: „Schwein“ oder „Schweinskopf“. Jedem Deutschen, sogar dem Geistlichen, der ihn mit Zuspruch versehen wollte, wurde der Zutritt zu ihm verwehrt. Nach unendlichen Martern wurde er in das französische Divisionsgefängnis in Hattingen überführt und, nachdem sich dort bei einer Untersuchung seine vollständige Unschuld an der Mißhandlung des französischen Zeitungsträgers herausgestellt hatte, am 15. April entlassen. Die Gesundheit des S. ist durch die fortgesetzten Mißhandlungen schwer erschüttert. Er zittert noch heute am ganzen Körper und ist infolge zurückgebliebener Schwäche in den Beinen nicht fähig, seinen Beruf als Dachdecker auszuüben.“

Und ein anderer Verhandlungsbericht:

„Am 7. März wurde der 16jährige Untersekundaner R. in der Nähe der Werkstättenstraße in Recklinghausen von französischen Alpenjägern unter dem grundlosen Verdachte, Flugblätter angeklebt zu haben, zu Boden geschlagen. R. verlor die Besinnung. Er wurde zur Wirtschaft Bönte und von dort zum Rathaus gebracht. Nachdem er dort von französischen Offizieren ausgefragt worden war, schaffte man ihn zum Gymnasium. Dort wurde er auf das schwerste von den wachthabenden Alpenjägern mißhandelt. Er erhielt Schläge an den Hinterkopf, auf die linke Backe, unter das rechte Auge und auf die Magen- und Nierengegend. Der Sergeant der Wache spuckte ihm mehrmals ins Gesicht. Es wurde ihm verboten, die Spucke abzuwischen. Die Nacht mußte er, nur mit der Hose bekleidet, auf dem Boden zubringen. Anscheinend ist man, als er wieder die Besinnung verloren hatte, mit einem Fahrrad über seinen Oberkörper hinweggefahren. Jede Nahrung wurde ihm vorenthalten. Am frühen Morgen des folgenden Tages gelang es ihm mit Hilfe von Obdachlosen, die sich in der Polizeiwache aufhielten, zu entfliehen. Seit den Mißhandlungen hört R. auf dem linken Ohr schlecht. Auch hat er Verletzungen an den Zähnen davongetragen.“

Daß diese Art „Rechtsprechung“ die endgültige Grablegung jeglichen Rechtsempfindens bedeutet, wird sich in den kommenden Jahren immer mehr zeigen müssen.

Mit welcher verbrecherischen Gewissenlosigkeit Frankreich fernerhin die Grundlagen der sozialen Ordnung zerrüttet und Europa dadurch mit Sicherheit dem Bolschewismus in die Arme treibt, durch niedrigste Verhetzung der Arbeiter gegen die Arbeitgeber, durch passive und aktive Unterstützung der kommunistischen Elemente, bestätigt die in diesem Heft besprochene Art der französischen Propaganda; in noch stärkerem Maße geht das aus den amtlichen Berichten von den kommunistischen Unruhen im Ruhrgebiet hervor, die klar erweisen, daß die verbrecherischen Elemente von Franzosen nicht nur bewaffnet wurden, sondern daß auch französische Soldaten Schulter an Schulter mit bolschewistischen Aufrührern vorgingen. In 15 Fällen wurden in Gelsenkirchen bei Mitgliedern des Selbstschutzes Verwundungen durch französische Infanteriegeschosse festgestellt. Daß die Franzosen bei der Entfachung und Unterstützung einer solchen Bewegung mit ausgesprochen russisch-bolschewistischer Tendenz ihr eigenes Land in das allgemeine Chaos am furchtbarsten mit hineinreißen, scheinen die gegenwärtigen, durch wildesten Fanatismus geblendeten „Politiker“ in Paris nicht zu erkennen. Die Welt aber steht als unschlüssiger Zuschauer dabei, bereit, in krankhafter Willenslähmung dem allgemeinen Untergange entgegenzugehen.

Ringwaldt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Belt. — Der zweite Abschnitt des großen Krieges. (Sept. 1914 bis Mai 1915.) Von J. C. van den Belt. [Oberst a. D. d. niederländischen Armee.] 106 S. Mit 9 Kartenskizzen. Berlin 1923, E. S. Mittler & Sohn. (GZ. 2,4.)

Bernhard. — Wirtschaftsparlamente. Von den Revolutionsräten zum Reichswirtschaftsrat. Von Georg Bernhard. (Chefredakteur der „Vossischen Zeitung".) 142 S. Wien 1923, Rikola-Verlag. (GZ. 4,—.)

Boldt. — Iwan Kuklinow. Roman von Johannes Boldt. (Abenteuer-Roman.) 295 S. Leipzig 1923, Deutsche Verlags-Anstalt.

Brand. — Ernst Lissauer. Von Guido K. Brand. 139 S. Stuttgart 1923, Deutsche Verlags-Anstalt.

Brandis. — Der tolle Christian. Ein Heldenbild aus dem Dreißigjährigen Kriege. Von Lilli v. Brandis. 64 S. Mit Porträt und zwei Zeichnungen von Ella Bohnstedt. Bad Harzburg, Paul Rosdorff.

Breitenberg. — Weckrufe an das deutsche Volk aus den Stimmen seiner Dichter. Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Rudolf Breitenberg. 41 S. Berlin 1923, Dob-Verlag.

Das. — India in World Politics by Taraknath Das, A. M. 137 S. New York, B. W. Huebsch.

Das Buch des Lebens. Ein Ruf an die Lebendigen und die Toten. Von einer Auferstandenen. 257 S. Rudolstadt 1923, Der Greifenverlag.

Deter. — Abriß der Geschichte der Philosophie von Chr. Joh. Deter. 13. Auflage neu bearbeitet von M. Frischeisen-Köhler. 247 S. Berlin-Grunewald 1923, Dr. Walther Rotschild.

Deulin. — Erzählungen des Königs Gambrinus. Aus dem Französischen des Charles Deulin ins Deutsche übersetzt von Frdr. v. Oppeln-Bronikowski. 218 S. Jena 1923, Eugen Diederichs.

Francke. — Die Kulturwerte der deutschen Literatur von der Reformation bis zur Aufklärung von Kuno Francke. 638 S. Berlin 1923, Weidmannsche Buchhandlung. (Gbd. Gz. 9.)

Giolitti. — Denkwürdigkeiten meines Lebens. Von Giovanni Giolitti. Mit einem Briefe Giolittis an den Übersetzer als Einleitung und einem Charakterbild G.s, übersetzt von Wolfg. C. Ludwig Stein. 280 S. Stuttgart 1923, Deutsche Verlagsanstalt.

Hajek. — Die Hecatombe Sententiarum Ovidianarum des Valentin Franck von Franckenstein von Dr. Egon Hajek (Südosteuropäisches Forschungsinstitut. Sektion Hermannstadt. I). 111 Seiten. Hermannstadt 1923, Verlag des Südeuropäischen Forschungsinstitutes. (40 Lei.)

Harrer. — Die Hand hinter der Welt. Roman von Armin Harrer. 232 S. Leipzig 1923, Ernst Keils Nachf.

Hauer. — Kumbuke. Erlebnisse eines Arztes in Deutsch-Ostafrika von August Hauer. 329 S. Mit 8 farb. Tafeln u. 22 Tuschzeichnungen von C. Gregorius. 2. Aufl. Berlin 1923, Reimar Hobbing.

Kaßner. — Essays von Rudolf Kaßner. 210 S. Leipzig 1923, Insel-Verlag.

Kühn. — Wir Frauen. Von Dr. Lenore Kühn. 177 S. Langensalza 1923, Hermann Beyer & Söhne. (Gz. 4,25 × Schlüsselzahl 1400.)

Lissauer. — Flammen und Winde. Neue Gedichte und Gesänge von Ernst Lissauer. 107 S. Stuttgart 1923, Deutsche Verlagsanstalt.

Mohrhenn. — Friedrich Hebbels Sonette von Dr. Alfred Mohrhenn (Hebbel-Forschungen Nr. XI). Berlin 1923, B. Behrs Verlag Friedrich Feddersen. (Gz. 2,80.)

Pokorny. — Die älteste Lyrik der grünen Insel. Aus dem Irisch-Keltischen übertragen von Julius Pokorny. 130 S. + VI. Halle 1923, Max Niemeyer. (Gz. 3.—, gbd. 4,—.)

Schäfer. — Der Niederrhein und das bergische Land. Von Wilhelm Schäfer. 112 S. Rudolstadt 1923, Der Greifenverlag.

Schnyder. — Hebbel und Rötscher unter besonderer Berücksichtigung der beiderseitigen Beziehungen zu Hegel von Dr. Walter Schnyder (Hebbel-Forschungen Nr. X). Berlin 1923, B. Behrs Verlag Friedrich Feddersen. (Gz. 3,—.)

Schubring. — Die Architektur der italienischen Frührenaissance von Paul Schubring. 110 S. mit 76 Abb. München, Hugo Schmidt. (Gz. gbd. 5.—, Hleder 10.—)

Solms. — Vor der Zeit. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Bernhard Solms. 96 S. Freiburg i. Br., Pontos Verlag. (Gz. 2,—.)

Stoll. — Der Maler Joh. Friedrich August Tischbein und seine Familie. Ein Lebensbild nach den Aufzeichnungen seiner Tochter Caroline von Professor Dr. h. c. Adolf Stoll. 240 S. mit 23 Tafeln. Stuttgart 1923, Strecker & Schröder.

Süß. — Dat Wettlopen twüschen den Swinegel un den Hasen up de lüttge Heid bi Buxtehude (mit acht Bildern von Gustav Süß), hochdeutsch und plattdeutsch. Bremen, Carl Schünemann.

Takeutschi. — Die Wahrheitssucher. Gespräche und Betrachtungen eines Japaners. Von X. Takeutschi. Eingeleitet von W. Solf. 154 S. Leipzig 1923, Insel-Verlag.

Wallace. — Chick by Edgar Wallace. 296 S. Leipzig 1923, Bernhard Tauchnitz (Edition, Vol. 4601). (3500,—.)

Wells. — Men like Gods by H. G. Wells. 298 S. Leipzig 1923, Bernhard Tauchnitz (Edition, Vol. 4600). (3500,—.)

Wettstein. — Die deutschen Kolonien an der französischen Riviera. Erinnerungen einer Deutschen von der Riviera. Von Frau Pfarrer Emma Wettstein. 36 S. (Schriften des Deutschen Ausland-Instituts, A. Bd. 11.) Stuttgart 1923, Ausland- und Heimat-Verlags-A.-G.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Wilhelm Sollmann, M. d. R., Berlin. — Iwan Bunin. — Wirkl. Geheimer Regierungsrat Dr. Wilhelm Schelcher, Exzellenz, Dresden. — Dr. Johannes Guthmann, Mittel-Schreiberhau. — Studienrat Dr. Wilhelm Böhm, Berlin. — Univ.-Professor Dr. J. K. von Hößlin, München.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Politik der Entmannung

Von

Peter Zingen

Seit 1914 kämpft Deutschland einen Kampf auf Leben und Tod. Eine kurze Zeit — vielleicht ein Jahr — riß diese Erkenntnis das ganze Volk empor; es spürte, daß man ihm ans Leben wollte, es spürte das bis in die letzte Ader. Und es wehrte sich, mit einer Kraft, die der Weltmeute Mut und Siegeshoffnung nahm. Wer sorgte da um sein Leben, um Geschäft, um gutes Essen und Trinken? Dann aber kam's anders. Es kam die Ermüdung, die Unlust. Man wurde zage, zögernd. Man begann nach Krämerart den Einsatz zu berechnen, den Einsatz an Leben, Blut und Gut. Kampf auf Leben und Tod — nun ja, ums Leben kämpfte man — aber um den Einsatz des eigenen Lebens, war das nicht etwas zu viel verlangt? Und dieser Krämergeist fraß sich ins Volk, er gebar das Heer der Feigen.

Millionen standen draußen fest, unerschüttert. Sie berechneten nicht, sie wogen nicht das eigene bißchen Leben gegen das Ganze ab. Sie standen und kämpften, warfen das Leben dem Tod vor die Füße, weil sie in ihrem Blut, ihrem Instinkt das gewaltige „Muß" spürten, auf dem das Leben der Völker ruht und wächst, in ewigem Fluß. Kampf auf Leben und Tod — sie fühlten, ihr Tod mußte sein um des Lebens willen, des Lebens aller, die aus ihrem Blut wachsen sollten. Der Geist der Millionen Kämpfer durch die Jahrhunderte vor ihnen war in ihrem Blute lebendig. Sie fühlten, daß ein Leben ohne Freiheit der Tod des Volkes sein würde. In ihnen empörten sich die kommenden Geschlechter gegen ein Schicksal der Versklavung und Vergewaltigung, das zum geistigen und völkischen Tod führen mußte.

Aber die stummen Träger dieser Erkenntnis und Verantwortung verbluteten draußen. Ihre Zahl schrumpfte immer mehr zusammen. Der Rechnenden, die Leben und Geschäfte sorglich hüteten, wurden immer mehr. Sie dachten nicht an alle, an die Zukunft aller, sie dachten nur an sich, an ihr tägliches Leben, an Essen, Geld und Verdienen, sie dachten nur an das Heute. Sie suchten die Blutopfer und Lasten auf die „andern" abzuwälzen. Sie fühlten sich nicht eins mit den „andern", sie waren nicht bereit, Not und Leid zu teilen.

Man muß sich dies vor Augen halten, wenn man das Ungeheuerlichste begreifen will, was das deutsche Volk durch Unterschrift unter den Versailler „Vertrag" zuließ: den Raub deutschen Landes, die Versklavung und Vernichtung von Millionen deutscher Volksgenossen. Ist's zu verwundern, daß man sich nicht sonderliche Gedanken machte über die Auslieferung des Rheinlandes an die Franzosen? Das deutsche Volk begriff überhaupt nicht, was damit geschah. Es dachte nur in Revolutionsutopien; das heißt: Klassen und Parteien kämpften um politische und — materielle Macht, um — Geld.

O ja, es tobte von unten herauf Widerstand auf gegen diesen Selbstmord, Widerstand aus unverdorbenen Instinkten. Aber für die Massen war der Krieg „erledigt". Sie waren für eine Politik der „gegebenen Verhältnisse". Sie waren für

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unterwerfung und „Frieden", für ein Fügen in das „Unvermeidliche". Sie waren für Bezahlung der „Kosten", da jeder glaubte, es auf den „andern" abschieben zu können.

Bezahlung mit Ehre und Freiheit, was war das groß! Alte Phrasen! Gewiß, es erschien hart, aber man tröstete sich mit den deutschen Heldentaten während des Krieges; man wertete sie als „ohne Beispiel in der Geschichte". Man betrog das Gewissen mit jämmerlichem Eigenlob. Voran die, welche fern von Gefahr und Schuß gestritten. Kolonien, Handelsflotte? — Die Massen traf das ja gar nicht. Das Vermögen der Auslanddeutschen? — mochten sie zusehen. Heer, Wehrmacht? — fort mit dem „preußischen Militarismus", der an allem Unglück schuld war! Die „Republik" würde die Verbrüderung mit den „ehemaligen" Feinden bringen.

Aber die Feinde rissen deutsches Land, Millionen Deutscher aus dem Volkskörper, sie verlangten „Abstimmungen", um noch mehr rauben zu können. Was sollte man tun? Man war ja machtlos, mußte sich unterwerfen, um „das Ganze nicht zu gefährden". Unter den „gegebenen Verhältnissen" war eben nichts zu machen. Es war ja hart — aber . . . Man protestierte ja laut und leidenschaftlich „vor aller Welt" gegen das „schreiende Unrecht".

Es gab Männer, die wieder zu den Waffen greifen wollten, aber es wäre ja „Wahnsinn" gewesen unter den „obwaltenden Umständen".

Und so kam es, wie es kommen mußte. Man entwaffnete sich nicht nur, man ließ sich nicht nur berauben, stimmte nicht nur einer Knechtung und Aussaugung auf Jahrzehnte zu — man tat damit viel, viel Schlimmeres: man begann sich selber zu entmannen. Man sah die Gefahr nicht, daß ein Volk, das sich selber zum Knecht macht, schließlich den kommenden Generationen eine Knechtesseele vererben muß. Ein immer geprügelter Hund duckt sich, wenn ihm die Peitsche nur gezeigt wird. War's in den vier Jahren „Frieden" anders?!

Und die Feinde, vor allem Frankreich und seine Trabanten, begriffen schnell. Sie förderten und beschleunigten diesen Entmannungsprozeß. Sie haben uns getreten und geschlagen, mit unserer Ehre und Freiheit Schindluder getrieben, wo immer es möglich war. Hundertmal haben sie Verträge, göttliches und menschliches Recht mit Füßen getreten — in Oberschlesien, im Saargebiet, um nur zwei Namen zu nennen. Und sie verrechneten sich nicht. Das deutsche Volk duckte sich, nahm die Prügel hin mit gebogenem Rücken. Und trotz alledem, es gab und gibt heute noch Deutsche, die an eine „friedliche Verständigung" mit Frankreich glauben!

Die fürchterlichste Sünde wider den Geist aber hat das deutsche Volk an den Rheinländern begangen. Es lieferte sie der Gewalt, der Annexionspolitik Frankreichs aus. Es lieferte sie aus durch Vertrag. Es band den Rheinländern die Hände, machte sie wehrlos zum Objekt der Verwelschungspolitik. Es gibt da kein Beschönigen und Entschuldigen. Wir wußten, daß die Franzosen die Rheinlande rauben wollten. Wir kannten ihren Haß und ihre Raubgier, wir kannten die Mittel der Gewalt und „Propaganda", ehe der Versailler „Vertrag" unterschrieben wurde. Der Putschversuch Dortens am 1. Juni 1919, die politischen Treibereien Mangins und Gérards zeigten, was die Rheinlande zu erwarten hatten. Wir kannten die Artikel, die am 12. März 1919 die französische Regierung der sogenannten Friedenskonferenz vorlegen ließ. Wir wußten, daß darin verlangt wurde:

„Deutschlands Westgrenze ist der Rhein, Deutschland verzichtet auf jede Souveränität und Zollgemeinschaft mit den linksrheinischen Gebieten. Die Gebiete links des Rheins — mit Ausnahme von Elsaß-Lothringen — werden zu einem oder mehreren unabhängigen Staaten zusammengefaßt, die unter dem Schutz des Völkerbundes stehen."

Die verantwortlichen Männer kannten auch die Forderungen des Generals Foch, die er bereits am 27. November 1918 in einer Denkschrift aufstellte. Wir

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lassen sie wörtlich folgen, wie sie im Buch von Mermeix: „Der Kampf der Drei" veröffentlicht sind:

„Dergegenwärtigt man sich, daß der 49½-Millionen-Bevölkerung Frankreichs, Belgiens und Luxemburgs 70 Millionen Deutsche jenseits des Rheins gegenüberstehen (die 5½ Millionen Einwohner des linken Rheinufers sind hier nicht mitgezählt), so folgt daraus, daß es auf dem linken Rheinufer keine neutralen Staaten geben kann.

Die ganze Bevölkerung des linken Rheinufers muß bereit sein, die Waffen zu ergreifen, um eine Drohung Deutschlands sofort zu parieren.

Selbst vom Standpunkt der Verteidigung aus ist die Neutralität eine Unmöglichkeit. Die brauchen eine bewaffnete Neutralität, die mit den Nachbarstaaten zusammenarbeitet.

Alle Bewohner des linken Rheinufers: Belgier, Elsässer, Lothringer, Luxemburger, Rheinländer und Franzosen müssen sich zu einer gemeinsamen militärischen Organisation verschmelzen, die die Verteidigung des als Grenze gewonnenen Rheines sichert."

Lloyd George faßt die Absichten Frankreichs im Rheinland folgendermaßen zusammen:

„Die jungen Rheinländer sollen so erzogen und ausgebildet werden, daß sie in die belgische und französische Armee eintreten und gegen ihre Landsleute vom anderen Rheinufer kämpfen können."

Und trotzdem man das wußte, voraussehen mußte, unterschrieb man einen Vertrag, der die Rheinländer diesen Räubern, die vor nichts zurückschreckten, auslieferte. Wehrlos, mit gebundenen Händen, rechtlos und schutzlos auslieferte; 15 Jahre lang, vielleicht noch länger. Denn derselbe Vertrag läßt ein Hinausschieben der Besatzungsfristen zu, wenn „die Sicherheiten gegen einen nicht herausgeforderten Angriff Deutschlands . . . nicht als ausreichend betrachtet werden . . ."

Noch heute, nach sechs Monaten Ruhrbesetzung, weiß das deutsche Volk nicht, zu welch furchtbarem Geschick es die Rheinländer verdammt hat. Kein Mensch sieht, daß man die Rheinländer zur Folter verurteilte, auf der sie tot oder gebrochen eine Beute Frankreichs werden sollen. Kann denn kein Mensch begreifen, was das heißt, täglich, stündlich fremder Gewalt ausgeliefert zu sein? Sich nicht wehren zu dürfen, immer, immer sich ducken zu müssen? Und nichts dagegen reden, nichts dagegen schreiben zu dürfen; Tag und Nacht sich beobachtet, bespitzelt und überwacht zu fühlen; keinen Menschen trauen zu können; täglich der Verhaftung oder Ausweisung gewärtig sein zu müssen.

Und dazu noch das fürchterliche Gefühl, daß all diese Leiden, diese Folterqualen umsonst sind, daß man „drüben" keine Zeit und kein Verständnis, keine Teilnahme dafür hat. Von Hilfe gar nicht zu reden. Für selbstverständlich wird das alles genommen, daß Millionen sich müssen drücken und knechten lassen, damit das „Ganze nicht gefährdet" werde. Und was tut dieses Ganze, das einem Teil ein solches Los zudiktiert? Es spielt mit Revolution, Hunger und Untergang; es zermürbt die letzten Kräfte des Volkes in Partei- und Klassenhader. Es schachert um Milliarden, Garantien und Sicherheiten. Einer sucht Lasten und Hungerlos auf den andern abzuwälzen.

Für dieses Volk muß das besetzte Gebiet sich schinden, für diese „Politik" muß es sich am lebendigen Leibe herumexperimentieren lassen, wie man ihm am schnellsten sein deutsches Blut abzapfen und fremden Geist einimpfen könne. Auf den Seziertisch gebunden durch den irrsinnigen Versailler „Vertrag". Stück für Stück seiner Widerstandsfähigkeit, seiner Widerstandsmittel hat Frankreich dem rheinischen Volk genommen. Die Ordonnanzen und Verordnungen der Rheinlandkommission dienen nur diesem Zweck. In jedem Landstädtchen sitzen Delegierte dieser Kommission und „überwachen" die deutsche Verwaltung und Bevölkerung. Das heißt, sie tun nichts seit Jahren, als die Maschen des Netzes zusammenzuziehen, das aus Gewalt und wirtschaftlichem Druck, aus Lockungen und Vorteilen geschlungen ist.

Was taten Regierung und Volk gegen diese Verordnungen, die Freiheit und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kraft des rheinischen Volkes immer mehr knebelten und lähmten? Man protestierte, weiter nichts. Kein: bis hierher und nicht weiter! Nicht einmal das Primitivste, das unbedingt Notwendige, die Erklärung an die Rheinländer: Kraft der deutschen Souveränität im deutschen Rheinlande, die selbst im Versailler Vertrag festgelegt ist, erklären wir diese Übergriffe für vertragsbrecherisch und entbinden euch ausdrücklich der Gehorsamspflicht. Wir fordern von euch vielmehr, daß ihr euch diesen Verordnungen widersetzt. Nichts davon. Nicht einmal den deutschen Behörden wurde die Mitwirkung untersagt. Die Franzosen sahen, daß sie die Rheinlande ungehindert einfesseln könnten, bis sie wehr- und machtlos dem letzten und entscheidenden Gewaltstreich zum Opfer fallen mußten, der Rheinischen Republik, der Annexion.

Wie weit es bis heute gekommen, das zeigt eine Parallele zwischen dem 1. Juni 1919 und heute. Am 1. Juni 1919 rief Dorten die Rheinische Republik aus. Die Rheinländer erledigten den Putschversuch an einem einzigen Tage. Ein Generalstreik brachte das ganze Wirtschafts-, Verkehrs- und Verwaltungsleben zum Stillstand. Die Bevölkerung sagte: nein, und die Franzosen mußten kapitulieren. Und heute? Heute wäre das rheinische Volk machtlos. Die Bahnen sind in französischen Händen, die Verwaltung ist so gut wie lahmgelegt, das Wirtschaftsleben ebenfalls. Das besetzte Gebiet ist ringsum abgesperrt, der Verkehr innerhalb des Gebietes unterbunden. Die Truppenzahl ist verdoppelt und sorgfältig übers ganze Land verteilt. Die Führer sind im Gefängnis oder ausgewiesen, die Presse ist mundtot gemacht. Läßt morgen Frankreich durch die Separatisten die Rheinische Republik ausrufen, so kann die Bevölkerung nichts dagegen unternehmen. Sie kann nur noch einen passiven Widerstand leisten, keinen aktiven mehr wie am 1. Juni 1919. Sie könnte die Bildung einer rheinischen Regierung nicht verhindern, ebensowenig das Aufziehen einer rheinischen Verwaltung. Und — es muß gesagt werden — es fänden sich — außer dem kleinen Kölner Bezirk — überall Separatisten, bezahlte Verräter, Konjunkturpolitiker und Ängstliche genug, die Gefolgschaft leisten würden. Ein paar Beispiele sollen als Schlaglichter zeigen, wie es in einzelnen Teilen des Rheinlandes steht:

„In Cochem an der Mosel, wo die Moselbahn durch einen der größten Tunnels Deutschlands fährt, haben die Franzosen für Besatzungstruppen und Eisenbahner in den Geschäften Einrichtungsgegenstände und Hausrat beschlagnahmt. Der Beigeordnete Schulte ließ die Sachen durch städtische Arbeiter und städtisches Fuhrwerk in die Wohnungen schaffen, aus denen die deutschen Eisenbahner vertrieben waren.

Ebenfalls in Cochem hatten die Franzosen, wie überall, bekanntgegeben, Hauseigentümer, bei denen Möbel der ausgewiesenen Eisenbahner untergestellt seien, müßten dies den Gemeindebehörden zur Weitergabe an die Besatzungsbehörden melden. Allen denen, die diesem Befehl nicht nachkommen sollten, wurde die Ausweisung als Strafe angedroht. Auf Drängen des Bürgermeistervertreters ist die Cochemer Bürgerschaft restlos diesem Befehl nachgekommen. Der Hauptbahnspediteur hat darauf mit städtischen Fuhrwerken die Möbel in die Wohnungen der Franzosen geschafft.

In Serrig an der Saar hat der Ortsvorsteher durch den Polizeidiener einen Bahnwärter beauftragt, abends zum Bahnüberwachungsdienst anzutreten. Ebenso wurde ein Stationsmeister aus Schoden vom Ortsvorsteher zur Wiederaufnahme des Dienstes schriftlich aufgefordert.

Nach Beschlagnahme der staatlichen Forsten haben die Franzosen Holzversteigerungen abzuhalten versucht. In der Eifel und auf dem Hunsrück haben die Bauern sich nicht gescheut, von den Franzosen für ein Spottgeld Unmengen von Holz zu kaufen."

Es sei ausdrücklich betont, daß dies alles Ausnahmefälle sind. Aber sie häufen sich. Überall, besonders in kleineren Orten und auf dem Lande, zeigt sich, daß die dauernde Bedrückung und Furcht die Menschen mürbe macht. Die einen wollen Haus und Hof nicht verlieren durch „Ungehorsam" den französischen Befehlen gegenüber. Die Bauern brauchen Holz, sie wollen sich nicht einschränken und mit den Gemeindewäldern begnügen. Es wäre verkehrt, anzunehmen, diese Zermürbten, Ängstlichen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Bedenkenlosen seien alle Separatisten oder Franzosenfreunde. Sie sind nur mürbe gemacht. In ihnen zeigen sich die Folgen einer 4½jährigen Entmannung. Das muß einmal offen und rücksichtslos ausgesprochen werden. Verhängnisvoll war, daß sich das deutsche Volk durch Waffenstillstand und „Friedensvertrag" entwaffnete. Daß es einen politischen Weg beschritt, der zur Entmannung, zur — Feigheit des ganzen Volkes führen muß. Zu viel Schlimmerem hat man das rheinische Volk verdammt. Durch den Versailler „Vertrag", durch die Besatzungstruppen und Rheinlandkommission ist es zwangsweise zur Entmannung verurteilt. Vertraglich, rechtlich, wenn man will. Verurteilt zum stummen Sichducken und Krümmen, zum stummen Hinnehmen von Zwang und Prügel. Jede Kreatur, die mißhandelt wird, wehrt sich, verteidigt sich. Sie muß das, sonst wird sie zum Sklaven des Stärkeren, des Herrn. Es bricht in ihr etwas entzwei, ihre Seele. Und sie wird zu einer Sklavenseele.

Darum griff die rheinische Bevölkerung mit solchem Ungestüm, mit solcher Erbitterung und mit dem Mut der Verzweiflung im Januar zum Widerstand. Es war für sie nach 4½ Jahren stummen Duldenmüssens eine Erlösung. Der Haß durfte sich endlich entladen. Sie hatten es instinktiv gefühlt, daß ein Haß, der nicht würgen kann, die Menschen zum Heucheln, zum Hinterhältigsein verdammt. Das aber ist der Weg zur Feigheit.

Ich weiß, das ist ein hartes Wort. Ich weiß, daß die Rheinländer sich sträuben gegen die drohende Zermürbung, gegen das Schwachwerden, aus ewigem Krümmen und Hinnehmen geboren. Ich weiß, daß sie es nicht wahrhaben wollen. Und das ist begreiflich nach diesen sechs Monaten Kampf und ist gut so.

Aber es gibt genug Einsichtige, die mit mir die Gefahr sahen und die Gefahr in der Zukunft noch sehen. Das sind die gleichen Männer aus dem besetzten Gebiet, die leidenschaftlich von der Regierung verlangten, den Versailler Vertrag als gebrochen und zerrissen zu erklären. Die ihre Landsleute aus den Fesseln des Duldenmüssens von Vertrags wegen endlich befreit sehen wollen. Sie wissen ganz genau, daß eine völlige Befreiung von dem fremden Joch nicht von heute auf morgen zu erhoffen ist. Aber sie sehen die Zeit für gekommen, die Ketten zu sprengen, in die sie der Vertrag und all die Befehle, die Verordnungen, all die Kommissionen und Delegierten geschmiedet. Darum ringt und leidet jetzt das ganze rheinische Volk. Es will frei sein, frei! Die Millionen denken nicht daran, früher ihren Widerstand aufzugeben. Sie wollen nicht mehr unter das Joch kriechen. Sie werfen Leben, Haus und Heimat, Existenz in die Schanze. Nur nicht mehr zu diesem Hundeleben verdammt werden! Das Ende wäre Verzweiflung.

Die Rheinländer wollen nicht mehr über sich bestimmen lassen, weder von der deutschen Regierung noch von den fremden Bedrückern. Sie wollen nicht mehr an sich herumexperimentieren lassen, wollen nicht mehr Schacher-, „Sicherungs"- oder Tauschobjekt sein. Sie kehren sich nicht an den Kampf um Reparationsmilliarden, um Garantien und Sicherheiten. Was soll ihnen der verfluchte Mammon, wenn es um ihre Freiheit, um das Deutschtum ihrer Kinder geht. Was liegt ihnen an Pfändung von Zöllen und Staatseigentum, an fremder Beteiligung an deutschen Industriewerken; wie die Reparationsfrage gelöst wird, ist ihnen — ja, sagen wir es! — ist ihnen gleichgültig. Nur frei wollen sie sein, frei von Zwang und Druck, frei von der Gefahr der Vergewaltigung. Sie wollen sich nicht bei lebendigem Leibe weiter entmannen lassen.

Und in diesem Kampf um ihre Freiheit aber sind die Rheinländer bis heute auf sich allein gestellt. Sie fühlen sich im Stich gelassen. Schlimmer noch, sie müssen sehen, daß drüben das ganze Volk den tiefsten Sinn ihres verzweifelten Ringens gar nicht begreift. Ihr Kampf wird lediglich als eine Unterstützung, als eine

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Parallelaktion des passiven Widerstandes gegen die Ruhrpläne Frankreichs angesehen. Die Regierung selbst will ja nur die „Wiederherstellung der vertraglichen Zustände". Es ist zum Verzweifeln, zum Irrsinnigwerden. Man hat nichts eingesehen, nichts begriffen. Die „vertraglichen Zustände", das ist alles, was man den Rheinländern als Kampfpreis geben will. Man erwartet einfach von ihnen, daß sie sich peinigen lassen bis aufs Blut, um sich nachher wieder geduldig und „vertragsmäßig" entmannen zu lassen.

Und wenn noch das unbesetzte Deutschland wenigstens in dem Ringen um das Ruhrgebiet in Kampf-, Not- und Opfergemeinschaft mit der Front an Ruhr und Rhein stände. Daß Gott erbarm! Heißa, juchheia, dudeldumdei, da geht's hoch her . . .! Man flucht aller Not und Beschränkung; freiwillig aus Opfergeist, aus einem Begreifen, um was der Kampf geht — die Masse denkt gar nicht daran, etwas auf sich zu nehmen. Ein Sich-Verbunden-Fühlen mit der Not der Kämpfer — keine Spur davon. Von dem Geist der Front vollends ist nicht ein Hauch zu spüren. Man lebt nach den „gegebenen Verhältnissen" — verdammtes Schlagwort! Man hat beim Lesen der Zeitungen zornige Aufwallungen, man knirscht, wenn's hoch kommt, mit den Zähnen, ballt die Fäuste — und geht seinen Geschäften und Vergnügungen nach. Nicht Gemeinschaftsgeist, nicht Opferwillen und ein stärkender Atem der Tat weht hinüber in die Kampfgebiete — der Geruch eines faulenden Volkskörpers ist es, der nur zum Ekel und zur Verzweiflung reizen kann. Kein Wunder, daß die Rheinländer, die herüberkommen, die „Volksgenossen" nur noch als „Pack" bezeichnen.

Die Rheinländer müssen ihren Kampf allein ausfechten. Noch hoffen sie, noch! Sie hoffen, daß man sie endlich verstehen wird, daß man sie nicht weiter zur Entmannung durch „Wiederherstellung der vertraglichen Zustände" verurteilen wird. Sie hoffen, daß die bittere Not, die Verzweiflung, die vor der Türe stehen, vielleicht in letzter Stunde das deutsche Volk aus dem Irrentanz aufrütteln werden. Sie kämpfen weiter, allein, wie bisher, und still, verbissen. Sie wollen sich ihre deutsche Seele nicht „umkneten" lassen in eine franko-keltische, wie Barrès die französische Politik so schön und harmlos maskiert. Sie wollen nicht, daß aus dem Schoß ihrer Frauen und Töchter Kinder geboren werden, die einmal die Waffen gegen ihre Brüder rechts des Rheins kehren sollen. Denn ihre Blutsbrüder sind es, trotz allem.

Und sie wissen seit langem, was man drüben noch nicht eingesehen hat, daß die Rheinländer einen Kampf kämpfen für das ganze Volk. Einen Kampf nicht um die Ruhr allein und gegen französische Raubgier, sondern einen Kampf um den echten deutschen Geist, um verlorenen Mannessinn und Mannesmut, um den harten Willen zur Freiheit, der Bajonette und Kanonen zerbricht.

Sie kämpfen und hoffen. Nicht der Franzose kann ihren Willen brechen, nie wird er ihn brechen können. Wenn das rheinische Volk dem Schicksal der Versklavung verfallen sollte, seine Schuld wird es nicht sein, sondern die Schuld des deutschen Volkes. Das aber gräbt sich damit sein Grab — ein verdientes Ende. Und jenseits? Unsere Hoffnung steht auf dem heiligen Geist, der aus dem Grenzdeutschtum herauswächst.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Ferne Osten

Von

Heinrich Schnee

Nach dem Ausscheiden Rußlands aus der vordersten Reihe der ostasiatischen Politik werden die Probleme des Fernen Ostens in erster Linie durch die divergierenden Interessen Japans und der Vereinigten Staaten von Amerika bestimmt. Für Japan handelt es sich um die Notwendigkeit, für die ständig anschwellende Bevölkerung des räumlich beschränkten Inselreichs Nahrung und Unterhalt zu sichern, was nur im Wege der Expansion geschehen kann. Die Vereinigten Staaten ihrerseits sind für ihre wachsende Industrie und ihren Handel auf die Erhaltung der ostasiatischen Märkte und der Verbindungswege dahin durch den Stillen Ozean angewiesen. So kreuzen sich die Wege der beiden Großmächte im Pazifischen Meer und auf dem ostasiatischen Festland. Als dritte Hauptmacht in diesem Teil der Welt tritt England hervor. An den Stillen Ozean grenzen die britischen Dominions Kanada, Australien und Neuseeland, sowie verschiedene sonstige englische Besitzungen. An China ist es durch seinen altfundierten und ausgedehnten Handel und sonstige Beziehungen interessiert. Sein Verhältnis zu Japan ist für England auch im Hinblick auf seine sonstige Stellung in Asien, besonders in Indien, von größter Bedeutung.

Die japanische Bevölkerung nimmt jährlich um 600 000 bis 700 000 Köpfe zu. Der vorhandene Grund und Boden vermag diesen Bevölkerungszuwachs nicht zu ernähren. Es ist für die Schwere des Problems bezeichnend, daß ein japanischer Autor von wissenschaftlicher Bedeutung [1]) die einzige Lösung der japanischen Bevölkerungsfrage in einer Geburtenbeschränkung erblickt. Wie die Dinge liegen, ist Japan darauf angewiesen, wie England, Belgien, Deutschland und andere dicht bevölkerte Länder in Europa, seine überschießende Bevölkerung aus Mitteln zu ernähren und zu erhalten, die nicht innerhalb der Landesgrenzen erzeugt werden.

Der bei Übervölkerung nächstliegende Weg, den europäische Völker zu verschiedenen Zeiten im größten Maßstabe beschritten haben und noch beschreiten, die Auswanderung in fremde Länder, ist Japan fast vollständig verschlossen. Die nach ihren klimatischen Verhältnissen am ehesten für die Japaner geeigneten Länder sind im Besitz der angelsächsischen Rasse, welche den Japanern, wie überhaupt den Angehörigen der gelben Rasse, mit äußerster Energie den Zutritt verwehrt. Für die weiße Rasse ist es eine Lebensfrage, jene nicht zuzulassen. Der Weiße ist der Konkurrenz des ungleich bedürfnisloseren, arbeitsamen Chinesen oder Japaners nicht gewachsen. Die unbeschränkte Zulassung der letzteren müßte den schließlichen Verlust der betreffenden Gebiete für weiße Besiedlung nach sich ziehen. So ist in allen jenen von Weißen bewohnten Ländern am Stillen Ozean, auch in denjenigen, in welchen früher chinesische und japanische Einwanderung zugelassen war, eine strikte Absperrung an deren Stelle getreten. Das gilt nicht bloß für Kalifornien in den

[1]) Baron Kaikichi Ishimoto in der von Keynes 1922 herausgegebenen „Reconstruction in Europe", S. 356.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vereinigten Staaten, dessen Gesetzgebung mit scharfen Maßnahmen nicht nur gegen die neue Einwanderung, sondern selbst gegen die Betätigung der von früher her im Lande sitzenden Japaner vorgeht. Es ist ebenso der Fall in den Ländern, welche der Herrschaft des langjährigen Verbündeten Japans, nämlich Englands, unterstehen. Im Südkontinent ertönt der Schrei „Australien für die Australier". Die Abweisung der gelben Rasse ist dort und in Neuseeland genau so entschieden, wie in den Vereinigten Staaten von Amerika. Das gleiche gilt von dem diesen benachbarten Kanada. Allenthalben, wo Angelsachsen wohnen, stößt Japan für etwaige Auswanderungsbestrebungen auf unübersteigliche Schranken.

Der Auswanderung nach sonstigen Gebieten stellen sich Hindernisse anderer Art entgegen. Südamerika hat, vermutlich hauptsächlich aus klimatischen Gründen, keine große Anziehungskraft auf die Japaner entfaltet. Die Zahl der dorthin Ausgewanderten ist verhältnismäßig gering geblieben. Von sonstigen amerikanischen Ländern hat in erster Linie Mexiko japanische Auswanderer aufgenommen. Die Länder des asiatischen Festlandes sind entweder so dicht besiedelt, daß für eine japanische Einwanderung kein Raum sein würde, oder sie haben ein hartes Klima, welches den Japanern nicht zusagt. Das gilt schon von Korea und der Südmandschurei, in welchen Ländern die Japaner bereits seit längeren Jahren die Herrschaft ausüben, wie in noch weit höherem Maße für die weiter nördlich gelegenen kälteren Gegenden Sibiriens. So kommt es, daß es nur verhältnismäßig wenig wirkliche Ansiedler aus Japan in jenen Ländern gibt, die sich mit Familie zu dauerndem Verbleiben dort niederlassen. Außerdem fällt ins Gewicht, daß der Japaner im Landbau und als Arbeiter mit dem ihm gegenüber bedürfnisloseren, dabei leistungsfähigen Chinesen nicht konkurrieren kann.

Was endlich die Tropengebiete angeht, so ist die früher begehrte Auswanderung nach dem klimatisch günstigen Hawaii für die Japaner verschlossen worden, seitdem diese Inselgruppe unter amerikanische Herrschaft gekommen ist. Im übrigen sind die Tropenländer, soweit sie den Japanern offen stehen, entweder ungesund oder räumlich für eine Masseneinwanderung von Japanern nicht ausreichend. Dies letztere gilt von den kleinen deutschen Südseeinseln nördlich des Äquators, welche den Japanern als Mandat übertragen sind. Diese im Stillen Ozean über einen weiten Raum verteilten Inseln umfassen insgesamt nur eine Landfläche etwa von der Größe von Sachsen-Meiningen.

Entsprechend diesen Verhältnissen ist die tatsächliche Auswanderung aus Japan bisher verhältnismäßig gering gewesen. Die Gesamtzahl der außerhalb des Inselreichs lebenden Japaner belief sich 1920 auf rund 600 000, die jährliche Zunahme der Auslandjapaner (einschließlich der Geburten) auf 10- bis 20 000. Das sind gegenüber einer jährlichen Bevölkerungszunahme von 6- bis 700 000 Köpfen keine bedeutenden Zahlen. Da die Zunahme der Erzeugung von Nahrungsmitteln im Lande mit dieser Bevölkerungsvermehrung nicht Schritt hält, so bedarf Japan zur Ernährung seiner Bevölkerung eines steigenden Imports, besonders von Reis, dem Hauptnahrungsmittel der Japaner. Da das Land auch keinen großen Reichtum an Mineralien oder sonstigen Rohstoffen besitzt, so ist es klar, daß seine wachsende Bevölkerung nur durch Ausdehnung seiner Betätigung über die zu engen Grenzen des Mutterlandes hinaus erhalten werden kann.

An sich wäre es denkbar, daß eine solche Expansion rein wirtschaftlicher Art wäre, daß die Ergänzung der eigenen unzureichenden Ernährungsgrundlage im Wege des Absatzes von Industrieerzeugnissen im Auslande erfolgte. Weder der Stand der industriellen Entwicklung Japans, noch der Charakter des von Vaterlandsliebe erfüllten, an kriegerischen Tugenden reichen Volkes, noch endlich die geographische Lage des Landes begünstigten jedoch eine solche Lösung. In der Hauptsache erfolgte

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die japanische Expansion durch Waffengewalt, und zwar nach dem asiatischen Kontinent hin, auf dem das an Volkszahl gewaltige, aber an militärischer Kraft geringe chinesische Reich den modern geschulten japanischen Truppen keine gleichwertigen Kräfte entgegenstellen konnte. 1894/95 gewann Japan durch den Krieg mit China Formosa und Vorteile auf dem Festlande, wenngleich es einen Teil des Errungenen unter dem Druck der europäischen Großmächte wieder herausgeben mußte. 1904/05 warf es den russischen Nebenbuhler zurück und sicherte sich Korea und die Mandschurei. Am Weltkrieg nahm Japan als Verbündeter Englands teil. Es nahm 1914 Kiautschou und setzte sich in Shantung fest. Von der Entente hatte es die Zusicherung erhalten, in die sämtlichen deutschen Rechte in China einzutreten. Dem ohnmächtigen und zerrissenen China zwang es 1915 die berüchtigten 21 Forderungen auf, welche ihm eine Vormachtstellung im Reiche der Mitte verschaffen sollten.

Der Ausgang des Weltkrieges sah Japan, das auch wirtschaftlich während des Krieges einen bedeutenden Aufschwung genommen hatte, in einer dominierenden Stellung im Fernen Osten. Der frühere Rivale Rußland war infolge des Zusammenbruchs im Kriege und der bolschewistischen Revolution vorläufig ausgeschaltet. Selbst die Ostgestade Sibiriens standen dem japanischen Zugriff offen. Für die japanische Expansion bot sich ein weites Feld der Betätigung in China und bis nach Sibirien hinein. Dabei handelte es sich, wie schon die oben gemachten Bemerkungen erkennen lassen, nicht um die Verpflanzung eines Teils der bodenständigen Bevölkerung von Japan nach dem Kontinent, sondern in der Hauptsache um die Schaffung der Mittel zur Unterhaltung der wachsenden Einwohnerzahl in Japan. Die Mehrzahl der in jenen Gebieten tätigen Japaner sind Soldaten, Kaufleute, Unternehmer, Beamte und schließlich Vertragsarbeiter, die ohne Familie herüberkommen und später wieder nach Japan zurückkehren. Die japanischen Bestrebungen kommen praktisch darauf hinaus, große Teile des benachbarten Kontinents für den japanischen Handel und die japanische Ausbeutung zu monopolisieren.

Im Friedensvertrag von Versailles wurde die Konsequenz der Japan von der Entente gemachten Versprechungen gezogen. Deutschland mußte darin auf alle seine Rechte in Kiautschou und in Shantung zugunsten Japans verzichten. In den tatsächlichen Besitz jener Gebiete und Rechte hatte sich Japan schon während des Krieges gesetzt. Ebenso hatte es die deutschen Südseeinseln nördlich des Äquators, die Karolinen, Palau, Marianen und Marshallinseln während des Krieges in Besitz genommen. Bei der Verteilung der Mandate über die deutschen Kolonien wurden ihm diese Inselgebiete von dem Obersten Rat zugesprochen. So hatte es bei verhältnismäßig geringen Aufwendungen einen bedeutenden Gewinn aus dem Kriege davongetragen, nicht nur im Stillen Ozean, sondern auch auf dem asiatischen Festlande. Voraussetzung war allerdings, daß die auf Kiautschou und Shantung bezüglichen Bestimmungen des Versailler Friedens zur Ausführung gelangten. China, um dessen Grund und Boden es sich dabei handelte, verweigerte die Ratifizierung des Friedensvertrages und lehnte die japanischen Forderungen ab. Bei den bestehenden Machtverhältnissen hätte dies vielleicht keine ausschlaggebende Wirkung auf den Verlauf der Dinge gehabt. Aber auch die Vereinigten Staaten von Amerika ratifizierten den Friedensvertrag nicht und stellten sich diesen wie anderen Ansprüchen der Japaner ungünstig gegenüber.

Die japanische Expansion widerstreitet den Interessen der Vereinigten Staaten. Die unmittelbare Ausbreitung innerhalb des amerikanischen Machtbereichs, einschließlich Hawaiis, ist zwar durch Ausnahmegesetze unterbunden, aber sowohl im Stillen Ozean wie in China kreuzen sich die Bestrebungen der beiden Großmächte. Die Ausdehnung, welche Japan durch die Übertragung des Mandats über die deutschen Südseeinseln nördlich des Äquators nach Osten hin erhielt, machte sich für

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Amerika unangenehm fühlbar. Dies zeigte sich besonders in dem 1921 akut gewordenen Streit um die Kabelstation Jap in den Westkarolinen. Von dieser kleinen Insel führte seit 1905 ein Kabel der Deutsch-Niederländischen Telegraphengesellschaft nach Shanghai in China, ein weiteres nach Guam in den Marianeninseln (der amerikanischen Kabelstation für das den Stillen Ozean durchquerende amerikanische Kabel von San Franzisko nach Ostasien) und ein drittes nach Menado in Holländisch-Indien. Die Besitznahme Japs und der von dort ausgehenden Kabellinien durch die Japaner drohte die amerikanischen Kabelverbindungen in weitgehendem Maße zu beeinträchtigen. Sie entzog den Amerikanern die Benutzung der bisherigen deutsch-holländischen Kabel. Ein heftiger diplomatischer Kampf entstand wegen dieser Kabelstation, der erst später seine Beilegung fand.

Die Mandatsübertragung über die deutschen Südseeinseln bedeutet aber auch, abgesehen von den Kabelverbindungen, ein für die Vereinigten Staaten äußerst nachteiliges Zerschneiden ihrer Verbindungslinien mit den amerikanischen Philippineninseln sowie mit China. Direkt bedrohlich würde die Festsetzung der Japaner auf diesen Südseeinseln für die Vereinigten Staaten werden, wenn die ersteren dort zur Errichtung von Flottenstützpunkten schreiten würden, was zunächst in den Absichten Japans zu liegen schien. Die Machtstellung Amerikas im Stillen Ozean ist durch das japanische Vordringen bedroht. Es handelt sich um die Herrschaft auf dem größten Ozean der Erde, dessen Küsten in Zukunft eine weit größere Rolle zu spielen berufen sind als in vergangenen Zeiten.

In China laufen die Interessen der Vereinigten Staaten gleichfalls denen Japans entgegengesetzt. Amerika bedarf für seinen Handel und seine Industrie der offenen Märkte in Ostasien. Die im Jahre 1900 von dem amerikanischen Staatssekretär John Hay inaugurierte und seither immer wieder von amerikanischer Seite befolgte Politik der offenen Tür entspringt diesem Bedürfnis. Sie setzt die Erhaltung der Unabhängigkeit und territorialen Unversehrtheit Chinas voraus und ist demnach unvereinbar mit den Zielen der japanischen Expansionspolitik, welche nur in Erlangung politischer und wirtschaftlicher Sonderstellungen und Sonderrechte in China ihre Befriedigung finden kann. Die sich daraus ergebenden Differenzen traten bereits im Kriege hervor. Die Vereinigten Staaten protestierten 1915 gegen die Auferlegung der oben erwähnten 21 Forderungen Japans an China. Durch den Ende 1917 erfolgten Notenaustausch zwischen dem amerikanischen Staatssekretär Lansing und dem Vicomte Ishii wurde die Unabhängigkeit und territoriale Integrität Chinas und die offene Tür für den Handel bestätigt, jedoch erkannte die amerikanische Regierung an, daß Japan spezielle Interessen in China habe, besonders in dem Teil, mit dem seine Besitzungen zusammenliegen.

Da Japan trotz Nichtratifizierung des seine Rechte in der chinesischen Provinz Shantung bestätigenden Versailler Friedens durch China und Amerika Anstalten traf, dauernd in Kiautschou und Shantung zu bleiben, wurden die Reibungsflächen zwischen den Vereinigten Staaten und Japan noch vermehrt. Schließlich hatten die Japaner gegen Ende des Krieges infolge des Bürgerkrieges der russischen Parteien sich in Wladiwostok festgesetzt und von dort Truppen in das Innere Ostsibiriens vorgeschoben, sowie auch die nach dem Frieden von Portsmouth bei Rußland verbliebene Nordhälfte der Insel Sachalin besetzt. Auch dies lief den amerikanischen, auf die Erhaltung der freien Handelsmöglichkeiten in Ostasien gerichteten Wünschen zuwider.

Die amerikanisch-japanischen Gegensätze drohten sich allmählich so zuzuspitzen, daß die Gefahr eines kriegerischen Zusammenstoßes aktuell zu werden begann. Die Anregung, auf einer Konferenz einen friedlichen Ausgleich zu suchen und zugleich zu einer vertragsmäßigen Einschränkung der Seerüstung zu gelangen, ging von

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

England aus. Für dieses entstand aus der Entwicklung der Verhältnisse im Fernen Osten, besonders im Zusammenhang mit der Frage der Seemachtgestaltung, eine schwierige Lage. Seit 1902 stand es mit Japan im Bündnis, das in Krieg und Frieden bewährt war. Andererseits strebte die englische Politik nach freundschaftlichem Zusammenarbeiten mit den Vereinigten Staaten von Amerika. Beides ließ sich angesichts der zunehmenden Spannung zwischen Amerika und Japan immer schwerer miteinander vereinigen.

Auf der britischen Reichskonferenz 1921 bildete die Frage, wie eine etwaige Erneuerung des englisch-japanischen Vertrages mit der Stellung Englands zu Amerika zu vereinigen sei, den Gegenstand ernster, durch die verschiedenartige Haltung einzelner Dominions zu dem japanischen Problem erschwerter Verhandlungen. Den Ausweg aus diesen Schwierigkeiten, ebenso wie aus dem Dilemma des Wettrüstens zwischen den drei Hauptseemächten bot die auf englische Anregung erfolgende Einberufung der Konferenz nach Washington durch den Präsidenten Harding.

Auf der vom 12. November 1921 bis 6. Februar 1922 tagenden Washingtoner Konferenz sind außer dem Flottenabkommen, in dem die Zahlen der Flotten an Großkampfschiffen für England, Amerika, Japan nach dem Verhältnis 5 : 5 : 3 (für Frankreich und Italien 1,75) festgelegt wurden, einige wichtige Verträge zur Regelung der Probleme des Stillen Ozeans und des Fernen Ostens geschlossen worden. Von diesen bezieht sich das eine grundlegende Abkommen, das Viermächteabkommen, auf die Besitzungen der Großmächte im Stillen Ozean, das andere, das Neunmächteabkommen, auf die Stellung Chinas.

In dem zwischen England, Amerika, Japan und Frankreich geschlossenen, auf 10 Jahre unkündbaren Viermächteabkommen haben sich die genannten Mächte ihre Besitzungen im Stillen Ozean gegenseitig garantiert. Es ist darin vereinbart, daß sie im Falle der Bedrohung der Rechte einer derselben durch aggressive Handlungen irgendeiner anderen Macht sich über die dagegen einzeln oder gemeinsam zu ergreifenden Maßnahmen verständigen sollen. Ferner ist darin vorgesehen, daß bei Auftreten diplomatisch nicht zu regelnder Differenzen zwischen den Vertragsteilhabern eine Konferenz zur Schlichtung derselben zusammentreten soll. Der englisch-japanische Bündnisvertrag ist mit der Ratifizierung des Viermächteabkommens außer Kraft getreten, das letztere ist an die Stelle des Bündnisses der beiden Mächte getreten. Es zeigt sich hierin die anderweite Gruppierung der Mächte, auf welche weiter unten noch eingegangen wird. Mit Holland und Portugal, welche gleichfalls Besitzungen im Stillen Ozean haben, sind dem Inhalt des Abkommens entsprechende Noten von den vier Mächten ausgetauscht worden.

Das auf China bezügliche Neunmächteabkommen ist außer von China selbst von England, Amerika, Japan, Frankreich, Italien, Belgien, Portugal und Holland unterzeichnet worden. Diese Mächte haben darin die Unabhängigkeit und territoriale Unversehrtheit Chinas anerkannt, ebenso die Aufrechterhaltung des Grundsatzes der offenen Tür. Sie verpflichteten sich darin ausdrücklich, sich einer Ausnützung der gegenwärtigen Zustände zur Erlangung von Sondervorteilen oder Vorrechten enthalten zu wollen. China erkannte seinerseits das Prinzip der offenen Tür und der gleichen Behandlungen der fremden Staatsangehörigen an. In einem weiteren Abkommen der neun Mächte wurde dem chinesischen Reich eine Revision des Zolltarifs unter Erhöhung der Zölle bis zur effektiven Höhe von 5 Prozent zugestanden.

Andere auf der Washingtoner Konferenz gefaßte Beschlüsse bezogen sich auf den Ausbau der chinesischen Eisenbahnen, auf die Einrichtung drahtloser Stationen und die von China gewünschte Aufhebung der Exterritorialität der Fremden. Für das Studium der letzteren Frage wurde eine Kommission eingesetzt, die nach Prüfung der vorhandenen Verhältnisse den Mächten Vorschläge über eine solche Verbesserung

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der chinesischen Rechtspflege machen sollte, welche die Aufgabe des Rechtes der Exterritorialität gestatten würde.

Auf den Stillen Ozean bezog sich ein Abschnitt des zwischen England, Amerika, Japan, Frankreich und Italien zur Einschränkung der Seerüstung geschlossenen Fünfmächteabkommens (Flottenabkommens). In diesem wurden Bestimmungen über die Anlage von Befestigungen und Flottenstützpunkten im Pazifischen Meere getroffen. Die drei Hauptseemächte, Amerika, England und Japan, verpflichteten sich darin, in ihren Besitzungen im Stillen Ozean keine neuen Befestigungen anzulegen, sondern den status quo aufrecht zu erhalten. Ausgenommen davon blieben auf amerikanischer Seite die der Küste der Vereinigten Staaten, Alaska und der Panamakanalzone vorgelagerten Inseln, sowie die Hawaiigruppe, auf englischer die Kanada vorgelagerten Inseln, Australien und Neuseeland mit vorliegenden Inseln, auf japanischer das Inselreich selbst. Von dem Abkommen wurden vor allem betroffen die amerikanischen Besitzungen Guam (in den Marianeninseln) und die Philippinen, die japanischen Boninninseln, Formosa und die Peskadoren, die englischen Besitzungen in Asien östlich des 110. Breitengrades. Durch dieses Abkommen ist eine Gefährdung des Friedens im Fernen Osten beseitigt worden, welche jederzeit hätte aktuell werden können. Es ist der Gedanke nicht von der Hand zu weisen, daß schon die Durchführung der Befestigung einer der der fremden Basis naheliegenden Inselgruppen von japanischer oder amerikanischer Seite für die dadurch unmittelbar in wichtigsten Interessen bedrohte andere Macht einen Kriegsgrund hätte bilden können. Aber auch abgesehen hiervon wirkt die vertragsmäßige Ausschließung weiterer Befestigungen abschwächend auf etwaige kriegerische Tendenzen. Die Möglichkeit einer wirksamen Kriegführung in jenen Weltgegenden wird durch das Fehlen von Flottenstützpunkten im Stillen Ozean vermindert. Die Entfernungen dieses Weltmeeres sind so ungeheuer, daß kaum abzusehen ist, wie ohne befestigte Stützpunkte unterwegs starke Flotten des einen Landes gegen das andere mit Erfolg operieren könnten. Verstärkt wird diese Wirkung durch die Beschränkung der Zahlen der Großkampfschiffe durch das gleiche Abkommen.

Neben diesen zwischen einer Anzahl von Mächten geschlossenen Verträgen wurden in Washington einige Angelegenheiten durch Sonderverhandlungen zwischen den nächstbeteiligten Staaten geregelt. Dies geschah in der bereits oben erwähnten Streitfrage, betreffend die Kabelstation Jap. Die seit Juni 1921 zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und Japan darüber schwebenden Verhandlungen wurden in Washington zu einem friedlichen Abschluß gebracht. Die Vereinigten Staaten erkannten die Übertragung des Mandats über diese Insel, wie über die sonstigen deutschen Südseeinseln nördlich des Äquators an Japan an. Jedoch wurde ihnen das Recht vorbehalten, das Kabel Jap—Guam, wie etwaige andere von Jap aus von ihnen anzulegende Kabellinien zu betreiben. Ferner wurde die Behandlung der amerikanischen Staatsangehörigen, betreffend Niederlassung, Handel usw. auf Jap, auf dem gleichen Fuße mit den Japanern ausbedungen.

Auf den Weg japanisch-chinesischer Sonderverhandlungen war die Shantungfrage verwiesen worden. Die Festsetzung der Japaner in Kiautschou und der Provinz Shantung und ihr Eintritt in die deutschen Rechte, wie er im Versailler Friedensvertrag festgesetzt war, widersprach der Anerkennung der Unabhängigkeit und territorialen Unversehrtheit Chinas. Ein Ausgleich der widerstreitenden Ansprüche konnte lange nicht erreicht werden. Die Verhandlungen zogen sich ergebnislos hin. Schließlich aber wurde auf den Vorschlag des amerikanischen Staatssekretärs Hughes und des englischen Vertreters Balfour eine Einigung erzielt. Japan versprach, Kiautschou an China zurückzugeben und die japanischen Truppen aus Shantung

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zurückzuziehen, sobald China für die Aufrechterhaltung der Sicherheit sorgen könnte.

Die Verträge von Washington haben eine Reihe von Angelegenheiten friedlich geregelt, aus denen die Gefahr von Konflikten hervorzugehen drohte. Sie haben auch durch Beschränkung der Flottenrüstungen und das Verbot der Anlage neuer Befestigungen in einem großen Teil des Stillen Ozeans friedensfördernd gewirkt. Wichtiger aber noch als der Wortlaut der verschiedenen Verträge ist die neue Gruppierung der Mächte, wie sie in und nach den Washingtoner Verhandlungen und Abmachungen hervorgetreten ist. England, der langjährige Verbündete Japans, stellte sich mit Entschiedenheit an die Seite der Vereinigten Staaten von Amerika. Das Bestreben Englands, auf alle Fälle zu einem Zusammengehen mit den letzteren zu kommen, bildete das Leitmotiv seines Auftretens. Dagegen trat das englisch-japanische Bündnis zurück, welches in den seit seinem Abschluß verflossenen 20 Jahren gute Dienste geleistet hatte, aber in der neuen Weltlage nicht länger aufrecht erhalten werden konnte. Das britische Reich kann es sich einfach nicht leisten, eine Politik zu treiben, die es an der Seite Japans in einen Konflikt mit Amerika führen könnte. Ein Blick auf die englischen Dominions Kanada, Australien und Neuseeland macht die Undurchführbarkeit einer derartigen Politik klar. Diese Dominions, welche unbedingt die gelbe Rasse ihren Gestaden fernhalten wollen und müssen, könnten in einem solchen Kriege unmöglich gemeinsam mit den Japanern gegen die Vereinigten Staaten von Amerika kämpfen. Eine Loslösung dieser wichtigen Reichsbestandteile aus dem Verbande des britischen Reichs und vielleicht selbst deren Wendung gegen das Mutterland wäre zu erwarten [2]). So führten die Verhältnisse im Stillen Ozean ebenso wie die Rücksicht auf die Weltstellung Englands im allgemeinen die britische Politik dahin, Anschluß an die blutsverwandte, auf gemeinsamer Kulturgrundlage entwickelte amerikanische Nation zu suchen. Daß das englisch-japanische Bündnis nicht gegen die Vereinigten Staaten Anwendung finden konnte, war schon lange vor der Konferenz von Washington bei der letzten Erneuerung des Vertrages 1911 klar geworden und aus Anlaß des Abschlusses eines Peace Commission Treaty zwischen England und Amerika im September 1914 ausdrücklich von dem englischen Außenminister Sir Edward Grey der japanischen Regierung mitgeteilt worden. Nunmehr mußte in Washington der Vertrag als mit der englisch-amerikanischen Freundschaft unverträglich ganz fallen gelassen werden. Er wurde durch das Viermächteabkommen ersetzt. Dieses war jedoch für Japan nur ein magerer Ersatz für das englisch-japanische Bündnis. Die Teilnahme Frankreichs daran vermochte die Tatsache des nicht im japanischen Interesse liegenden englisch-amerikanischen Zusammengehens nicht zu verhüllen.

Für die Verhältnisse des Fernen Ostens hatte dieses Zusammengehen die stärkste Wirkung, welche sich nur zum Teil in den Abmachungen der Washingtoner Konferenz widerspiegelte. Daß derartige Abkommen oft in der Ausführung ein ganz anderes Aussehen gewinnen, als auf dem Papier, hat ganz besonders die Geschichte Chinas gezeigt. In welchem der früheren Verträge, die sich auf die Regelung der Verhältnisse im Fernen Osten bezogen haben, fand sich nicht die berühmte Phrase von der „Aufrechterhaltung der Souveränität und Integrität" Chinas? Das hat keinen der Unterzeichner solcher Verträge davon abgehalten, gegen die Unabhängigkeit und den territorialen Bestand des chinesischen Reichs gerichtete Handlungen zu begehen. Insbesondere haben sich Japan und Rußland, wie auch England, wenn die Gelegenheit sich bot, Bestandteile des chinesischen Bodens angeeignet, den sie angeblich unver-

[2]) Vgl. Rob. Machray, The mastery of the Pacific in der „Fortnightly Review" 1921, S. 477.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sehrt erhalten wollten. Auch in dem vorerwähnten, in Washington geschlossenen Neunmächteabkommen wurde zwar die Unabhängigkeit und territoriale Unverletzlichkeit Chinas erneut anerkannt, aber keiner der Unterzeichner dachte daran, seine früher gemachte Beute wieder herauszugeben und die territoriale Unversehrtheit Chinas in Wirklichkeit wieder herzustellen.

Einen größeren Einfluß auf den Verlauf der Dinge im Fernen Osten, als diese geschriebenen Verträge, hat die Gestaltung der Machtverhältnisse infolge des englisch-amerikanischen Zusammengehens gehabt. Japan, das am Ende des Krieges der Realisierung großer Gewinne auf dem asiatischen Festlande nahe zu sein schien, hat infolge der dadurch entstandenen anderen Konstellationen seine Ziele — zunächst wenigstens — wesentlich zurückgesteckt. Wie auf wirtschaftlichem Gebiet die durch den Krieg ermöglichte ungemein schnelle Zunahme der japanischen Schiffahrt und des japanischen Handels nach dem Kriege infolge der Weltkrise und des Wiedererscheinens der europäischen Konkurrenz auf den außereuropäischen Märkten zu einem Halt und teilweise zu einem Rückschritt gebracht wurde, so konnte nunmehr auch die Expansion in Ostasien nicht in der beabsichtigten Weise durchgeführt werden. Japan hat sich nach der Washingtoner Konferenz konzentriert und eingeschränkt. Es hat Kiautschou und Shantung geräumt, ist aus Hankau und der Nordmandschurei herausgegangen und hat schließlich auch seine Truppen aus Sibirien herausgezogen. Im März 1923 ist durch amerikanisch-japanisches Übereinkommen das oben erwähnte Ishii-Lansing-Abkommen, durch welches die Vereinigten Staaten die besonderen Interessen Japans in China anerkannt hatten, aufgehoben worden, da es durch das Washingtoner Neunmächteabkommen über die Unabhängigkeit und territoriale Unversehrtheit Chinas (siehe oben) hinfällig geworden sei. Behalten hat Japan außer seinen Besitzungen Korea und Formosa die Südmandschurei. Aufrechterhalten hat es auch die Rechte, die sich aus den im Jahre 1915 China aufgezwungenen „21 Forderungen" ergaben. Diese Forderungen zielten im wesentlichen dahin, Japans Stellung und Vorrechte in der Mandschurei, in Shantung, im unteren Jangtsetal und anderen Teilen Chinas sicherzustellen. Die weitgehendsten Bestimmungen enthielt die Gruppe 5 dieser Forderungen, welche die Anstellung von japanischen Beratern in allen Zweigen der Verwaltung, gemeinsame Ortspolizei an gewissen Plätzen, gemeinsame wirtschaftliche Unternehmungen unter japanischer Leitung, Eisenbahnrechte und anderes vorsah. Diese Gruppe 5, deren Bestimmungen in Wahrheit auf die Einrichtung eines japanischen Protektorats über China hinausgingen, wurde schließlich von Japan vorläufig zurückgezogen und für zukünftige Erörterung offen gehalten. Im übrigen wurde die Annahme der so modifizierten 21 Forderungen seitens Chinas durch japanisches Ultimatum vom 7. Mai 1915 erzwungen. In Washington wurde die Aufhebung der 21 Forderungen von den Chinesen verlangt, aber nicht durchgesetzt. Die Japaner ließen sich lediglich zu Angeboten bereit finden, welche eine gewisse Modifikation der 21 Forderungen enthalten hätten. Eine Einigung darüber konnte jedoch nicht erzielt werden. Im März 1923 hat China erneut den Antrag auf Aufhebung jenes ihm von Japan aufgezwungenen Vertrages gestellt. Die japanische Regierung hat diese Forderung mit Entschiedenheit abgelehnt. Die Aufhebung würde unter anderem die Wirkung haben, daß die Pacht der Halbinsel Liautung mit Port Arthur und Dairen in diesem Jahr ablaufen würde, welche nach dem ursprünglichen chinesisch-russischen Vertrage von 1898, in den die Japaner 1905 eintraten, 25 Jahre betrug, und durch die 21 Forderungen auf 99 Jahre ausgedehnt wurde. Es ist klar und geht auch aus den Erklärungen der japanischen Staatsmänner unzweideutig hervor, daß Japan gar nicht daran denkt, auf die durch den russisch-japanischen Krieg von 1904/05 errungenen Vorteile zu verzichten und jemals aus der Südmandschurei wieder heraus-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zugehen, in der es sich dauernd festgesetzt hat und durch Ausbreitung seiner wirtschaftlichen Tätigkeit und Ausbau des Eisenbahnnetzes beständig seine Stellung stärkt.

Die Abmachungen in Washington haben eine vorläufige Regelung der Fragen des Fernen Ostens ergeben, welche die Gefahr eines kriegerischen Zusammenstoßes zwischen Amerika und Japan abgeschwächt und für die unmittelbare Gegenwart beseitigt hat. Endgültig gelöst sind jene Probleme damit nicht. Die Grundtatsachen, welche zum Konflikt führen können, sind dieselben geblieben, und lassen sich, da auf der natürlichen, politischen und kulturellen Entwicklung der beteiligten Nationen beruhend, nicht durch Verträge aus der Welt schaffen. Es ist auf der einen Seite die treibende Volkskraft Japans, die beständige Vermehrung eines starken, leistungsfähigen Volkes in einem räumlich beschränkten Inselreich, welche mit Notwendigkeit zur Expansion treibt. Auf der anderen Seite das Anwachsen der Kräfte des amerikanischen Volkes, das zwar auf der gewaltigen Landfläche der Vereinigten Staaten noch Raum zur Entfaltung hat, aber für sein Gedeihen der Betätigungsmöglichkeit nach Westen über den Stillen Ozean hinaus bedarf und für den Absatz seiner Industrieerzeugnisse auf die offenen Märkte in China angewiesen ist. Aus diesem Widerstreit der Interessen kann sich trotz der Abmachungen von Washington jederzeit neuer Konfliktsstoff ergeben.

Wenn man für diese Möglichkeit die beiderseitigen Kräfte erwägt, so erscheint die Lage Japans in bezug auf den Fernen Osten gegenüber den Vereinigten Staaten trotz deren an sich weit größeren Kräften an Menschen, Material und Geldmitteln doch günstig. Japan ist bei den weiten Entfernungen und dem Fehlen von Flottenstützpunkten im westlichen Stillen Ozean praktisch unangreifbar. Es ist eine gigantische Festung in der See. Die Hauptstädte und Häfen des Landes liegen in der Inlandsee der Hauptinsel, deren vier enge Eingänge nicht forciert werden können [3]). Nach dem Urteil eines kompetenten englischen Beurteilers [4]) ist nach dem Zusammenbruch Rußlands die Lage der Japaner so, daß keine Macht in der Welt sie in ihren eigenen Gebieten ernsthaft bedrohen kann, zum mindesten nicht in naher Zukunft; für irgendeinen Angriff auf Japan müsse der Feind im Besitz einer dreimal so starken Flotte als dieses sein. Ein anderer Fachmann [5]) meint, daß die amerikanische Flotte infolge Fehlens einer Flottenbasis im Fernen Osten weder einen Schutz Chinas gegen Japan, noch die effektive Blockade jener Häfen, noch selbst die Verteidigung der Philippinen gegen Japan durchführen könnte; diese letzteren, wie auch Guam, würden innerhalb weniger Wochen nach Ausbruch des Krieges in japanischen Besitz übergehen. Umgekehrt wird die japanische Flotte bei dem Mangel eines Flottenstützpunktes nahe der amerikanischen Küste nicht imstande sein, an der amerikanischen Seite des Stillen Ozeans zu operieren. Das Flottenabkommen hat lediglich den Bau von Großkampfschiffen eingeschränkt. Dagegen haben die beiden pazifischen Mächte von dem Recht, sonstige Kriegsfahrzeuge, U-Boote usw. zu bauen, in großem Maßstabe Gebrauch gemacht, so daß Verteidigungsmittel gegen einen Angriff über See reichlich vorhanden sind. Die sich von Japan nach Südosten in den Stillen Ozean erstreckenden Boninninseln fallen zwar unter das Flottenabkommen, doch befinden sich dort bereits Befestigungen, welche für die Stellung Japans im Stillen Ozean im Kriegsfalle von großer Bedeutung sind.

Die dritte Hauptseemacht, England, deren asiatische Besitzungen östlich des 110. Längengrades unter das Abkommen der Erhaltung des status quo fallen, hat

[3]) **Ellis Barker**, Disarmement as a practical policy in der „Contemporary Review" Dezember 1921.

[4]) **Vizeadmiral Ballard**, The Influence of the Sea on the Political History of Japan 1921.

[5]) **Hector C. Bywater**, Sea Power in the Pacific 1921.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

neuerdings das westlich dieses Grades gelegene Singapore mit starken Befestigungen versehen und zu einer Flottenbasis großen Stiles ausgestaltet. Doch selbst eine Kombination der beiden angelsächsischen Seemächte würde bei der ungemein starken Position Japans für dieses nicht ohne weiteres lebensgefährlich sein. Die geographische Lage Japans ist so günstig, daß ein Aushungern oder ein Abschneiden von seinen Rohstoffverbindungen ohne vorherige Vernichtung seiner Seemacht ausgeschlossen erscheint [6]).

Eine Japans Existenz bedrohende Gefahr kann ihm nach den gegenwärtigen Weltverhältnissen nicht vom Osten oder Süden, sondern nur vom Westen, vom asiatischen Festland her nahen. China selbst ist ohnmächtig. Es hat sich bereits in dem Kriege 1894/95 Japan unterlegen gezeigt. Seither ist es zu keiner Bildung militärischer Machtmittel im Lande gekommen, welche den modern ausgerüsteten und geführten, von kriegerischem Geist beseelten japanischen Truppen gewachsen wären. China ist seit langem mehr Gegenstand der Politik der miteinander rivalisierenden großen Mächte gewesen, als Träger eigener weltpolitischer Bestrebungen. Seit dem Tode des großen Staatsmannes Yüan Shi-kai hat es keine allgemein anerkannte Zentralregierung mehr im Lande gegeben. Die Gegensätze zwischen Nord und Süd (Kantonregierung des Dr. Sun Yat-sen) sind wiederholt in schärfster Weise hervorgetreten. Die Machtkämpfe zwischen den militärischen Führern Wu Pei-fu in der Mitte und Chang Tso-lin in der Mandschurei führten zu Wirren, aus denen sich auch nach dem Siege des ersteren bisher noch keine Wiedergeburt eines einheitlichen China ergeben hat.

Der frühere gefährliche Festlandsrivale Rußland war durch den japanischen Krieg 1904/05 zurückgeworfen worden. Doch bereits 1910 machten beide Mächte gemeinsam Front gegen den Vorschlag des amerikanischen Staatssekretärs Knox, die mandschurische Eisenbahn zu neutralisieren, und erklärten ihre Absicht, gegenseitig ihre speziellen Interessen in China zu unterstützen. Während des Weltkrieges wurde dann im Juli 1916 ein Vertrag unterzeichnet, in dem sich beide Mächte verpflichteten, nicht an Kombinationen gegeneinander teilzunehmen. Daneben wurde ein geheimes militärisches Bündnis geschlossen zur Sicherung der beiderseitigen Interessen in China. Der Zusammenbruch Rußlands und die Bolschewistenrevolution ließen den Vertrag zu keiner Auswirkung kommen. Die inneren Kämpfe und Wirren in Rußland und Sibirien führten zu einer zeitweisen Abtrennung des Fernen Ostens von der Zentrale, zur Bildung einer „weißen" Regierung in Wladiwostok, zum Eingreifen japanischer Truppen in Ostsibirien und zur Errichtung einer Republik des Fernen Ostens in Tschita. Alles dies ist während des Jahres 1922 wieder verschwunden. Sowjetrußland reicht wieder bis an den Stillen Ozean. Verhandlungen zwischen Japan und Rußland über Handels- und sonstige Fragen auf der Dairenkonferenz im Frühjahr 1922 und der Changchungkonferenz im Herbst 1922 haben zu keinem Ergebnis geführt. Es ist zu diesen Fragen neuerdings noch eine weitere getreten, welche sich auf die Insel Sachalin bezieht. Dort ist in der Nordhälfte der Insel, die nach dem Friedensvertrag von Portsmouth bei Rußland verblieben, aber gegenwärtig von den Japanern besetzt ist, seitens der Sowjetrepublik der amerikanischen Sinclair Company eine Konzession zur Ausbeutung der reichen Petroleumfelder verliehen worden; gleichzeitig ist der Gesellschaft das Recht der Anlage von zwei Häfen an der Ostküste der Insel zugestanden worden. Der Vertrag kann mit sofortiger Wirkung aufgehoben werden, wenn die Vereinigten Staaten von Amerika feindliche Handlungen gegen Rußland begehen oder innerhalb von fünf Jahren die Sowjet-

[6]) Generalmajor z. D. Dr. Haushofer, Japans Vormachtstellung im „Handbuch der Politik" 1920, Bd. II, S. 392 ff.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

republik nicht anerkannt haben werden. Zurzeit nehmen die Vereinigten Staaten dagegen noch eine ablehnende Haltung ein. Der Staatssekretär Hughes hat erst neuerdings — im März 1923 — erklärt, daß die amerikanische Regierung in keine Erörterung darüber eintreten werde, solange die Sowjetregierung sich nicht auf eine gesunde Grundlage für die Wiederaufnahme des internationalen Verkehrs gestellt habe. Trotzdem kann die Entstehung amerikanischer Wirtschaftsinteressen in einem zwischen Rußland und Japan streitigen Gebiet für letzteres zu politischen Konsequenzen führen. Es spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß der neuerliche Aufenthalt des Kommissars der Sowjetrepublik Joffe in Tokio, wo er als Gast des Bürgermeisters der Hauptstadt Japans weilte, zu Abmachungen oder wenigstens zu einer Klärung der beiderseitigen Stellung im Fernen Osten benutzt wurde [7]). Es würde sich dabei einerseits darum handeln, etwaigen künftigen Konflikten zwischen den beiden Großmächten vorzubeugen. Rußland vermag nach Konsolidierung seiner Verhältnisse sehr wohl die alte Rolle in Ostasien wieder aufzunehmen. Die Sowjetrepublik hat trotz Änderung der Methoden doch in den Grundlinien ihrer Außenpolitik eine bemerkenswerte Ähnlichkeit mit den Tendenzen der früheren Zarenregierung gezeigt. Dies kann nicht wundern, denn diese Grundlinien ergeben sich großenteils aus den geographischen und völkischen Verhältnissen und den immanenten Kräften des ungeheuren Reiches. Andererseits würde ein japanisch-russisches Zusammengehen ein Gegengewicht gegen die englisch-amerikanische Kombination bilden können.

Fraglich ist, ob die aufgetauchten Nachrichten über einen französisch-japanischen Geheimvertrag, der anläßlich des Besuchs des Marschalls Joffre in Japan vorbereitet sei, zutreffend sind. Die Tatsache liegt vor, daß Japan einen Teil seiner früheren ausschließlich nach England erteilten Bestellungen von Kriegsmaterial neuerdings nach Frankreich (Schneider-Creusot) gegeben hat. Doch läßt sich der Nutzen eines solchen Vertrages für Japan — außer wenn es sich um eine Rußland einschließende Kombination handeln sollte — nicht so klar erkennen, als daß man ohne sichere Unterlagen an sein Vorhandensein glauben könnte.

Welche Bedeutung haben die Fragen des Fernen Ostens für Deutschland? Welche Aussichten bestehen dort für uns, welche Politik muß vom Deutschen Reich verfolgt werden? Der unglückliche Ausgang des Krieges hat uns als politische Macht aus jenem Teil der Welt ausgeschaltet. Während Deutschland vor dem Weltkrieg wiederholt in die ostasiatischen Verhältnisse mitbestimmend eingegriffen hat, beim Frieden von Shimonoseki 1895, beim Erwerb Kiautschous 1897, beim Boxeraufstand 1900, während es bis zum Kriege dank seinem ausgedehnten Inselbesitz in der Südsee eine große kolonialpolitische Rolle im Stillen Ozean spielte, ist es zur Konferenz in Washington noch nicht einmal herangezogen worden. Über die Geschicke Chinas und des Stillen Ozeans, einschließlich eines Teils der deutschen Kolonien, ist dort verhandelt worden, ohne daß das Deutsche Reich irgendwie daran beteiligt worden wäre. Die Großmächte, die dort versammelt waren, hatten sämtlich im Weltkrieg gegen Deutschland gekämpft. Auch China war unter englisch-amerikanischem Druck 1917 in den Krieg eingetreten. Noch im letzten Stadium des Krieges wurden auf Betreiben der Engländer die diesen unbequemen deutschen Konkurrenten aus China vertrieben. China ist aber dem Diktat von Versailles, durch das es selbst geschädigt

[7]) Nachdem obiges bereits gedruckt war, brachten Anfang Juni die „Times" ein Kabel aus Tokio über die von Joffe als Grundlage der Verhandlungen angebotenen Bedingungen, welche die Gegenseitigkeit, die Ablehnung besonderer Garantien für Ausländer und der Haftung für Kriegsschulden durch die Sowjetrepublik vorsehen, sowie das beiderseitige Anerkenntnis, daß der Vertrag von Portsmouth von dem Beginn der japanisch-sibirischen Expedition ab als aufgehoben zu betrachten sei und eine Einigung über Nordsachalin ins Auge fassen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden sollte, nicht beigetreten, sondern hat mit Deutschland einen Sonderfrieden auf einer dem Recht und der Billigkeit mehr entsprechenden Grundlage abgeschlossen. Japan hat zwar den Versailler Frieden ratifiziert, hat aber in bezug auf das beschlagnahmte deutsche Privateigentum doch nicht in demselben Maße Grundsätze des Raubes und der Zerstörung obwalten lassen, wie die Entente in Europa, sondern kleinere Beträge ganz und größere zur Hälfte an die betroffenen Deutschen ausbezahlt.

Im chinesischen Volk besteht ebensowenig Feindschaft gegen die Deutschen wie im japanischen. Die Handelsbeziehungen mit beiden Ländern, welche im Kriege erloschen waren, haben nach dessen Beendigung allmählich wieder eingesetzt. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß neuerdings der deutsche Handel sowohl nach China wie nach Japan erheblich zugenommen hat. Die deutsche Einfuhr nach Japan hat im Jahre 1922 mit 110 Millionen Yen die Einfuhr des letzten Friedensjahres 1913 um 52 Millionen Yen überstiegen. Es bieten sich für die Zukunft noch große wirtschaftliche Möglichkeiten, besonders in dem gewaltigen chinesischen Reich mit seiner ungeheuren Bevölkerung und seinen bisher nur zum geringen Teil erschlossenen Bodenschätzen. Trotz der gegenwärtigen politischen Ohnmacht Deutschlands sind für den deutschen Handel und die deutsche Industrie günstige Aussichten im Fernen Osten vorhanden. Die deutsche Politik kann unter den obwaltenden Umständen nur darauf gerichtet sein, der deutschen Wirtschaft und den dort tätigen Auslanddeutschen die Wege zu ebnen. Es ist für den Wiederaufbau der zerrütteten deutschen Wirtschaft eine unbedingte Notwendigkeit, daß in China und den übrigen Ländern Ostasiens wiederum große deutsche Auslandwerte entstehen, und daß ein starker Güteraustausch zwischen jenen Gebieten des Fernen Ostens und dem Deutschen Reiche stattfindet.

Die Entwicklung der amerikanischen Handelsschiffahrt

Von

Hermann Levy

Während des letzten Jahrhunderts haben in der Geschichte der amerikanischen Handelsflotte Herrschaft und Niedergang, Hoffnungen und Enttäuschungen in steter Aufeinanderfolge miteinander gewechselt, und noch heute scheint diese Entwicklung keineswegs abgeschlossen. Der Besitz einer großen und rentablen Handelsflotte bildet seit den Zeiten der Verselbständigung der heutigen Vereinigten Staaten ein ebenso heiß ersehntes nationales Ziel der Amerikaner, wie der Gedanke einer möglichst autonomen, d. h. vom Auslande unabhängigen Landwirtschaft und Industrie. Während aber die drei Grundpfeiler jeder Wirtschaft: Landwirtschaft, Industrie und Handel zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der Union eine Entwicklung erreicht hatten, auf die mit Recht jeder Amerikaner stolz sein konnte, zeigte die Handelsschiffahrt ein trauriges Aussehen. Eine einzige Ziffer ist hierfür charakteristisch. Von dem gesamten jährlichen Wert der Einfuhr und Ausfuhr der Vereinigten Staaten wurden nur 9 Prozent in amerikanischen Schiffen, mehr als 90 Prozent in Handelsschiffen fremder Flagge bewerkstelligt. Ein in der Tat bedauerlicher Zustand für ein Land, das sich rühmen durfte, ein wirtschaftlicher „Wetteil" gegenüber andern Staaten zu sein.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

I

Der Tiefstand der amerikanischen Handelsschiffahrt vor dem Weltkriege geht auf die Zeit zurück, in welcher die Ersetzung des Holzschiffes durch Eisen- und Stahlschiff erfolgte. Bis zu diesem Zeitpunkt galt der amerikanische Schiffbau, dessen Niedergang ja die primäre Ursache des Zurückbleibens auch der amerikanischen Handelsschiffahrt war, als auf hoher Stufe stehend. In der Zeit von 1850 bis 1860 hat der amerikanische „clipper", ein Segelschiff aus Holzkonstruktion, für das dauerbarste, sicherste und schnellste Schiff gegolten. Die Frachtraten standen selbst in Liverpool und London auf ihm höher als für britische Fahrzeuge, während die Versicherungsgesellschaften für solche Schiffe und ihre Frachten niedrigere Prämien zugestanden als für Schiffe anderer Staaten.

Die Ersetzung des Holzschiffes mit Segeln, das seit den Napoleonischen Kriegen den Amerikanern Anerkennung gebracht hatte, durch das eiserne Dampfschiff brachte erst den Umschwung. England, das seit langem eine Eisenindustrie besaß, die Amerika erst heranbilden mußte, gewann den Vorrang im Schiffbau. Der Vorteil der billigen amerikanischen Holzversorgung wurde illusorisch. Dazu kam, daß die amerikanischen Erziehungszölle auf Eisen und Stahl, so wichtig sie für die Entwicklung der schweren Eisenindustrie gewesen sein mögen, selbstverständlich materialverteuernd auf den amerikanischen Schiffbau wirkten. Nach einem harten Konkurrenzkampf gingen immer mehr Unternehmungen, die am Holzschiffbau festzuhalten suchten, dem Bankrott entgegen. Freilich auch ein anderes Moment war der Entwicklung der amerikanischen Handelsschiffahrt hinderlich. Es waren die hohen Kosten der Bemannung infolge des allgemein höheren Lohnniveaus in der Union. Wären diese nicht gewesen, so hätten die Amerikaner trotz der Unrentabilität des eignen Schiffbaus sich eine Handelsflotte heranbilden können, indem sie im Auslande Schiffe erworben und unter das Sternenbanner hätten stellen können. Dieser Versuch unterblieb aber auch aus einem andern Grunde. Um den amerikanischen Schiffbau zu schützen, war ein Gesetz erlassen worden, das ausdrücklich verbot, im Auslande gebaute Schiffe unter amerikanische Flagge zu setzen. Kein verfehlteres Gesetz konnte erdacht werden. Denn während es dem amerikanischen Schiffbau nicht auf die Beine half und die Vermehrung der amerikanischen Flagge, die auf anderm Wege möglich gewesen wäre, nicht förderte, hat es dazu geführt, daß seit den 90er Jahren Amerikaner, die sich der Handelsschiffahrt zuwenden wollten, Schiffe im Auslande bauen und bemannen ließen und unter ausländische Flagge setzten. Am Anfang des Jahrhunderts befanden sich 675 000 Registertonnen solcher Schiffe im Besitze von Amerikanern.

Das Ergebnis all dieser Umstände wird durch folgende Ziffern verdeutlicht. Zwischen 1800 und 1860 war die amerikanische Handelsflotte die zweitgrößte der Welt gewesen. Im Jahre 1913 besaß die Union nicht mehr als 1,9 Millionen Großtonnen Dampfschiffe über 100 Tonnen, während Großbritannien 18,2, Deutschland 4,7 und die drei nordischen Staaten zusammen 3,5 Millionen Großtonnen besaßen. Während Großbritannien im Jahre 1913 über 1,9 Millionen Großtonnen Schiffe erbaute — also so viel, wie Amerika im ganzen an Dampfschiffen besaß! — belief sich der Bau der Dampfschiffe in der Union auf 243 000. Dem gesamten Außenhandel dienten im Jahre 1913 nur etwas über eine Million Tonnen amerikanischer Dampfer. Von der Gesamttonnage (netto) einlaufender und ausklarierter Schiffe von zusammen 75 Millionen im Jahre 1913 fielen nur ca. 10½ Millionen auf amerikanische Schiffe, einschließlich der Küstenschiffahrt. Während im Jahre 1830 noch fast 90 Prozent der amerikanischen Ein- und Ausfuhr von heimischen Fahr-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zeugen bewerkstelligt wurde, wurde ebendieser Prozentsatz jetzt jährlich von englischen, deutschen, skandinavischen, holländischen, französischen, italienischen Schiffen und solchen anderer Nationalitäten besorgt.

II

Der Weltkrieg hat diesem in Amerika von allen politischen Parteien und der gesamten öffentlichen Meinung vielbeklagten Zustand plötzlich ein Ende bereitet.

Frachtraummangel in der ganzen Welt, hervorgerufen durch die allgemeinen Ereignisse der Kriegführung, besonders aber durch den von Deutschland geführten Unterseebootkrieg, ein noch nie dagewesenes Steigen der Frachtraten um Tausende von Prozent, schufen für den amerikanischen Schiffbau eine ganz neue Möglichkeit der Entfaltung. Die amerikanische Regierung trat mit einem großzügigen Schiffbauprogramm hervor, das nicht nur dazu bestimmt war, den Verbündeten im Augenblick der Frachtraumnot zu Hilfe zu eilen, sondern gleichzeitig den nationalen Zweck verfolgte, dem Land die gewünschte große Handelsflotte zu schenken. Endlich schien die Möglichkeit gegeben, durch staatliche Hilfe zu erreichen, was bisher in Form von Subventionen oder gar Flaggenzöllen — d. h. einer zollpolitischen Differenzierung der in nicht-amerikanischen und amerikanischen Schiffen eingeführten Waren — nicht durchzusetzen gewesen war, da politische Bedenken und die Interessen der Importeure und der Konsumenten solchen schutzzöllnerischen Maßnahmen entgegengestanden hatten. Man baute mit nie dagewesener Schnelligkeit Schiffe über Schiffe, errichtete neue Werften von Riesenumfang, wandte sich ganz neuen Schiffstypen zu, dem Holzschiff und dem Betonschiff vor allem (auch einem aus Holz und Stahl konstruierten Typ, den man „composite"-Schiff genannt hat), die mit einem lauten Reklametamtam als großer schiffstechnischer Erfolg begrüßt wurden.

Ziffernmäßig ausgedrückt, stellte diese ganze Entwicklung einen gewaltigen Fortschritt dar. Der gesamte Schiffbau der Union hatte zwischen 1910 und 1916 zirka 2- bis 2300000 Tonnen im Jahre betragen. Im Jahre 1917 betrug er bereits 664000, im Jahre 1918 schon 1,3 Millionen, im Jahre 1919 und 1920 im Durchschnitt über 3,5 Millionen. Da man schon im Jahre 1914 ein neues Gesetz erlassen hatte, das die Registrierung ausländischer Schiffe unter amerikanischer Flagge zuließ, so erfuhr auch auf diesem Wege die Handelsflotte einen beträchtlichen Zuwachs. Diese Umstände bewirkten, daß sehr bald Amerika eine völlig veränderte Stellung im Konzert der Handelsschiffahrt treibenden Mächte einnahm, zumal da der Krieg die englische Handelsflotte wesentlich verringert hatte. Nach Lloyds Register von 1920/21 betrug der Tonnengehalt aller Schiffe von 100 Tonnen und darüber in der Welt: 57,3 Millionen, wovon nunmehr die Union allein 16 Millionen stellte, so daß sie damit um nur etwas mehr als 2 Millionen hinter der englischen Handelsflotte zurückblieb und ihre frühere Hauptrivalen, besonders auch die seit dem Kriege vergrößerte Handelsflotte der drei skandinavischen Staaten, weiter hinter sich ließ. Jetzt konnte man auch beobachten, wie ein immer größerer Teil des amerikanischen Außenhandels von eigenen Schiffen bedient wurde. Im Jahre 1920 betrug der Prozentsatz des Gesamtwertes der Einfuhr auf amerikanischen Schiffen schon 42, bei der Ausfuhr 43,6 Prozent. Damit war der in den Jahrzehnten vor dem Weltkrieg immer tiefer sinkenden Kurve des Warenhandels auf eigenen Schiffen endlich Halt geboten worden.

So schien das letzte noch unerfüllte Ideal eines möglichst wirtschafts-autonomen Amerika durch die Ereignisse des Weltkrieges der Verwirklichung nahe gerückt zu sein.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

III

Allein, unmittelbar nach Abschluß des Weltkrieges zeigte sich ein empfindlicher Rückschlag in den Erwartungen, die man an die junge neue Handelsflotte geknüpft hatte. Für den Bestand einer großen nationalen Handelsflotte ist es ja schließlich nicht allein entscheidend, daß sie da ist, daß man Schiffkörper zählen kann, sondern vor allem auch, daß sie sich privatwirtschaftlich und volkswirtschaftlich bezahlt macht.

Zwei Enttäuschungen sind dem eiligen Bau der amerikanischen Handelsflotte gefolgt. Einmal solche technischer Art. Die neuen experimentellen Konstruktionen, besonders der Holz- und Betonschiffe, haben sich als unvorteilhaft erwiesen. Ebenso das vielerörterte „Standard"-Schiff, das die amerikanischen Industriellen nach Art ihrer sonstigen Typenherstellung in Massenserien herzustellen gehofft hatten. Erst unlängst bestätigte den Mißerfolg dieser Typen ein Fachmann, Mr. J. L. Chaloner, in einem Aufsatz des „Manchester Guardian Commercial" vom 31. Mai mit folgenden Worten: „Der Weltkrieg hat eine Reihe von Veränderungen in den Schiffstypen hervorgebracht, welche bei der Rückkehr normaler Verhältnisse wieder beseitigt werden mußten. Betonschiffe, Holzschiffe, Schiffe aus fabrizierten Baumaterialien haben keinen Platz in der modernen Schiffskonstruktion. Standardisierung ist unpraktisch, da die persönlichen Anschauungen des Reeders, die Eigenart der Handelsrouten und der zu verfrachtenden Waren hierbei keine richtige Berücksichtigung finden können." Selbst für die bloße Küstenschiffahrt haben sich die Kriegsholzschiffe unbrauchbar erwiesen.

Aber zweitens hat das wirtschaftliche Moment der „mangelnden Rentabilität" den amerikanischen Schiffahrtsinteressen viel von den Hoffnungen der Jahre 1917 bis 1919 genommen. Dies besonders dort, wo es sich um wirklich brauchbare Schiffe handelt. Nach dem Kriege sind die Frachtraten in unerwartet rascher Weise gesunken, und damit ist die ganze Rentabilitätsbasis, auf welcher die neuen Schiffe mit ebensoviel Energie wie mit einem großen Leichtsinn bezüglich der Ausgaben erbaut wurden, erschüttert worden. Diejenigen Privatunternehmer, die nach dem Kriege staatliche Schiffe zu hohen Preisen übernommen hatten, sahen sich bald außerstande, die restlichen Kaufsummen und Zins- und Ratenzahlungen für gestundete Kaufgelder zu erlegen bzw. die vereinbarten Pachtgelder zu zahlen. Wohl oder übel mußte der Staat wieder die Schiffe übernehmen, die zum Teil jetzt jahrelang unverwertet in den Häfen lagen und teilweise sogar einer ruinösen Vernachlässigung ausgesetzt wurden. Die Folge dieser Umstände war, daß heute die nationale Handelsflotte der Union zu einem verlustbringenden Geschäft geworden ist. Offizielle Ziffern belehren uns darüber, daß bis zu Mitte des Jahres 1921 der ganze Schiffahrtsbetrieb (einschließlich Verkauf und Kauf der Schiffe) einen durchschnittlich geschätzten Verlust von 1,4 Milliarden Dollars aufweist. Diese Verluste aber wachsen immer weiter, zumal eine kostspielige Behörde, das sogenannte Schiffahrtsamt (Shipping Board) die Verwaltung ausübt. Die Arbeitskosten dieses bureaukratischen Apparates betragen allein ca. 50 Millionen Dollars im Jahre.

Man hat von seiten dieser Regierungsstellen gehofft, daß der Staat durch große Subventionen ein neues Opfer für die amerikanische Handelsschiffahrt bringen werde. Aber der Vertreter der amerikanischen Steuerzahler, der Kongreß, hat neuerdings alle diesbezüglichen Vorschläge abgelehnt, die ja schließlich nur von der großen Masse des Volkes zu tragen wären. Ebenso verbietet sich aus außenpolitischen Gründen eine schutzzöllnerische Bevorzugung amerikanischer Schiffe durch sogenannte Flaggenzölle, da diese — besonders seitens Englands — sofort zu Retorsionsmaßnahmen führen würden. Es bleibt also nur, die Handelsschiffe privatwirtschaftlich besser zu verwerten als bisher. Man plant daher neue Methoden des

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verkaufes an private Reeder, die zu günstigen Bedingungen stattfinden sollen, freilich auch wieder den neuen Eigentümern besondere Verpflichtungen hinsichtlich der Verwendung der Schiffe auf behördlich zu bestimmenden Routen auferlegen. Es bleibt abzuwarten, ob auf diesem Wege eine Verwertung der jetzt brach liegenden Fahrzeuge möglich sein wird. Vielleicht wäre die Lage der amerikanischen Handelsflotte noch sehr viel unerfreulicher, wenn nicht wenigstens das Abkommen mit der deutschen Hamburg-Amerika-Linie und dem Lloyd der amerikanischen Reederei den organisatorischen Apparat und die Erfahrungen zur Verfügung gestellt hätte, ohne die ebenfalls eine junge Handelsflotte völlig hilflos sein würde.

Die neueste Entwicklung der amerikanischen Handelsflotte bringt den Beweis, daß ohne Anpassung an die weltwirtschaftlichen Bedürfnisse und die weltwirtschaftliche Rentabilität Produktionsziffern keinen Wert haben. Eine allgemeine Steigerung des Welthandelsumfangs würde das beste Mittel sein, den stilliegenden Schiffen Amerikas mehr Beschäftigung zu geben. Somit ist auch diese Frage in die Probleme des europäischen Wiederaufbaues einzubeziehen. Denn mit der immer stärkeren Verelendung Rußlands und Mitteleuropas, vor allem Deutschlands, kann der Handel der Weltwirtschaft sich nicht erholen. Was Amerika für die Stützung Europas tun, was es für die Hebung der europäischen Kaufkraft hergeben würde, käme sehr bald wieder den Interessen seines eigenen Handels und damit seiner eigenen Handelsschiffahrt zugute.

Oberst Mac Gillycuddy geht heim

Ein Erlebnis von

Daniel Corkery*)

1.

Ich hatte den Oberst Mac Gillycuddy eigentlich wenig gekannt. Seit vielen, vielen Jahren hatte ich ihn nicht gesehen, als ich eines Morgens in der Zeitung eine Lokalnotiz las:

„Der Vortrag, den Oberst Mac Gillycuddy im Rathaussaal über „Cromwell in Wexford" halten wollte, wurde von den Behörden verboten."

Der Oberst ist also wieder aus Indien zurück, dachte ich. Er war an der Somme verwundet worden, und diese Verwundung hatte ihn unfähig für den Dienst an der Front gemacht. Ich hatte auch gehört, daß er seither nach Indien gesteckt worden war und häufig Reisen in das Innere dieses ungeheuren Landes und nach Mesopotamien gemacht hatte. — Sonst wußte ich nichts weiter von ihm.

Jetzt war er also wieder in Irland und wollte in irischen Städten Vorträge halten, dazu noch über „Cromwell in Wexford" und sogar in Wexford selbst — irgend etwas war geschehen.

Andere Obersten hatten versucht, durch Vorträge aus der irischen Geschichte die Volksstimmung in Irland zu beeinflussen. So hatte ich einen Obersten über „die wilden Gänse", die Adligen, die aus Irland hatten flüchten müssen, ziemlich verständig und offensichtlich auf Grund eingehender Studien sprechen hören. Aber das war vor dem Dubliner Osteraufstand 1916 gewesen, und jener Oberst war augenscheinlich weder für noch gegen Irland. Oberst Mac Gillycuddy aber war von ganz anderer Art: schweigsam, brütend wie ein Wissenschafter, der nur vier-

*) Berechtigte Übertragung von Joseph Grabisch.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

undzwanzig Stunden in seiner Heimat Irland zu sein brauchte, um zu begreifen, daß alle diese Methoden, die Stimmung der Irländer zu beeinflussen, ziemlich zwecklos waren: weil diese selbst von Grund aus eine andere geworden war.

Ich fühlte, wie unbewußt ein Lächeln um meinen Mund ging. Ich dachte an Mac Gillycuddy, diesen schweigsamen, brütenden Mann mit zusammengezogenen Lippen und oberlastiger Stirn, dessen bloßes Erscheinen schon alles Leben in einem Zuhörerraum, es konnte sein, wo es wollte, erstarren machte, mochten auch hundert Bogenlampen brennen und der Saal mit roten und weißen Blumen geschmückt sein. Und dann dieses Thema: „Cromwell in Wexford!" Worüber hätte er wohl sonst sprechen können als über die kaltblütige Niedermetzelung der dreihundert Frauen, die sich vor dem steinernen Kreuze auf dem Marktplatze betend niedergeworfen hatten, durch die Soldaten Cromwells — sicherlich ein ziemlich ungewöhnliches Thema aus dem Munde eines Offiziers des englischen Heeres. Dann der Ort, an dem der Vortrag gehalten werden sollte: in Wexford selbst! Und schließlich — man schrieb November 1919, eine Zeit, in der die Erregung in Irland bis zur Siedehitze gesteigert war. Während diese Gedanken durch meinen Kopf flogen, las ich in der Zeitung über alle Seiten verstreut Nachrichten von Verhaftungen, von nächtlichen Haussuchungen, von freiwilligem Verhungern in den Gefängnissen, von Erschießungen, von neuen Kriegsgerichtsverkündigungen. Und ich brauchte nur einen Blick durch das Fenster zu tun, und ich sah Soldaten auf der Straße marschieren, bis an die Zähne bewaffnet. Wenn der Oberst über „Cromwell in Wexford", in einer solchen Zeit und an einem solchen Orte einen Vortrag halten wollte, so mußte etwas Außerordentliches geschehen sein.

2.

Ich fand keine weitere Erwähnung des Vortrages in den Zeitungen; doch etwa vierzehn Tage später erhielt ich eine kurze Nachricht von ihm — eine Sache, die an sich schon ziemlich erstaunlich war, denn während der zwei Jahre Frontdienst in Frankreich und seines Aufenthalts in Indien hatte er mir nicht einen einzigen Brief geschrieben, und doch waren diese Jahre ereignisreich genug gewesen. Seine kurze Mitteilung enthielt auch keineswegs eine Entschuldigung wegen dieser Vernachlässigung noch auch eine Nachfrage, wie es mir in all diesen Jahren ergangen sei, er erwähnte nur so nebenhin, wie wenn es ganz natürlich wäre, daß er die Absicht habe, noch drei Wochen länger in Drogheda zu bleiben, um an Ort und Stelle den näheren Umständen der Cromwellschen Metzelei in jener Stadt nachzugehen. Wie lange er bereits dort war, und warum er sich gerade mit diesem furchtbaren Geschehnis beschäftigte, und warum er mir überhaupt davon Mitteilung machte, darüber hatte er sich dem Anschein nach keine Gedanken gemacht. Und die Nachschrift war noch befremdlicher: „Haben Sie das Buch von Tate: „Kitchener im Sudan" gelesen?"

Das machte mich stutzig. Mac Gillycuddy selber hatte unter Kitchener in dessen Afrikafeldzügen gedient, dieses Buch mußte sicherlich zuverlässig sein, oder er würde es mir nicht besonders genannt haben. Ich hatte bisher davon noch nichts gehört. Ich vermerkte es in meinem Taschenbuch, und eben als ich das tat, kam mir ein plötzlicher Gedanke in den Kopf und schnellte die Feder vom Papier ab: Mac selber ist damals Zeuge einer solchen furchtbaren Schlächterei gewesen, hat vielleicht selber dabei mitgetan.

Ich fuhr auf. Mein Lächeln war mir vergangen. Sein todernstes Gesicht, welches das einzige war, das ich noch in Erinnerung hatte, vertrieb es. Ich mußte meine Arbeit weglegen und hinaus auf die Straße gehen. Mit einer Unruhe, die ich nicht zu meistern vermochte, wanderte ich von einem Hügel zum anderen, gänz-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich ziellos. Erschöpft, aber innerlich etwas ruhiger, kam ich am Abend wieder in meine vier Wände. Eine Postkarte lag unter der Lampe, ich sah, es war Macs Handschrift. Ich drehte sie um und las nur die wenigen Worte: „Auch Sidi Emir Chaldouns Buch über Indien."

Ich vermochte mein Abendessen nicht anzurühren. Und doch hatte ich keinen bestimmten Gedanken, nur das Gefühl von einem weit, weitentfernten Hintergrunde für Gewalttätigkeiten, Blut und Feuerbränden, deren Flammenspitzen die hohen Wolken leckten und den Himmel glutrot färbten — und gegen diesen Hintergrund glaubte ich Mac Gillycuddys brütendes Gesicht zu sehen, seine oberlastende Stirn, seine zusammengekniffenen Lippen und seine glühenden Augen.

3.

An einem Abende, drei Wochen darauf, als ich gerade über Tates Unglücksbuch „Kitchener im Sudan" saß, kam der Oberst. Ich sah immerfort auf sein Gesicht, er hatte sich ganz verändert, er war alt geworden und verwittert. Aber diese Veränderungen waren natürlich, er hatte die Lebenshöhe überschritten, und sein Leben war nicht leicht gewesen. Es waren nicht diese Veränderungen, die mich an ihm so sehr befremdeten: es war ein gewisser Ausdruck in seinem Gesicht, der die Luft um ihn zu Eis erstarren machte, ich hatte das Gefühl, daß er irgendwie zu neuen Maßstäben gelangt war, und daß er nunmehr alle Dinge in der Welt mit diesen maß. Dann wollte ich mitten im Satze abbrechen und wünschen, er würde den Schluß nicht erraten. Und oft, wenn sein ganzes Gesicht zerquält schien, wenn seine rechte Augenbraue bis über die Stirne kriechen wollte, langsam, ganz langsam, so daß das Auge ganz heraustrat, dann drang es mitleidlos hindurch bis in die letzte Gehirnfalte.

Er sprach nicht über Indien noch über Ägypten. Sein Gehirn war in diesem Augenblick allzuvoll von Drogheda und Wexford. Jede Einzelheit von Cromwells Massenschlächtereien an diesen beiden Orten hatte er zusammengetragen, gesichtet, genau geprüft und geordnet, und ich konnte sehen, daß durch dieses Brüten über diesen Dingen die Stätten dieser Furchtbarkeiten, mit denen er sich bis ins Letzte vertraut gemacht hatte, vor ihm so lebendig dastanden, daß sie so wild vor seinem inneren Auge brannten wie bei einem Dichter, der diese Bilder aus irgendeiner übergroßen Aufspeicherung menschlicher Gemeinheit heraus schuf. Ich merkte, und unwillkürlich hatte ich eine Gewißheit davon, daß er auf gewisse historische Tatsachen kommen würde: auf die Ermordung der Kinder in der Krypta der Peterskirche in Drogheda, oder auf den alten Priester, den die Soldaten gebunden über die Pflastersteine geschleift hatten — ich konnte seine eiserne Konzentrationskraft, seine geistige Anspannung spüren, die wie die schmerzhafte Erschaffung eines Dichterwerks war. Er war inmitten einer verwirrenden Leidenschaft, er sah mit seinen Augen das Blut fließen und rauchen, und der Brodem davon war in seinen Nasenflügeln.

Als er gegen Morgen aufstand, um zu gehen, fühlte ich mich wie erlöst. Ich hätte ihn vielleicht begleiten sollen, denn seine innere Glut war so groß, daß er bei seinem Umherirren leicht hätte ein Unglück haben können, allein ich vermochte nicht mich aufzuraffen, er hatte alle meine Kräfte von mir genommen. Als ich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, warf ich mich, so wie ich war, angekleidet auf mein Bett, ich zwang mich, an nichts zu denken oder an alles außer jenen wilden Bildern, die er wie ein lebendiger Augenzeuge vor meinen Augen ausgebreitet hatte — ich preßte die linke Hand über meine Augen, und nachdem ich eine lange Zauberformel hergesagt, gegen diese künstlich gesteigerte Schlaflosigkeit, sprang ich auf, packte Tates Buch über Kitchener und warf es ins Feuer, denn ein heimtückisches, krankhaftes Verlangen, mich aufs neue in seine Schrecknisse zu vergraben, drohte eine Beruhigung meines Gemüts zu verhindern.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

4.

Am andern Morgen kam er wieder zu mir, um mir zu sagen, daß er nach Kerry wolle. Ich war froh, denn ich konnte mich nicht erinnern, daß Cromwell je in Kerry war, und ich sagte: „Das ist das rechte für Sie, ein schönes, wildromantisches und doch irgendwie beruhigend wirkendes Land mit mildem Seewind. Und übrigens stammen ja die Gillycuddy von daher."

Ich war froh, ihn so zusammengerafft zu finden. Ich hoffte, er würde über Süd-Kerry, über Kenmare oder Waterville und vor allem über dem prächtigen Killarney mit den Gillycuddy-Hügeln, dem Bergland seiner Vorfahren, wieder ruhiger werden, indes wenige Tage darauf bekam ich von ihm ein paar Zeilen aus Ballyferriter, das viel weiter nördlich liegt. Nachdem er von Ballyferriter, der Stadt einer normännischen Familie Ferriter, berichtet, schrieb er: „In Killarney suchte ich den Schafhügel auf, wo Pierce Ferriter, der kriegerische Dichter, der Fürst seines Clans, zu Cromwells Zeit gehängt wurde, ein Priester zur Rechten und ein Bischof zur Linken. Von meinem Zimmer aus kann ich über den ganzen Smerwick-Hafen sehen, und während ich schreibe, steht der Mond über Dunamore."

Smerwick — Dunamore — diese Namen hatte ich ganz vergessen. Er war also nicht ohne Absicht nach Ballyferriter gegangen. Ich sah seine Glutaugen lebendig, wie sie über das ruhige Wasser der Geisterbucht sahen. Ich hätte doch mit ihm gehen sollen.

Am andern Morgen bekam ich einen Brief von ihm, der ziemlich unzusammenhängend war. Er verwirrte mich. Es waren einige hingeworfene Zeilen darin über Sir Walter Raleigh, über Lord Grey — furchtbare Verurteilungen. Dann waren darin mehr freundliche Sätze, wie: „Unter der irisch-sprechenden Bevölkerung dieser Gegend finde ich für Halbschilling die Bezeichnung Raol, was sicherlich dasselbe Wort ist wie das spanische Real." Dann unmittelbar darauf: „Ich höre Entsetzenschreie in der totstillen Nacht." Dann: „Wie kommt es wohl, daß einer an solchen Orten plötzlich von einer wilden Ausgelassenheit erfaßt wird?" Jeder Satz des Briefes, mit Ausnahme von zweien, war ziemlich verständlich, aber das Ganze war ohne Zusammenhang, es war nicht mehr Sinn darin als in den abgebrochenen Reden eines Soldaten, die er nach einem Kampftag im unruhigen Schlafe hervorstößt. Ich hatte eben das Leben Nietzsches gelesen und erinnerte mich, daß dessen Freunde in den zusammenhanglosen Briefen die ersten Anzeichen seines Wahnsinns bemerkt hatten. Ich erschrak plötzlich. Ich griff nach einem Fahrplan, und in weniger als einer Stunde war ich im Zug nach Dingle, der Bahnstation von Ballyferriter.

5.

Ich fand ihn in einem müden Ankämpfen gegen eine Erregung. Während ich etwas Landbrot aß, das man mir hingestellt hatte, bemerkte ich, wie sein Gesicht einen immer wilderen Ausdruck bekam. Die unsichtbaren Finger einer fixen Idee bohrten sich in seine Stirne. Hemmungslos stand er wohl zwanzigmal vom Tische auf und sah über die ruhige Bucht hinaus und suchte genau den Horizont ab, wie wenn er jeden Augenblick befürchtete, eine feindliche Reiterei könnte über das felsige Hügelland kommen. Er trieb mich an, mit ihm das freundliche Gewässer abzuschreiten. Es war ein ungewöhnlich milder Dezembertag, und niemals sah ich ein so durchsichtiges und herrlich gefärbtes Wasser. Es fiel nach dem goldenen Strand ab, wie eine einzige lange Woge, und es nahm die weichen Farbentönungen auf, die sich träge in dem Schaum brachen. Hinter dem Wasser ragte rechts der schwarze Sumpf einer Festungsruine. Der Oberst zeigte auf sie und sagte, daß sie einst den Fitzgerald gehörte, als diese Familie über das Land herrschte, und daß einer von ihnen,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als er sein Ende herankommen fühlte, bat, man möchte ihn aufrichten, daß sein letzter Blick auf den Wassern seiner geliebten Bucht ruhen möchte. Der Oberst sagte das alles mit einem so nachdenklichen Tone, daß ich zu hoffen anfing, der heilige Brendan und die anderen Eremiten, die ihr einsames Leben in dieser stillen Gegend, fern vom Getriebe der Welt, verbrachten, hätten ihm seine Ruhe wiedergegeben. Allein im nächsten Augenblick, als wir an der Stelle standen, wo San Josephos Spanier vor dreihundert Jahren gekämpft hatten, zeigte er nur mit zersprungener Stimme die Reste der Befestigung, die sie aufgeworfen, wo Raleigh diese achthundert alle abschlachten ließ, nachdem sie sich ihm ohne Waffen ergeben hatten. Ich fühlte den Sprung in seiner Stimme, und ich zog ihn ganz unauffällig fort, ich blieb mit ihm an dem ruhig rauschenden und sich überschlagenden Wasser bis Mitternacht. Ich hoffte, daß der weite Friede der mondhellen Nacht den Ermüdeten um so tiefer umfangen würde.

Ich war mit dieser stillen Hoffnung gerade zu Bett gegangen, als ich ihn ungestüm an meine Tür pochen hörte, und ich war noch nicht aus dem Bette gesprungen, als er schon in meinem Zimmer stand. Er öffnete mein Fenster, und seine Hand zeigte in die Nacht hinaus. Ich merkte, wie er zitterte. Ich sah die weite Bogenlinie der Bucht, die träumerisch nach dem Monde aufsah, und ruhige Schatten lagen auf den Hängen der Hügel. Doch unwillkürlich waren meine Augen gebannt auf jene Landspitze, wo Raleigh die Metzelei verübt hatte, und ich wußte unwillkürlich, daß die ausgestreckte mondweiße Hand grimmig nach jener Stelle zeigte.

„Mein Gott, mein Gott," stieß er hervor, und das Beben seiner Lippen war fast hörbar — „es ist entsetzlich, entsetzlich!"

„Was?" fragte ich.

„Die Todesschreie, die Todesschreie", zischte er hervor. Am Klange seiner Stimme konnte ich hören, daß sie aus einem ausgetrockneten Munde kam, es war kaum ein Sprechen zu nennen. Er klammerte sich an mich, und sein Zittern erschütterte mich. Sah er wirklich in der Vision die Ermordung der achthundert wehrlosen Männer? Sah er wie ein Künstler die lebendigen Gruppen der Mörder und der Ermordeten?

Ich sah scheu zu ihm auf. Seine Zähne klapperten, und seine Hände legten sich schwer auf meine Schultern, wie wenn seine Beine keinen Halt mehr hätten, er beugte sich zurück, wie wenn er etwas Schreckliches sähe. Und doch war das einzige, was ich draußen hören konnte, das Schreien von ein paar Möwen, die in den Binsen des Wassers saßen, langgezogene, melancholisch-klagende Schreie. Waren es diese Schreie, die ihren Spuk mit ihm trieben? Ich fühlte, wie meine Ohren gierig hinhörten, wie ich selber von ihnen gepackt war, ich fand etwas seltsam Wildes und Jagendes darin. Ich schüttelte mich.

Er versuchte zu sprechen, und ich glaubte, es war das Wort „Todesschreie", was ich von ihm hörte.

„Es ist dafür nicht laut genug", brachte ich täppisch heraus und hoffte den Zauber zu brechen, der auf ihm lag. Die Rufe der Seevögel waren jetzt nur noch ganz von weitem zu hören und klangen nicht mehr unheimlich durch die stille Nacht. Man konnte nicht leicht dabei an die Todesschreie einer Massenschlächterei denken. Aber ich hatte an irgendeine wunde Stelle bei ihm gerührt, alle seine Nerven schienen bloßzuliegen. Er schoß von mir fort, vom Fenster zurück, die bedrückende Schwäche war von ihm gewichen. Er schrie mich an:

„Nicht laut genug! Nicht laut genug! Das ist es ja gerade!" Er sagte das, wie wenn er das Problem seines ganzen Lebens gelöst hätte.

„Nicht laut genug! Es ist zum Lachen! Können Sie sich solches Entsetzen ausdenken? Das ist es, was einen bei dem Handwerk so abstumpft."

„Wild, unmenschlich wollüstig haut man die Schneide des Säbels auf einen grauen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kopf oder eine weiche Brust oder ein Kind! Ich will sie weinen hören, sagst du, wenn die Mordlust kommt und — und du kannst sie nicht laut genug weinen hören — und dann — dann, o großer Gott — Schluß — Schluß — Vorhang vor — auch den eisernen — Vater im Himmel — entsetzlich!"

Er hatte sich auf das Bett geworfen und sein Gesicht in das Kissen vergraben. Er war ohnmächtig geworden — ich sah, daß er sich von selbst nicht aufraffen konnte. Ich sagte kein Wort, sondern umfaßte seine matte Hand ganz fest, bis allmählich der Wutanfall von ihm wich.

6.

Ich ließ ihn nicht mehr aus meinen Augen. Als die totenstille Nacht kam, das Land des heiligen Schweigens, da hatte er sein altes Selbst wiedergewonnen und drang in mich zu Bett zu gehen, er wehrte sich dagegen, wie ein Kind behandelt zu werden. Ich schüttelte den Kopf und blieb bei ihm sitzen, bis die unausbleibliche Gegenwirkung über ihn gekommen und er in einen tiefen Schlaf gesunken war.

Die Nacht war frostkalt, es war kein Feuer im Kamin. Ich wollte keinen Lärm machen, und es blieb mir nichts anderes übrig, als mich leise in mein Zimmer zu schleichen, alle Decken zusammenzuraffen und mich darein einzuwickeln — so hielt ich Nachtwache bei ihm wie ein Schäfer im Lande der Bibel. Zuweilen schnitt der laute Schrei eines Seevogels durch die Nacht, und ich beugte mich unwillkürlich nach dem Oberst, um zu sehen, ob er ihn geweckt hatte. Dann wurde die Stille immer tiefer, und meine Gedanken wollten mit diesen geflügelten Gesellen über das weite Wasser gleiten. Ich fing an, mir all das vorzustellen, was ich über das Blutbad gelesen und gehört hatte, das Raleigh in diesem abgelegenen Landstrich angerichtet hatte, dachte an all die Massenmorde, die von andern Engländern vorher und nachher in unserem Lande verübt wurden, einer immer nur die Fortsetzung des andern, und ich weiß nicht, wie es geschah, aber mit einem Male kam es über mich wie eine sichere Gewißheit, daß Mac Gillycuddy alle diese Schreckenszenen im Lichte seiner eigenen Erlebnisse in Afrika, Indien und Mesopotamien sah. Gewisse Stellen in seinen Briefen, gewisse Worte, die ich ihn gebrauchen hörte, gewisse Fragen, die er mir stellte, drangen von allen Seiten auf mich ein, häuften sich auf mir, bis ich zuletzt aufschrie: „Jetzt hab' ich sie, jetzt hab' ich sie, die Idee, die ihn ins Tollhaus hetzt!"

Wie ein Wissender sah ich jetzt auf ihn. Er weinte und schrie wie ein kleines Kind in seinem ersten Schmerz, und ich wußte, ich konnte ihm nicht helfen. Er war dann still, ganz still, er schien auf etwas ganz Fernes zu hören, und dieses angespannte Hinhören wich nicht mehr von ihm, weder im Wachen noch im Schlaf.

Dann huschte über sein weißes Gesicht ein schreckhafter Krampf, den er abzuschütteln versuchte. Aber noch immer behielt ich die Zuversicht, daß ich ihn heilen könnte, da ich jetzt sein Leiden kannte.

Wir verließen Ballyferriter am nächsten Tag. Um in Dingle den ersten Zug zu erreichen, mußten wir uns schon sehr frühe aufmachen. Es war dunkel, da der Mond schon untergegangen war. Da geschah etwas Seltsames: An einer wilden, einsamen Stelle nahe einem Walde sahen wir Menschengruppen, die schweigend unseren Weg kreuzten. Indes das ganze Land war ja in Unruhe, bewaffnete Gruppen strolchten überall nächtens herum. Ich wurde ängstlich.

„Wer sind diese Leute?" fragte ich leise den alten Kutscher.

„Pst", wehrte er mich ab.

Ich blieb hartnäckig: „Wer sind denn diese Leute?"

„Für einen Irländer haben Sie nicht gerade viel Verstand", sagte er.

„Sind das Sinnfeiner?" fragte ich weiter.

„Wie soll ich das wissen!" knurrte er mich an.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Oberst hatte die Worte Sinnfeiner aufgehascht, er packte den Kutscher: „Halte einen Augenblick, ich muß mir diese Leute genau ansehen, es wird nicht lange dauern."

Und in diesem Augenblick sprang er vom Wagen, als der Kutscher durch irgendein Zauberwort das Pferd sofort zum Stehen gebracht.

Ich faßte des Obersten Arm: „Sind Sie toll?"

„Toll?" Und er warf den Kopf ein wenig zurück.

„Jawohl, ganz toll," zischte der Kutscher, „diese Burschen sind gerade scharf auf die Lumpen, die der auf dem Buckel hat!"

Der Oberst trug noch seine Khaki-Uniform.

Die Gestalten waren verschwunden. Etwas mutiger fuhren wir durch Ortschaften, wo nicht der allergeringste Lichtschein auf den Weg leuchtete.

Als wir im Zuge saßen, mußte ich immerfort denken, wie ich wohl dem Oberst helfen könnte. Da er von den entsetzlichen Grausamkeiten, welche die Engländer in Irland begangen hatten, beständig geängstigt wurde, mußte ich von einer anderen Seite kommen. Schließlich kann man ja auch einiges zu ihren Gunsten sagen: Haben sie nicht das Evangelium nach dem abgelegenen Lande gebracht? Haben sie uns nicht einen gewissen Anteil an ihrem Reichtum nehmen lassen? Haben sie nicht unseren besten Männern ein Wirkungsfeld gegeben? Man muß doch sagen:

„Nur die Taten der Gerechten
bleiben ewig, nicht der Schlechten!"

Dann hätte ich zeigen können, welch ein Segen doch für ein kleines Land ein großes Hinterland ist, das ein Tummelplatz sei, auf dem die jüngeren Söhne sich austoben können, die sonst daheim Haus und Hof vertun. Und endlich hätte ich sprechen können von dem Reichtumstrom, der jahrhundertelang sich aus den anscheinend unausschöpfbaren Kolonien nach England ergoß. Davon konnte ich schon mit mehr Überzeugung reden. Von all dem wollte ich zu ihm sprechen, doch ich konnte eine gute Weile nicht davon anfangen, denn er schien in irgendeinen tiefen Traum versunken, er hatte die wilden Nachtgesichte noch nicht verscheucht.

Wir machten in einer kleinen Ortschaft, ich glaube, es war in Emlough, eine kurze Rast, und als wir wieder weiter fuhren, machte ich einen neuen Anlauf, um mit ihm zu reden. Aber er winkte mir mit der Hand, daß ich schweigen sollte. Bald darauf kam eine Abteilung englischer Soldaten, die sehr müde aussahen und bis auf die Zähne bewaffnet waren, in unsern Wagen, und ich glaubte zu sehen, daß der Oberst zusammenfuhr. Indes in einem Wagen voll von englischen Soldaten mit ihm ein Gespräch anzufangen über die beiden Seiten der irischen Angelegenheit, über den Ruhm oder die Schande Englands, wäre so unangebracht gewesen wie nur irgend möglich, und so schwieg ich weiter. Und diese Soldaten blieben unsere Reisegesellschaft den ganzen Weg bis nach Dublin. Ich sah, wie ihre Anwesenheit den Obersten bis ins tiefste aufregte. Es waren noch einige andere Dinge, die schwer auf ihm lagen. In Tralee sahen wir bewaffnete Polizisten die ganze Hauptstrecke entlang, wir sahen in Lastwagen gefangene Sinnfeiner nach dem Gerichtsgebäude fahren: lauter junge Burschen, die trotzig auf dem unbedeckten Wagen zwischen den starrenden Waffen standen. Wir sahen, wie die Menschen in düsterem Schweigen eilig durch die Straßen gingen und auf die Lastwagen hinstarrten, die immer einer hinter dem anderen in schneller Aufeinanderfolge fuhren.

Es war schon Nacht, als wir nach Dublin kamen. Am folgenden Tage wollte ich den ersten Versuch machen, um Mac Gillycuddy von dem Gespenst zu befreien, das ihn zu Tode hetzen wollte.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

7.

Wir waren beide müde. Ich warf mich in einen Lehnstuhl, der Oberst saß am Tisch, faltete das Abendblatt auseinander, das er auf der Straße kurz vor unserem Hause gekauft hatte, und vergrub sich darein. Plötzlich stand er auf.

„Verzeihung", sagte er ganz nebenhin und ging mit der Zeitung hinaus.

Er sagte das eine Wort so ruhig, wie wenn er endlich zu einem ganz bestimmten Entschluß gekommen wäre, seine Erregung war zu völliger Ruhe zerquetscht, und ich wollte ihn danach fragen, wenn er zu mir zurückkehrte. Aber er kam nicht zurück. Ich ging hinaus, ihn zu suchen, meine Erregung wurde immer stärker. Er war im Hause nirgends zu finden. Ohne mich nur einen Augenblick aufzuhalten, rannte ich durch die Straßen, meine Augen musterten alle, denen ich unterwegs begegnete. Und es war ein großes Gedränge, das ziemlich lästig war. Wie in Tralee und Dingle waren überall Abteilungen von Soldaten mit Helm und in feldmarschmäßiger Ausrüstung. Polizisten in ihren dunklen, schwarzen Mänteln, mit weißen, straffen Gesichtern, schlichen schweigend und ohne merken zu lassen, worauf sie aus waren. Militärische Motorräder und Lastwagen sausten rücksichtslos durch die schwach erhellte Dunkelheit. Und die Menge schien hastig und schweigsam aus dem Wege zu gehen.

Wohl an drei Stunden lief ich nach allen Richtungen durch die Haupt- und Nebenstraßen, über Plätze, die mit Bogenlampen beleuchtet waren, und durch enge Gassen, wo überhaupt kein Licht war. An einer breiten Straße sang ein alter Bettler. Sein Haar war lang und ungeordnet, sein Bart dicht und ungepflegt, er war kaum vier Fuß groß, ein alter Mantel, der ihm lang herabhing, sog Wasser von dem nassen Boden. Aber es schien ihm ernst zu sein mit seinem Singen, und in jeder Zeile kam wenigstens einmal der Name Irland vor.

„Dir bleib' ich treu, mein schönes Irland,
Dir Irland, du Perle im Meer,
Mein Herz bleibt daheim im lieben Irland,
Wär' Irland nur frei, keinen Wunsch hätt' ich mehr."

Er hatte ein paar Kastagnetten in der rechten Hand und unterstrich damit den Rhythmus seines Liedes. Ich würde ihn sonst kaum bemerkt haben, aber ich traf ihn an drei verschiedenen Stellen in dieser einen Nacht, und mir kam der Gedanke, er könnte am Ende überhaupt kein Bettler sein.

Erschöpft kam ich wieder in meiner Wohnung am Marktplatz an. Wie weit, wie frei, wie luftig schien es mir im Vergleich zu den engen Straßen! Der Mond warf ein helles, weißes Licht herein, daß es auf der einen Hälfte ganz erhellt war, die andere blieb ganz dunkel beschattet.

„Ist mein Freund noch nicht zurück?"

„Nein, Johnny hat ihn fortgehen sehen."

„Bringen Sie mir etwas, was Sie im Hause haben, ich habe Hunger."

„Gleich, da ist auch die Zeitung."

Ich hatte wenig Verlangen danach, aber da sie nun einmal da auf dem Tische lag, warf ich einen Blick auf die Überschriften:

„Massaker in Amritsar!
2000 Inder von den Engländern erschossen!
500 Gefangene auf einem Fleck niedergemacht!"

Darüber hinaus war wenig Näheres gesagt, nur daß der General Dyer hieß. Ich muß gestehen, daß alles das eindruckslos blieb, da alle meine Gedanken bei Mac Gillycuddy waren. Das mußte wohl die Nachricht gewesen sein, auf die er mit solcher Aufmerksamkeit hingestarrt hatte, das also war das Furchtbare, das noch

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hinzugekommen war in diesem unseligsten Augenblicke und ihn fortgetrieben hatte. Und er war doch so ruhig hinausgegangen! Die Zeitung zitterte in meiner Hand, und doch war alle Müdigkeit fort. Ich fühlte kalten Schweiß und hatte Angst aufzustehen und mich zu bewegen. Der Schlag, den diese gedruckten Zeilen mir gegeben, hatte alle brachliegenden Seelenkräfte geweckt, daß sie in solchen Augenblicken den Körper ganz beherrschten.

„Ich muß ihn finden", sprach ich zu mir selbst. Ich stürzte eine Tasse Tee nach der anderen hinunter, stand dann auf, um wieder auf die Straße zu gehen.

In diesem Augenblick hörte ich Schritte auf der Treppe, und Mac Gillycuddy selbst stürzte herein, rasch und erregt! Eine niederdrückende Nachdenklichkeit lag auf seinem Gesicht, seine Augen waren weit geöffnet und ausdruckslos, seine Lippen matt. Er warf sich in einen Sessel und vergrub sein Gesicht in seine Hände. Und diese Hände schienen so bleich, die Finger ungewöhnlich lang und feucht.

„Was ist geschehen?" fragte ich.

Ohne die Hände vom Gesicht wegzunehmen, schüttelte er nur mit dem Kopfe, er wollte nicht sprechen.

Inzwischen schien draußen die ganze Stadt in Aufruhr zu sein, es war jetzt in vollem Zuge, was ich vorhin schon in den Straßen bemerkt hatte. Ich hörte den Schritt marschierender Soldaten, den Tritt der Pferde, das Rattern der Wagen, von weit her klang ein aufrührerisches, trotziges Lied herüber. Plötzlich hörten wir Aufschreie und Angstrufe, und hundert Stimmen schrien: „Lassen Sie ihn los, lassen Sie ihn los! Schande über Sie! Schämen Sie sich — schämen sollten Sie sich!"

Ich hörte das alles und starrte dabei auf die zerbrochene Gestalt, die in dem Stuhl ganz vergraben schien. Und wieder hörte ich draußen schreien: „Lassen Sie ihn los! Wollen Sie ihn loslassen!" Und dann schienen all die Rufe, Schreie, das Rennen, Singen und Kreischen sich in ein einziges lautes, langes, triumphierendes Getöse zu vereinigen. Ich sprang zum Fenster und sah eine große wogende Menge draußen, in der Mitte der Straße eine Abteilung Polizisten, die von der Menge verhöhnt wurde. Und von den Polizisten gepackt, zwischen ihnen gehend, sah ich eine wild aussehende kleine Gestalt, die sich herauszuwinden suchte — meinen kleinen Balladensänger. Sie waren alle im vollen Mondlicht. Eine ganz gesonderte Gruppe, die von einer ganz andern Richtung kam, bewegte sich singend nach einem Platze, und diese Gruppe eben war es, der die ganze Bewegung zu gelten schien. Der kleine Gefangene krümmte sich noch mehr als zuvor, und schließlich mußten ihn die Polizisten laufen lassen. Dann formierten sie sich zu einer dichten Masse und versuchten, sich einen Weg zurückzubahnen durch die Lücke, die sie eben in dem Volkshaufen gemacht hatten. Alles geriet durcheinander, Steine flogen durch die Luft, und man hörte zerbrochenes Glas klirren. Kleinere Menschengruppen blieben hie und da stehen, flossen ineinander zusammen wie kleine Bäche zu einem größeren Fluß. Plötzlich wurden von einer andern Ecke des Platzes Schreie und hallende Rufe laut, Schreckensrufe, sehr schrill, in sehr hohen Tönen, und mit einem Male lief die ganze Menge wie wild dorthin. Ein Panzerwagen war von einer Seitenstraße in rasender Fahrt auf den Platz gekommen und fuhr um ihn herum. In einem Nu war der Platz menschenleer und lag bloß da im Mondschein und in den breiten Schatten, die von den Häusern darauf fielen. Noch immer fuhr der Panzerwagen rund um den Platz, wohl dreimal. Endlich stand er still. Als er zuerst sichtbar wurde, drängte sich Mac Gillycuddy ängstlich näher an mich, und wir stierten zusammen sprachlos auf das Ungewöhnliche, das da stand und im Mondschein einen zitternden Schatten warf. Es schien sich umzusehen, wohin es zunächst einen Sprung machen sollte; dann sahen wir, wie zwei junge Leute ihre Köpfe daraus hervorsteckten. Sie lachten. Dann sprachen sie miteinander. Ich konnte nichts verstehen, aber ich weiß

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht, ob Mac Gillycuddy nicht ihre Worte aufgefangen hatte, denn er rannte plötzlich aus dem Zimmer, wie von einem Gespenst gejagt. Ich eilte ihm nach und flog die Treppenstufen hinab. Er drängte sich mit Gewalt durch die Glastür und stürzte auf das Panzerauto zu. Die beiden Köpfe wandten sich ihm zu, dann drehten sie sich wieder zurück. Er sprang auf den Wagen hinauf, schrie etwas sehr laut, aber ich weiß nicht was, ein Maschinengewehr fing an, nach allen Richtungen zu knattern. Dann stieß das Panzerauto eine dicke Rauchwolke aus und setzte sich in Bewegung. Gillycuddy saß vorn, wie wenn er dazu gehörte. Ich konnte im ersten Augenblick nichts sonst sehen, nur die dicke Rauchwolke, die sich nach oben verzog. Aber dann sah ich nach dem Boden zu eine Gestalt langsam auf allen Vieren wie ein Tier hinabkriechen, schwerfällig und täppisch, in einer Stellung, die zum Lachen bringen konnte. Dann plumpste die Gestalt ganz hinab und berührte den Boden. Und während all der Zeit fuhr der Panzerwagen um den Platz herum. Es war, als suchte er den herabhängenden Körper abzustreifen, der dann hinter ihm zwischen den Geleisen lag, als das Auto rasch wieder aus dem Gesichtsfeld verschwand und in die Seitenstraße einbog, aus der es gekommen war. Und da lag mitten im hellen Mondschein Mac Gillycuddy tot, wie ein Geheimnis.

Es wird erzählt, daß er zu den Führern der Sinnfeiner gegangen war und ihnen einen Plan unterbreitet hatte, wie man das britische Reich zerschmettern könnte, und daß er sich erboten hatte, selber diesen Plan auszuführen. Aber man hatte nicht auf ihn gehört. Dann war er zu mir gekommen wie ein Verzweifelter, der keine Hoffnung mehr hat.

Er schläft nun in der Muckroß-Abtei unter Hunderten anderer Mac Gillycuddy, die auch alle Soldaten gewesen waren. Diese alten gälischen Krieger haben ihren Stammesgenossen in ihren Reihen aufgenommen. Möge er in Frieden ruhen!

Der Geschichtschreiber der Stadt Rom an den Geschichtschreiber von Florenz

Briefe von Ferdinand Gregorovius an Robert Davidsohn

Mitgeteilt und erläutert von

Johannes Hönig

Der hundertste Geburtstag des Geschichtschreibers der Stadt Rom im Mittelalter, den Deutsche und Italiener am 19. Januar 1921 feierten, hat manche neue Veröffentlichung gebracht. Auf mein eigenes Buch „Ferdinand Gregorovius, der Geschichtschreiber der Stadt Rom. Mit Briefen an Cotta, Franz Kühl und andere“ [1]) hat der Generaldirektor der Staatsarchive, Paul Kehr, in seinem Nachruf im Maiheft 1921 der „Deutschen Rundschau“ hingewiesen. Ein anderer Teil dieser Gedenkrede des früheren Direktors des preußischen Historischen Instituts in Rom, der wie kaum ein anderer berufen war, in der Deutsch-italienischen Vereinigung zu Berlin einen auf eigener römischen Anschauung und fachmännischer Beurteilung beruhenden Nachruf auf Ferdinand Gregorovius zu halten, ist im Märzheft der „Deutschen Revue“ vom Jahre 1921 abgedruckt worden; dieser Teil ist namentlich der

[1]) Stuttgart 1921, Cotta.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" gewidmet. Mit Recht sind hier außer den von Althaus veröffentlichten „Römischen Tagebüchern von Ferdinand Gregorovius" [2]) und dessen an die Gräfin Ersilia Caetani-Lovatelli gerichteten Briefen, die 1896 [3]) Sigmund Münz herausgab, als die wichtigsten aller Gregorovius-Briefe die von Herman von Petersdorff 1894 veröffentlichten „Briefe an den Staatssekretär Hermann von Thile" bezeichnet [4]). Nun sind zu allen Briefen, die in Zeitungen und Zeitschriften bis zu Gregorovius' hundertstem Geburtstage vorlagen, noch zwei neuere Veröffentlichungen getreten: Fünf Briefe an den Geschichtsforscher Gustav Parthey, die Herman Granier mit reichen Erläuterungen in der „Preußischen (Kreuz-) Zeitung" vom 29. und 31. Oktober 1922 herausgab, und eine größere Zahl von Briefen an Malwida von Meysenbug im Januar- und Februarheft des „Türmers" von 1923 [5]). Diese Briefe an die Freundin, wie Gregorovius die Idealistin Meysenbug nennt, haben deshalb so viel Reiz, weil sie Gregorovius von der persönlichen Seite kennen lehren und dazu beitragen, die Lücken zu schließen, die hier noch immer klaffen. Sie gehören zum Teil noch einer Zeit an, da zwischen Gregorovius dem Dichter und Gregorovius dem Geschichtschreiber noch lebensfrische Verbindungen bestanden; denn je früher die Gregorovius-Briefe geschrieben wurden, desto wichtiger sind sie nicht nur für seine Lebensbeschreiber, sondern auch für alle, die ihn mit gutem Grunde zu den besten Briefschreibern des deutschen Schrifttums rechnen.

Ein weniges werden auch die erst dem älteren Gregorovius angehörenden Briefe an Robert Davidsohn die Persönlichkeit des ersten deutschen Ehrenbürgers des neuzeitlichen Roms näher beleuchten, namentlich neue Belege bringen für die bereitwillige Hilfe, die der gelegentlich auch recht zugeknöpfte, weil vom deutschen Gelehrtentum und seiner professoralen Engherzigkeit und Dünkelhaftigkeit gründlich enttäuschte Weltbürger solchen jüngeren Kräften angedeihen ließ, die für das Wesentliche seiner auf formvolle Verbindung von Darstellungskunst und Wissenschaftlichkeit ausgehende Schaffensweise teilnehmendes Verständnis aufbrachten. Das war der Fall bei dem am 18. August 1870 vor Metz gefallenen jungen Geschichtschreiber Hermann Papst, dem Gregorovius in seinen „Kleinen Schriften" ein würdiges Gedenken widmete, so geschah es mit Franz Kühl, dem erst in der Zeit des großen Krieges der Tod die schon erblindeten Forscheraugen schloß, das war schließlich auch so bei Robert Davidsohn, dem heuer siebzig Jahre alt gewordenen deutschen Gelehrten in der Stadt Florenz, der sich rühmen darf, durch Gregorovius und sein Lebenswerk, die „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" zu seinem eigenen Lebenswerke, der „Geschichte von Florenz", angeregt worden zu sein [6]).

Gregorovius, wie kaum einer der deutschen Gelehrten von der Natur mit schönen Dichtergaben ausgestattet, hat den geheimnisvollen Beziehungen, die

[2]) 2. Aufl. 1893, ebenda.

[3]) Berlin, Gebrüder Paetel.

[4]) Ebenda. Ich benütze gern, zumal auch mir gerade die Briefe an Thile für meine Beschäftigung mit Gregorovius zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel geworden sind, die Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß die in meinem ersten Gregorovius-Buche („Ferd. Greg. als Dichter", Stuttgart 1914, Metzler) stehende Bemerkung, es seien in den Briefen an Thile „Auslassungen und Kürzungen nirgends kenntlich gemacht" worden, auf einem Irrtum beruht.

[5]) Herausgeg. von Berta Schleicher. Der Brief aus „Neapel, 23. Septbr.", den die Herausgeberin in das Jahr 1859 setzt — die übrigen Briefe haben feste Jahresangaben — gehört zweifellos in das Jahr 1864. Ein Blick in die „Römischen Tagebücher" hätte ihr das sagen müssen.

[6]) Erscheint seit 1896 bei E. S. Mittler u. Sohn in bisher 4 Bänden nebst 4 Bänden „Forschungen zur Florentiner Geschichte".

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Menschen an Menschen binden, den wunderbaren Schicksalsfügungen, welche die ersten Anreger großer Taten, schwer wiegender Entscheidungen werden können, dem „Ahndungsvollen" Goethes, immer gern seine besondere Beachtung geschenkt. Etwas von diesem Ahndungsvollen hat er offenbar auch empfunden, als er nach dem Erscheinen seines Buches „Der Kaiser Hadrian. Gemälde der römisch-hellenischen Welt zu seiner Zeit" am Anfang des Jahres 1884 im „Berliner Börsen-Courier", den ihm die Cottasche Buchhandlung mit einem Begleitschreiben des Schriftleiters dieser Zeitung zuschickte, „jene liebenswürdige Anzeige" seines Buches las, die den damaligen Mitbesitzer und Redakteur des Blattes [7]), Robert Davidsohn, zum Verfasser hatte.

Davidsohn, am 26. April 1853 in Danzig geboren, war ursprünglich Kaufmann und ging dann zur journalistischen Laufbahn über. Dem Einfluß von Gregorovius, mit dem sich anläßlich jener Buchbesprechung und eines Besuches Davidsohns in Traunstein, dem Sommeraufenthalt Gregorovius', ein von der glühenden Verehrung des Jüngeren, der väterlichen Freundschaft des Älteren erfüllter Briefwechsel anspann, ist es zuzuschreiben, daß Davidsohn als verheirateter Mann die Universität Heidelberg aufsuchte, um sich von da ab ausschließlich geschichtlichen Studien zu widmen. Und merkwürdigerweise ging jene Anregung gerade von Florenz aus, wo Davidsohn später mit einer ähnlich gewählten Aufgabe einst Fuß fassen sollte wie Gregorovius in Rom. Das war im Jahre 1886. Nach 21 Monaten wurde Davidsohn in Heidelberg summa cum laude zum Doktor promoviert, und nun folgten im Laufe der Jahre zahlreiche wissenschaftliche Ehrungen. Die Universität Freiburg i. Br. ernannte Davidsohn zum Ehrendoktor der Rechte und der politischen Wissenschaften, und mehrere Akademien erwählten ihn, ähnlich wie es mit Gregorovius geschah, zu ihrem Mitgliede. So gehörte er auch der römischen Accademia dei Lincei, der Akademie der Luchsäugigen an, die im Hinblick auf den Lynkeus des Argonautenzuges ihren Namen erhalten hat. Gregorovius, dem diese Ehre gleichfalls zuteil geworden war, freute sich ihrer ganz besonders. Die Akademien von Turin und Florenz schlossen während des Krieges Davidsohn, der sich gleich Gregorovius als Deutscher fühlte und dies nicht verleugnen wollte, aus Chauvinismus wieder aus. Dem Geschichtschreiber von Florenz hat die merkwürdige Voreingenommenheit der Akademie der Dantestadt den Schlummer nicht geraubt; das kann freilich nichts daran ändern, daß der Deutschenhaß unserer Feinde und leider auch manche Parallelerscheinungen in unserm eigenen Gelehrtentum ein Kapitel Kulturgeschichte eigener Art darstellen. Fügen wir noch bei, daß Davidsohn um seiner wissenschaftlichen Verdienste willen zum Professor ernannt wurde, die Leibniz-Medaille der Berliner Akademie der Wissenschaften erhielt und auch, ebenso wie Gregorovius das war, Mitglied der Bayrischen Akademie der Wissenschaften ist, so wäre das Bild der äußeren Ehren desjenigen umrissen, auf den, wenn er an seinem Schreibtische in Florenz sitzt, das beste vorhandene, in Florenz hergestellte Ölbild von Gregorovius herabschaut. Nur zu wenigen Orten in Italien außer Rom hat Gregorovius in so engen Beziehungen gestanden wie zu Florenz, namentlich im ersten Jahrzehnt seines italienischen Aufenthalts. In Florenz, im Palast seines französischen Freundes Sabatier, der mit Nikolaus Lenaus einstiger Braut Karoline Ungher verheiratet war, unterzeichnete Gregorovius den Vertrag zu seiner Geschichte der Stadt Rom, in Florenz, auf dem alten Cimitero degli Inglesi, dem evangelischen Friedhof, liegt das Grab seiner ostpreußischen Landsmännin und treuesten deutschen Freundin in Italien, Pauline Hillmann, in Florenz schrieb er im Gedenken an eine Seefahrt, die ihn an der Küste seines Lieblingseilandes Korsika vorüberführte, die

[7]) Begründer und Chefredakteur war Roberts Bruder George.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bedeutungsvollen Worte in sein Tagebuch: „Nachts funkelte Venus wie damals über dem Meer, und das Schiff hielt auf den Stern zu. Ich war allein auf dem Deck und saß beim Steuermann an der erleuchteten Bussole. Es mag sein, daß auch der Mensch eine solche in sich trägt, als inneres Gesetz des Lebens; aber sie ist entweder nicht durch das Licht des Verstandes erhellt, oder wir verstehen nicht, darnach zu steuern. Es war eine herrliche Nacht — oben alles fest und klar, von tausend Sternen in ewiger Ordnung funkelnd, unten wildes, wüstes Meer und darauf ein forttaumelndes Schiff."

In Florenz, wo der Geschichtschreiber Roms seinen jüngeren Freund schon besuchte, als dieser seinen ständigen Wohnsitz dort noch nicht hatte, lebt Davidsohn noch heute an der Seite seiner Gattin Philippine, geborene Callot. Um einen Begriff von dem zu geben, was Gregorovius an Davidsohn schätzte, ja seiner ganzen Eigenart nach schätzen mußte, lasse ich hier eine Stelle aus dem Nachruf folgen, den Davidsohn am 4. Mai 1891, also unter dem unmittelbaren Eindruck der Nachricht vom Hinscheiden seines Ferdinand Gregorovius, im „Berliner Börsen-Courier" von Florenz aus veröffentlichte [8]). Die Stelle berührt außerdem ein Vergleichsgebiet, das sich in der übrigen Gregorovius-Literatur zwar wiederholt angedeutet, aber niemals mit so eindringlicher Klarheit wie hier ausgeführt findet:

„Da er dahingegangen, stellt sein Lebensweg als Ganzes sich doch als ein glücklicher dar. Er durfte die schönste Befriedigung des Forschers fühlen, große und aller Mühen werte Stoffe zu finden, und daß seine Kraft der Größe der gewählten Gegenstände gewachsen sei. Die unselige Vergleichungssucht — eine Art törichten Gesellschaftsspiels, um die Gedankenlücken literarischer Unterhaltungen zu füllen — hat ihn immer wieder mit Mommsen in Parallele gebracht. Nachdem die Einfältigkeit selbst Schiller und Goethe in das Prokrustes-Bett solcher Vergleiche gezwängt, wie konnten zwei zeitgenössische Historiker dieser unsinnigen Abmessung entgehen, bei denen beiden auf dem Titelblatt ihrer Hauptarbeiten dasselbe Wort: „Rom" zu lesen steht? Daß man das Pantheon nicht gut mit der Kirche San Clemente vergleichen kann, die Imperatoren-Paläste des Palatin nicht wohl mit dem verschwundenen Palatium Ottos des Dritten auf dem Aventin, stört diese tiefsinnigen Forscher nach Ähnlichkeiten oder Verschiedenheiten, Vorzügen oder Mängeln des einen gegenüber dem andern nicht. Wenn denn einmal davon die Rede sein soll, so sei es gesagt: wer das Altertum darstellt, findet völlig andere Aufgaben vor sich, als wer uns von Geschichten des Mittelalters erzählt. Die Stoffe und ihre Bearbeitungen vergleichen, heißt von beiden keine Vorstellung besitzen. Wer uns vom römischen Altertum berichtet, hat im wesentlichen klare, übersichtliche Verhältnisse vor sich. Von einem Mittelpunkt wird die römische Welt geleitet, auf ihn beziehen sich zuletzt alle Kämpfe zurück, ob sie in Spanien und Gallien, oder in Asien und Nordafrika ausgefochten werden. Auf dem Markt einer Stadt entscheidet sich das Schicksal des römisch gewordenen Erdkreises, ein Dolchstoß setzt diesen in Verwirrung oder befreit ihn von einem kaiserlichen Tyrannen, und lange bleibt es so, bis die verworrenen Zustände der mittelalterlichen Welt chaotisch hereindämmern. Und es ist nicht dies allein. Man betrachte die Charaktere von ungebrochener Kraft, wie sie die klaren Verhältnisse der antiken Welt erzeugen mußten. Sie haben etwas Plastisches, sie lassen sich von allen Seiten umgehen und darum verstehen. Catilina, ein Zersetzungsprodukt des republikanischen Zeitalters mit all seinen Verbrecherinstinkten, dem Trotz der blasierten Natur und der ruinierten Existenz, mit der Tapferkeit, die, ein Erbteil großer Ahnen, selbst in dem entarteten Enkel sich nicht verleugnet, ist uns unendlich klarer, verständlicher, unserem Leben näher als ein mittelalteriger Mensch, und

[8]) 1. Beilage von Nr. 227 am 7. Mai 1891.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sprächen uns die Quellen so viel von ihm, wie von den Kaisern und von vielen Päpsten, von Arnold von Brescia oder Cola, dem Sohne des Lorenz. Der Bruch im Gemüt, den der Glauben erzeugte, die Konzessionen, die selbst im Kampf gegen die Geschäftsführer der Gottheit dem eigenen gläubigen Inneren und der Macht gewährt werden mußten, den der Glauben über die mittelalterige Menschheit übte, germanische und romanische Kultur in Kampf miteinander, übertriebene ideale Forderungen, deren Wesen nicht von dieser Welt war, und als ihr beständiger Gegensatz die brutalsten Formen des Egoismus, all diese Kontraste breiten einen Nebel über die Welt des Mittelalters, über ein von tausend Werdestürmen durchrütteltes Chaos, aus dem sich allgemach eine neue Kulturwelt unter Zuckungen und Wehen gebären mußte. Wer will mit diesem Wirrsal die auch in ihren inneren Kämpfen übersichtliche antike Welt vergleichen? Sie, deren hundert Götter den Menschen nicht so viele Rätsel aufgaben als der eine, der ein dreifacher war? Jene gewährten oder versagten dem einzelnen, aber dieser herrschte über alle Menschen, über alle Bereiche des Himmels und der Erde und über die letzteren durch Zehntausende nicht eben sanfter Statthalter. Eine Staatsreligion ist nur ein Schwungrad in der Maschinerie des Staates. Jetzt aber sollten die Staaten als Triebräder für die Ziele der Kirche dienen und für Erfüllung von Ansprüchen, die auf nebelhaften, nicht der Wirklichkeit entnommenen, sondern scholastischen Begriffen und Vorstellungen beruhten. Und das Dasein war voll ewigen Krieges, seit der majestätische römische Erdkreis zu einer Welt von kleinen Welten geworden. Das herrschende Rom, das den Geschichtschreiber der alten Zeiten beschäftigte, die Stadt, die Heere ausschickte, um in Gallien, Britannien oder Spanien der Kultur zukunftsvolle Bereiche zu eröffnen, hatte sich in eine Trümmerstätte gewandelt, in der auf verödeten Hügeln Mönche psalmodierten, in der im Lateran ein Priester je nach den Zeitläuften und der Persönlichkeit herrschte oder zitterte, betete oder schwelgte, in deren Straßen ein verkommenes Geschlecht sein bettelhaftes Dasein mit verjährten, dem römischen Namen entnommenen Ansprüchen aufputzte, und von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat bestochen, oder in feiger Furcht einem Beherrscher zujubelte, um den, dessen Mittel erschöpft waren, oder dessen Macht versagte, zu verraten und zu stürzen. Es waren die Fetzen eines verblichenen Kaisermantels, den die Stadt Rom durch Kot und über Trümmer dahinschleifte. Wie will man dies Rom mit jenem, wie das der Republik oder Cäsars mit dem, freilich noch immer in der Welt voll herkömmlicher Ehrfurcht genannten der Päpste und der Pilger zu den Apostelgräbern, das der Tempel mit dem der Baronaltürme, das der Triumphe mit jenem der Krönungszüge deutscher Kaiser, oder der Konsekrationsritte der Päpste, wie also will man die Aufgabe des Geschichtschreibers urbis et orbis mit der des Historikers Roms im Mittelalter vergleichen? Mag es uns vielmehr zum Stolz gereichen, die beste Geschichte des alten, wie die beste des mittelalterigen Roms, endlich in Rankes Werk die bedeutendste Darstellung der Papstgeschichte in neueren Zeiten, sämtlich als Schöpfungen deutschen Geistes zu besitzen."

Was Davidsohn 1891 schrieb, mag es für die Erkenntnis der katholisch-mittelalterlichen Welt freilich nur von einem gewissen Standpunkt aus richtig sein, das atmet wirklich Stil und Geist des Mannes, zu dessen Gedenken es bestimmt war. So also hatten wahlverwandte Geister sich in diesen beiden Männern begegnet. Das werden auch die folgenden Briefe bestätigen. Ich gebe sie in dem Bewußtsein, damit im Sinne ihres Verfassers zu handeln, sprachlich unverändert, aber im allgemeinen in der heutigen Rechtschreibung wieder. Für die sachlichen Angaben der Einleitung und der Anmerkungen habe ich Robert Davidsohns liebenswürdiger Güte sehr viel zu danken. Die Briefe sind von ihm der Vaterstadt des Geschichtschreibers der

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stadt Rom, dem glücklicherweise durch Volksabstimmung beim Deutschen Reiche verbliebenen Deutschritterstädtchen Neidenburg im masurischen Ostpreußen, als Eigentum überlassen worden.

* * *

Herrn R. Davidsohn
Chefredakteur des Berliner Börsencourier

Berlin SW
40/41 Zimmerstraße.

München, 16. Jan. 84.

Hochgeehrter Herr,

nachdem ich vor ein paar Tagen durch die Buchhandlung Cotta den Artikel „Ein Herrscher der Welt" aus dem Börsencourier empfangen hatte, wollte ich nach Stuttgart schreiben, um womöglich den liebenswürdigen und geistreichen Verfasser desselben mit seinem Namen und seiner Person in Erfahrung zu bringen und dann ihm selbst zu danken. Sie haben mich heute der Mühe dieser Erkundigung überhoben und Ihrer Besprechung der Schrift Hadrian noch einen gleich liebenswürdigen Brief hinzugefügt. Für beides sage ich Ihnen den wärmsten Dank. In unserer verworrenen, in große und noch mehr kleine Koterien und Interessen zersplitterten Welt ist ein Autor nicht oft in der Lage, einer von ihm weder gesuchten noch geahnten Sympathie zu begegnen, wie Sie einer solchen zu mir Ausdruck gegeben haben, und diese Tatsache ehrt, so glaube ich, uns beide zugleich. Sie sagen zu viel Gutes von mir, und ich kann das immerhin von Ihrer Auffassung des Buches abziehen, ohne deren Geist zu mindern. Vielmehr will ich Ihnen bekennen, daß ich gleich, nachdem ich Ihren Artikel gelesen hatte, einer mir befreundeten hochgebildeten Dame davon Kenntnis gab, damit sie erkennen sollte, wie weit man in Deutschland heute in der Kunst, Bücher zu besprechen, vorgeschritten sei. Ich werde Ihren Artikel auch an meine Freunde in Rom schicken. Ich selbst lebe nicht mehr ständig in Rom, sondern ich habe mich mit meinen Geschwistern in München vereinigt, so daß ich nun jährlich 3 bis 4 Monate, in der Regel von März bis Juni, in Rom verlebe. Glauben Sie mir, daß ich eine wahre Freude empfinden würde, Ihnen dort oder in München einmal persönlich zu begegnen.

Empfangen Sie zum Schluß meine lebhaften Wünsche für Ihr Wohl und dasjenige aller derer, die Ihnen teuer sind.

In aufrichtiger Hochachtung

Ihnen ergeben Ferd. Gregorovius.

Herrn Robert Davidsohn
Red. des Berliner Börsencourier.

München, 22. Juni [1884].

Sehr geehrter Herr Davidsohn,

nach meiner Rückkehr aus Rom habe ich in meinem Hause hier Ihren liebenswürdigen Brief und Ihr Buch „Vom Nordkap bis Tunis" vorgefunden. Ich danke Ihnen herzlich für beides, die mich hoch interessierenden Mitteilungen Ihres Briefes und die andern Ihrer Schrift, von denen mich als mir im ganzen neu am meisten angezogen haben jene über Norwegen und Tunis. Das letzte werde ich wohl noch einmal mit Augen sehen, aber die Vorstellung einer nordischen Wikingerfahrt hat etwas Abschreckendes für mich alten Römer, obwohl Sie dieselbe als reizvoll geschildert haben.

Sie haben wohl die Güte, mir zu seiner Zeit mitzuteilen, ob Sie Ihren

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

italienischen Plan ausführen, und für diesen Fall könnte ich Ihnen nützlich sein. Ich selbst bringe nur noch die Frühlingsmonate in Rom zu. Mit aufrichtiger Hochachtung Ihnen ergeben F. Gr.

Davidsohns Reisebuch erschien 1884. Gregorovius hatte zwei Jahre vorher Jerusalem besucht, zum zweiten und letzten Male Athen gesehen, auch den kleinasiatischen Kulturstätten Ephesus und Sardes einen Besuch abgestattet. Das Jahr 1886 führte ihn zum letzten Male nach Sizilien. Tunis hat er nicht gesehen, dagegen im Jahre 1889 doch Dänemark besucht; aber Kopenhagen machte ihn „ganz schwermütig".

Herrn Robert Davidsohn

Berlin.

München, 8. Aug. 84.

Sehr geehrter Herr,

ich beantworte noch heute Ihren Brief, welchen ich außerhalb Münchens erhalten habe. Gestern kehrte ich aus Lindau zurück. Es freut mich sehr, daß Sie Ihren italienischen Plan auszuführen im Begriffe sind. Nur ist die gegenwärtige Zeit wegen der Cholerafurcht und Choleraquarantäne keine günstige, auch ist es zu heiß, am Ende des August und noch im September nach Italien zu gehen, während der Oktober ein zweiter Wonnemonat ist. Vielleicht aber wollen Sie unterdes noch einen Landaufenthalt in Bayern oder in Tirol nehmen. Was meinen Plan betrifft, so habe ich vor, nach 8 Tagen nach Traunstein zu gehen, einem Städtchen zwischen Rosenheim und Salzburg, in Bayern, wo ich seit Jahren den August zuzubringen pflege. Jedenfalls erfahren Sie meinen Aufenthalt hier in meinem Hause, wo meine Geschwister, mein Bruder, pensionierter Oberst, und meine Schwester, verwitwete Dr. Elgnowski, zurückbleiben. Dies Haus liegt Heßstraße 8a, gegenüber der neuen Pinakothek.

Ich schreibe in großer Eile — hoffentlich sehe ich Sie und Ihre Frau Gemahlin, welcher ich mich sehr empfehle, hier in München oder in Traunstein.

Mit der aufrichtigsten Ergebenheit

Ferd. Gregorovius.

Bald hernach sahen Gregorovius und Davidsohn sich in Traunstein und traten, wie das der folgende Brief ergibt, in noch herzlichere persönliche Beziehungen. Vielleicht gehört eine undatierte Besuchskarte in die Zeit des gemeinsamen Traunsteiner Aufenthalts. Sie hat den Wortlaut:

Lieber Herr Davidsohn,

ich war eben unten, um Ihre Tischplätze besser zu arrangieren, und hörte dort, daß Sie unwohl sind und heute nicht zu Mittag kommen — nun fügt es sich, daß ich eben hier 1 Weinquelle entdeckt habe, woraus ich mir erlaube, Ihnen 1 Flasche zu schicken (Südtiroler Hera), damit Sie und Ihre Frau Gemahlin bei diesem Regen davon trinken. Ich werde Ihnen nachher die Quelle nennen.

Herrn Robert Davidsohn,
Mont Fleuri sur Territet,
Lac de Genève.
München, 28. VIIIber [Oktober] 84.
Wahltag im Reich.

Lieber Herr Davidsohn,

ich habe gestern Ihre lange erwarteten Nachrichten erhalten und danke Ihnen lebhaft dafür. Erharts [9]) hatten mich vor einigen Tagen versichert, Sie noch am Anfang

[9]) Die Familie des Gregorovius sehr befreundeten deutschen Botschaftsarztes in Rom, Dr. Wolfgang Erhardt, geb. 1818, gest. 1906 in Traunstein, besaß dort ein Sommerhaus.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Oktober in Traunstein gesehen zu haben, was mir nicht glaublich erscheinen wollte, da die Witterung schon lange kalt und regnerisch geworden war. Nun freue ich mich zu hören, daß Sie und Ihre Frau Gemahlin die bajuvarischen Himmelsstriche mit jenen milderen am Genfer See vertauscht haben. Freilich haben Sie das arme, unter den Folgen der Cholera schwer leidende Italien aufgegeben, doch nicht für immer. Ich sah Erharts, d. h. die Frauen, denn er ist längst in Rom, von hier dorthin abfahren und stand recht trist dabei, so wie ein Kranich, der seine Gefährten nicht begleiten darf, weil er sich die Flügel beschädigt hat. Fuimus Troes et Romani [10]). Um die Herbstzeit leide ich immer so an dem Zugvogelfieber, denn von altersher bin ich daran gewöhnt, im Oktober nach Rom zurückzukehren. Aber es geht vorüber; der Eisbär in mir bekommt die Überhand, und am Ende ist mir recht wohl in meiner bequemen Häuslichkeit. Auch habe ich immer das Bewußtsein des unverlierbaren Zusammenhanges mit der lateinischen Welt und dem kosmopolitischen Rom. Sehr erheiterte mich die Mitteilung über das, was Grosse mit der Donna Lucrezia angestellt hat; ich las davon auch in Blättern, nur nicht so genau, wie Sie mich es wissen lassen. Das Buch hat mir schon oft Verdruß gemacht, weil mir diesseits und jenseits der Berge die Absicht untergelegt worden ist, eine Mohrin weiß zu waschen. Das mag nun so hingehn, aber es gehört eine unglaubliche Phantasie dazu, aus meinem Buche die Motive herauszunehmen, mit denen man die Bastardtochter eines Papstes, und zwar eines Spaniers, in eine Priesterin der Einheit Italiens verwandeln kann. Dies Taschenspielerstückchen wäre noch viel brillanter als die Vorstellung des Petrucelli della Gattina von Alexander VI., in welchem er den Vorkämpfer der nationalen Unabhängigkeit Italiens entdeckt hatte. Bitte, sehen Sie die Note zu Band VII, S. 491 der Geschichte der Stadt [11]). Mir ist Lucrezia Borgia immer als ein unseliges und auch unbedeutendes Geschöpf erschienen, eine Gliederpuppe in den Händen ihres Vaters und Cesars, ihres Bruders.

Das Papier geht aus — und ich habe es verdreht beschrieben. Nichts Neues hier, außer daß Braunschweig vakant geworden ist, was Sie wissen, und daß München in großer Bewegung wegen der Wahlen ist. Es regnet unaufhörlich. Der Himmel ist grau wie ein alter Husarenmantel. Nichts Göttliches kann hier zur Erscheinung kommen. Darum genießen Sie froh Licht und Wärme, die Quellen des Lebens, und im besondern hoffe ich von Ihnen, verehrte Frau, daß Sie sich des besten und freudigsten Wohlseins erfreuen. Bitte, bisweilen meiner zu gedenken, indem Sie mir gute Nachrichten geben, und so addio Signora, Signore!

Freundschaftlich ergeben

F. Gr.

Der Dichter Julius Grosse hatte 1884 ein Trauerspiel „Die Herzogin von Ferrara“ geschrieben, indem er dafür Gregorovius' schnell berühmt gewordenes Buch „Lucrezia Borgia“ (1.—3. Aufl. 1874) ausnützte. Der „Berliner Börsen-Courier“ machte sich, wie aus dem folgenden hervorgeht, zum Schildknappen des mißbrauchten Geschichtschreibers, dem man es ohnehin schon verdacht hatte, daß ihn seine Geschichtsquellen dazu führten, das Bild der Donna Lucrezia mit helleren Farben zu zeichnen, als es dem Bewußtsein seiner Zeit vorschwebte. Paul Heyse, auf den sich Gregorovius beruft, war ihm schon 1853 in Italien in Begleitung seines mit Gregorovius befreundeten Oheims, des Catull-Übersetzers Theodor Heyse, bekannt geworden.

[10]) Nach Vergils Äneis 2, 354 ergänzt zu: Trojaner sind wir gewesen und Römer.
[11]) Nach der 4. Aufl. (Stuttgart 1894) des Bandes VII, S. 498, bezieht sich die Bemerkung auf das Werk Histoire Diplomatique des Conclaves, Paris 1864, I, 363.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

An Herrn Robert Davidsohn.

Schweiz. Mont Fleury sur Territet,
Lac de Genève.

München, 16. IXber [November] 84.

Ihre freundliche Zusendung des Börsencouriers ist mir sehr willkommen gewesen, da das Richtige darin ausgesprochen worden ist. Besten Dank dafür. Auch Heyse war hier ganz erstaunt über solchen Exzeß von Phantasie. Der Winter ist hier, wenn auch nicht mit Strenge, eingetreten — graue Tage von Reif und kalte Nächte. Seien Sie froh, daß Sie drüben von der Sonne beschienen werden, und genießen Sie die schönen Tage. Ich werde mich immer wahrhaft freuen, von Ihnen Nachrichten zu erhalten; hoffentlich geht es Ihrer Frau Gemahlin wohl.

Mit freundschaftlichem Gruß Ihr

F. Gr.

Ein gütiges Geschick vergönnte es Davidsohn und seiner Gattin, die Schönheit der Welt auf Reisen zu genießen. Da beide sich jetzt an der Riviera aufhalten, unweit der korsischen Küste, wo einst Friedrich Althaus den Zauber der korsischen Schilderungen Gregorovius' auf sich hatte wirken lassen, so daß er den Drang in sich fühlte, den Verfasser persönlich kennen zu lernen, gedenkt Gregorovius dieses seines frühesten italienischen Buches, seiner Lieblingsschöpfung „Korsika", die im Lande der Korsen selber noch spät zu den höchsten Ehren kam. Dem Verfasser der fünf Bände „Wanderjahre in Italien", des berühmtesten und besten Werkes, das nach Goethe über Italien geschrieben worden ist, steigen im Geiste auch die Gestalten berühmter Vorläufer, des eifrigen Fußwanderers Johann Gottfried Seume (1763 bis 1810) mit seinem „Spaziergang nach Syrakus" und des in Danzig, der Vaterstadt Davidsohns, geborenen Begründers der historischen Geographie, Philipp Clüver (1580—1622) auf, dazu auch der Schatten des Weltenwanderers Hadrian.

Italia.

Herrn Robert Davidsohn

Nervi
Pension Fayod.

München, 4. Gennaro 85.

Lieber Herr Davidsohn,

Ihren erwünschten Brief, mit Ihren und Ihrer Frau Gemahlin gütigen Glückwünschen zum neuen Jahre, würde ich augenblicklich beantwortet haben, wenn nicht die Masse der beim Jahreswechsel zu schreibenden Briefe zu groß wäre, und auch heute kann ich Ihnen nur ein paar Zeilen schicken. Glückauf zum Neuen Jahr! Sie erlebten dasselbe in der schönsten Natur, bestrahlt von der Sonne der herrlichsten Küste der Welt, während ich hier in grauen Nebeln sitze; in Wahrheit, erst seit gestern hat Helios begonnen, ein wenig Capolino zu machen [12]), und ich glaube wieder an ein Göttliches in der Natur — aber das muß ich tun bei 10° Frost, welche wir heute morgens gehabt haben. Vier Wochen und länger war ich von einer der heftigsten Erkältungen geplagt, die ich je erfahren zu haben glaube. Jetzt weicht sie, weil die Luft klar geworden ist. Sie tun recht, nach Nizza spazieren zu gehen, die Wege sind so bequem und lachend; man braucht dazu nicht die bronzenen Füße Seumes oder des alten Clüver, welcher ganz Italien als Geograph durchschritten hat — des Imperator Hadrianus nicht zu gedenken. So habe ich es auch in Korsika gemacht: Sie werden die Insel bei heiterer Luft von irgendeinem Punkte der Riviera di

[12]) Mit dem Köpfchen hervorzuschauen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ponente sehen. Eben erst erhielt ich die französische Übersetzung, welche die korsische Sozietät des sciences historiques et naturelles in Bastia von meinem Buche herausgegeben hat, obwohl es schon im Jahre 1854 erschienen ist [13]).

Ich freue mich sehr, daß Sie und Ihre Frau Gemahlin mit den 8 Bänden Rom fertig geworden sind — hier lernte ich eine junge Kurländerin, eine 19jährige Frau, kennen, welche alle 8 Bände durchgelesen hat, was mir sehr merkwürdig erschien. Sie werden jetzt erkennen, warum mich viele Fachprofessoren anfeinden — ich habe gebaut, und sie sind die keuchenden Kärrner geblieben: da verzeihen Sie mir nicht den Erfolg und quel po'di arte dello scrivere che porrego [14]). In diesem Jahre wird in Venedig eine neue Ausgabe des italienischen Textes gemacht, in Lieferungen, was sehr erfreulich ist. Das Papier geht aus, nicht mein Sinn für Sie. Schreiben Sie mir, bitte, ab und zu. Alles Gute und Schöne für Sie und Ihre liebenswürdige Signora.

In aufrichtiger Ergebenheit und Freundschaft

Ferd. Gregorovius.

Italia.

Herrn Robert Davidsohn

Firenze. 9 Via della Pace.

München, 11. März 86.

Lieber Herr Davidsohn,

wie oft habe ich mir über Ihren Aufenthalt den Kopf zerbrochen — ich wollte Ihnen schon oft schreiben, um mich nach Ihrem und Ihrer Frau Gemahlin Ergehen zu erkundigen, aber da mir Ihre Spur verlorengegangen war, wußte ich nicht, wohin den Brief richten. Darum war meine Freude groß, als ich gestern Ihre Nachrichten erhielt, und diese sind gute und erwünscht.

Bleiben Sie doch nur in dem Lande aller Länder, und atmen Sie mit vollen Zügen die sonnige Luft und jenen Lebensatem ein, welcher die Römer zu Herren der Welt und die Italiener zu dem phantasievollsten Volk nach den Hellenen gemacht hat.

Florenz ist so schön; es ist wie ein Vorhof zu Rom, hat nicht den Welthorizont um sich her, wie die ewige Stadt, aber den Horizont der Renaissance. Es ist auch gut, daß Sie sich mit Ernst in ein positives Studium dort versenken, und daß dies die Geschichte ist. Ein fester Grund für das Denken und Empfinden ist notwendig; ohne dies kommt der Wille nicht zur persönlichen Tat.

Ich bin so sehr mit Korrespondenzen und Arbeiten überhäuft, daß ich meinen Brief kurz fassen muß und nicht einmal mein Curriculum vitae des vorigen Jahres angeben kann. Genug, daß ich im Frühjahr in Rom, im Sommer mit meinen Geschwistern in Arbon am Bodensee war. Von der vierten Auflage der Stadt Rom ist jetzt erst Band I gedruckt, aber noch nicht ausgegeben. Die andern Bände werden nach und nach neu gedruckt, und das wird Jahre dauern. Es ist gut, gar nicht von der neuen Auflage zu reden, weil sonst der Verkauf des Restes der dritten gefährdet wird. Vom Hadrian, welchen Sie so schön und liebenswürdig besprochen haben, hat die junge, geistvolle Tochter Renans, Madame Noëmi Psichari [15]), eine französische Übersetzung gemacht, für welche ich eben noch in Eile Zusätze mache. Auch davon sage ich nur wenigen Freunden.

Seit einigen Jahren schreibe ich die Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter. Um ihretwillen reise ich von hier am 21. d. M. ab, direkt über Ancona nach Neapel

[13]) Die 2. Aufl. erschien 1869, die 3. Aufl. 1878 bei Cotta in Stuttgart.
[14]) Bescheidenheitsfloskel, etwa: die geringe schriftstellerische Fähigkeit, die ich besitze.
[15]) Jean Psichari, geb. 1854, griechischer Herkunft, Professor an der Sorbonne.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und von dort nach Palermo, wo ich im Staatsarchiv Dokumente einsehen muß. Die gleiche Arbeit erwartet mich dann in Neapel. Erst Ende Mai komme ich nach Rom. Im Juni hoffe ich Sie in Florenz zu sehen.

Ich werde Ihnen von Palermo oder Neapel aus Lebenszeichen geben.

Nun alles Gute und Schöne für Sie und Ihre liebenswürdige Gemahlin und Dank, daß Sie meiner nicht vergessen haben.

Freundschaftlich ergeben Ferd. Gregorovius.

Herrn Robert Davidsohn

9. Via della Pace
Firenze.

Palermo, 22. April 86.

Lieber Herr Davidsohn,

ich habe hier Ihren liebenswürdigen Brief und Zeitungen empfangen und kann Ihnen erst jetzt und nur kurz schreiben, denn kaum war ich noch so beschäftigt: Archivarbeiten und dann Besuche empfangen und erwidern, Billets schreiben und all den Andrang dieser heißen Menschenwelt bestehen. Manchmal bin ich sehr verzweifelt und sehne mich in das stille München zurück. Ich bin heute Mittag von einer viertägigen Exkursion wieder hier eingetroffen, welche ich mit einer Kommission der Regierung und dem Chef der Ausgrabungen Siziliens, principe di Sealéa, nach Segesta, Selinunt und dem Mons Eryx [16]) machte. Ich bin so todmüde, daß ich das halb im Schlafe schreibe. Darum pazienza! Ich weiß nicht, wann ich nach Rom komme, nach 8 Tagen gehe ich wieder nach Neapel zurück. Es sollte mich freuen, Sie und Ihre liebenswürdige Frau Gemahlin in Florenz zu treffen, aber Ihr Gast kann ich nicht sein, denn dadurch würde ich andere beleidigen, deren Gastlichkeit ich ablehne, um frei zu sein. Ich wohne in Florenz immer in einem kleinen Hotel am Bahnhof. — Die römische endlose Spektakelgeschichte wegen der Monumente etc. ist mir schon widerwärtig, und ich will nichts mehr davon lesen [17]).

Viele schöne Grüße an Sie und Ihre Gemahlin! Ihr aufrichtig ergebener

F. Gr.

Cotta will nun doch Lärm machen, wegen des Beginns der 4. Auflage, und ich kümmere mich nicht darum.

Gregorovius besuchte Davidsohns in Florenz im Frühjahr 1886 und 1890. Aus einem der beiden Jahre, offenbar aber aus dem Mai 1886, stammt ein undatiertes Besuchskartenblatt, das ich hier einschiebe:

Herrn Davidsohn.

Leider habe ich Sie und Ihre Frau Gemahlin verfehlt: wiederkommen kann ich nicht; die einzige Möglichkeit, mich zu treffen, würde morgen zwischen 11 und 12 Uhr in der Laurenziana [18]) sein. Ich reise ab nach Rom.

Wenn diese Zeilen in das Jahr 1886 gehören, so ist anzunehmen, daß Gregorovius, der in einem Briefe an Thile vom 24. Juni 1886 aus München schreibt: „Am 5. d. M. kehrte ich heim, nach diesmal nur 14tägigem Aufenthalt in Rom, nach einigen Florentiner Tagen, und nachdem ich meine Geschwister in Mailand getroffen hatte", auf seiner Rückreise nach Deutschland zu einem Beisammensein mit David-

[16]) Vergl. den vorletzten Aufsatz des 2. Bandes der „Kleinen Schriften": Segesta, Selinunt und der Mons Eryx.

[17]) Es handelt sich um das Für und Wider, das durch Gregorovius' öffentliches Eintreten gegen einen überhasteten, Monumente zerstörenden Umbau Roms einsetzte. Vergl. ebenda den letzten Aufsatz: Der Umbau Roms.

[18]) Große Bibliothek in Florenz.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sohns Zeit fand. Denn Davidsohn schreibt mir: „Gregorovius selbst veranlaßte mich 1886 bei einem Besuche in Florenz, als beweibter Student die Universität Heidelberg zu beziehen.“ Dorthin führt der folgende Brief.

Herrn Robert Davidsohn

Heidelberg,
Neue Schloßstraße 10.

München, 20. Juni 86.

Lieber Herr Davidsohn,

sehr überraschend traf mich die Nachricht, daß Sie plötzlich, von der (übrigens grundlosen) Panik betreffs der Cholera aufgeschreckt, das schöne Florenz und Ihre friedlichen Sommerpläne aufgegeben haben und sich bereits am Neckar befinden. Ich glaube, daß weder Sie noch Ihre Frau Gemahlin diesen jähen Wechsel werden zu bedauern haben, und vielleicht ist es die Hand irgendeines Ihnen wohlwollenden und für Ihre Zukunft sorgenden Geistes gewesen, welcher Sie nach Heidelberg und mitten hinein in den Ernst folgerichtiger Studien versetzt hat. Diese erregen mein ganzes Interesse. Auch glaube ich, daß Sie das Ding an dem rechten Anfang gefaßt haben. Winkelmann [19]) wird wohl der Heidelberger Universität erhalten bleiben, da die Direktion der Monumenta G[ermaniae] an Wattenbach kommen dürfte, oder nächst ihm an Dümmler [20]). W[inkelmann] ist eine der besten, auch höher veranlagten Kräfte unter der Generation, welche auf dem historischen Gebiet Waitz geschult hat. Viele andere erheben sich nicht über die Linie des Kärrners, aber ich bin weit entfernt, solche dienstbare Handlanger und ihren Bienenfleiß zu verachten.

Ich habe in früheren Jahren bisweilen auch auf der Bibl[iotheca] Heidelb[ergensis] gearbeitet. Sie hat viele Schätze, die man anderswo nicht findet. Wollen Sie die Güte haben, bei Gelegenheit dort nachzusehen, ob das seltene, weder in M[ünchen] noch in Stuttgart aufzutreibende Werk von Guillaume: Histoire des Salins dort vorzufinden ist. Dies Buch ist wohl im vorigen Jahrhundert in Brüssel gedruckt.

Ihre Mitteilungen über mich in dem Berliner Börsencourier haben mir aufs neue Ihre Sympathie für mich bewiesen; deshalb danke ich Ihnen dafür, aber ich verhehle nicht, daß sie mich als eine Reklame, deren sich dann auch Cotta bediente, doch unangenehm berührten [21]).

Ich sage Ihnen nichts von den furchtbaren Tragödien [22]), welche uns hier eben erst aufgeregt und erschüttert haben. Sie fanden gestern den vorläufigen Abschluß in einer großen Leichenfeier, welche in einem wahrhaft edeln geschichtlichen Stil eins der eindrucksvollsten Schauspiele war, die ich irgend gesehen habe.

Viele schöne Grüße und Wünsche für Sie und Ihre liebenswürdige Frau Gemahlin von Ihrem aufrichtig ergebenen

F. Gr.

[19]) Eduard Winkelmann (1838—1896), Professor der Geschichte in Heidelberg, stammte aus Davidsohns Vaterstadt Danzig.

[20]) In der Tat bekam nach dem Tode von Georg Waitz (1813—1886) die Leitung der Monumenta Germaniae historica vorübergehend, von 1886 bis 1888, Wilhelm Wattenbach, nach ihm Ernst Ludwig Dümmler.

[21]) Das ist bezeichnend für den aufrechten Charakter des Briefschreibers, daß er selbst das Lob seiner Freunde mißfällig zurückwies, wenn es die Grenzen des Schicklichen zu überschreiten schien, bezeichnend aber auch für die rührige Dankbarkeit des jüngeren Freundes.

[22]) Es handelt sich um den Tod König Ludwigs II. von Bayern im Starnberger See.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herrn Robert Davidsohn

Hauptstr. 276
Heidelberg.

München, 24. Dezember 86.

Lieber Herr Davidsohn,

indem ich, wie gewöhnlich, am Schlusse des Jahres die Rechnung meiner activa und passiva mache, finde ich mich sehr gegen Sie und Ihre Frau Gemahlin verschuldet und will das heute durch diesen Brief gutmachen. Meine Korrespondenz und auch sonstige Schreiberei ist bisweilen so groß, daß ich wegen Versäumnissen Entschuldigung verdiene.

Ich habe mit Freuden aus Ihrem letzten Briefe entnommen, daß es Ihnen in Heidelberg wohl ergeht und Sie eifrig Ihre historischen Studien fortsetzen. Dort finden Sie sicher eine gute Schule und belebende Anregung. Ein plötzlicher Zufall fügte es, daß ich am Anfang des verflossenen September 3 Stunden lang in Heidelberg war, durchreisend ex improviso, so daß ich niemand dort besuchen konnte als das Schloß. Selbst der Türe der Frau Gervinus[23]) mußte ich vorübergehen. Ich war nämlich von Frankfurt gekommen, wo ich alte Freunde aus London[24]) zu treffen hatte, und meine ganze Reise war nur ein Flug. Aber es erfreute mich, einige deutsche Städte wiederzusehen und sie so schön entwickelt zu finden.

Ich habe diese ganze Zeit in München verlebt, beschäftigt mit Studien zur Geschichte Athens, und erst im Beginne del Marzo prossimo avvenire werde ich an die Staatsarchive Venedigs gehen.

Unterdes ist ein Bändchen meiner minora[25]) erschienen, welches nicht viel zu sagen hat. Die Jesuiten Innspruchs haben vor, meine Geschichte der Stadt zu widerlegen, wenigstens soll dies durch einen dortigen Professor Grisar[26]) geschehen, und er soll dazu vom Papst beauftragt sein. Dies möchte ich freilich nicht glauben; wenn ich Papst wäre, würde ich mich so kleiner Dinge nicht bekümmern. Doch soll das Attentat Grisar ein Faktum sein, und das wird, so glaube ich, mich nicht ums Leben bringen.

Ich schreibe in Eile, denn Berge von Briefen sind am Jahresschluß zu spedieren. Doch besser eilig als gar nicht. Darum zum Schluß viele schöne Grüße und Wünsche für Sie und Ihre liebenswürdige Gemahlin

von Ihrem aufrichtig ergebenen

F. Gr.

Herrn Robert Davidsohn

Heidelberg.

München, 2. Januar 1888.

Lieber Herr Davidsohn,

es hat mich recht erfreut, von Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin bei Gelegenheit des capo d'anno Nachrichten zu erhalten. Ich glaubte Sie nicht mehr in Heidelberg. Daher überraschte es mich, Sie noch dort zu wissen, und ich sehe mit Vergnügen, daß Sie jetzt ein Historiker von Profession geworden sind. Ich werde daher

[23]) Victorie Gervinus, geb. Schelver, die Witwe des mit Gregorovius eng befreundeten Geschicht- und Literaturgeschichtschreibers Georg Gottfried G.

[24]) Friedrich Althaus, den nachmaligen Herausgeber der „Römischen Tagebücher", und dessen Familie.

[25]) „Kleine Schriften zur Geschichte der Kultur", 1. Bd. 1887, 2. Bd. 1888, 3. Bd. 1892.

[26]) „Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter", Freiburg i. Br. 1898 ff. Oskar Rößler, „Grundriß einer Geschichte Roms im Mittelalter" (Berlin 1909, Gebr. Paetel), sagt S. VIII, daß auf dem Gebiete der Topographie Roms „von Gregorovius und neuerdings von Grisar Hervorragendes geboten worden" sei.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit Genugtuung Ihre erste Schrift in Empfang nehmen. Von meinem Ergehen ist wenig zu berichten. Im letzten Frühjahr arbeitete ich längere Zeit im Staatsarchiv Venedig und ging dann nur für 14 Tage nach Rom. Dort ist es ganz unerträglich unruhig und alles im Umwühlen und Umformen. Erst nach Dezennien wird man daselbst zur vollendeten Tatsache gelangen, und dann werde ich nicht mehr leben, um die neuen Wunder anzustarren. — Ich hoffe, Sie haben es minder kalt als wir auf dieser bajuvarischen Alpenfläche. Ich kann gar nicht sagen, wie ich mich nach der Sonne Italiens zurücksehne. Es freut mich sehr, daß Sie Schacks Buch lesen — seit vielen Jahren ist kein so schönes in Deutschland erschienen [27]). Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin alles Gute im Neuen Jahre wünschend

Ihr F. Gr.

München, 9. März 1888.

Lieber Herr Dr. Davidsohn,

es macht mir keine geringe Freude, daß sie die Laurea [28]) in Heidelberg erhalten haben, nach einem, wie es nicht anders sein konnte, glänzenden Examen. Ich gratuliere Ihnen herzlich dazu. Dies durch energische Willenskraft und Ausdauer im Studium erreicht zu haben, muß Ihnen eine große Genugtuung sein. Sie haben den Grund gelegt, und auf diesem werden Sie den wissenschaftlichen Bau Ihrer Zukunft aufführen. Empfangen Sie dazu meine lebhaftesten Wünsche. — Der lange, sonnenlose Winter hat mich heruntergebracht, aber ich habe Athen recht gefördert und laufe im Hafen ein. Im künftigen Frühjahr erscheint diese meine letzte Arbeit. Dann wird es Zeit sein ad patres zu gehen. Das Schicksal des Kronprinzen [29]) lastet schwer auf uns allen. — Ich denke, Ende März nach Rom zu reisen. Viele schöne Grüße an Sie und Ihre Frau Gemahlin.

In alter Ergebenheit

Ihr

F. Gr.

Davidsohn war nach seiner Promotion auf Reisen gegangen. Der folgende Brief war gerichtet nach Fontainebleau, erreichte den Empfänger aber erst in Saint-Malo, dem malerischen Städtchen auf einer Halbinsel in der Mündungsbucht der Rance.

München, 16. VIIber [September] 88.

Lieber Herr Davidsohn,

es war mir eine angenehme Überraschung, wieder von Ihnen und Ihrer liebenswürdigen Frau Gemahlin Nachrichten zu erhalten, und gar sehr danke ich Ihnen für die treue Erinnerung, welche Sie beide mir bewahren. Ihre Mitteilungen lauten sehr befriedigend. Sie haben eine erste historische Schrift verfaßt, deren Druck wohl schon fertig ist. Ich werde dieselbe mit persönlichem Anteil begrüßen und lesen. Sie sind in dem uns leider noch immer feindlichen Frankreich, dem schönen Lande, welches auch ich, wenn auch nur in zwei flüchtigen Besuchen [30]), kennen gelernt habe. Wir schätzen dasselbe, seine heiteren Formen, den gebildeten Stil des Lebens dort, und den esprit, welcher dort wie ein natürliches Element alles umgibt. Paris namentlich ist ein Weltort, wo man sich selbst nach Rom wohlfühlen könnte, aber wir Deutsche dürfen das jetzt nicht mehr. So wird es leider noch lange Zeit fortdauern. Ich beneide Sie um die Reisen, welche Sie im Plane haben, und billige dann auch die Wahl der Stadt Florenz zu Ihrem ständigen Aufenthalt. Rom wird noch viele Jahre brauchen, um aus dem Chaos seiner Transformationen wieder zu einem

[27]) „Ein halbes Jahrhundert", 3 Bde., 1888.
[28]) Den Lorbeerkranz; gemeint ist die Doktorwürde.
[29]) Der schwer kranke nachmalige Kaiser Friedrich.
[30]) Südfrankreich, besonders Avignon im Jahre 1860 (vgl. den Aufsatz „Avignon" im 2. Bande der „Wanderjahre in Italien") und Paris 1878.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ruhigen und gesetzmäßigen und deshalb bewohnbaren Kontinent zu werden, dann aber wird es auch seinen alten, geschichtlichen Zauber eingebüßt haben. Alles wandelt sich vor unsern Augen: die Alten, welche die Geschichte der letzten Dezennien gemacht haben, sind abgetreten, und ein neues Geschlecht erbt ihre großen Taten.

Ich war im Frühling, wie gewöhnlich, wieder erst in Florenz und dann in Rom. Ihren Brief aber erhielt ich in Traunstein, wo ich nach zweijähriger Abwesenheit diesmal wieder einen Monat, den August, zugebracht habe. Es regnete unaufhörlich; dies aber kam meiner Arbeit zustatten. Ich meine die Geschichte der Stadt Athen, welche im großen und ganzen vollendet ist. Die Manuskripte (2 Bände) liegen vor mir. Allein ich habe noch manches daran zu tun, so daß dies Werk — es ist mein letztes größeres — erst in der ersten Hälfte 1889 im Druck erscheinen wird. Es ist darin eine große Literatur verarbeitet.

Infolge des vielen Lesens sind meine Augen nervös sehr angegriffen, was mir an kalten Tagen besonders fühlbar wird. In allem übrigen hält die Maschine noch vor.

Nun schließe ich mit vielen warmen Wünschen für Ihr beider Wohlergehen und der Bitte, mir bisweilen Nachricht zu geben.

In aufrichtiger Ergebenheit Ihr

Ferd. Gregorovius.

Den nächsten Brief richtete Gregorovius nach Funchal auf Madeira. Aber dort waren Davidsohns nicht mehr, als der Brief ankam. Er wurde ihnen nach Orotava auf den Kanarischen Inseln nachgesandt. Inzwischen war Davidsohns Schrift „Philipp II., August von Frankreich und Ingeborg" (Stuttgart 1888) erschienen. Auf dieses Buch, namentlich auf die Gestalt der mit Philipp II. August verheirateten, aber von ihm wegen unüberwindlicher Abneigung bald nach der Brautnacht verstoßenen Ingeborg, Tochter König Waldemars I. von Dänemark, von der Gregorovius nach dem untenstehenden lateinischen Zitat meint, daß sie halb Mensch, halb Fisch gewesen sei, weist der erste Teil des Briefes hin. Im zweiten Teil geht Gregorovius ein auf Davidsohns Plan, der Geschichtschreiber von Florenz zu werden.

München, 3. Januar 89.

Lieber Herr Davidsohn,

ich freue mich, Ihnen endlich antworten zu können, da ich bis dato nicht wußte, wohin ich den Brief richten sollte. Der Ihrige aus St. Malo ist mir zugekommen, und ebenso Ihr Buch, wozu ich Ihnen bestens gratulieren darf, da es gut geschrieben und der Gegenstand klar und umfassend behandelt worden ist.

Die unselige Ingeborg interessierte mich immer sehr, zumal nachdem ich in Rom ein paar schöne Norwegerinnen kennen gelernt hatte [31]). I[ngeborg] war wie diese eine Melusine, desinebat in piscem, daher das Grauen des Königs, als er sie sah.

Ich schreibe dies in Eile, nicht sowohl wegen der großen Menge von Briefen, die ich zu beantworten habe, als weil ich infolge eines giftigen Uebels ans Zimmer gefesselt bin, was ein schlechter Jahresanfang ist, und mir ist recht schlimm zu Mute.

Wegen Ihres Projekts in Bezug auf Florenz müßte man die nächsten Vorgänger kennen — namentlich den Engländer Trollope [32]). Es läßt sich zwar jedem

[31]) Er meint offenbar die im Tagebuch vom 23. August 1861 genannten „norwegischen Mädchen", die Töchter des 1863 in Rom verstorbenen norwegischen Geschichtschreibers Peter Andreas Munch. An anderer Stelle heißt es von ihnen (Röm. Tageb. 24. Juni 1863): „Ihr Wesen steckte noch in den Elementen, als hätten sie sich von den Naturmächten noch nicht losgemacht."

[32]) A. Trollope: History of the common wealth of Florence. London 1865, 4 Bde.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bearbeiteten Gegenstande eine gewisse Einzigkeit durch Behandlung abgewinnen, allein immer besser ist es, ein unentdecktes Land aufzuklären, und das ist heute sehr schwer.

Meine Geschichte Athens könnte das noch sein; sie ist in 2 Monaten druckfertig. Leider zieht mich die Katastrophe Cotta — Verkauf des alten ruhmvollen Verlags infolge des Todes des Barons [33]) — stark in Mitleidenschaft, so daß ich noch nicht weiß, wohin ich mich wenden werde.

Genießen Sie das schöne Madeira in vollen Zügen und ziehen Sie dann glücklich in Florenz ein.

Ihnen und Ihrer liebenswürdigen Frau Gemahlin sendet die besten Wünsche zum Neuen Jahre

Ihr aufrichtig ergebener

Ferd. Gregorovius.

Im späten Frühling 1889 erschienen in der den alten Namen Cottas weiterführenden Buchhandlung die beiden Bände der „Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter". Gregorovius hatte Davidsohns Spur verloren und ließ das Werk unter Davidsohns Namen an den „Berliner Börsen-Courier" — er selbst schrieb irrtümlich „Börsenblatt" — schicken. Dort wurde es auch von Davidsohn besprochen. Der folgende Brief antwortet auf die Zusendung der Besprechung.

Herrn Dr. Robert Davidsohn

Heringsdorf
Bülowstr. 7.
Hamburg, 20. Juli 89.

Lieber Herr Davidsohn,

Ihre Zeilen nebst Sendung erreichten mich hier und erfreuten mich sehr, da sie mir endlich wieder eine gewisse Kunde von Ihrem Ergehen und Aufenthalt brachten. Ich hatte Ihnen im Winter nach Funchal geschrieben, und dieses Briefes erwähnen Sie nicht; ich glaube daher, daß er nicht in Ihre Hände gelangt ist. Ich war der Ansicht, daß Sie bereits Ihr Domizil in Florenz genommen hätten.

In Kürze will ich Ihnen meinen Aufenthalt hier erklären. Ich verließ M[ünchen] am 3. Juli, in der Absicht, eine Zerstreuungsreise zu machen, und so wollte ich die Hansastädte kennenlernen und dann irgendwo ein ländlich einsames Plätzchen aufsuchen, vielleicht in Mitteldeutschland. Doch hängt das alles nicht von mir allein ab, da meine Geschwister, mein an der Gicht sehr leidender Bruder und meine Schwester, mit mir sind. Wir wollen bald nach Lübeck und Kiel, und dann habe ich in Thüringen einen versprochenen Besuch zu machen [34]).

Vielen Dank für Ihre sympathische Besprechung Athens. Wenn dieselbe nichts mehr als den richtigen und zugleich würdigen Passus über das Verhältnis der Kärrner und Handlanger zum Baumeister enthalten hätte, so würde sie mir schon deshalb hoch willkommen gewesen sein. Aufrichtig gesagt: ich bin es schon recht satt, für Deutsche zu schreiben, also für das undankbarste Publikum. — Ich kümmere mich selbst kaum noch über das Buch; ich bin zufrieden, daß es in der Literatur vorhanden ist und die Vollendung meines eigenen Lebensganges als etwas in diesem Notwendiges bezeichnet.

The rest is silence.

Ich schrieb Ihnen nach Funchal auch wegen Ihres Planes in betreff der Stadt Florenz — ich weiß nicht, wie weit Ihre Arbeit darüber heute notwendig und

[33]) Die Buchhandlung ging am 1. Januar 1889 an Adolf Kröner (1836—1911) über.
[34]) Nämlich beim Grafen Werthern in Beichlingen, in dessen Schloßkapelle Gregorovius' Aschenurne zuerst beigesetzt wurde.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

neu sein kann, noch welches innerliche Verhältnis Sie dazu haben. Ohne solches aber quillt kein wahres Leben aus der Aufgabe des Schriftstellers. Doch das zu beurteilen, steht Ihnen einzig zu.

Empfangen Sie und Ihre liebenswürdige Frau Gemahlin meine Grüße und Wünsche besten Wohlergehens.

Ihr aufrichtig ergebener
Ferd. Gregorovius.

An Herrn Dr. Robert Davidsohn
Viale Regina Vittoria 21
Italia. Firenze.

Rom, Via Laurina n. 11, 1. Jan. 1890.

Lieber Herr Davidsohn, ich danke Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin sehr für Ihre freundlichen Grüße, welche ich mit gleichen Wünschen erwidere. Verzeihen Sie diese Kürze in einer Postkarte; ich kann nicht mit Schreiben geraten. Es freut mich sehr, daß Sie sich wohnlich eingerichtet haben und tüchtig bei der Arbeit sind. Nicolaus Laurentii Oddonis hat nichts mit Cola d[i] R[ienzo] [35]) zu tun, sondern er gehört zu den römischen Oddoni. Der marmorario Gosmato [36]) ist interessant, und ich bitte bei Gelegenheit um genauere Angaben.

Ich lebe hier in einem Sturm von Verpflichtungen der Gesellschaft, denen weder meine Neigungen noch meine Jahre mehr gewachsen sind.

Deshalb will ich schon im Februar zurückkehren. Warum schickten Sie den Brief nach M[ünchen]: Die Post kennt mich hier, und ich empfange zahllose Briefe ohne weitere Angaben als Rom. Viele schöne Grüße an Sie und Ihre Frau Gemahlin

F. Gr.

Den Cencius ediert jetzt der Franzose Fabre [37]).

Die vorhergehende Postkarte stammt von der letzten Reise, die Gregorovius nach Italien unternahm. Er besuchte Davidsohns in Florenz. Mir liegen, da von dem einen Briefe anscheinend nur ein mir unsichtbar gebliebener „Briefumschlag" vorhanden ist — er wurde mir aus Neidenburg nicht mitgeschickt, steht aber als „Briefumschlag" im Verzeichnis — nur noch die beiden folgenden Postkarten vor, beide nach Florenz gerichtet.

München, 24. Oktober 90.

Lieber Herr Davidsohn, ich danke Ihnen herzlich für die Übersendung der beiden archivalischen Notizen, welche mir beweisen, daß Sie nicht aufhören, sich freundlich meiner zu erinnern. Beide Urkunden kenne ich bereits. Die eine hat Buchon abgedruckt [38]), die andere kopierte ich im Staatsarchiv aus den Carte Medicee (Siehe Geschichte der Stadt Athen II, 228). Ich schreibe Ihnen kurz, weil ich nicht mit Briefen geraten kann und außerdem durch die Erkrankung meines Bruders sehr beunruhigt bin. An eine Reise nach Italien kann ich nicht denken, nicht einmal im

[35]) Rienzo = Laurentius.

[36]) Davidsohn schreibt mir dazu: Von den Cosmaten, römischen Marmorarbeitern, ist in der Geschichte Roms oft die Rede. Es war eine Geschlechterfolge, wohl von einem Cosimo (Cosmo) abstammend. Die wundervollen gewundenen, mit Glasmosaik verzierten Marmorsäulchen der Höfe des Laterans und von S. Paolo fuori le mure, viele Arbeiten in sonstigen Kirchen geben Zeugnis ihrer anmutigen Kunst.

[37]) Cencii camerarii liber censuum S. Rom. ecclesiae, verfaßt 1192, enthält das Verzeichnis von Abgaben der Kirchen und Klöster an die päpstliche Kammer. Die neueste und beste Ausgabe von Paul Fabre, Paris, seit 1889.

[38]) Offenbar: Jean Alexandre Buchon (1791—1846) in Histoire des conquêtes et de l'établissement des Français dans les États de l'ancienne Grèce sous les Villehardouin (1846, Bd. 1).

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frühling, vielleicht erst im Oktober 1891. Ich selbst bin nicht wohl und recht herabgestimmt. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin und leben Sie beide froh und glücklich im schönen Florenz.

Ihr ergebener F. Gr.

München, 25. Xber [Dezember] 90.

Lieber Herr Davidsohn, vielen Dank für Ihren werten Brief. Schon im Beginn dieses Jahres, als ich in Rom war, forderte mich Herr Biagi[39]) auf, einen Vortrag in Florenz zu halten, was ich ablehnte. Auch diesmal und für immer lehne ich das ab und bitte Sie, das den Herren vom Komitee mit meinem ergebensten Danke kund zu tun. Solche Wandervorträge sind nichts für mich. Eben erst forderte mich der hiesige Oberbürgermeister dazu auf, hier in München einen Vortrag zu halten; ich lehnte dies ab, und weil ich das tat, würde ich das Münchener Komitee sehr beleidigen, wenn ich nach Florenz reisen sollte, um dort zu tun, was ich hier verweigert habe. Ich verlasse München schwerlich in diesem Frühjahr, meines Bruders wegen, welcher sich nur langsam erholt und leider noch Monate brauchen wird, um sich herzustellen. Nochmals gute Wünsche zum Neuen Jahre für Sie und Ihre Frau Gemahlin.

In aufrichtiger Ergebenheit

F. Gr.

Am 1. Mai 1891 starb Gregorovius. Der Draht meldete das dem Bürgermeister von Rom mit den Worten:

È morto Ferdinando Gregorovius, cittadino Romano.

Drei Spruchgedichte Theodor Fontanes

Von

Otto Pniower

I

König Karl der Zweite von Engelland
Bei Mit- und Nachwelt in Ungunst stand.
In jedem Geschichtsbuch ist zu lesen,
Er sei durchaus vom Übel gewesen
Und habe das denkbar Schlimmste verbrochen:
Nie was Kluges getan, nie was Dummes gesprochen.

Ach, König Karl von Engelland,
Einen kenn' ich, der hebt für dich die Hand.
Einen kenn' ich, der sich zu sagen erdreistet,
Du hast das denkbar Größte geleistet.
Denn immer zu tun, was klug und weise,
Wie sehr ich diese Kunst auch preise,
Sie muß ihr Auge doch niederschlagen
Vor der höheren Kunst, nie was Dummes zu sagen.

[39]) Commendatore Prof. Guido Biagi, Präfekt der Florenzer Bibliotheca Laurenziana, noch im Amte.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dieses Gedicht gehört nicht zu den hervorragenden Schöpfungen der Fontaneschen Spruchdichtung, aber es hat genug von dem Zauber seiner Muse und ist vor allem als persönliches Bekenntnis des Autors bezeichnend. Daß Fontane ein Meister der Kauserie war, bekundet — man kann es fast ohne Übertreibung sagen — jede Seite seiner Romane und Novellen. Er hat aber auch im Leben darin seinen Mann gestanden und im Gespräch durch geistreiche Wendungen und witzige Paradoxien geglänzt. Natürlich blieb ihm die gefährliche Seite dieser Begabung nicht verborgen. Oft genug wird er, um den Partner zu überbieten und zu übertrumpfen, Kühnheiten gewagt haben, für die er nach beendetem Gefecht die Verantwortung nicht hätte übernehmen wollen. Er war wohl aber auch sonst im Leben, auch wenn es sich nicht um eine Diskussion handelte, nicht der Mann, der seine Zunge im Zaume hielt. Ein freimütiges Bekenntnis in einem Briefe belehrt uns darüber. Fontane hatte sich Carl Robert Lessing, dem Besitzer der „Vossischen Zeitung", gegenüber, wie er es selbst mit schöner Offenheit nennt, einer Indiskretion schuldig gemacht, die er zu vergessen bittet. „Ich spreche", schreibt er am 23. Mai 1892, „die herzliche Bitte aus, meine Schuld nicht als größer ansehen zu wollen, als sie ist. Was redet man nicht alles, wenn man mit einem Bekannten in einer Tiergartenallee spazieren geht! Immer dicht am Hochverrat vorbei. Was sagt man nicht alles zur Frau über die Tochter oder zur Tochter über die Frau oder zu beiden über die Söhne! So was muß verklingen und begraben sein."

In dem Bewußtsein, selbst im Gespräch unvorsichtig zu sein und sich zu törichten Äußerungen hinreißen zu lassen, liegt der innere Anlaß zu dieser versifizierten Anekdote. Wie steht es mit dem äußeren? Und woher schöpfte der Dichter den Stoff? Die Verse finden sich zuerst in der vierten, 1892 erschienenen Sammlung der Gedichte. Allein schon mehrere Jahre früher, in der 1886 zuerst veröffentlichten Novelle „Cécile" begegnen wir einer Anspielung auf das den Versen zugrunde liegende Bonmot. Cécile und ihr Gatte, die Malerin Rosa und Herr v. Gordon haben einen Ausflug nach Quedlinburg unternommen und besuchen, wie im achten Kapitel erzählt wird, das Schloß, in dem sich eine Galerie von Fürst-Abbatissinnen und Geistlichen lutherischer Konfession befindet. Bei ihrer Besichtigung läßt sich Gordon über Schönheitsgalerien aus und bemerkt dabei: „Denn wer sind denn die jedesmaligen Mäcene, Stifter und Donatoren? Immer ältliche Herren, immer mehr oder weniger mythologische Fürsten, die — Pardon, meine Damen — nicht zufrieden mit der wirklichsten Wirklichkeit, ihre Schönheiten auch noch in effigie genießen wollen. Einer von ihnen — derselbe, von dem das Bonmot existiert, er habe nie was Dummes gesagt und nie was Kluges getan — ist mit seiner Galerie von Magdalenen (selbstverständlich von Magdalenen vor dem Bußestadium) allen andern vorauf. Es war ein Stuart, wie kaum gesagt zu werden braucht."

Der Schöpfer des Bonmots war ein Zeitgenosse Karls II., an dessen Hof er lebte, Graf von Rochester, der sich außer durch sein zügelloses Leben noch durch Satiren bekannt gemacht hat. Er sagte von dem Könige: „He never said a foolish thing and never did a wise one." (Vgl. Johannes v. Müller in der Ausgabe von Herders Werken, Bd. 13 [1829], S. 41, Briefe zu Beförderung der Humanität.) Eine ältere Anspielung darauf ist mir bisher nur in einem Briefe Friedrichs II. an Voltaire vom 12. November 1737 begegnet, wo es heißt: „Un homme qui ne s'occupe qu'à penser, peut penser bien et s'exprimer mal. Mais un homme d'action, quand même il s'exprimeroit avec toutes les graces imaginables, ne doit point agir foiblement. C'est une paraille foiblaisse qu'on reprochoit au Roi d'Angleterre Charles deux. On disoit de ce prince qu'il ne lui étoit jamais échappé de parole qui ne fût bien placée et qu'il n'avoit jamais fait d'action qu'on pût nommer louable."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich glaube nicht, daß Fontane aus dieser Stelle die Kenntnis des Epigramms geschöpft hat. Dazu ist Friedrichs Ausdrucksweise nicht schlagend und prägnant genug. Sieht man sich das Gedicht genauer an, so legen die Worte:

In jedem Geschichtsbuch ist zu lesen,
Er sei durchaus vom Übel gewesen

die Vermutung nahe, daß eine historische Darstellung populärer Art die Bekanntschaft vermittelt habe. Nun war der Sohn des Dichters, Geheimrat Fontane, vor einiger Zeit so liebenswürdig, dem Märkischen Museum das Exemplar von Beckers Weltgeschichte zu schenken, das sich einst sein Großvater in Neuruppin in der Buchhandlung von Oehmigke und Riemschneider gekauft hatte, und das später seinem Sohne zufiel. In dessen Bibliothek befand es sich bis zu seinem Tode. Es ist die sechste von Joh. Wilh. Loebell, J. G. Woltmann und K. A. Menzel bearbeitete, 1828—1830 erschienene Ausgabe. Der neunte Teil enthält die Geschichte Englands unter Karl II., und hier heißt es gleich im Eingang in einer kurzen Charakteristik des Königs: „Sein angeborner Leichtsinn gewann bald so sehr die Oberhand über seine natürlich guten Anlagen, daß er nur um des Genießens willen den Thron bestiegen zu haben schien." Zu dem Worte „Anlagen" ist folgende Fußnote gesetzt: „Er war z. B. ein ungemein angenehmer Gesellschafter, weshalb ein witziger Kopf von ihm urteilte, er habe nie etwas Dummes gesagt und nie etwas Kluges getan." Hier haben wir genau den Wortlaut, wie in der Stelle in „Cécile", und auch der des Gedichtes weicht nur darin ab, daß, eine Folge des Reimzwanges, statt des Wortes „sagen" das Synonymon „sprechen" gebraucht wird. Man darf also wohl annehmen, daß Barthel hier seinen Most geholt hat.

Daß das Gedicht schon vorhanden war, als Fontane in „Cécile" von der Anekdote den erwähnten Gebrauch machte, halte ich für unwahrscheinlich. Aber wieviel später es verfaßt wurde, läßt sich nicht sagen. Sehr wohl könnte es, als Fontane im Jubiläumsjahr 1889 die dritte Auflage seiner Gedichte rüstete, vorhanden gewesen sein, und aus irgendeinem Grunde könnte er von seiner Aufnahme in die Sammlung abgesehen haben. Doch liegt es näher, zu vermuten, daß es zwischen diesem Jahr und dem Jahre 1892 entstanden ist.

Nicht unerwähnt möcht' ich lassen, daß noch in einem andern ganz frühen und daher ziemlich unbekannten Werke Fontanes Karls II. Gestalt behandelt ist: in der historischen Erzählung „James Monmouth", die im ersten von ihm und Franz Kugler 1854 herausgegebenen Bande der „Argo" erschienen ist. Ihr sind die beiden „Die Stuarts" und „Lied des James Monmouth" betitelten Gedichte entnommen, die einzeln zuerst in den Balladen von 1861 erschienen sind und sich seit 1889 in der Sammlung seiner Versdichtungen befinden. In dieser historischen Erzählung wird im ersten Kapitel der Tod des Königs geschildert. Irgendeine Anspielung auf Rochesters Epigramm findet sich hier nicht. Nur seine Unterhaltungsgabe wird in einer knappen Wendung angedeutet, indem es heißt: „Seine Lippen waren nicht rot mehr, und statt der immer fertigen Rede suchten sie nach alten, halbvergessenen Gebeten."

II

Wie diesem Spruchgedicht eine Erwähnung seines Grundmotivs in einem früheren Werke voranging, ähnlich verhält es sich mit einem zweiten, dem „Contenti estote" überschriebenen Gedichte, das ihm in der Sammlung folgt und eine Anekdote aus dem Leben Ludwig Tiecks behandelt. Tieck, noch jung, aber leidend, kommt zu dem alten Reil, dem berühmten Kliniker für innere Krankheiten und Begründer der modernen Psychiatrie, um ihn zu konsultieren. Er wird befragt,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und das Ergebnis der Prüfung ist, daß seine Organe gesund sind. Die Krankheit besteht nur in der Einbildung.

Da lachte boshaft der alte Reil.
Lieber Tieck, mit Ihnen hat es nicht Eil'.
Appetit und Schlaf und keine Schmerzen,
Da danken andre Gott im Herzen.
Ihre Krankheit ist nichts als ein krankhaft Verlangen.
Es ist Ihnen immer zu gut gegangen.
Ein bißchen mehr Sorge bei schmälerem Brote.
D a s fehlt Ihnen, Freund. Contenti estote.

Auch diese Verse finden sich zuerst in der 1892 erschienenen vierten Ausgabe der Gedichte. Die ihnen zugrunde liegende Anekdote ist literarisch überliefert in Rudolf Köpkes „Erinnerungen an Ludwig Tieck" (Leipzig 1855), Bl. 1, S. 363. Köpke erzählt, daß Tieck im Sommer 1814 von Ziebingen nach Berlin geeilt sei, und, da er sich krank fühlte, mehrere Ärzte, darunter Reil, aufgesucht habe. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich bemerken, obgleich für unsre Betrachtung darauf nichts ankommt, daß die zeitliche Angabe nicht richtig sein kann, da Reil bereits 1813 bei der Pflege von Verwundeten starb. Köpke schreibt: „Anders fiel seine Unterredung mit Reil aus, dessen Scharfblick und Originalität bekannt war. Beobachtend und, ohne ihn zu unterbrechen, hörte dieser die Geschichte seiner Krankheit an. Dann sagte er: „Gehen Sie im Zimmer auf und nieder, aber fest und schnell!" Tieck folgte dem Befehle. „Nun sprechen Sie so laut Sie können!" Es geschah. „Holen Sie tief Atem und hauchen Sie mich an!" „Jetzt lesen Sie eine halbe Seite aus diesem Buche!" So folgte eine Weisung der andern. Endlich schwieg er und sah Tieck durchdringend an. „Ich habe in meinem Leben viel unverschämte Kranke gesehen," begann er, „aber keinen, der unverschämter gewesen wäre als Sie. Alle diese Bewegungen können Sie sicher ausführen und sind noch nicht zufrieden? Was verlangen Sie denn noch mehr bei Ihrem Zustande? Danken Sie Gott, daß Sie so viel Kraft und Gesundheit haben!" — Es war der Trost der Trostlosigkeit, den ihm der große Arzt gab. Doch er erschien im Gewande des Humors und verfehlte seine Wirkung nicht."

Haben wir in dieser Darstellung Fontanes Quelle zu erblicken? Die Übereinstimmung zwischen ihr und der dichterischen Behandlung ist rein nach der stofflichen Seite hin gering. Die Symptome hier und dort sind durchaus verschieden. Nach Fontane fragt Reil den Patienten, ob er an Migräne litte oder Kolik, am Herzen oder an der Leber. Ob er Schmerzen habe, wie es mit dem Schlaf, der Verdauung und dem Appetit stehe. Nur in der Pointe begegnen sich beide. Hier wie dort fällt im Schlußvotum Reils das Wort „zufrieden", das dem Vertreter des resignierenden Optimismus Anlaß und Ziel des Gedichtes wurde. Und wenn der erfahrene Arzt bei Köpke sagt: „Danken Sie Gott, daß Sie so viel Kraft und Gesundheit haben", so läßt ihn Fontane ähnlich sprechen: „Da danken andre Gott im Herzen."

Trotz diesem Zusammentreffen ist es nicht wahrscheinlich, daß das Köpkesche Buch Fontanes unmittelbare Quelle war. Diese Annahme ist um so mehr abzulehnen, als der Dichter die Anekdote, wie ich schon angedeutet habe, noch ein zweites Mal, und zwar in Prosa erzählt, wobei er von der Darstellung des Tieck-Biographen so weit abweicht, daß außer im Faktum kaum noch Übereinstimmungen bestehn. Am 15. Juni 1878 berichtet Fontane seiner abwesenden Frau über sein körperliches Befinden, das er als ein nervöser Mensch und ehemaliger Apotheker, wie man weiß, mit ängstlicher Hypochondrie zu beobachten pflegte. Er erzählt von einem Ärger,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den er im Theater gehabt habe, bei dem ihm das Herz krampfhaft geschlagen und er um die Hüfte herum einen heftigen Schmerz empfunden hätte. Dann fährt er fort: „Das ist alles nicht so, wie es sein sollte. Nervös war ich immer, aber doch nicht so. Und dann sag' ich mir wieder: was will man denn noch? Das Leben liegt hinter einem, und die meisten Achtundfünfziger sind noch ganz anders ramponiert. Tieck, damals erst dreißig, kam zu dem berühmten Dr. Reil. Als Reil ihn untersucht und zugleich erfahren hatte, daß Tieck guten Schlaf habe, essen und trinken, spazieren gehn und arbeiten könne, schnauzte er ihn an und sagte: „Gehen Sie. Sie sind eine der undankbarsten Kreaturen, die mir vorgekommen sind. Was wollen Sie denn eigentlich noch? Zum Bäume-Ausreißen sind Sie doch nicht auf der Welt!" Was würde der alte Reil erst mir gesagt haben? „Seien Sie froh, daß Sie sich noch des himmlischen Lichtes freuen, und verhalten Sie sich ruhig." Dr. H. — Fontanes Hausarzt — ist kein Reil, macht aber immer Andeutungen, die auf diesen letzten Satz hinauslaufen."

Wie man sieht, nähert sich diese Fassung der Anekdote schon der dichterischen Darstellung. Auch hier ist Tieck jung. Mit dieser Annahme dürfte Fontane dem wahren Vorgang näher gekommen sein, als der Köpkesche Bericht. Tieck war 1799, als er sechsundzwanzig Jahre zählte, in Halle und mag in der Tat Reil, der an der dortigen Universität wirkte, als Arzt konsultiert haben. Nun ist aber wieder bei Fontane die Bezeichnung Reils als des alten kaum zutreffend, da er damals erst das einundvierzigste Lebensjahr erreicht hatte. Weiter sind die Symptome: „Guter Schlaf und gesunder Appetit" vorhanden. Dagegen ist die typische Zuspitzung des Falles, die dem alltäglichen Vorgang die symbolische Weihe gibt und ihn erst der dichterischen Behandlung würdig machte: das Contenti estote nur leise vorbereitet in den beiden Sätzen: „Was wollen Sie denn eigentlich noch?" und: „Seien Sie froh, daß Sie sich noch des himmlischen Lichtes freuen." Daß diese Schlußworte „Contenti estote" ein Zitat sind, muß hervorgehoben werden, weil damit eine künstlerische Wirkung erstrebt und erzielt ist. Fontane verwendet sie unter stiller Anlehnung an die bekannte Stelle der Kapuzinerpredigt in „Wallensteins Lager". Indem er sie aber in ernstem Sinne nimmt und in einem tieferen, als ihnen dort zukommt, gewinnt die an sich schon gehaltvolle, zum Nachdenken stimmende Pointe an Bedeutung.

Ich erklärte es für unwahrscheinlich, daß Fontane die Anekdote in dem Köpkeschen Buch kennen gelernt habe. Warum könnte sie auch nicht aus der mündlichen Tradition geschöpft sein? Übrigens ist die Frage von keiner erheblichen Bedeutung. Wichtiger ist die, wie lange nach diesem Briefe die Verse verfaßt sein mögen. Denn die Annahme, daß sie damals schon existiert haben, ist natürlich zu verwerfen. Wären sie vorhanden gewesen, so hätte Fontane nicht diesen Gebrauch von der Anekdote gemacht. Dagegen müssen sie nicht erst zwischen 1889 und 1892 entstanden sein. Sie könnten auch gleich denjenigen von Karl II. schon vorgelegen haben, als die dritte Ausgabe der Gedichte zusammengestellt wurde, ohne daß sie in dieser Sammlung Aufnahme fanden.

III

Die beiden besprochenen Gedichte hatten einen subjektiven Ausgangspunkt. In beiden gestaltete Fontane Beobachtungen, die er an sich selbst gemacht hatte. Anders ist der Ursprung des dritten, das hier zur Besprechung kommen soll. Es ist das Gedicht, das den Titel führt: „Die Geschichte vom kleinen Ei." Hier ist der Anlaß rein objektiver Natur. Es ist zuerst im fünften Bande der Zeitschrift „Cosmopolis" (Januar/März 1897) S. 222 ff. gedruckt worden und seine Abfassungszeit ziemlich genau zu bestimmen. In zweien der interessanten und über die dichterische

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Persönlichkeit Fontanes besonders aufschlußreichen Briefe, die er in den Jahren 1895—1898 an Ernst Heilborn, den damaligen Redakteur des deutschen Teiles der internationalen Revue, geschrieben hat, und die vom Empfänger im Dezemberheft des „Literarischen Echos" vom Jahre 1919 veröffentlicht wurden, ist von dem Gedicht die Rede. In dem einen, vom 8. Dezember 1896, der die Absendung der kleinen Schöpfung begleitete, sagt Fontane, daß er die Korrektur daran schon vor Wochen vorgenommen habe. Sie wird also in der zweiten Hälfte dieses Jahres entstanden sein. Als das Gedicht dann, nachdem es 1898 in die fünfte Auflage der Sammlung aufgenommen war, der Allgemeinheit zugänglich wurde, fand es, dessen erinnere ich mich noch gut, nicht ohne weiteres das richtige Verständnis. Man erkannte seine Tendenz, sein eigentliches Thema nicht. Fontane war, wie man weiß, ein genauer Beobachter des Charakters der Märker. Er hat ihn wiederholt in Haupt- und Nebenfiguren seiner Dichtungen gestaltet und sich auch theoretisch, und zwar meist mit ziemlicher Schärfe, über ihn geäußert. In dem Gedicht nun kam es ihm darauf an, mit einem einzelnen bezeichnenden Fall auf eine wesentliche Eigenschaft des Märkers hinzuweisen: seine Kleinlichkeit und, wie er es einmal ausdrückt, den ridikülen Zug, alles, was er besitzt oder leistet, für etwas ganz Ungeheures anzusehen.

Daß der Sinn des Gedichtes nicht ohne weiteres erkannt wurde, findet zunächst in zwei Umständen seine Erklärung. Einmal hat Fontane die ihm eigene Diskretion der Darstellung, die nur mit zarten Andeutungen operiert, zu weit getrieben. „Es darf", schreibt er in dem einen Brief, „ja alles nur leise angetupft sein, und darin — was die Schlußzeile angeht — lag die Schwierigkeit." Diese letzte Zeile bildete, wie er weiter bekennt, die Hauptschwierigkeit. „Sie wurde wohl zehnmal geändert, und zwar gleich von Anfang an, noch ehe das Gedicht fertig war." Kein Wunder, daß gerade sie allzu fein wurde und die Verständlichkeit des Ganzen hemmte. Weiter trug der Titel das Seinige dazu bei, daß man sich nicht sogleich zurecht fand. Er ist nicht glücklich gewählt, seltsamerweise gleichzeitig zu eng und zu weit. Dem Mangel der Weite suchte der Dichter dadurch abzuhelfen, daß er als Untertitel „Märkisches" hinzusetzte, der jedoch zur Verdeutlichung nicht ausreicht. Eben diese Frage der Betitelung hat denn auch Fontane einige Sorge bereitet. „Die Geschichte vom kleinen Ei", schreibt er, „sollte eigentlich zweiter Titel sein und „Bauerndank" oder „Märkisches Hochgemüt" erster. Aber „Bauerndank" ist zu trivial, und „Märkisches Hochgemüt" ist zu spöttisch anzüglich; auch ein bißchen gesucht." Zwei Tage darauf schreibt er: „Ganz unbedingt haben Sie mit „Bauerndank" (natürlich unter Anfügung des zweiten Titels) recht. Den Leser von der ersten Zeile an richtig zu bestandpunkten, ist wichtiger, als die Frage nach dem größeren oder geringeren Prosagehalt des Titels. „Märkisches Idyll" ließ was im Voß- oder gar im Schmidt von-Werneuchenstil erwarten und hätte bloß Verwirrung gestiftet." Über diesen zuletzt besprochenen Punkt muß Fontane schließlich anderer Meinung geworden sein oder seine Auffassung einem Zureden des Redakteurs zum Opfer gebracht haben. Denn im Abdruck in „Cosmopolis" lautet der Untertitel „Märkisches Idyll", der für die Ausgabe von 1898 in die anspruchslosere Bezeichnung „Märkisches" umgewandelt wurde.

Diese „Geschichte vom kleinen Ei" ist gleich den vorher behandelten Gedichten die poetische Ausführung einer Anekdote, von der der Dichter, bevor er sie künstlerisch gestaltete, Gebrauch gemacht hatte. Es geschah das in dem Essay „Die Märker und das Berlinertum", der in dem von Josef Ettlinger 1907 herausgegebenen Bande „Aus dem Nachlaß" angeblich zum ersten Male abgedruckt ist. Wenigstens sagt Ettlinger im Vorwort, daß er, für den Druck bestimmt, in schon überarbeiteten Fahnen vorlag, jedoch, soweit festgestellt werden konnte, noch nirgends veröffentlicht worden war. In Wahrheit war er jedoch im Jahre 1889 im zweiten Bande des von Otto

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Arendt von 1888—1900 herausgegebenen „Deutschen Wochenblattes“ (S. 560 f.) erschienen. Hier schreibt Fontane, nachdem er die selbstgerechte Engherzigkeit der Märker betont hat: „Nach dieser Seite hin hat Baron v. Seld, der bekannte Temperenzapostel, die Märker am treffendsten geschildert. Dieser war einmal einen Winter lang auf einem sogenannten märkischen „Schloß“ zu Besuch, und weil ihm (er hatte viel Zeit) zu Ohren kam, die Krügerfrau wolle nächste Ostern ihren Jungen auf die Stadtschule schicken, so bot er sich an, den Jungen dazu vorzubereiten. Er gab ihm täglich zwei Stunden, von zehn bis zwölf. Das ging so monatelang. Eines Tages kam die Krugwirtin um elf ins Zimmer und brachte Herrn v. Seld ein Ei zum Frühstück. Es war so klein, daß er nicht wußte, ob es ein Hühner- oder Taubenei sei. Er dankte indes und aß es. Sieben Jahre später, der Junge war schon lange wieder von der Schule herunter, begegnete Baron Seld, und zwar in Berlin in der Leipziger Straße, der Krugwirtin, die nun mit jener naiven Ungeniertheit, die ebenfalls zu den charakteristisch-märkischen Zügen gehört, auf ihn zutrat und ihm ihre Patsche reichte. Fing auch sofort an zu sprechen. Wovon sie aber sprach, das war weder der Junge noch der Unterricht, den Baron Seld dem Jungen aus gutem Herzen gegeben, sondern war das Ei. „Wissen Sie wohl noch, Herr Baron, wie ich Ihnen damals das Ei brachte?“ — Die häßliche egoistische Seite des märkischen Wesens, der eitle Glaube, mit dem Kleinsten etwas Großes getan zu haben, ist nie besser geschildert worden.“

So berichtet Fontane über den von Seld erzählten Vorgang. Wie er von ihm Kenntnis erhielt, wissen wir nicht. Wahrscheinlich las er einmal das Büchlein, worin er mitgeteilt ist. Es ist das eine der vielen autobiographischen Schriften des Freiherrn v. Seld, die „Wunderliche Reisen. Bruchstücke aus dem Leben“ betitelt und 1864 in Halle erschienen ist. Zwischen seiner Lektüre und der Wiedererzählung der Anekdote muß ein beträchtlicher Zeitraum verflossen sein. Denn die Fassung, die er ihr gibt, weicht von derjenigen des Originals erheblich ab. Seld behandelt in dem Buch unter anderm die Gastlichkeit der Bewohner der verschiedenen Landesteile, wie er sie auf den zahlreichen, zur Propaganda für seine sozialen Ideen unternommenen Reisen kennen gelernt hatte. S. 385 f. führt er aus, wie in der Mark Brandenburg die Tugend geübt wird, und erzählt dabei (S. 388 f.) folgendes: „Ich wohnte in meinen jüngeren Jahren fünf Sommer hintereinander anderthalb Meilen von Berlin bei einer Bauerfrau, deren Sohn so geringe Anlagen hatte, daß er in der Dorfschule nicht mit fortkommen konnte. Ich nahm mich seiner an, unterrichtete ihn täglich ein paar Stunden und sorgte für seine Bücher und andere Unterrichtsbedürfnisse, natürlich unentgeltlich. Eines Tages trat seine Mutter während des Unterrichts in die Stube, in der Hand ein Ei von der Größe eines Taubeneies. Es war dies das erste Ei eines ganz jungen Huhnes, so klein, daß es auf dem Markt nicht verkäuflich war. Sie trat an mich heran und sagte mit freundlicher Miene: „Ich kann das nicht so mit ansehen, wie Sie sich mit meinem Sohne die Kehle wund reden müssen. Da bringe ich Ihnen ein rohes Ei.“ Diese Freigebigkeit überraschte mich so, daß ich es erstaunt annahm. Seit dieser Zeit sprach die Frau bei jeder Gelegenheit zu mir von dem Ei, nicht nur in diesem Sommer, sondern auch in den folgenden. Wohl mehr als zwanzig Male fragte sie mich: „Wissen Sie wohl noch, wie ich Ihnen das Ei brachte, weil Sie meinen Sohn unterrichteten? Ich kann nichts umsonst annehmen!“ Und dabei setzte sie jedesmal mit großer Selbstgefälligkeit hinzu: „Ja, sehen Sie, so bin ich“ . . . Damit vergleiche man die Fassung, die Fontane der Anekdote gibt. Wie hat sie sich verändert! Nichts erzählt v. Seld von einem Schloß, auf dem er zum Besuch war. Die Frau, deren Sohn er gratis, aber hoffentlich nicht frustra unterrichtete, war keine Krügerin, und von einem zufälligen Zusammen-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

treffen in Berlin nach einem Ablauf mehrerer Jahre ist gleichfalls nicht die Rede. Auch hier gilt:

Gewiß. Geschichten und Geschichte
Wachsen und wechseln im Entstehn.

Denn daß sich Fontane von seinem Gewährsmann so weit entfernt, findet seine Erklärung sicherlich nicht in bewußter Änderung. Auch war bei der Umwandlung nicht allein die stets umbildende Zeit wirksam, sondern hier war schon die Phantasie des Dichters, der unbewußt mit der künstlerischen Gestaltung des Stoffes beschäftigt war, am Werke.

Es versteht sich, daß auch diese sekundäre, von Fontane im Essay verwertete Fassung neue Modifikationen erfuhr, als sie zum Gegenstande künstlerischer Darstellung gemacht wurde. Sie bestehn hauptsächlich in Zutaten, die der Erzählung Fülle und Leben geben. Auf den ersten Blick erkennt man, wie der Begriff des Schlosses dem Dichter eine gräfliche, aus fünf Personen bestehende Familie vorzaubert. Ihr Haupt macht er zu einem Reichstagsabgeordneten. Der Sohn ist lungenleidend und eben im Begriff, mit der Mutter und zwei Schwestern nach dem Süden zu reisen. Dadurch wird der Kandidat — zu dem ist Herr v. Seld geworden — frei und erhält die Möglichkeit, dem Krügerssohn Unterricht zu geben.

Neben den Zutaten zeigt das Gedicht aber auch Abweichungen vorhandener Züge, die für Fontanes dichterische Methode und berechnende Kunst bezeichnend sind. Die Begegnung der Krugwirtin mit dem ehemaligen Hauslehrer findet nicht wie in der Prosafassung nach sieben, sondern erst nach zweiundzwanzig Jahren statt. Mit diesem Zeitabstand war ein stärkerer Kontrast gewonnen, den sich der Dichter wohl zunutze zu machen wußte. Die Begegnung ist ein Meisterstück. Aus dem Kandidaten ist ein hochmögender Konsistorialrat und Generalsuperintendent geworden, mit dessen behaglicher Leiblichkeit wir ebenso kunstvoll, nämlich stufenweise, wie anmutend bekannt gemacht werden. Eine kleine, aber bedeutungsvolle Änderung ist dann die, daß zum Ort des Zusammentreffens nicht mehr die Leipziger Straße, sondern der Opernplatz mit dem Ausblick auf das Königsschloß gewählt ist. Damit ist nicht nur eine reichere und schönere Szenerie erlangt, sondern das Gedicht erhält eine weite, beinahe historische Perspektive, mit der eine wirksame Steigerung verbunden ist. Von dem kleinen märkischen Dorf, mit dem es beginnt, werden wir am Schluß zu der bezeichnendsten Stelle der Residenz geführt. Endlich ist die Krügersfrau weniger ungünstig behandelt und die „echt märkische", aber doch wohl zu derbe Dreistigkeit fallen gelassen. Nicht sie spricht den einstigen Hauslehrer an, sondern der Herr Generalsuperintendent ist leutselig genug, die Vorübereilende zu stellen.

Wie diese Änderungen, so lassen auch die Zutaten durchweg die Hand des Meisters erkennen. Virtuos, mit lebensprühender Anschaulichkeit wird der Moment der Abreise im Beginne des Gedichtes geschildert. Leibhaftig stehn der Graf und der Kandidat uns vor Augen. Nicht weniger der Krüger und die Frau. All das ist echt fontanische Liebenswürdigkeit und Treffsicherheit. Man fühlt: hier ist der Dichter ganz zu Hause und schlägt uns in den Bann. Gleichwohl will mir scheinen, als seien die Proportionen in der Darstellung nicht richtig verteilt. Ist der Anfang schon zu breit, so überwuchert überhaupt die Nebenhandlung die Haupthandlung, und der an sich hübschen Details sind zu viele. Damit ist der Pointe ein zu großer Unterbau gegeben. Neben der verschleiernden Darstellungsmethode, auf die ich oben hinwies, waren es diese Momente, die einer unmittelbaren Wirkung der künstlerischen Absicht im Wege standen.

Faß' ich zusammen, so war der Gestaltung aller drei Gedichte in dem einen Fall eine kurze Anspielung auf die zugrunde liegende Anekdote, in den beiden anderen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fällen eine direkte Erzählung der behandelten Stoffe vorhergegangen. Das gleiche konnte ich vor längerer Zeit in einem Aufsatz über „Fritz Katzfuß“ feststellen (vgl. mein Buch „Dichtungen und Dichter“ (Berlin 1912, S. 337 ff.). Der Verlauf der inneren und äußeren Entstehung des Gedichtes war dort ähnlich. Fontane liest eine Novelle von Helene Böhlau. An dem Helden entdeckt er Züge, die ihn an die eigene Jugend erinnern. Etwa zwei Jahre nach der Lektüre vergleicht er sich in einem Brief an Friedrich Stephany dem Jüngling. Dabei entwirft er von ihm eine von der Böhlauschen Gestalt schon recht abweichende Charakteristik, die das innere Werden der Schöpfung dokumentiert. Kurze Zeit darauf entsteht sie. Ich möchte meinen, daß diese Beobachtungen einen nicht unerwünschten Einblick in Fontanes Schaffensweise gewähren. Sie zeigen, daß er auch die Stoffe der kleinen Werke lange Zeit im Innern hegte, daß sie einem stillen, unbewußten Prozesse des Werdens unterworfen waren, bis für sie der Moment der Gestaltung gekommen war.

Sein Sommernachtstraum

Ein preußisches Königsbild

Von

Johannes Guthmann

(Schluß)

Finale

Der gewohnte Nachmittagsvortrag war gehalten, der letzte in der ununterbrochenen Tagekette eines langen, schweren Jahres, die heute, wohl für immer, ihren schmerzlichen Abschluß finden sollte. Es galt jetzt für den Jüngeren, Abschied nehmen von dem verehrten Greise, der müde, den fülligen, etwas eingesunkenen Körper in die weiche Rundung eines breiten Lehnstuhls gebettet, die ganze Zeit über unbeweglich wie teilnahmlos dagesessen hatte, die gepflegte Linke auf den kostbaren Ledereinband einer neuen italienischen Dante-Ausgabe gestützt, deren Vorzüge von dem Vortragenden soeben behandelt worden waren, indessen der Zeigefinger der rechten Hand, wie wenn er während des Zuhörens in die Luft gezeichnet und dann erschöpft hingesunken wäre, noch ausgespreizt im Schoße lag. Es war still in dem Raume; nur zu dem weitgeöffneten Fenster, das gegen Westen sah, drang das entfernte Lärmen des volkreichen Viertels tief unten um Piazza Montanara am Fuße des Kapitols herauf zum Palazzo Caffarelli. Die zur Küste gehende, noch einmal prachtvoll aufflammende Aprilsonne hatte den ängstlich um den Krankenstuhl bereiteten Schatten längst zur Seite gedrückt und lag voll und barmherzig auf dem abgehärmten, verrunzelten Antlitz, dessen leicht gebräunte Farben nicht über die Hoffnungslosigkeit der langsam weiterschreitenden Krankheit hinwegtäuschen konnten.

Das Schweigen wurde beklemmend, und der jüngere der beiden Männer, dessen gewählte, ja anspruchsvoll elegante Kleidung und höfisch gemessene Haltung seltsam dem langen, beseelten Blicke widersprachen, mit dem er, fast wie ein Arzt oder ein guter Sohn, die Züge seines teuren Herren sich heut zum Abschied noch einmal innigst einzuprägen suchte, regte sich, an seine Gegenwart zu erinnern. Der Alte öffnete die Lider nicht, die schwer über dem erloschenen Blicke hingen, mit dem er hinaus

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf den unermeßlichen, steinernen Pomp der abendlichen Stadt zu starren schien, und mühsam nur und etwas heiser kam es von seinen sich kräuselnden Lippen: „Stille — Rom will schlafen." Aber der Zeigefinger der rechten Hand, der ausgeruht haben mochte, hob sich wieder, deutete halb hinaus auf das Stadtbild draußen und mit lässiger Bestimmtheit auf dies und das der weiten Aussicht, hielt inne, gleichsam betonend und unterstreichend, und dann weiter, und so fort, immer fort. Die Lippen regten sich dazu, stammelnd und als suchten sie die Worte; nur der feierliche Ausdruck, der seine Mienen langsam verklärte, verriet es, daß vor seiner geistigen Schau — das leibliche Auge war nahezu erblindet — das wundervolle Bild der Stadt mit visionärer Deutlichkeit emporstieg, nicht das Bild dieses Tages und unseligen Jahres 1859, vielmehr jenes ferne Bild der Ewigen, das er in seine jugendliche Seele eingesogen hatte, als es ihm Bunsen einst am Abend nach der Ankunft hier auf geheiligtem Boden aus eben diesen Fenstern des preußischen Gesandtschaftspalastes gewiesen hatte: Da lag, wie damals, aus dem Gewirr der Gassen zu ihren Füßen auftauchend, der in die schwarzen Arkadentrümmer des antiken Marcellus-Theaters eingebaute Palazzo Savelli-Orsini und dort inmitten des winkeligen Ghetto der ragende Bau der Cenci, und weiter mehr rechts hin um das Brünnchen mit den bronzenen Knaben und den Schildkröten der weitläufige Komplex des Palazzo Mattei. Der Finger des Kranken tupfte mit Bedacht in die leere Luft vor ihm, und ein Lächeln irrte flüchtig durch das tausendfältig zerknitterte, unleserlich gewordene Linienspiel seines Antlitzes, als freute sich sein im Lichte dort traumwandelnder Geist der weisen Sparsamkeit jener alten Meister, die mit so wenigen Tropfen Wassers eine solche Fülle von Phantasie und glitzernder Fröhlichkeit hervorzuzaubern vermocht. Und weiter ging die wegessichere Wanderung: zur spitzen Kuppel von S. Carlo ai Cattinari und zur statuengeschmückten Fassade des Palazzo Spada alla Regola und hin zum Prachtpalast, den der jüngere Sangallo und am Ende gar Michelangelo selber für Paul III., den kunstverwöhnten Farnese-Papst, errichtet hatten. Und nun zur Linken, drüben am verwahrlosten Ufer des Tiber, die grünenden Gärten der lieblichen Farnesina und daneben der festliche Reichtum des Corsinipalastes und weiter fort am langgestreckten Hange des Janiculus — o Stern des Trostes dem sturmverschlagenen Schiffer! — S. Onofrios schlichtes Kloster, wo Tassos tragisches Leben die letzte Zuflucht und den ewigen Frieden gefunden. Der Alte hielt inne, schloß das Auge völlig und nickte vor sich hin, als ruhte er von anstrengender Wanderung ein wenig aus: „Herrlich! Herrlich!" Es war das Einzige, was die ermüdenden Lippen zu hauchen vermochten.

Der andere schwieg. Ein überaus feines Verständnis, halb sensitives Zartgefühl, halb angespanntester Scharfsinn, das er in dem langen vertrauten Umgang mit seinem dahinsiechenden Könige für dessen wandelbare und schwer zu verfolgende Stimmungen und Gedankengänge in sich ausgebildet hatte, und das selbst, wo sie stammelte und stockte, die Seele Friedrich Wilhelms IV. verstand, machte Alfred von Reumont auch jetzt wieder zum imaginären Weggenossen des Alten, der da in wunderlicher Doppelexistenz jenen fernen, vielleicht schönsten Tag seines wechselreichen Lebens ahnungsvoll in die ihm fremdere Gegenwart wirkend, für ein paar Augenblicke eine schmerzliche Glückseligkeit genoß. Reumont, der in den Diplomatensalons und kultiviertesten Zirkeln der europäischen Großstädte Aufgewachsene, der seine geistigen und seelischen Fähigkeiten dank seiner vorbildlichen Ökonomie aller seiner Kräfte zu einer, wie er sich selber nicht verhehlte, unvergleichlichen Universalität, Selbstbeherrschung und schriftstellerischen Fruchtbarkeit erzogen hatte, fühlte, wie der Abschied von seinem Könige, wenn er ihn noch länger hinauszögerte, seine Nerven am Ende doch übermannen könnte. Der Gedanke, dieses Meisterwerk seiner Kunst, mit Menschen umzugehen, heute verlassen und höherer politischer Notwendig-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keit, die jetzt seines bewährten Überblicks über die verwirrten italienischen Verhältnisse bedurfte, aufopfern zu müssen, zeigte ihm plötzlich in dramatischer Zuspitzung seine bisherige Entwicklung, seine Karriere, sein ganzes Leben am Scheidewege angelangt. Denn war es nicht ein Meisterwerk, diesen Greis, dessen Geist erloschen und hilflos schien, wenn man ihn so an der Abendsonne hindämmern sah, wieder zum königlichen Bewußtsein seiner reichen Gaben und Interessen aufrufen zu können? Wer außer ihm — was Königin und Kammerdiener an dem Kranken vermochten, war eine Sache für sich — wer verstand es, wenn das Namensgedächtnis aussetzte und sich verwirrte, dem einstmals redebegabtesten Manne die Worte versagten und er stumm und stummer wurde und unaussprechlich traurig, wer verstand es, die disjecta membra der geistigen Persönlichkeit Friedrich Wilhelms IV. immer wieder zusammenzufügen, wer sozusagen den Vers, den das trotz allem noch so empfängliche und süchtige Innenleben des Kranken immerfort unausgesprochen auf den Lippen zu tragen schien, ihm vom Munde zu lesen, wer außer ihm? Vielleicht war es nur eine Galvanisierungskunst, wie Reumont sich wohl manchmal im Selbstgefühl seiner Menschenkunde sagen mochte, immerhin und um so mehr war es eine Kunst und er ihr Meister.

Der König schlug die Augen auf und sah blicklos gegen die Sonne hin, die goldenrot im Begriffe war, zwischen den beiden, wie von violettem Staube umflimmerten Schattenmassen der Peterskuppel und der Engelsburg niederzugehen. Die verwunderliche Treue seines bildlichen Erinnerungsvermögens für das einstmals Erlebte ließ ihn die Gegenwart mitempfinden, und neue Gedanken und Pläne schwirrten wieder hinaus in die Welt. Der König wollte etwas sagen, sich mitteilen; aber es wurde nur ein Stammeln daraus. Unruhe überkam ihn. Seine Augen sahen hilflos umher, er suchte nach einem Umweg, sich verständlich zu machen. Reumont, der ihn scharf beobachtet hatte, war doch noch nicht im Bilde; er beugte sich mit dem Ausdruck willfährigsten Entgegenkommens hinab, unwillkürlich dabei bemüht, den schönen Lederband, den er dem Könige vorhin überlassen, aus den sich nervös darin einkrallenden Fingern des Kranken zu befreien, denn er liebte seine Bücher, und sie mußten ebenso korrekt gehalten werden, wie seine eigene, wohlgewählte Kleidung. Die Erregung des alten Mannes wuchs: „Wie heißt er denn? — Sie wissen doch — der arme Kerl — er — ich — ich bin's ja selbst — bin er — ja! ja! — Nur der Name — der Name, Liebster!“ Tränen stiegen ihm hoch. „Ich sage nie wieder ein Wort, wenn Sie nicht einmal mehr —“

Reumonts Allwissenheit fühlte sich auf die Folter gespannt; er hatte gar keine Handhabe, dem Unglücklichen zu Hilfe zu kommen. Die Angst des Kranken schlug plötzlich in Zorn um: „Scheren Sie sich fort, Sie sind zu dumm!“ schrie er den Ministerresidenten an, der unangefochten aufrecht vor ihm stehen blieb, keine Falte im knapp geschnittenen Rock: am Schwanengefieder seiner intellektuellen Wesenheit konnte, dessen war er sich gewiß, nichts haften bleiben.

Der König war in sich zusammengesunken; schwer atmend flüsterte er einmal um das andre ein „Heiliger Gott! — Barmherziger Gott!“ und tastete gewohnheitsmäßig nach seinem Puls. Dann beide Hände mit einer Bewegung der Ohnmacht an seine Stirn legend, stöhnte er auf: „Hier — hier — alles tot! Ich bin lebendig begraben! — Ein dickes Tuch liegt mir auf dem Verstande, und nur dann und wann — durch eine Ritze — — Reumont! Mein liebster Reumont!“ Friedrich Wilhelm hielt die beiden Hände einen Augenblick unschlüssig, als wenn sie erst das Buchstabieren lernen müßten, vor sich hin; dann fühlten sie sich mit einer gewissen kranken Anmut an den Getreuen heran, den seine unverbesserliche Launenhaftigkeit gekränkt haben mußte, und mit jenem Liebreiz im Ausdruck, der dem Greise aus seinen Knabentagen unverloren geblieben war, wandte er sich fast schmeichelnd ihm zu: „Teuerster! Bester!“

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seine Hände hatten dabei die Rechte des andern genommen und liebkosten sie mit einer Zartheit, wie wenn sie Lippen wären: „Sie! — wissen — Sie, Reumont, müssen doch alles wissen!“

Reumonts Eitelkeit genoß mit beherrschtem Wohlgefühl dies Wort einer nicht unberechtigten Anerkennung: wie oft nicht hatte er Friedrich Wilhelm in den Tagen seines Glanzes an der Tafelrunde von Sanssouci so oder ähnlich zu seinem Voltaire, zu Alexander von Humboldt, sprechen hören. Und er empfand es wie einen leisen Triumph, jenen Alten vom Berge, der immer noch nicht sterben mochte und nach wie vor im nordischen Berlin die Huldigungen des ganzen Erdballs einsammelte, hier um solche letzte Gunstbezeigung ihres gemeinsamen Königs gebracht zu haben. Mochte er nur weiter hämisch den Kopf mit Herrn von Varnhagen zusammenstecken und Boshaftigkeiten über ihn tuscheln und über die Fülle des gelehrten Kleinwesens, mit dem er der Art des Monarchen angenehm entgegenzukommen wußte, spötteln — o, man durchschaute den unheimlichen Greis, wenn man es sich auch nicht merken ließ — er hier, Alfred von Reumont, würde der letzte Geistesgenosse Friedrich Wilhelms IV. vor der Geschichte bleiben.

„Ich werde immer dummer — helfen Sie mir doch, Liebster“, flehte der Kranke und stach mit dem Finger, auf seinen unausgesprochenen Gedanken von vorhin offenbar zurückkommend, in die Luft gegen das Fenster, wo vor dem aufblickenden Gesandten das Bild der Stadt, die er heute nacht noch verlassen mußte, um schnellstens auf seinen Florentiner Posten zurückzukehren, im letzten Purpur noch einmal aufglühte, das Bild Roms, des ewigen, überkrönt vom symbolhaftesten aller seiner Werke, der Kuppel von St. Peter! Ein Blitz schoß durch Reumonts Kopf, er kannte die Ideenverbindungen in der chaotisch ringenden Vorstellungswelt seines Herrn: Leichthin wandte er sich gegen ihn und sagte wie beiläufig: „Ew. Majestät wollten vorhin von Schinkel —“

„Der! Ja der!“ rief der König lebhaft aus, mit der Hand rasch zugreifend, als könnte der Gesuchte ihm wieder entschlüpfen; nur der Name wollte ihm noch nicht über die Zähne. „Armer Kerl — Sie wissen —“ Den Finger vor den Mund legend, machte er dabei eine Bewegung, als wenn er sagen wollte: davon spricht man nicht. „Aber sein Genie lebt — lebt in mir“, fuhr er eifriger werdend fort. „Potsdam, nicht wahr? Und Berlin —“

„Die vielen schönen Bauten, die unter Ew. Majestät Regierung ausgeführt worden sind —“, fiel der Hofmann ein.

„Nicht doch, Teuerster! Ich! — Ich bin's! Die Gedanken von — dem armen Kerl — wer anders als ich — wer denn? Na? — Aber Verkennung, Verkennung überall. — Aber noch bin ich da! Noch bin ich da!“ Die Erregung über die Möglichkeit, daß sein eigenes Künstlertum immer noch unterschätzt werden könnte, und das Bedürfnis, zu überreden, machte seine Worte flüssiger. „Als wir jung waren — er und ich — bauten wir ein Luftschloß miteinander. Mein sparsamer Vater — nun ja! — Das kostete doch nichts. — Ein antikisches Lustschloß auf dem Potsdamer Tornow — so schön! So schön!! ‚Bel Riguardo‘ sollte es heißen. — Ich weiß noch alles. Und jung waren wir! — Aber der arme Kerl, Sie wissen ja —“ Und wieder legte er den Finger vor den Mund, wie um Häßliches zu vertuschen. „Nun baue ich allein — ich! — aber nicht mehr Luftschlösser: Tempel für den Allerhöchsten! — Und Hallen, weite Säulenhallen für — Ein König braucht Hintergrund — ich muß Raum haben um mich!“ Und mit versagendem Pathos, das doch zu echt war, um komisch zu wirken, beschrieb er einen abwehrenden Kreis um seinen Krankenstuhl. Seiner Unbeholfenheit dabei gewahr werdend, rief er plötzlich aus: „Aber ich habe Eile, begreifen Sie, Bester? Eile! Ich muß fertig werden, solange es Tag ist, ganz fertig — mit allem! — Es ist da sonst Einer — der mich auslacht!“ Friedrich Wilhelm vermied

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es, den Namen dessen zu nennen, den er offenbar wie einen Feind auf sein Tun lauern spürte; aber die kurze ornamentale Linie, die sein Zeigefinger in die Luft schnellte, wirkte in ihrer wahrhaft genialen Einzigkeit verblüffend: des Alten Fritzen dämonisches Wesen war es, das, obschon zerbrochen und tausendfach gehemmt, mit atavistischer Grundgewalt sich da als das gleiche Blut, die gleiche Rasse kund tat. Es war einer jener für die nähere Umgebung peinvollen Momente, die es immer wieder fraglich erscheinen ließen, ob Friedrich Wilhelm IV. überhaupt zu Recht von seinem Behufe ferngehalten werden dürfe.

„Ich habe Eile — glauben Sie mir, Liebster — große Eile!" Wieder griff seine Rechte an den Puls; eine nicht verhehlte Angst sprach aus seinen Mienen und Gebärden. „Ich habe nicht fortgewollt aus meinem Lande — aber die Ärzte — und — — Ich bin ja nicht mehr frei — verstehen Sie das denn nicht?" Er machte eine Bewegung, als seien ihm beide Handgelenke gefesselt.

Der Gesandte neigte sich höfisch und zu wiederholten Malen und sprach von dem wohltätigen Einfluß dieser italienischen Reise auf das allgemeine Befinden Seiner Majestät und von der täglich sich erneuenden freudigen Empfänglichkeit für Natur und Kunst.

„Jawohl — ein König in der Fremde!" Friedrich Wilhelm sprach es bitter, warf sich ungezogen in den Stuhl zurück und drehte die Daumen umeinander. Dann wieder still werdend, sah er mit einem langen Blicke, dessen deutlich erkennbare Blindheit etwas Visionäres hatte, starr vor sich hin. „— Potsdam — —" Es zuckte seltsam ironisch um seinen Mund, als er, das altüberlieferte Schmerzenswort rezitierend, murmelte: „Quand je serai là, je serai sans souci —" Plötzlich jedoch, wie von den bösen Geistern seiner Krankheit aufgeschreckt, bäumte er sich von seinem Stuhle empor und riß mit beiden Händen den Arm des Freundes an sich: „Ich will nach Potsdam zurück, Teuerster, Liebster! Ich will zurück! Ich muß! Ich muß!"

„Ew. Majestät werden ja auch in wenigen Tagen die Heimfahrt antreten", erwiderte Reumont mit dem beruhigenden Tone des zuverlässig Unterrichteten. „Die Reise durch Oberitalien wird freilich unmöglich sein, da, wie ich soeben erfahre, die ersten blutigen Zusammenstöße zwischen Österreich und Sardinien bereits erfolgt sind. Aber die russische Fregatte, die der Zar weiter zur Verfügung gestellt hat, ist bereits nach Ancona unterwegs und wird Ew. Majestät in aller Sicherheit nach Triest bringen. Triest — und dann Wien — und Dresden — überall ist für einen behaglichen Aufenthalt vorgesorgt. Und am Ende ist es gar lieblich, die Kuppel der Nikolaikirche wieder in der maienumgrünten Havel sich spiegeln zu sehen, selbst wenn man aus Rom kommt."

Der König hatte aufmerksam zugehört; nun füllten sich seine Augen langsam mit Tränen, und er sprach leise für sich: „Rom — Ich werde es nie wiedersehen. Mein Herz bleibt hier — war immer hier. Hier — aus diesen Fenstern: Rom — Rom!!" Schluchzen übermannte ihn.

Alfred von Reumont trat mit dem ihm eigenen Takt leise und ohne ein Wort zu sagen einen halben Schritt näher. Aber die kaum bemerkbare Bewegung genügte, das erregte Gefühl des Leidenden an weitere Kümmernis zu gemahnen: „Und Sie gehen auch von mir! Warum wird mir das angetan!"

Alfred von Reumont sah auf seinen armen König, einen Augenblick in eigene Erinnerungen verloren, hinab: 30 Jahre waren es jetzt her, daß sein Fuß zum ersten Male Florenz betreten hatte: ein Menschenalter in Italien voll Arbeit am Schreibtisch, in Palästen, in Bibliotheken, in Museen, voll Arbeit und voll Erfolg! Und der Gesandtenposten in Toscana konnte doch nur ein Sprungbrett sein. In Italien gingen neue Dinge vor sich. Es war klar, daß man des größten Kenners des Landes jetzt bedurfte. Er, der sich rühmen durfte, jedes Gras wachsen zu hören, der stolz

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

darauf hielt, für den feinsten Vermittler zwischen deutschem und italienischem Geistesleben zu gelten — war er denn dem König, der seinen Verlust so schmerzlich empfand, da überhaupt ein Wort der Erklärung schuldig? Die Zeit verlangte Opfer, auch von ihm, daß er seinen alten, kranken Herrn im Stiche lassen mußte, um sich der neuen Zeit zur Verfügung zu halten. „Es ist Krieg, Ew. Majestät", gab er schließlich mit einer gewissen Kälte dem an dieser Zeitlichkeit Verzweifelnden zur Antwort.

Friedrich Wilhelms feiner Menschensinn schien einen Augenblick auf den Unterton dieser Erwiderung zu horchen; aber er schwieg. Erst nach einer kurzen Pause seufzte er auf: „Sie haben recht — es ist Krieg. — Arme Völker! — — Ach, mein Volk! Mein Volk! — Was bin ich ihm noch?"

„Das Volk betet für Ew. Majestät", suchte Reumont abzulenken.

„Ja, es ist gut, dies Volk. Aber, was kann ich ihm noch sein? — Liebster, wenn Sie wüßten — nachts — die langen, langen Nächte — Schrecklich! Schrecklich!" Der König strich sich schaudernd über die Stirn.

Reumont, der spürte, wie eine neue Welle quälender Unruhe in dem Unglücklichen aufstieg, griff zu dem von ihm oft genug bewährt befundenen biblischen Mittel, den kranken König zu beschwichtigen, zum süßen Balsam klingender Rhythmen. Friedrich Wilhelms verwöhntes Ohr lauschte gern auf den Wohllaut seiner gepflegten Rezitationskunst, und so hörte er ihm auch heute willig zu, als der belesene Mann anhub, ihm die eigenen Gedanken zu verführen, indem er sie in des Dichters Worte umzusetzen sich unterfing:

„Um Mitternacht
Kämpft' ich die Schlacht,
O Menschheit, deiner Leiden;
Nicht konnt' ich sie entscheiden
Mit meiner Macht
Um Mitternacht.

Um Mitternacht
Hab' ich die Macht
In deine Hand gegeben;
Herr über Tod und Leben,
Du hältst die Wacht
Um Mitternacht."

Aber die Traurigkeit wich diesmal nicht von dem Könige. Er nickte nur obenhin, wie man Belangloses abtut, indessen seine Gedanken wie in einer Art von Selbstgespräch laut wurden: „Ich habe mich meinem Volke hingeschenkt —" Friedrich Wilhelm, der nach seiner Brust gedeutet hatte, machte eine Gebärde, als wollte er sich dem Pelikan vergleichen, dem es bestimmt sei, sein Herzblut wieder und wieder auszuspenden. „Aber nun sind meine Hände leer — alles leer! Womit habe ich das verdient? — Gott hatte mich begnadet, ihn in jedes Augenblickes Reiz und wechselnder Gestalt zu erleben. Bin ich darum schuldig? — Ich wollte Preußen glücklich machen. Schöner, froher: — Italien!" Mit einer in all ihrer Kraftlosigkeit großen Gebärde wies er hinaus auf das Landschaftsbild draußen im Abendsonnenrot. „Ich fühlte das Schöne in mir. Hier — mein Herz! Der Weg ins Paradies geht durch mein Herz! — Aber das Volk haßt mich — darum!" Friedrich Wilhelm hatte schneller gesprochen, vielleicht aus Angst, der Faden seiner Worte möchte sich wieder verwirren, ehe noch er Letztes bekannt haben würde. Überwältigt jedoch hielt er nun inne. Er war tief in den Sessel eingesunken, das Kinn auf die schwerer und schwerer atmende Brust gepreßt. Die Hände begannen in fiebernder Hast die Lehnen zu umklammern

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und zu reiben. Grauenhaftes schien auf ihn einzudringen. Reumont, der einen neuen Anfall befürchtete, trat nahe herbei, dem Kranken Wort und Wunsch von den Lippen zu lesen. Aber das Auge Friedrich Wilhelms in all seiner Unkraft zeugte von klarem Bewußtsein; nicht der Dämon seines Siechtums war es, der ihn eben jetzt wieder übermochte; die unentrinnbaren Gespenster seines eigenen gelebten Lebens waren es, gegen die er in tragischer Verkennung seiner selbst vergebens aufstöhnte. Hohl und geisterhaft wie aus längst verschütteten Urtiefen klang sein vorwurfsvolles Wort: „Es haßt mich — — Und ich habe an sein ‚Ja' geglaubt!!"

Reumont, so vielerfahren er war, fühlte, wie es ihm kalt den Rücken hinaufstieg. Vor seinen Gedanken stand plötzlich jener in der Geschichte aller Könige einzige Augenblick, wo ein ganzes Volk freiwillig seinem neuen Herrscher bei der Huldigung sein Gelöbnis und Jawort laut aufjubelnd zurückgab und Friedrich Wilhelm IV., strahlend im Morgensonnenglanze seiner jungen Königsschaft, dieses ‚Ja' der Hunderttausende in heiliger Begeisterung aufgriff: ‚Dies ‚Ja' war für mich — das ist mein Eigen — das laß ich nicht, das verbindet uns unauflöslich in gegenseitiger Liebe und Treue — das werde ich in meiner Todesstunde nicht vergessen!' — Und gleichzeitig stand vor Reumont das fürchterliche Bild jenes anderen Augenblicks, als dieses selbe Volk im blutigen Aufruhr von 48 diesen selben König, der jedem Einzelnen gleichsam sein Himmelreich verhießen, dem jeder Einzelne geglaubt und gern geschworen hatte, heraus aus dem ehrwürdigen Schlosse seiner Väter zu sich auf die Straßen Berlins zwang und ihm im langen Leichenzuge die grausigen Opfer wies, die sein hohes Wort verführte, die ihm ergeben gewesen und nun von ihm enttäuscht, sich verkannt und von der Unbeständigkeit des königlichen Liebeswerbens verraten wähnend, ein jammervolles Ende gefunden hatten. Und der König, entblößten Hauptes vor der heulenden Menge, gedemütigt und zerbrochen, nicht mehr der Herold und Hohepriester seiner Krone, vielmehr ihr Märtyrer, der erfahren muß, daß am Ende von allem das ‚Ecce homo' steht.

Reumont sah erschüttert auf den alten Mann herunter, der da hilflos nach Klarheit rang, aber er schwieg. Ihm, dem gläubigen Christen und Katholiken, kam es nicht zu, als Mittler einer Seele beistehen zu wollen, die sich in der erhabenen Einsamkeit ihres Gottesgnadentums mit ihrem Heiland selber abzufinden hatte.

Eine lange Pause war zu Ende, als Friedrich Wilhelm, seinen stummen Monolog beendend, noch einmal leise wiederholte: „Ich habe an sein ‚Ja' geglaubt. — Ich glaube noch daran — —"

Hatte er innerlich überwunden, fühlte er sich gerechtfertigt und wieder frei? Der Alb begann offenbar von seiner Brust zu weichen; der Kranke erinnerte sich der Gegenwart des Staatsmannes. Mit einem merkwürdig prüfenden Blicke sah er zu ihm auf: „Wird Er — dieses Volk glücklich machen?"

„Ew. Majestät meinen Seine Königliche Hoheit den Prinzen von Preußen?" Alfred von Reumonts Haltung und Wesen schienen sich zu dem ihm eingeborenen Ideale von Korrektheit zu vollenden; nur war irgendein Etwas dabei, das kaum zu bezeichnen gewesen wäre, das den geistvollen Mann in diesem Augenblick ein ganz klein wenig wie eine Karikatur seiner selbst erscheinen ließ.

Der König nickte bekräftigend: „Sagen Sie nur ‚den Regenten'!"

„Der Prinz wird treu zu seiner Pflicht stehen, Majestät", antwortete der Gesandte fest.

„Treu — treu —" Der Ausdruck schien nicht ganz den überschwänglichen Anforderungen zu genügen, die er selber an die Eigenschaften seines Stellvertreters und künftigen Nachfolgers machen zu dürfen sich berechtigt glaubte. „Treu — ist auch ein Feldwebel seinem Hauptmann. — Aber vielleicht haben Sie recht: Pflicht — Arbeit — viel Arbeit — Soldaten — —" Der König, der die Augen geschlossen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hatte, die von der Vorstellung so vieler nüchterner, wenn auch guter Dinge, wie er sie hier beieinander sah, ermüdet sein mochten, hielt inne, um dann rasch mit graziösem Spott ein I-Tüpfelchen daraufzusetzen: „— und dann und wann, Liebster — eine Kornblume!“ Aber er geriet über dies Bild in neue plötzliche Erregung. „Und ich? Und ich? War das alles denn nichts? Kränze — immerfort bunte Kränze — sie wuchsen mir ja in die Hände, wo ich sie ausstreckte! Und doch verhaßt!! — — Aber vielleicht haben Sie recht: ‚treu zu seiner Pflicht stehen‘ —“ Der König lehnte sich angegriffen zurück. Sein Blick war wieder seltsam leer und glasig geworden, als er Reumont bedeutete, näher heranzutreten, ganz nahe: „Bin ich ein König? War ich es einmal? Ich weiß es oft selbst nicht mehr. So dämelig kann ein Mensch werden.“ Eine Träne tropfte ihm auf die Hand, er ließ sie; doch als Reumont stille ein Taschentuch nahm, sie fortzuwischen, faßte er seine Hand, drückte sie und zog sie wortlos an sein Herz. Es war das einzige Dank- und Liebeszeichen, über das er noch verfügte. Sie sprachen nichts; aber beide schienen zu fühlen, wie einer Vision gleich ein Neues, Namenloses ernst und strenge herangetreten war und groß, riesengroß über die zuckenden Schultern dieses müden Greises emporwuchs.

Eine lange Pause war vergangen, als Friedrich Wilhelm aufhorchend den Finger hob: Fern draußen hatte eine Glocke angeschlagen, eine zweite und dritte folgte. Es war, indem er ihren Klang lauschend verfolgte, als kennte er ihrer jede bei Namen, wie sie nun in breitem und breiterem Chor über die ganze Stadt hin anschwellend, das Ave läuteten. Eine Stimme noch hatte ihm gefehlt, nun setzte auch sie ein, und man vernahm von rechts unten herauf das sonore Dröhnen der Glocke des Gesù. Der Kranke sog den feierlichen Rundgesang mit einer gewissen Gier ein, als fühlte er eine belebende Kraft in ihm. „So viel — so viel —“ flüsterte er, „nur um uns ‚Gute Nacht‘ zu sagen. — So sollte man vielmehr Sterbenden rufen — — Der Stern dort über S. Pietros Kuppeldom, der Abendstern, Liebster, ist er noch da? Was glänzte er damals! Was glänzte er mir zum Gruß! — — Sie läuten — sie läuten — — So sollte man Sterbenden rufen, daß sie den letzten dunklen Weg finden.“

Reumont sah in wachsender Besorgnis auf seinen Herrn. Er kannte solche Todestraurigkeit an ihm; aber so verinnerlicht und verklärt hatte seine Stimme ihm noch kaum jemals geklungen. „Darf ich Ew. Majestät nicht noch einmal die Worte des Jesajas hersagen, wie der Herr ihn zu König Hiskia sandte, ihm sein Ende anzukündigen, und wie Hiskia zum Herrn betet und der Herr ihm weitere 15 Jahre gibt?“ Reumont wußte, welche Bedeutung Friedrich Wilhelm dieser Bibelstelle im geheimen beimaß.

„Ich weiß, Liebster — ich weiß,“ wehrte jener ab, als wollte er nicht aufgehalten sein. „Es wird Nacht — Sie müssen fort.“

Reumont erschrak, nun er den letzten Augenblick des Abschieds gekommen sah; ihm war, als dürfe er seinen armen Herrn in der Not seiner letzten Erdenzeit nicht verlassen und müsse treu als Mensch und Diener bis ans Ende bei dem verharren, der ihm sein Leben lang ein gnädiger Fürst gewesen war. „Der Reisewagen ist noch nicht vor der Tür — und wäre er's auch — Majestät, ich wünschte —“

„Pst — pst,“ unterbrach ihn der König leise, und eine Handbewegung warnte, als hätten die Wände Ohren. „Man bedarf Ihrer — Sie müssen fort“, drängte er mit sichtbarer Energie.

Reumont fühlte, was in dem Könige vorging, er fühlte, daß es die Angst des Schwerkranken war vor der Gegenwart: nur weiter, irgendeiner Zukunft zu, als wenn von ihr noch anderes zu erwarten wäre. Tiefes Mitleid überkam ihn, und eine innere Stimme, lauter als der eitle Wahn seiner intellektuellen Überheblichkeit, schien ihm plötzlich ein ‚Bleibe‘ zuzurufen: ‚Die neue Zeit — weißt du denn auch ge-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wiß, ob du ihr Mann sein wirst?' Ergriffen machte er eine Bewegung, als wollte er sich dem Könige zu Füßen werfen: „Herr! — Mein lieber Herr —!"

„Gehen Sie, Teuerster! Eilen Sie", mahnte der. „Hier ist nur Platz für Einen noch nach Ihnen." Und seine erhobene Hand deutete auf den Glockenschall, der feierlich über der Stadt ausklang.

„Aber einen Reisesegen wird mir mein gütiger Fürst nicht versagen", bat der Scheidende mit einer zuvor niemals bekannten Innigkeit.

„Ich —? Was könnte ich noch —?" fragte Friedrich Wilhelm verloren. „Vergessen Sie mich nicht, Liebster." Es klang rührend, fast wie die Bitte um ein letztes Almosen für den, der einstmals Pläne und Gedanken bewegt, als werde er hundert Jahre König sein, und der nun der Vergänglichkeit alles dieses innewerden mochte.

Reumont neigte sich tief hinab und führte die Hand des Königs mit Inbrunst an seine Lippen.

Friedrich Wilhelm entzog sie ihm sacht. Dann machte er eine unendlich zarte Bewegung auf Reumonts Brust und Gesicht zu, eine liebkosende, und wies ihn stille fort.

Der Gesandte ging, sich aber- und abermals verneigend, die Blicke auf seinen König geheftet, hinaus.

„Vergessen Sie mich nicht, Alfred Reumont", kam es beschwörend noch einmal von den Lippen des Königs, dann aber, im plötzlichen Bewußtsein der Öde rings um ihn her, aufschreckend: „Reumont!" und zuletzt fast schreiend: „Reumont! Reumont!!" Der König hatte mit äußerster Anspannung aller Kräfte sich aus dem Sessel gehoben, nun stand er da, zitternd in großer Einsamkeit: Der da von ihm gegangen, es war der letzte Zeuge aus jener Welt gewesen, die er geliebt, der er gelebt, die seine gewesen war. Und dieses war das Ende!

Fernher aus einem der Vorzimmer kam ein Geräusch. Friedrich Wilhelm, mit einem leisen Aufstöhnen der Erleichterung, erkannte dieses Anfassen der Klinken, dieses Knistern des Kleides: mit unsäglicher Spannung wartete er dem Kommen der Königin entgegen, wie der Kranke, der seiner Balsam bringenden Pflegerin harrt.

Königin Elisabeth trat herein, die Lampe sorglich vor sich tragend. Betroffen fand sie den Gemahl in Zimmers Mitten und allein. „Liebchen, bist du nicht wohl?" Rasch stellte sie die Lampe auf dem runden Sofatisch ab und eilte, dem Schweratmenden den bleiernen Schweiß von der Stirne zu wischen. „Liebchen — aber Liebchen!"

Friedrich Wilhelm warf ihr einen Blick aufquellender Dankbarkeit zu; er wollte sprechen, aber erschüttert vermochte er nur noch auf das Fenster zu deuten, in dessen offenem Rahmen das Bild der abendlichen Landschaft mit dem Augenblicke, wo Licht ins Zimmer gebracht worden, in blauer Nacht erloschen war. „Bete! Bete für mich! Ich will es auch tun!" Und er sank der treuen Hüterin an die Brust.

Die schweigende Frau schien zu verstehen, was ihn so tief bewegte, und was sie etwa nicht verstand, erfühlte ihre Liebe. Den schweren Körper des Kranken mit Arm und Schulter stützend, geleitete sie ihn Schritt für Schritt, fürsorglich kleine Pausen beachtend, an den Tisch und bis zum Sofa, wo sie ihm behutsam an ihrer Seite den Platz bereitete. Das Gesangbuch war ihr zur Hand, sie schlug es auf und hielt es dem Gatten ins Lampenlicht hin: „Komm, Liebchen, laß uns unser Abendlied singen." Und sie begannen zu Zweit ihr altgewohntes ‚Ach bleib' mit deiner Gnade', die anspruchslose Stimme der vorzeitig gealterten Frau noch immer voll und rein, die des Königs jedoch brüchig, mühsam und verbraucht. Draußen die Stadt lag stille und der ganze Palast wie ausgestorben. Es war, als sei auf der weiten Welt nur mehr dies alte, vergessene Paar auf, das seine Einsamkeit und Zuversicht Gott sang.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber die Stimme Friedrich Wilhelms, die schon des öfteren gestockt hatte, versagte am Ende vollends. Ein unterdrückter Schrei, ein Schluchzen tief herauf — und der Kopf des Königs sank auf die Tischplatte nieder, die strömenden Tränen in beiden Händen zu bergen. Auch der Gesang der Königin hörte auf. Kummervoll sah sie auf das arme Haupt des Kranken nieder, dessen spärliches graues Haar ihre linde Hand ihm liebreich aus der Schläfe strich.

Hölderlin

Aus Gustav Schlesiers Nachlaß

Von

Wilhelm Böhm

(Schluß)

K. Vorbereitung des Journals „Iduna". 1799.

1. F. Steinkopf an Hölderlin. Stuttgart, den 13. Juni 1799.

Den 4. Juni hatte Hölderlin in seinem Briefe an Neuffer von Homburg seinen Plan eröffnet u. Neuffern gebeten, Steinkopf[91]) Mittheilung dieses Briefes zu machen. Darauf schreibt Steinkopf gleich an Hölderlin. Sie kannten sich persönlich von wenigen Stunden her, die sie sich in Frankfurt schon gesehen hatten.

St. findet die Idee vortrefflich u. geht gleich auf dieselbe ein. Es handle sich zunächst, sagt er, um einen detaillierteren Plan. Zu diesem giebt er sogleich selbst verschiedene Winke. Darin bringt er zuerst zu dem Ausdruck ästhetisches Journal den des humanistischen hinzu.

„Bei den Mitarbeitern wäre auf ihre Zahl, und noch mehr auf den Namen, insofern sie sich einen verdienter Weise erworben haben, zu sehen. Ein Herder, Schiller, Göthe, v. Humbold, Thümmel, Fichte, Schelling wären in jeder Hinsicht wünschenswerth, u. werden sich dem Herausgeber schwerlich ganz entziehen."

Das seien seine wesentlichsten Bemerkungen wegen des Journals, das überhaupt hauptsächlich humanistisch sein müsse, u. dessen Zweck mithin ebensowohl auf ästhetische, als auf sittliche Bildung gerichtet werde. Vor dem künftigen Jahre könne man doch nicht wohl anfangen.

„Ich bitte Sie nun unverzüglich um Antwort und vorzüglich auch darum, daß Sie sogleich an alle Ihre Freunde, u. besonders an einige Männer mit Namen, wie Schiller, Göthe pp. schreiben, u. sie um ihre, wenn auch nur seltne Unterstützung bitten. Von solchen Namen hängt ein großer Theil des Erfolges der Ankündigung ab."

Dankt für die gütige Gesinnung, die H. dem Almanach zuwendet. Der Aufsatz über Solon[92]) dürfte mehr für das Journal passen. Neuffer bitte ihn in der

[91]) F. Steinkopf ist der Verleger der Neuffer'schen Musenalmanache.

[92]) Ein oder mehrere Aufsätze, die „etwas allgemein Verständliches, einfach und nicht allzu trocken Dargestelltes über das Leben und die Charaktere von Thales und Solon und Plato enthalten" sollten, hatte Hölderlin am 4. Juni (L 179) Neuffer für seinen neuen Almanach versprochen. Thales und Solon werden in der Zeit seiner Beschäftigung mit Diogenes Laertius (L 173) genannt, und Solons Begrüßung durch den ägyptischen Priester:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beilage um eine ganz kleine Erzählung oder Roman über Emilie[93]), der der Charakter eines recht edlen, vortrefflichen Mädchens gegeben werden müsse. Das übrige stelle er vollkommen in H.'s Willkühr. Wenn er ein etwas größeres Gedicht hätte oder verfertigen wollte, das das Frauenzimmer insbesondere interessirt, so bitte er sehr darum. Auch wünsche er, daß H. diesmal wenigstens nicht Vieles in andre Taschenbücher gebe.

2. Hölderlin an Steinkopf. Homburg vor der Höhe, den 18. Jun. 1799.

Legt nun weitläuftiger die Idee des Unternehmens auseinander. Darin sagt er unter anderem:

Die ächte Popularität beruhe weniger in der Alltäglichkeit des Stoffes, als im Leben u. der Faßlichkeit des Vortrags.

Als Hauptzweck giebt er an, die streitenden Elemente des Idealischen, Ursprünglich-natürlichen, rein Lebendigen einer- u. des Wirklichen, Wissenschaftlichen, Gebildeten, Künstlichen andrer Seits zu versöhnen. „Ich weiß wohl, man hat dasselbe neuerdings versucht, u. wohl Sensation, aber keine gründliche Wirkung hervorgebracht, aber nach meiner gründlichsten und genauesten Einsicht hat es an einem Hauptpunkte, nehmlich an gehöriger Unpartheilichkeit, entweder aus Leidenschaft oder aus Unkunde gefehlt, man hat wieder übertrieben, hat wieder zu einem Extrem gegriffen, ist unverständlich dadurch u. den andern übertriebenen anstößig geworden. Diese letzte Erfahrung hat aber auch eine reinere Überzeugung hervorgebracht, u. ich glaube auf meinem jetzigen Gesichtspunkte nicht allein zu stehen[94])."

„Also Vereinigung und Versöhnung der Wissenschaft mit dem Leben, der Kunst u. des Geschmacks mit dem Genie, des Herzens mit dem Verstande, des Wirklichen mit dem Idealischen, des Gebildeten (im weitesten Sinne des Worts) mit der Natur — dies wird der allgemeinste Charakter, der Geist des Journals sein[95])."

Die Poesie soll nicht blos leidenschaftliche, schwärmerische, launische Explosion, nicht erzwungenes, kaltes Kunstück sein, sondern zugleich aus dem Leben u. dem ordnenden Verstande, aus Empfindung u. Überzeugung hervorgehen. Aufsätze über Poesie überhaupt, über Sprache, Deklamation, Dichtarten, über Chemie, Empfindung, Phantasie u. s. w., über bestimmte Gedichte u. ihre Verfasser, „indem sie den Mann, sein Leben, seine eigene Natur u. die Natur, die ihn umgab, zu ahnden geben, lassen sie dem Gedichte als Naturprodukt seine Ehre widerfahren."

Er schlägt den Titel Iduna vor, weil soviel er sich erinnere, ein Journal den Namen schon geführt habe. Überläßt das aber dem Verleger[96]).

„Vom Erfolge meiner Bemühungen um eine Anzahl von Mitarbeitern, die dem Journal zur Empfehlung dienen können, wie Sie es wünschen, werd' ich Ihnen Nachricht geben, sobald er mir durchgängig bekannt ist, u. dann zugleich die Ankündigung, die sich danach richten muß, Ihnen zur Einsicht überschicken. Ich kann Sie indeß versichern, daß ich so vielfältig u. so zweckmäßig, als ich weiß u. kann, mich adressiren

„Ihr Griechen seid allezeit Jünglinge" geht, wie auch sonstige Beziehungen zu Platos Timaios, von den vorfrankfurtischen Stufen des Hyperion bis zur „Manesfassung" des „Empedokles".

[93]) Die Beilage mit Neuffers Bitte ist nicht erhalten. Die bestimmte Nennung des Namens Emilie bezieht sich vielleicht auf F. L. Hubers „Aemiliens Unterredung mit ihrer Mutter". Leipzig 1782.

[94]) Zu dem ganzen letzten Absatz merkt Schlesier mit Recht an: „Die Schlegel!"

[95]) Diese Stelle von Schwab II, 299 angeführt.

[96]) Ein früheres Journal dieses Namens mir nicht bekannt. An der Spitze des 1. Horenstücks 1796 steht ein Gedicht „Iduna" von Herder. Graeter gab nach Jahren eine Fortsetzung des Bragur heraus: „Idunna und Hermode" (1812). Bei Kelchner, Hölderlin und Homburg, 1883, S. 21, ist „Ideen" gelesen worden.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werde, u. daß kein guter Wille u. keine Verlegenheit mich verdrießen soll, in die es uns setzt, wenn wir uns an Männer von Bedeutung wenden u. einer unbefriedigenden Antwort aussetzen."

„Ich werde indessen alle Zeit und alle Kraft dahin verwenden, besonders auch um dem Trauerspiele die gehörige Feile und Gefälligkeit zu geben, der es, um der Eigenheit seines Stoffes willen, weniger als andere, entbehren kann [97])."

Er will in jedes Monatsheft 3 Bogen liefern à 1 Carolin. Das macht 36 Carolin, u. da er wenigstens 50 Carolin jährlich braucht, so fordert er den Rest als Redaktionsgehalt.

Neuffern werde er mit Anfang nächsten Monats die Emilie u. einige Gedichte von sich u. einem jungen Dichter, dessen Produkte nicht ohne Anlage u. Glück seien, überschicken [98]).

3. Steinkopf an Hölderlin. Stuttgart, 5. Julius 1799.

Ist im Wesentlichen ganz einverstanden.

„Ich bitte Sie daher unverzüglich an Schillern, v. Humbold, Göthe, Schlegel in Jena, Thümmel, Matthisson, Herder, Pfeffel, Schelling, Sophie Mereau, Falk in Weimar, Meisner in Prag [99]) u. Lafontaine in Berlin, beide letzte für Erzählungen, um Beiträge zu schreiben. . . . Besonders ist Schillers Beitritt u. Name wesentlich. Wenn diese Männer nur hier u. da etwas liefern, so ist es hinlänglich, an ihrem Namen ist hauptsächlich gelegen, u. ohne mehrere derselben zu haben, glaube ich schwerlich, daß das Unternehmen ganz nach Wunsche in Rücksicht auf Absatz gelingen werde. Ich bitte Sie daher, mein Bester, deswegen sich keine Mühe verdrießen zu lassen, u. wo man Ihnen nicht bald antwortet, wieder zu schreiben."

Wünscht bald den Entwurf einer Ankündigung. Es sei nöthig, sie schon im Anfang des Septembers zu verbreiten. Er wünscht sie ganz dem Taschenbuch für Frauenzimmer einverleiben zu können.

Neuffer habe das Versprechen noch nicht von ihm erhalten. Er bittet darum, da der Druck des Tachenbuchs bereits angefangen habe. „Ihre Aufsätze und Gedichte in dem neuen Taschenbuch auf 1800 werden unendlich viel zur Empfehlung der Iduna beitragen."

[97]) „Empedokles", mit dessen 2. Quarto-Fassung er damals beschäftigt war; deren Fortführung scheiterte eben an den Vorbereitungen dieses Journals. Vgl. Anm. 158.

[98]) Die ihm von Siegfried Schmidt am 13. V. 1799 (L 178) übersandten Schriften.

[99]) Falk (1768—1826), Privatgelehrter in Weimar. Satiriker. A. G. Meißner (1753 bis 1807). Von 1785 bis 1805 Professor der Ästhetik in Prag. Vielschreiber in Wielands Art. Verfertiger von Lustspielen nach französischen Vorbildern. Die Zusammenstellung dieser Letzteren mit den Großen war recht bezeichnend! Dieser Brief kreuzt sich mit Hölderlins Brief an Neuffer v. 3. Juli 1799 (L 182), mit dem Hölderlin die „Emilie" und Gedichte von Boehlendorff übersendet. Hierauf antwortet der von Schlesier oben mitgeteilte Brief Neuffers vom 9. Juli; vgl. Anm. 52. Neuffers Urteil über „Emilie" ärgert Hölderlin, so daß er am 4. Dezember (L 197) noch darauf zurückkommt. Die angekündigten Gedichte S. Schmidts sind noch nicht eingelaufen. Über Süßkind siehe Anm. 117. Der batavische Gesandte, mit dem Neuffer den Tacitus liest (vgl. auch L 187), ist Karl Reinhard, später als Graf Reinhard in Beziehung zu Goethe. Reinhard (1761—1837) war alter Tübinger Stiftler, 1787 Hauslehrer in Bordeaux, dann in französischem diplomatischen Dienst, 1799—1802 batavischer Gesandter in Bern. Mit Conz befreundet; dieser läßt (vgl. Anm. 56) durch Kerner Reinhard in Bern für Hölderlin sich nach einer Hauslehrerstelle umsehen. Es handelt sich um einen älteren Bruder von Justinus (Christian) Kerner, der damals erst 13 Jahre alt war und in Ludwigsburg von Conz unterrichtet wurde, wahrscheinlich um Georg Kerner (1770—1812), der mit mehr Glück wie Cotta, gleich Reinhard, in der französischen Revolution eine Rolle spielte, und mit diesem so nicht nur landsmännisch, sondern auch als Berufspolitiker verbunden war.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

4. Hölderlin an Steinkopf. Homburg vor der Höhe, den 23. Aug. 99.

„Ich zögerte nur deswegen mit dem versprochenen Briefe so lange, weil ich von Tage zu Tage hoffte, Ihnen eine vollständige Anzahl von Mitarbeitern nennen zu können. Mit Gewißheit kann ich Ihnen nun folgende sagen:

Conz.
Jung (Verf. einer Übersetzung des Ossians)[100].
Sophie Mereau.
Heinse (Verf. des Ardinghello).
Prof. Ueeb (Verf. mehrerer interessanter philosophischer Schriften)[101].
Prof. Schelling.
Prof. Schlegel.

Von Ebel u. Humbold in Paris hoffe ich baldige Antwort. So glaube ich auch, daß Lafontaine nicht fehlen wird. Von Matthisson werden Sie schon Antwort haben. Da er sich, wie ich höre, in Stuttgart aufhält. An Schillers Theilnahme zweifle ich. Übrigens würde sehr viel auf den Charakter u. Gehalt der ersten Hefte ankommen, um vielleicht ihn u. Andere noch zur Theilnahme zu bestimmen."

Er wünscht deshalb ganz prononcirt den philosophisch-poetischen Charakter des Journals zu bekennen.

„Haben Sie nun die Güte, mich so schnell, wie nur immer möglich ist, Ihren Entschluß wissen zu lassen, damit ich die Mitarbeiter nicht lange in Ungewißheit lassen muß, u. meinem Lebens- u. Geschäftsplan seine Richtung geben kann. Die Ankündigung schicke ich Ihnen, wenn Sie die Sache, sowie sie steht, vortheilhaft finden sollten, unmittelbar nach Empfang Ihres Briefes."

„Da Sie besonders das gütige Zutrauen gegen mich geäußert haben, meine Produkte mit der Zeit vielleicht eigens herausgeben zu können, so werden Sie auch von diesen [für das Journal] lieber einen anderen, als blos ephemeren Werth verlangen."

„Möchten Sie vielleicht auch Hn. Haug[102] zu einigen Beiträgen auffordern? oder soll ich es thun, wenn es Ihnen gut dünkt? Empfehlen Sie mich ihm, auch Herrn Matthisson, wenn Sie ihn sprechen sollten."

„Ich lege Ihnen hier ein Manuskript von einem jungen Dichter bei, der sich, wie Sie finden werden, in Schillers Almanach ausgezeichnet hat, u. auch von Schiller

[100]) Franz Wilhelm Jung (1757—1833); vgl. Anm. 80, Mentor Sinclairs, übersetzte auch Rousseau; vgl. Käthe Hengsberger, „Isaak von Sinclair", 1920, S. 40. Seine Ossian-Übersetzung erschien Frankfurt 1808. Sonst schrieb er Staatswissenschaftliches und Moralistisches. Die Mainzer Revolutionswelle reißt ihn zunächst fort, doch rettet er sich später vor diesen Einflüssen. Schlesier kennt aus „Fichtes Leben und literarischem Briefwechsel, herausgegeben von seinem Sohn, Bd. II, 412, Jungs Brief an Fichte, Mainz, am 7. Dendémiaire 7 [28. Sept. 1798], in dem Jung Fichte für eine neu zu begründende Mainzer Universität zu gewinnen hofft, und seine Ossian-Übersetzung ihm oder einem Jenaer kritischen Freund vorlegen möchte, unter Berufung auf Hölderlins Drängen.

[101]) Joseph Ueeb (1767—1843). Ursprünglich Priester, damals im Schuldienst der Republik Mainz; erst Kantianer, später Gefühlsphilosoph im Sinne Jacobis und Hemsterhuis, starker Gegner von Schelling. — Die vielen kontinentalen Auslanddeutschen, Cotta, Reinhard, Georg Kerner, Gerning, Jung, Ueeb, insbesondere auch das Mainzer Zentrum mit Forster und Huber, die in diesem Zusammenhang auftreten, verkörpern eine Kulturschicht und zum Teil auch ein Schrifttum für sich. Eine zusammenfassende Würdigung würde eine Ergänzung bieten zu den Darstellungen über Weltbürgertum von Wohlwill, neuerdings von Meinecke, die in erster Linie die Stimmungen der Heimatdeutschen berücksichtigen. — Wilhelm von Humboldt lebte seit dem Spätjahr 1797 zum zweiten Male in Paris, und hielt hier ein gastfreies Haus, in dem auch Dr. Ebel verkehrt zu haben scheint.

[102]) Joh. Chr. Fr. Haug (1761—1829). Auf der Militärakademie mit Schiller gebildet. Epigrammatiker.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

selbst, wie ich weiß, sehr vortheilhaft beurtheilt worden ist. Wollen Sie es vielleicht verlegen[103])?"

5. Steinkopf an Hölderlin. Stuttgart, den 18. Sept. 1799.

Ihre Briefe haben sich durchkreuzt. Nun werde er ohne Zweifel die Antwort auf das Schreiben vom 23. Aug. haben. Im nächsten Briefe erwarte er Verordnung wegen des Schmidtschen Mls. In seinem letzten Brief habe er schon manches in dem seinigen vom 12. dieses beantwortet.

Schillers Nichtbeitritt sei freilich zu bedauern. Doch schrecke das ihn noch nicht ab.

Er läßt nun deutlich merken, daß er mehr Rücksicht aufs Publikum u. weniger Spekulation wünsche. Mit Schelling habe er während seines letzten Aufenthalts in Jena nach der Leipz. Ostermesse über diese Materie gesprochen, u. der habe ihm damals selbst gesagt, daß ein Journal besonders schätzbar sei, worin Speisen mancherlei Art, stärkere u. leichtere (nur keine schlechte) enthalten seien.

„Ihr Geschmack, mein Theurer, ist gewiß gemacht, um dem Mann oder Frauenzimmer von Bildung zur wahren Erholung zu dienen, wenn Sie ihn offenherzig gestanden, ein wenig mehr popularisiren, dies ist es, was mir kürzlich ein Matador im Fach der schönen Wissenschaften bei Gelegenheit Ihres Hyperions, auf den wir gelegentlich zu sprechen kamen, mit vielen so gerechten Lobsprüchen von Ihnen sagte."

Das Journal in unbestimmten Zeitschriften zu liefern sei unthunlich.

Anfrage: Ob er nicht wegen der Inconvenienz der Entfernung, besonders in dem gegenwärtigen Zeitpunkte, einen Mitherausgeber hier am Orte sich erkiesen wolle, der ihm zugleich Redaktion und Correspondenz außerordentlich erleichtern würde? St. schlägt ihm unmaßgeblich Haug als solchen vor.

Wenn aber alle Umstände das Zustandekommen des Journals hindern sollten, so nehme er seinen zweiten Vorschlag mit Vergnügen an, besondre Bändchen mit H.s eigenen Produkten zu verlegen. Um beurtheilen zu können, ob sich die Aufsätze, von denen er ihm geschrieben, mehr für ein Journal, als für ein eigenes Buch eigneten, möchte er ihm einige derselben einsehen lassen[104]).

6. J. F. Steinkopf an Hölderlin. Stuttgart, den 12. Jänner 1800.

H. werde seine beiden Briefe bekommen haben. Heute schickt er ihm durch Landauer die beiden Mls. von Schmid u. Prof. Jung zurück.

Er habe Landauer, der ihm sagte, daß er H. ohne Zweifel selbst sprechen würde, gebeten, die Materie auf dessen von ihnen allen gewünschte Hierherkunft zu richten, u. hofft günstige Antwort von L. mitgebracht zu sehen.

Vielleicht gebe H. Landauer auch einiges Manuskript mit.

7. Ein Bogen Briefbrouillon H.s an einen Ungenannten. Aufforderung zur Theilnahme an dem Journal[105]).

„Ich weiß nicht, Verehrungswürdigster! ob Sie sich meines Namens so weit erinnern, daß es Ihnen nicht auffallend ist, einen Brief u. überdies eine Bitte von mir zu lesen.

[103]) Siegfried Schmidt. Schiller spricht zu Goethe freilich zurückhaltender von ihm.

[104]) Auf diesen Rückzug Steinkopfs hin schreibt Hölderlin den letzten der bruchstückweise erhaltenen Briefe an Diotima; vgl. meine Ausgabe B, S. 282. Hierher gehört auch Hölderlins Brief an Jung; vgl. Anm. 80.

[105]) Schlesier merkt zu diesem Briefe an: „An Goethe?"; er kann aber auch an Herder oder Wilhelm von Humboldt gerichtet sein; auf alle drei paßt die Erinnerung an ein persönliches Zusammensein in Jena; mehr allerdings noch auf Goethes Gespräch mit Hölderlin in Frankfurt, am 22. August 1797. C. Litzmann, S. 306.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ihre Verdienste u. Ihr Ruhm wären für die Sache, in der ich mich an Sie wende, so förderlich, u. die Erinnerung einiger unvergeßlicher Stunden, die mir vor Jahren einmal Ihre gütige Gegenwart gewährte, giebt mir auch soviel Zuversicht, daß ich nicht ganz ohne Hoffnung günstiger Antwort meinen Wunsch Ihnen äußere. Ich habe im Sinne (in Gesellschaft einiger Schriftsteller) ein humanistisches Journal herauszugeben, das vorerst in seinem eigentlichen Charakter poetisch wäre, sowohl ausübend, als belehrend, u. dieses Letztere würde es sein, indem es über das gemeinschaftliche Ideal der Künste, über das Eigenthümliche der poetischen Compositionen u. des poetischen Vortrags allgemeinere Abhandlungen enthielte, sich dann aber auch auf verschiedene Meisterwerke der Alten u. Neuern richtete u. zu zeigen suchte, wie jedes dieser Werke ein idealistisches, systematisches, charakteristisches Ganze ist, das aus lebendiger Seele des Dichters u. der lebendigen Welt um ihn hervorging u. durch seine Kunst zu einer eigenen Organisation, zu einer Natur in der Natur sich bildete."

Dann würden sich die räsonnirenden Aufsätze aber auch ausdehnen über Kunst u. Bildungstrieb, u. der Charakter der Zeitschrift im Allgemeinen der der Humanität sein.

„Ich wollte Ihnen nur einigermaßen den Geist und Charakter der Zeitschrift bezeichnen, in der Hoffnung, daß diese wenigstens in ihrer Tendenz nicht gegen Sie sündigen werde.

„Wie viel mir daran gelegen ist, dabei durch Ihren Beitritt geehrt zu werden, u. wie viel die Sache u. das Publikum dadurch gewönne, mag Ihnen meine Unbescheidenheit selbst beweisen. Ich würde auch ohne dieses die Bitte sicher nicht wagen, weil mir eine abschlägige Antwort von Ihnen oder gänzliches Stillschweigen, zu viel bedeutet, als daß es mich ruhig lassen könnte. Ich werde alles thun, um durch möglichste Reife meiner eigenen Beiträge u. durch die gütige Theilnahme verdienstvoller Schriftsteller, mit denen ich mich schmeichle, dem Journal den Werth zu geben, dessen es bedarf," [hier bricht der Bogen ab!]

8. Conz an Hölderlin. Ludwigsburg, den 19. Jul. 1799. An Herrn D. Hölderlin in Homburg vor der Höhe.

„Wertheſter Freund!" Antwortet auf den freundschaftlichen Brief, mit dem H. ihn neulich überraschte. Er ist ganz erbötig für dessen Journal beizutragen, was in seinen Kräften stehe. Er habe auch schon einiges vorräthig, darunter einige größere Gedichte; könnte wohl auch einige ästhetische Aufsätze liefern, z. B. über Shakespeare, Sophocles, Euripides, Klopstock, Göthe.

Dankt indeß für die Fortdauer seiner freundschaftlichen Gesinnungen. „Glauben Sie, daß auch ich oft, unserer Entfernung ungeachtet, mit Ihnen gelebt, an Ihrem Geiste mich geweidet u. mich oft in die, wenigstens für mich glücklichern Tage, zurückgesetzt habe, wo wir am Ufer des Neckars, unter dem Schutze der besseren Musen, als die klösterlichen waren, in engerer Verbindung zusammen lebten."

10.[106]) Antwort von Schelling an Hölderlin. Jena, 12. Aug. 1799.

Adr. Herrn Fr. Hölderlin zu Homburg vor der Höhe bei Glaser Wagner abzugeben.

Seit unsrer letzten Trennung in Frkft. pp.[107]) . . . Er wird mit Vergnügen Theil nehmen, so viel er kann, hat aber für den Winter nichts zu bieten, als einige Vorlesungen über das organische Verhältniß der Geschlechter und die

[106]) S. 6 verweist auf den schon vorgemerkten Brief an Schelling. (L. 184.)

[107]) Über Schellings Aufenthalt in Frankfurt nur ein Zeugnis: Aus Schellings Leben. (Ed. Plitt.) 1869. Bd. I, S. 109.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Philosophie der Kunst[108]). — Schlegeln solle er als Mitarbeiter nennen, obgleich er, selbst Herausgeber eines Journals, nichts Bestimmtes verspricht. — Er sei gewiß, daß Sophie Mereau Beiträge liefern werde, mit der er gleichfalls gesprochen habe.

Er bitte ihn, sich des durch Herder so in Mißkredit gekommenen Wortes Humanität zu enthalten.

Ich bin jetzt eben in einer Lage u. einer Stimmung, die mir wenig zu schreiben erlaubt, was Deinen Brief auch nur in etwas vergelten könnte. — Vielleicht, daß meine Bestimmung schneller sich entwickelt, als ich jetzt hoffen kann — u. dann hoffe ich Dir als einanderer begegnen zu können.

Ich umarme Dich. Dein treuer Freund Schelling.

12.[109]) Boehlendorff an Hölderlin. Jena, 24. Okt. 1799.

War mit Muhrbeck auf der Schwarzburg[110]).

„Wie steht es um das Januarheft Deines Journals? Ich wünschte es besonders schnell befördert, um Deinen Empedokles darin zu finden, auf welchen ich mit wahrer Sehnsucht harre, wie auf den zweiten Theil des Hyperion, den ich gar nicht erwarten kann. Ich habe ihn hier einigen Jünglingen gegeben u. mit Freuden der Begeisterung Ihres Busens, dem Sich-selbst-finden ihres Geistes zugesehen. — Goethe schreibt an einer Achilleis u. an einem Gedicht von der Natur der Dinge u. studiert mit Sorgfalt Schellings Naturphilosophie.

„Ich hatte im Sinn, Dich zu bitten hierher zu kommen u. diesen Winter hier zu lesen. Denn die Schlegelschen Vorlesungen bleiben unbesucht, u. der Mann von Geist findet ein offnes Feld der Wirkung.“ Aber der Geist der hiesigen Gelehrten u. der Geselligkeit schreckten ihn zurück. Hölderlin und Sinklair sollen ihm doch seine Italienischen Briefe, die Sie von ihm noch haben, schicken[111]).

„Gries hat die ersten fünf Gesänge des Tasso ganz vortrefflich übersetzt. Die Seele des Dichters scheint im deutschen Gesange zu schweben. Wir sind recht vergnügt zusammen gewesen. Er nimmt vielleicht künftig Antheil an deinem Journal; nur diesen Winter ist er zu beschäftigt.“

13. Dr. Ebel an Hölderlin, Novbr. 99[112]). Nach Homburg vor der Höhe.

Entschuldigt sein langes Stillschweigen durch die bewegte Lage, in der er sich gegenwärtig befinde.

„Meine Seele“, fügt er noch hinzu, „war in diesem Sommer zu allgewaltig von gewissen Ideen u. Gefühlen hingerissen, als daß ich derselbe vorige hätte sein können,

[108]) Schelling las im Winter 1799/00: Organische Physik nach den Prinzipien der Naturphilosophie und (publice) über die Grundsätze der Kunstphilosophie. Die Bezeichnung seines Hauptkollegs nach Humboldts bekanntem Horenaufsatz „Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur“ bietet aber eine von ihm gewiß nicht gewollte Bestätigung seiner Abhängigkeit von diesem.

[109]) S = L 188.

[110]) Über diese Reise Näheres bei Karl Freye, Casimir Ulrich Boehlendorff, Langensalza 1913, S. 74 f.; hiernach wurden beide von dem jungen Tasso-Übersetzer Joh. Died. Gries (1775—1842) auf dieser Fahrt begleitet.

[111]) Wohl: Joh. Heinr. Meyer, Malerische Reise in die italienische Schweiz, Zürich 1793; vgl. Freye, S. 251, Anm. 13.

[112]) Dr. Joh. Gottfr. Ebel (1764—1830), bekannt durch wissenschaftlich gediegene Werke über die Schweiz und die Alpen. Seit 1793 Arzt in Frankfurt, Hausarzt der Gontards, wurde durch die Übersetzung der philosophischen und politischen Schriften von Sièyes als Beförderer revolutionärer Ideen verdächtig und genötigt, Frankfurt zu verlassen. Er warnte von Paris aus einflußreiche Schweizer um der politischen Selbständigkeit der Schweiz willen, und wurde dafür Schweizer Bürger. Aus späterer Zeit Briefe an Matthisson.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

u. dieser Stimmung allein dürfen Sie es zuschreiben, wenn ich eine Nachlässigkeit beging, welche ich mir nicht verzeihe. Ich habe mich endlich aus dieser Gemüthslage wieder ins Leben empor gearbeitet, u. ich eile, Ihnen zu antworten."

„Hr. v. Humbold . . . abgereist [113])."

Ebel selbst geht mit vollem Interesse auf die Tendenz der beabsichtigten Zeitschrift ein.

„Allein da ich mein Brodstudium verfolgen muß, u. nebenbei mein angefangenes Werk fortzusetzen mich bemühe, so finde ich mich bis jetzt außer Stand, Ihrem Wunsche zu entsprechen. Sein Sie aber versichert, daß, sobald es Umstände erlauben, ich suchen werde, Ihnen Bruchstücke zu schicken. Ich spreche mit einigen guten Köpfen, vielleicht bin ich so glücklich, Ihnen einen andern Mitarbeiter zu verschaffen."

„Sie leben in Homburg u. haben sich von Contards losgemacht — dies war mir bis zu Empfang Ihres Briefes unbekannt. Es scheint, Sie dachten mich unterrichtet, da Sie von allem dem nichts sagen. Ich wünsche, daß Sie in Ihrer unabhängigen Lage im Schooße der Musen höhern innern Genuß erndten, als ich im Schmutze der hiesigen wirklichen Menschenwelt. Hier schöpft man bisweilen Lebenshauch in den Sälen der Produkte des Kunstgenies, aber nicht unter den lebendigen. Obgleich unter Schmerzgefühl, so lernt man doch hier an der menschl. Natur viel. Mit unveränderlichen Gesinnungen der Freundschaft u. Achtung

stets der Ihrige Dr. Ebel.

Grüßen Sie Hn. Sinklair bestens von mir.

L. An und von Schiller.

2. **An H. M. Hölderlin. Ohne Datum [114]).**

Sie sagten mir neulich von einer kleinen Arbeit, die Sie fertig hätten, und mir zeigen wollten. Da ich dieser Tage das letzte Stück der Thalia schließe, und für einige Blätter noch Raum darin übrig ist, so ist es Ihnen vielleicht nicht unangenehm, diesen Raum zu besetzen. Aber es müßte zwischen Morgen und Uebermorgen sein, weil das Stück diese Woche zu Ende geht. Sch.

M. Briefe an Hölderlin und dessen Familie.

3.[115]) **Von Carl Hölderlin an den Bruder. Gröningen, 8. März 1800.**

Theilt in Auftrag von Mutter u. Schwester die schmerzliche Nachricht mit, daß der Schwager Prof. Bräunlin ihnen durch den Tod entrissen worden ist [116]). — Fordert ihn auf, zum Trost der Schwester zu den Seinigen zu kommen; er selbst schiebt bis vorerst seine Reise nach Blaubeuren auf, um, wenn jener bald komme, mit ihm dahin zu gehen.

4. **F. G. Süßkind [117]). Tübingen, 22. Jan. 1801.**

Nach Hauptwil. „Bälder, mein Lieber, als Du es vielleicht selbst erwartetest,

[113]) Wilh. von Humboldt begann im Hochsommer mit seiner Familie eine Reise über Südwestfrankreich nach Spanien. Schlesier vermerkt zu dieser Stelle am Rande: „cfr. Humboldtpapiere." Diesem Briefe folgt als Nr. 14 der oben genannte, bereits von mir gedruckte Antwortbrief Hölderlins. B, S. 288.

[114]) Das „Fragment von Hyperion" erschien im 5. Stück, S. 181—221, des „vierten und letzten" Bandes von Schillers „Neuer Thalia", das nach dem 25. Oktober 1794 ausgegeben wurde. S 1 = L 84. Hinter S 2 folgt L 135, 188. Das letzte Stück der Thalia erschien um Neujahr 1795; es enthält von Hölderlin: „Griechenland" und „Dem Genius der Kühnheit".

[115]) Über S 1 und 2 siehe den Text des Abschnitts III.

[116]) Hölderlins Schwager Bräunlin war am 2. März gestorben.

[117]) F. G. Süßkind war 1791—1793 Repetent im Tübinger Stift, damals Professor der Theologie in Tübingen und Amtsgenosse Conzens.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kann ich Deinen Wunsch erfüllen, Dir die Recension Deines Hyperions[118]) zu schicken. Sie ist eben erschienen, u. da Freund Schoell uns angeboten hat, Aufträge an Dich zu besorgen, so ergreife ich diese Gelegenheit sogleich, Dir dieselbe zuzustellen. Wahrscheinlich wirst Du mit ihr zufrieden sein. Die richtige u. humane Denkart ihres Verfassers scheinen mir unverkennbar zu sein, Du darfst sie mir nicht mehr zurückschicken, behalt sie als Dein Eigenthum." — Nennt sich H.s Jugendfreund u. hat ihn noch vor der Abreise gesehen.

5. Von der Mutter an H. Rechnungsprobator Carl Hölderlin nach Lichtenstern. Nov. 1801.

Theilt ihm mit, daß es mit der Stelle für seinen Bruder zu Bourdeaux seine Richtigkeit hat, daß sie sehr vortheilhaft ist u. H. sie annimmt, so leid es ihr sei, ihn so weit weggehen zu lassen. Der Gehalt beträgt 50 L'dor u. 25 L'dor Reisegeld. Landauer schrieb an H., daß Prof. Strölin ihn selbst zu sprechen wünschte. H. begab sich deshalb noch selbigen Tages nach Stuttgart u. ist schon wieder zurück. Sobald das Reisegeld ankommt, was in 3 oder 4 Wochen geschehen kann, reist er ab.

Einige correspondirende Zeilen von Hölderlin finden sich unten angeschrieben.

6. G. C. Landauer an den Oberamter-Substituten Gock in Nürtingen. Stuttgart, 3. Juli 1802.

H.s Zustand werde allmählich ruhiger, und er sei lebhaft überzeugt, daß er sich schnell vollends bessern werde.

Er, Pf. Neuffer u. Prof. Ströhlin, der sich lebhaft für H. interessire, beschäftigen sich jetzt mit der Ausführung eines Planes, der die Billigung der Seinigen zu haben scheine — ihn zu dem Pfarrer in Bothnang, einen trefflichen Mann, zu bringen.

Gelinge das nicht, so blieben noch mehrere Auswege. Vor der Hand handle es sich, vor künftiger Einmischung des Consistorii sicher zu sein. Ist man das, so wolle er alsdann H. den Vorschlag machen.

7. Von Sinclair an H. Homburg v. d. H., d. 20. Jul. 1802[119]).

„Meinen Brief an Dich[120]) hatte ich an Landauer eingeschlossen. Dieser schrieb mir indeß, daß Du von Bourdeaux zurück in Nürtingen wärest. Seitdem wartete ich auf Briefe von Dir u. es beunruhigt mich keinen zu empfangen. Du bist mir itzt näher u. ich hoffe itzt mehr Dich zu sehen u. zu besitzen. Wenn Du willst, so hole ich Dich ab. Umstände verhindern mich itzt zu Dir zu kommen.

8. Von Sinclair an die Mutter Hölderlins. Homburg, 20. Juli 1802.

„Vor drei Wochen schrieb ich Ihrem Herrn Sohn u. habe seitdem keine Antwort, die ich sehnlichst erwartete, erhalten."

Adressirt, da er nicht wissen kann, ob er bei ihr sei den Brief an H. an sie u. bittet um Nachricht über seinen Aufenthalt u. sein Befinden.

9. Von Sinclair an H. Homburg v. d. H., den 7. Nov. 1802. Nach Nürtingen, wo H. sich aufhält.

Preisend ein Gedicht von Pindarischem Schwung, das ihm H. geschickt. Hebt die

[118]) Die [nach Seebaß, Höld.-Bibl., S. 32] Conz zuzuschreibende Besprechung beider Teile des Hyperion in den Tübinger Gelehrten-Anzeigen 1801, S. 25.

[119]) Hölderlin war nach dem vorhandenen Reisepaß am 7. Juni durch Straßburg gekommen, war also damals schon etwa 14 Tage in der Heimat, und zwar nicht im mütterlichen Hause in Nürtingen, vielleicht, daß ihn die Freunde absichtlich zurückgehalten haben.

[120]) Sinclairs Brief vom 30. Juni mit der Nachricht vom Tode Diotimas hat also Hölderlin gleich in den ersten Tagen des Juli in Stuttgart erreicht. Dieser Brief, vgl. L S. 600, ist durch Schlesier vollständig abgeschrieben, aber nicht unter die anderen gruppiert. Ich habe ihn bereits a. a. O. veröffentlicht.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

goldnen Pfeile der Liebe hervor [121]), hat eine Reise durch Schwaben nach Regensburg, aber so schleunig gemacht, daß er H. nicht besuchen konnte [122]). „Unsere Sache ist noch nicht entschieden, u. wir konnten nicht länger in Regensburg bleiben, ohne daß wir gerade mehr Hoffnung gehabt hätten, als zuvor. Der Winter der uns trennt, soll schnell vergehen. Doch würdest Du mich freuen, wenn Du mich die Zeit nicht ohne etwas von Dir ließest, u. Du mir einige Deiner Gedichte schicktest."

Horn, der in Regensburg ist, werde H. nächstens schreiben.

10. Sinclair an Mag. Hölderlin bei der Kammerräthin Gock zu Nürtingen. Homburg, 6. Febr. 1803.

H.s Brief habe ihm viel Freude gemacht. Er habe dem Landgrafen sein Gedicht [123]) gebracht, er habe es mit vielem Dank u. Freude aufgenommen, u. freue sich darauf ihn hier zu sehen. „Sobald die rauhe Witterung vorüber ist, rechne ich mit dem Frühling, auf Deine Ankunft."

„Gestern hat mir Böhlendorff geschrieben, daß er mit dem Buchhändler Fröhlich in Berlin Deiner Übersetzung des Sophocles wegen gesprochen, u. daß dieser nicht abgeneigt geschienen, wenn er es gesehen, sich auf einen Verlagscontrakt einzulassen. Du möchtest dem Boehlendorff daher den Sophocles hinschicken, wenigstens den ersten Band: auch was Du sonst fertig hättest, wollte er suchen, einem Verleger zu geben. Es müsse aber bald geschehen, weil er in Kurzem von B. abzugehen gedenkt nach Kurland oder nach Göttingen. Seine Adresse ist: An H. Sekretair Boehlend. zu Berlin in der Ungerschen Buchhandlung abzugeben" [124]).

Schreibt dann preisend über ein Gedicht, das ihm H. geschickt. „Die Stelle vom Nachtmahl u. den Jüngern hat mich gerührt; das Ende aber hat mich an unsere Verschiedenheit der Meinung erinnert [125])."

„Die Frau v. Kalb läßt sich Dir bestens empfehlen [126]). Um ihrentwillen auch wird es mir sehr lieb sein, wenn Du kommst u. ihr lebhafter Geist erfordert mehr als einen Gegner, u. bei ihrer Bildung wird nichts verschwendet, wie in ihrem Umgang nichts versäumt wird."

„Ich schrieb Dich noch nicht, daß ein Durchreisen durch Heidenheim ich zufällig Enslin antraf u. überraschte. Ich war ganz wieder nach Jena versetzt, u. es war mir lieb ihn nicht ohne Gehalt u. mit demselben Sinne zu finden. Auch Deiner dachte er recht herzlich."

[121]) Vielleicht (so auch Schlesier) „Die Wanderung", V. 103 ff.: „Wenn milder atmen die Lüfte, / Und liebende Pfeile der Morgen / Uns Allzugeduldigen schickt . . ." von Hellingrath setzt diese Hymnen bereits ins Jahr 1801.

[122]) Da feststeht, daß Hölderlin von Sinclair nach Regensburg einmal mitgenommen worden ist, und Hölderlins Paß zu dieser Reise auf 4 Wochen am 28. September 1802 ausgestellt ist, so kann der Regensburger Aufenthalt nur kurz gewesen sein, und die hier genannte Fahrt ist bereits eine neue Eilfahrt. Horn, preußischer Legationssekretär, wird von Hölderlin als eine Bekanntschaft vom Rastätter Kongreß erwähnt. L 169. Vgl. aber auch Freye, Böhlendorff, S. 64 u. ö.

[123]) „Patmos. Dem Landgrafen von Homburg." (Hamel)-Kelchner a. a. O. S. 30 verwechselt die Übersendung des Gedichtes durch Hölderlin „am 6. II. 1803" mit dem Datum des Sinclairschen Briefes.

[124]) Über Boehlendorffs Berliner Aufenthalt und seine Stellung bei Unger an der „Vossischen Zeitung" vgl. Freye a. a. O. 190.

[125]) Vgl. „Patmos".

[126]) Charlotte von Kalb verbrachte nach dem Zusammenbruch ihrer Häuslichkeit den Winter 1802/3 in Homburg.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

11. Von G. C. Landauer an Frau Kammerräthin Gock im Bräunlinschen Hause in Nürtingen. Stuttgart, 16. Juni 1804[127]).

Auf ihren Brief antwortete er, er sei mit H.s Freunden sämtlich der Meinung, daß seine Abreise von Nürtigen u. seine Anstellung in Homburg für seinen Gemüthszustand, wo nicht eine sehr glückliche, doch wenigstens keine nachtheiligen Folgen haben werde, besonders da er an Hrn. v. Sinclair ein Freund habe, der ihn immer zur Seite sei, Bekannte, die ihn schätzen, u. daß er mit einem Wort in einen Cirkel von Menschen komme, wo er im Gegentheil in Nürtingen nur immer in sich verschlossen gewesen u. nur immer seinen litterarischen Arbeiten nachhing, während er in Homburg doch in einem Amte stehe, das ihm wenigstens einige Beschäftigung außer seinen Privatarbeiten gebe. — Zudem komme nächstens die Reihe an ihn, ein Amt im Lande bekommen zu sollen. Das Consistorium könne ihm aber bei seinem Zustande doch ganz unmöglich eine Predigerstelle geben, u. sobald er dies merke, was ihm ja nicht entgehen könne, müsse dies auf ihn äußerst nachtheilig wirken. — Er glaube, daß gerade jetzt noch der glückliche Augenblick für ihn sei, u. daß er jetzt noch weiter hergestellt werden könne, als späterhin. — H v. Sinclair, der diesen Morgen bei ihm war, läßt sich ihr empfehlen.

N. Siegfried Schmid[128]) an Hölderlin. 1797—1801.

1. Mannheim, den 19. Okt. 97.

Seit jener Geistesrevolution, von der er ihm erzählte, daß sie ihm das Eine, was ihn noch befriedigen konnte, sehen ließ u. ihn erst eigentlich mit sich selbst bekannt machte, habe sich in ihm das Bedürfniß der Liebe zu einem menschlichen Gegen-

[127]) Antwort auf den Brief von Hölderlins Mutter an Sinclair vom 14. VI. 1804 (vgl. Käthe Hengsberger, „Isaak von Sinclair", 1920, S. 216 ff.).

[128]) Siegfried Schmidt. 1774—1860. Geboren in Friedberg i. d. Wetterau. Der angesehene und wohlhabende Vater bestimmte ihn zum Prediger und rückte ihn dadurch nach Goethes Äußerung, der ihn am liebsten unter den Nationalgarden gesehen hätte, ganz aus seinem Weg. Er studierte in Gießen und Jena Theologie und Philologie, hörte Reinhold und Fichte, und wurde mit Schiller bekannt, der auch Gedichte von ihm veröffentlichte. Eine Zeitlang war er Hauslehrer im Preiswerthschen Hause in Basel. Seine Briefe an Hölderlin bekunden, daß er, vermutlich durch Sinclairs Vermittlung, 1799 in das Regiment Koburger Dragoner eintrat. Hölderlins Äußerung: „Wenn eine größere Laufbahn dich nicht haben will . . ." (L 198) deutet darauf hin, daß er bald wieder den Dienst aufgab. Ende 1800 vermerkt Hölderlin sich als Überschrift zu einem Gedicht: „An Siegfried Schmidt. Willkomm nach dem Kriege", und widmet ihm das Gedicht „Die Herbstfeier" (Stuttgart). Er erstrebt vergeblich eine freigewordene Professur für Beredsamkeit und Poesie in Gießen, und sucht deshalb einen Verleger. 1802—1804 ist er Hofmeister des schwedischen Grafen Piper in Erlangen, promoviert dortselbst und gibt seine „Phantasien" heraus. Ohne Amt lebt er von 1804 ab wieder in Friedberg, bis sein Vater, wie Sinclair schreibt, „die Tollheit" hat, „ihn als toll einsperren zu lassen", weil er im höchsten Grade „singulär" wäre. Er wird aber in Kürze wieder „als ganz sanae mentis" entlassen. Über seine weiteren Beziehungen zur Literatur Käthe Hengsberger a. a. O. S. 48, aber auch Goedeke ² V. Später trat er in das österreichische Husarenregiment Hessen-Homburg, rückte bis zum Rittmeister auf und lebte dann als Pensionär in Pest. Er starb 1860 in Wien. Schiller, der zu Goethe von der gefährlichen Subjektivität der Hölderlin, Jean Paul, Siegfried Schmidt schon 1797 gesprochen hatte, ermunterte Schmidt, Goethe während seines Frankfurter Aufenthalts, Juli/August 1797, aufzusuchen. Der Besuch verlief wenig ergiebig. Schmidt hatte sich durch einen überschwenglichen Erguß: „. . . Goethe, wo bist du? — Ich glühe" angekündigt, den Goethe mit belustigter Trockenheit Schiller übersandte. Schiller antwortete entsprechend: „Mit meinem Protegé, Herrn Schmidt, habe ich freilich wenig Ehre aufgehoben, wie ich sehe. — H. Schmidt, so, wie er jetzt ist, ist freilich nur die entgegengesetzte Karikatur von der Frankfurter empirischen Welt, und so wie diese nicht Zeit hat, in sich hineinzugehen, so kann dieser und seinesgleichen gar nicht aus sich selbst herausgehen." (Schmidts Schreiben bei Otto Günther im Marbacher Schiller-Buch, 1909, S. 23.)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stande mit verstärkter Kraft geregt. Aber er fand keine Geliebte, die er so, wie er wünschte, hätte lieben können; keinen Freund nach seinem Herzen.

„Zwei Stunden bringe ich mit Ihnen in Frankfurt hin, u. die besondere Wirkung davon haben sie vielleicht während unserer Unterredung selbst beobachtet." Noch in diesem Augenblicke habe er Empfindungen von so sonderbarer Art, daß er die Feder eine Zeit lang bei Seite legte u. den angefangenen Brief wieder aufgeben wollte, weil er ohnehin dithyrambisch genug lauten mag.

„Unsre Bekanntschaft ist zu neu u. zu kurz, um darauf eine solide Freundschaft gründen zu können. (Lachen Sie nicht!) Ich hoffe, wir werden uns näher kennen lernen u. recht gute Freunde werden. Wenn ich erst in Basel u. etwas ruhiger bin, so sprechen wir über den litterarischen oder, wenn Sie wollen Kunst-Theil unsrer Frankfurter Unterredung etwas weitläufiger. Morgen reise ich hier ab." Geht nach Basel. Adr.: bei Iselin in Basel.

2. Basel, den 23. Sept. 98.

„Zwei liebe Briefe, Trefflicher! Bis auf den Unmuth, der heraus sein sollte. Richtig, Geliebter, es ist alle[s] natürlich, die Barbarei u. ihre Wirkung auf uns; aber ich hätte Dir doch noch etwas hinzuzusetzen, wozu mich die Einsicht dazu gebracht hat, schon vor geraumer Zeit, u. das mich wie ein Gott läßt munter sein u. genießen" . . .

„tiefgedacht u. scharf unterschieden über lyrische u. epische Poesie; es kommt nun nur auf die richtige Anwendung an, um dies oder jenes zu verdammen. Aber Freund, mag auch von den neusten Produkten manches nicht nach solchen Prinzipien bestehn, (ich spreche im Allgemeinen, ohne

[Hier bricht der Bogen ab; das Weitere fehlt.] [129])

3. Basel, 29. März 99.

Darin über H.s Leid:

„Aber Du sollst nicht traurend zürnen mit der Welt, Künstler, froh in Deinem inneren Schöpfer sie lassen, wie sie ist, die ewig gleiche u. immer andere, u. doch sie zusammenstürzen u. göttlich verändert in allen ihren Theilen sie wieder aufrichten durch Deine Töne oder Pinsel, oder wie Du willst."

Über das Drama, das er unter Händen hat.

„Wie wahr, Theuerster, daß die Dichterseele u. zwar in einer Stärke, wie keine andere, alle Elemente der Menschheit in sich bewahren muß . . . Allseitigkeit ist der Charakter der großen, wahren, unvergänglichsten."

Cotta sage ihm, er wolle den Verlag seiner Poesie übernehmen. Vor der Hand aber wolle er sehen, was aus einem Vorschlag in Berlin werden würde. — Vielleicht lasse er auch bis gegen die Herbstmesse eine Sammlung von kleinen Gedichten mit wenigstens einem Theil eines größeren Gedichts, in mehrere Bücher abgetheilt, drucken.

So despotisirend willkührlich er in Basel lebe, sei ihm doch der Gedanke an Hofmeisterei schon zum Ekel. Er sei sehr neugierig, wie er sich durchbringen werde.

Sein Vater schreibe ihm mit Wärme von H.s Besuch [130]). „Jetzt wird uns, nach dem Anschein, der Kriegslärmen freundliche Plane von Zusammenleben verderben." Er würde ihn sonst einladen, einige Monate mit in die franz. Schweiz zu gehen.

„Denk! ich bin so ungeduldig u. begierig einige Feldzüge mitzumachen, daß ich wirklich ernstlich dem Sinclair schreibe, wie sich meine Wünsche am besten realisiren

[129]) S vermerkt hierzu: „Hatte Höld. etwa auch Goethes Hermann verworfen?" Diese Stellen gehen auf die gleichen Gedanken ein, die Hölderlin am 12. November 1798 an Neuffer schrieb.

[130]) Dieser Besuch Hölderlins ist sonst nicht bezeugt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ließen. Das Erhebende des Kriegs u. die mannigfaltigen Situationen, in die er uns setzt, haben viel Reizendes; u. die Betrachtung der Lumperei des menschlichen Lebens, wo alles darin besteht, daß es die Organisation gewisser Maschinen (geistigerer u. irdischerer Art) so will", wolle er eine Zeit lang, in beständiger Abwechslung von Freud und Verdruß, genießen.

„Ich freue mich recht kindlich auf Dein Bildniß. Schick mirs doch nur bald; mit einigen herrlichen Lauten Deiner Seele begleitet."

4. Zürich, den 12. Juni 1799.

Hat wirklich sein Vorhaben ausgeführt u. ist als Kadett bei dem Regiment Koburg Dragoner, in der Armee des Erzh. Karl eingetreten. „In einigen Tagen werde ich equipirt u. förmlich in das Regiment eingetreten sein. Nach allem hoffe ich, daß man mich nicht ganz wie einen gewöhnlichen Kadetten ansehen wird."

Er wünsche, daß er sein allenfallsiges posthumum [131]), das er einem Frankfurter mitgegeben, erhalten haben möge. Er hat H. gebeten, die Mühe der Herausgabe zu übernehmen.

Sein Drama habe er an Heinrich Frölich in Berlin gesandt.

„Ein Liedchen, auf der Hierherreise gemacht, lege ich noch bei, wenn Du es etwa auch willst zu dem andern mit abdrucken lassen."

5. Kappel im Toggenburgischen, den 10. Sept. 1799.

„Um etwas auszuruhen, hat man uns hier in dies Thal um die Thur verlegt."

Er lebe in der Gegenwart u. beschränke sich darauf, so gut wie die Andern, die neben ihm stehn, u. in ihrem Leben nie die unendliche Dichterkraft gefühlt haben u. nie fühlen werden.

„Warum versuchst Du nicht Ähnliches, Theurer, Lieber? Hier scheint mir die Quelle Deiner Klagen, die mich erschüttern, u. deren Natur ich zu gut kenne, um die entfernteste Ähnlichkeit mit gewöhnlichen zu finden. Du kannst Dir den Eindruck nicht zu tief vorstellen, den es auf mich machte, als Du mir sagtest, daß die Kluft zwischen Dir u. den Deinigen mit jedem Jahre größer würde.

O komm heraus, Liebster, heraus ins Leben. Stürze Dich hinein, von welcher Seite Du willst, u. lebe mit den Alltäglichen wie einer der Alltäglichsten; das wirst Du freilich nie können; aber eben darum zwinge Dich, so viel es geht, das Göttliche kann doch nie blos Irdisches werden, es ist nur um des Extremes willen, um für die gemeinste Naturerscheinung sich empfänglich zu erhalten, wie für die größte."

Schickt ihm zwei Gedichte: Auf dem See. — Glück der Liebesverblendung.

Mit Zwilling [132]) habe er einige angenehme Tage verlebt; ich soll Dich von ihm grüßen."

[Auch Muhrbeck machte auf einem Ausflug nach Schwaben dieses Zwilling's Bekanntschaft u. war ganz entzückt von ihm, wie Sinclair Nov. 1798 an Höld. nach Homburg schreibt.]

„Wenn etwas Wichtiges in der gelehrten Welt vorgeht, so theile mir es doch mit. Ist Schillers Wallenstein erschienen? Was sagt man davon?

„Bei den letzten Affairen hat unser Regiment wenig gelitten. Wir haben keine Ebenen zum Agiren. Soviel ich Uneingeweihter von Operationen wissen kann, wird es, bis Du diesen Brief erhältst, heiß zugehn."

[131]) Vgl. seinen Brief vom 13./22. Mai, L 178.

[132]) Zwilling, Homburger Jugendfreund Sinclairs, damals auch durch Sinclair in der österreichischen Armee untergekommen, fiel als Rittmeister im Hessen-Homburger Husarenregiment in der Schlacht bei Wagram. K. Hengsberger a. a. O. S. 47.)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

H. soll ihm, sobald er könne, das Bestimmte über die Erscheinung seiner Gedichte mittheilen, wegen Verwendung einiger Exemplare [133]).

6. Tüttlingen, in der Gegend von Schaffhausen, den 19. Dez. 1799.

Warum er gar keine Nachricht von ihm bekomme?

Schickt ihm einige Gedichte: Böse Ahndungen. — Sprache der Liebe.

Was denn aus seinen Gedichten geworden sei?

„Wir sind noch nicht in Winterquartieren u. ziemlich in Bewegung."

7. Friedberg, 15. Jan. 1801. An M. Hölderlin bei Herrn Kaufm. Landauer in Stuttg.

Hat sein Drama längst beendigt (vom früheren, das er nach Berlin geschickt, weiß er gar nichts) u. läßt es eben auf eigne Kosten drucken. In 4 Wochen wird es fertig sein. Nun graut ihm aber vor dem Jammer der Recensionen, besonders der Jenaischen Lit. Zeitung, nachdem Schlegel abgetreten ist. Ob H. nicht die Recension dieses Stückes, das er ihm sogleich zusenden würde, übernehmen wolle. Durch einen von Schmids Freunden könnte sie nach Jena gesendet werden. „Oder wolltest Du dies Geschäft nicht gerne selbst übernehmen, so stehst Du vielleicht mit Huber [134]) in Connexion, den Du dazu auffordern könntest, u. von dem wohl eine gründliche Beurtheilung sich erwarten ließe." Er wünscht, daß bis zur Messe eine Recension erscheine [135]).

8. Friedberg, den 22. Febr. 1801. Schickt ihm sein Gedicht: Die Heroine [136]) [nicht dabei zu finden]. Dies scheint obiges Drama zu sein. H. soll seine Gedanken recht bald darüber aussprechen. „Ich freue mich auch sehr darüber, daß Du Dich so viel als möglich in die Zeitungssprache fügen willst [137])."

9. Friedberg bei Frankfurt a. M., den 6. Jul. 1801.

„Es lebt hier ein Advokat Bartz, welcher in Jena Bekanntschaften hat. Dieser brachte mich auf den Gedanken, Dir eine Recension zuzumuthen, damit doch nicht die Blinden von der Farbe possierliche Dinge in der Zeitung erzählen möchten. Der H. Redakteur hat sich nun folgendergestalt gegen jenen vernehmen lassen: „Die Recension könne nicht wohl aufgenommen werden, weil alle Mitarbeiter bestimmt wären. Sei sie aber von einem Namen (u. Dein Name war doch genannt worden), der in dem Fache sich schon hervorgethan hätte, so würden sie es sich zur Ehre anrechnen, wenn er Mitarbeiter zu werden wünschte. Diese Maßregeln müßten sie nehmen, weil man sie sonst aus allen Gegenden mit Recensionen überhäufte." „Wollen die Guten bekomplementirt sein, oder ist es bornierte Politik. Willst Du die Rez. nun an Huber schicken; oder mit ihm über die Sache sprechen? Ich weiß nicht, wo-

[133]) Daß Steinkopf das Manuskript schon am 18. Sept. wieder zurücksenden wollte, konnte Schmidt damals noch nicht wissen.

[134]) L. F. Huber (1764—1804) war von 1783—1803 in Stuttgart Redakteur der „Allgemeinen Zeitung".

[135]) Die Antwort auf diesen Brief ist L 198, als dessen Empfänger Litzmann Magenau ansah. Die Sprache dieses Briefes ist bei genauerer Betrachtung zweifellos nicht mehr die der Homburger Zeit. Das Papier entstammt allerdings der Homburger Zeit, ist aber, eben wegen des Ansatzes zur Reinschrift eines in Homburg verfaßten Gedichtes, als Überbleibsel zu erkennen. In Hölderlins Wendung: „mutiger Anfang zur Herausgabe Deines Gedichte" bezieht sich das mutig auf Schmidts Absicht, das Drama im Selbstverlag erscheinen zu lassen. Mit dem Wort Gedicht bezeichnet Schmidt im folgenden Briefe selbst sein Drama.

[136]) Der Titel des (mir nicht zugänglichen) Dramas lautet: „Die Heroine, oder zarter Sinn und Heldenstärke. Schauspiel in 5 Akten." Frankfurt 1801. 8.

[137]) Muß in dem verlorengegangenen Schluß von Hölderlins Brief L 198 zum Ausdruck gekommen sein.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

her es mir bekannt ist, daß Du mit ihm in Verhältnissen stündest[138]). Und er ist ja, wie ich höre, bei diesem Fache angestellt . . . Gebe mir doch Notiz davon, wenn Du etwas in dieser Angelegenheit thust."

„Du sagst treffende Worte über das Thun der Heroen u. Künstler, u. über die glückliche mißverhältnißmäßige Vertheilung der Kräfte."

10. Friedberg bei Frankfurt a/M., den 31. Jul. 1801.

„Hast Du meinen letzten Brief erhalten mit der Recension[139])? Was hast Du beschlossen?"

„Du gibst, glaube ich, gewöhnlich etwas in mehrere Almanache. Wird dafür ein Honorar bezahlt? . . . Willst Du mich nicht mit einigen jener Herausgeber in Verbindung setzen? Ich möchte Mehreres einrücken lassen! Oder gib Du doch lieber selbst ein Taschenbuch heraus."

O. Weitere Briefe an Hölderlin.

a) Emerich[140]) an Hölderlin. Mainz, 1798—99.

19. Dentos 8 [3. März 99] schreibt er über den 2. Theil des Hyperion, den er nun gelesen, entzückt. Das Urtheil über die Deutschen aber hat ihn empört. — Erwartet, wie Böhlendorff[141]), einen dritten Theil. (Großer Verehrer Hölderlins. Du u. Du mit ihm.)

b) J. B. Dermehren[142]) an Hölderlin.

1. Jena, 27. Febr. 1801. Ladet ihn zu s. Almanach ein, den er herausgiebt, weil Schiller u. Voß den ihrigen aufgegeben. — Bis Anf. April müsse er aber den Beitrag sich erbitten.

2. Jena, 4. Mai 1801. Spricht den Dank für die von Höld. empfangenen Gedichte. „Von den Elegien kommen nur die 4 ersten in den Almanach; die übrigen werden als Fortsetzung in dem nächsten Jahrgange folgen." „Ich stehe mit Tieck in keiner Verbindung[143]). Da Sie aber den Archipelagus in dessen poetischem

[138]) Huber gab u. a. die „Schwäbische Flora" heraus. Gedichte Hölderlins erschienen in ihr aber erst im Laufe des Jahres 1801. In Hölderlins Nachlaß findet sich nun der Entwurf zur Besprechung eines Dramas, freilich in einer Sprache, die von der „Zeitungssprache" weit entfernt ist und, wenn sie Schmidts „Heroine" wirklich zum Gegenstande hat, erneut beweisen würde, daß Hölderlin nicht mehr die Fähigkeit besaß, sich einzustellen. Gleichzeitig hiermit ist nun auch der von Schwab II, 154 „An einen Ungenannten" (L 199) bezeichnete Brief anzusetzen; der Empfänger ist ein Redaktionsmitglied der „Jenaischen Literaturzeitung", der Bekannte von Bartz. Die Fassung der Äußerung an Bartz läßt nicht eben auf Leute wie Schütz schließen. Es scheint so, als ob Hölderlins Phantasie den Entwurf des Schreibens veranlaßt hat, ehe eine Einladung der Redaktion erfolgte. Schmidts Brief vom 6. VI. dürfte wieder für ihn eine Enttäuschung geworden sein.

[139]) Inzwischen hat Hölderlin wohl die fertige Besprechung zunächst an Schmidt gesandt, der sie ihm auch wieder zurückschickte. Aus Schmidts Rückfrage geht nicht hervor, ob die Rücksendung mit dem Brief vom 6. VII. oder bei anderer Gelegenheit erfolgte. Es fällt auf, daß Schlesier von Schmidt keinen Ausdruck des Dankes oder des Urteils über die Rezension notiert.

[140]) Über Emmerich nur Goedeke[2] IV, 426, 1771—1802. Hölderlin schreibt im Juli, L 187, über ihn an Neuffer.

[141]) Der Einschub „wie Böhlendorff" ist von Schlesier nicht eingeklammert; B. traf nach Freye S. 66 erst Mitte April in Homburg ein; eine Beziehung zwischen Böhlendorff und Emmerich liegt also nicht vor. Böhlendorffs Urteil über Hyperion bei Freye S. 67 und Anm. 110.

[142]) Dermehrens (1774—1803) „Musenalmanach für das Jahr 1802" enthält die Ode „Unter den Alpen gesungen" und die ersten 4 „Elegien" von „Menons Klagen um Diotima". Die letzten 5 ebendort, 1803.

[143]) Musenalmanach f. 1802. Herausg. von A. W. Schlegel und L. Tieck. Tübingen. Die Verbindung mit Tieck ist nicht zustande gekommen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Journale gerner sehen, so will ich mich durch Fr. Schlegel, mit dem ich genau liirt bin, erkundigen, ob es in seinem Plane liege, größere Gedichte von fremden Mitarbeitern aufzunehmen." — Bittet ihn auch für die Folge um Beiträge für seinen Almanach. „Krönen Sie mein Werk immer so wie Sie es diesmal krönten!" Nach Hauptweil geschrieben.

c) Anton Gonzenbach (Hauptweil, 18. Dez. 1800) bietet ihm die Erziehungsstelle bei seinen jüngern Töchtern an, die H. schon gegen den Sohn Emanuel annehmen zu wollen persönlich erklärt hat[144]).

d) L. F. Huber an Hölderlin in Nürtingen bei Fr. Fr. Kammerrath Gock. Stuttgart, 6. August 1801. Er meldet ihm, daß Cotta den Verlag seiner Gedichte auf Ostern 1802 gern übernehme[145]) u. ihm dafür nach dem Abdruck 1 alten Louisd'or p. Bogen u. nach geschehenem Absatz von 500 Exemplaren wiederum 1 Louisd'or p. Bogen geben wolle. — Cotta wünschte, daß er Hubern irgend ein Lieblingsgedicht in den Damenkalender[146]) gebe. Dies würde zu vorläufiger Empfehlung der Sache dienen. Sie mußten aber um baldigste Übersendung bitten, weil der Damenkalender in diesen Tagen fertig sein werde.

e) Böhlendorff: Berlin, Dez. 1802. Dankt für Hölderlins Brief u. begrüßt den Heimgekehrten ins Vaterland. — Erbittet sich Beiträge für sein nächstes Taschenbuch[147]). Er will das nächste Mal seine Wahl noch sorgfältiger beschränken.

Sinclair schickte ihm diesen Brief und schrieb dazu: „Frau von Kalb läßt Dir sagen, daß sie sehr gute Nachrichten in Betreff ihrer Vermögensangelegenheiten erhalten habe, worüber Du Dich auch freuen wirst." — Fr. v. Kalb rathe ihm, seinen Sophocles Göschen in Leipzig oder Frommann in Jena zum Verlag anzubieten. Sie wolle auch deshalb an den Prof. Mehmel[148]) in Erlangen schreiben, daß er ihm dort einen Verleger verschaffe.

f. Fr. Wilmans an Hölderlin.

1. Frf., 3. Jun.[149]) 1803. Prof. Voigt, s. Freund, läßt ihn grüßen. — Wilmans hat den Verlag des Sophocles schon übernommen, er sucht aber den Druck — der Einleitung — hinauszuschieben.

2. Dankt für die zu seinem Almanach gesendeten Gedichte. In Kurzem werde er ihm die Ausgängebogen des Sophocles senden. — Vor der Messe werde er schwerlich noch die größeren Gedichte in seiner Druckerei unterbringen. Aber gleich nach der Messe werde er den Druck befördern.

3. Frf., 27. Mai 1804. Die beiden Bände des Sophocles sind erschienen; Wilmans sendet das Honorar (222 fl. 45 x. für 2 Thle. oder 13½ Bogen à 1½ Carolin).

[144]) Hölderlins Antwort: L 216.

[145]) Hier der erste Gedanke an eine Sammlung der Gedichte, den Hölderlin bis in die letzte Zeit eifersüchtig hegte.

[146]) „Taschenbuch für Damen." Herausg. v. Huber, Lafontaine, Pfeffel. 1798—1822.

[147]) Poetisches Taschenbuch auf 1803. Herausg. Gramberg und Böhlendorff; es erschien im September 1802. Das „nächste" Taschenbuch, an dem teilzunehmen H. eingeladen wird, ist nicht erschienen. Vgl. hierzu Anm. 124.

[148]) Gottfr. Ernst Aug. Mehmel (1761—1840), Professor der Philosophie, schöngeistiger Kantianer, Mitleiter der „Erlanger Zeitung" seit 1800.

[149]) Undeutlich, ob Jun[i] oder Jan[uar]. Letzteres würde zu den Sinclairschen Mitteilungen des vorigen Briefes vom Dezember 1802, ersteres zu Hölderlins Brief an Wilmanns vom 20. IX. 03, L 234, besser passen. Diese Sendungen zu 2 kündigt L 235 Hölderlin im Dezember 1803 an. Die kleineren Gedichte sind die „Nachtgesänge", „Chiron", „Tränen" usw. aus Wilmanns Taschenbuch f. d. Jahr 1805. Welche größeren Gedichte er Wilmanns einsandte, ist nicht bekannt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

III

P. Die Briefstücke an Diotima[150]).

Die ersten zwei Absätze des Abschnitts M seien hier besonders betrachtet. Schlesiers Text lautet:

1. Von Sinclair. Rastadt, 8. Febr. 99. Nach Homburg geschrieben.

Muhrbeck ist von seiner Reise zurück. In Kurzem, vielleicht in 8 Tagen kommen Beide auch nach Homburg.

„Daß Du nichts von Agis schreibst u. daß Du mir überhaupt nur einmal schreibst, läßt mich ahnden, daß Du stark daran gearbeitet hast, u. daß uns viel Vergnügen bevorsteht, wenn wir das hören, was Du, entfernt von uns, aber doch manchmal an uns denkend geschrieben hast."

2. Billet von F. Elsässer. Stuttgart, 26. Juni 1801.

„Lieber, verzeih, daß Dein Agis so spät ankömmt. Ich hatte ihn rein vergessen, u. bin dieser Tage zufällig daran erinnert worden."

Hiermit ist ein neuer Anlaß gegeben, die alte Frage nach Hölderlins Agisdrama, die, K. Diëtor im Maiheft der „Deutschen Rundschau" 1922, wieder aufgerollt hat, nachzuprüfen. Vor den vielen bisher bekannten späteren Nachrichten über das Vorhandensein eines Agisdramas steht als einzig verantwortliche bisher Conz' Schreiben an Kerner von 1821[151]), daß er 1809[152]) im Auftrage von Hölderlins Familie Schriften Hölderlins an die Zeitung für die elegante Welt gesendet und nach Mahlmanns Abgang von der Redaktion die Manuskripte nur mit Mühe zurückerhalten hätte, — „ein Fragment einer Tragödie Agis erhielt ich gar nicht mehr. — Schade dafür!" — Nun kommen zwei Zeugnisse erster Hand hinzu, die das Zustandekommen der späteren Nachrichten verständlich machen. Die Fäden laufen bei Gock zusammen: Zuerst war C. Gock sich der beiden Agisstellen in Hölderlins Nachlaß nicht bewußt. Nach längerer Beschäftigung mit den Briefen entdeckte er am 6. II. 1822 überhaupt erst wieder[153]), daß Hölderlin ihm am 4. Juni 1799 einmal ein Stück aus dem „Empedokles" abgeschrieben hatte. Diese Nachricht vom Empedokles gibt Gock an Kerner, der seinerseits von Conz schon Nachricht über den Verlust des Agis in der Zeitungsredaktion erhalten hatte. Seitdem ist von zwei Dramen Hölderlins die Rede. So schreibt Kerner in dem in Teil I dieses Aufsatzes erwähnten Begleitschreiben zu der von ihm und v. Diest zusammengebrachten Gedichtsammlung (also Februar 1822): „Dagegen sollte man allem aufbieten, das von Conz einmal an Mahlmann gesandte u. von diesem nicht wieder zurückgesandte dramatische Fragment „Agis" zu erhalten. Auch nach dem Trauerspiel „Empedokles" sollte man sich mit Ernst umsehen." Dies alles verwertet Gock in einer handschriftlichen Skizze von Hölderlins Lebensgang, mit reichlich familienmäßig beschränktem Blickfeld. Zu dieser arbeitet er den Nachlaß neu durch und findet die beiden Zeugnisse Sinclairs u. Elsassers, die Kerners Bericht zu bestätigen scheinen. Sie liegt in Schlesiers Auszug mir vor; hier heißt es: „Auch versuchte er [Hölderlin] sich — unglücklicherweise — in der letzten Zeit [d. h. während seines Homburger Aufenthalts] in der dramatischen Dichtkunst. Daß er mit einem Trauerspiel Agis beschäftigt war, besagt insonders der Brief von Sinclair vom 8. II. 99; es war noch am 26. Jan. 1801 vollständig erhalten; cfr. Brief von Dr. Elsasser. Nach einer Notiz von Kerner soll ein Bruchstück später noch durch Conz an Mahlmann geschickt worden sein, aber auch dies scheint spurlos verschwunden zu sein." Hiernach heißt es auch in den „Lebens-

[150]) Bereits von mir veröffentlicht B S. 277 ff.
[151]) Seebaß, Schillerverein a. a. O. S. 21.
[152]) „Vierteljahrsschr. f. Litgesch. II, 436 ff.
[153]) Seebaß, S. 40.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

umständen", die Gustav und Christoph Schwab vor die Ausgabe von 1843 setzten: „Noch in Homburg vollendete H. ein schon in Frankfurt begonnenes Drama Agis"; ähnlich auch in Schwabs Nekrolog auf Hölderlin[154]); und in der Biographie von 1846 (II, 294) wird zweifellos die Briefstelle, in der Hölderlin dem Bruder von dem „ganzen detaillierten Stoff eines Dramas" berichtet, dessen Stoff ihn hinreißt[155]), auf Agis bezogen. Die Agisarbeit schien nach Sinclairs Brief vor dem Empedokles liegen zu müssen, dessen Bearbeitung für den Sommer bezeugt war. Daher durften auch alle früheren Andeutungen Hölderlins von einem Drama nicht auf Empedokles, sondern nur auf Agis bezogen werden.

Wenden wir uns aber ausschließlich zu den Quellen erster Hand! — Es handelt sich um drei voneinander scheinbar völlig unabhängige Zeugnisse für einen und denselben Gegenstand. Es handelt sich aber bei diesem Gegenstande nur um ein und denselben Namen, zu dem keins der Zeugnisse Erläuterungen bringt. Denn wenn Schwab sagt, daß die Tragödie „die letzten Todeszuckungen alter Spartanertugend schildern und den König Agis als Helden haben sollte", so ist das eine nicht eben Hölderlinische Umschreibung der Hyperionstelle, in der Agis erwähnt wird. Deswegen muß es erlaubt sein, an diesem Namen noch zu deuten. Entgegen C. C. Litzmann haben K. Viëtor und von Pigenot eine Arbeit am Agis bejaht. Pigenot setzt diese Arbeit in die Zeit zwischen der letzten Empedoklesfassung und den Sophoklesübersetzungen[156]); dem widerspricht das Sinclairsche Zeugnis. Viëtors Auffassung wird durch Sinclairs Zeugnis scheinbar bestätigt, aber Viëtor selbst bezweifelt eine sehr eindringliche Bemühung um den Agisstoff, eben aus den Litzmannschen, von von Pigenot wieder aufgenommenen Gründen, daß weder in den gerade während dieser Jahre sehr mitteilsamen Briefen, noch auch im handschriftlichen Material sich irgend welche Spuren eines Königs Agis finden. Wenn man also auf jeden Fall den drei Zeugnissen erster Hand nicht die Bedeutung beilegen darf, die Gock und Schwab und Kerner mit dem Namen Agis verknüpften, ist vielleicht weiterführend, die Zeugnisse unabhängig voneinander zu werten. Ich deute zunächst das Sinclairsche Zeugnis:

Hölderlin erwähnt im dritten Buche des Hyperion Agis und Kleomenes: „sie wären Halbgötter, so gewiß, wie Prometheus, und ihr Kampf mit dem Schicksal von Sparta sei heroischer, als irgendeiner in den glänzenden Mythen. Der Genius dieser Menschen sei das Abendrot des griechischen Tages, wie Theseus und Homer die Aurore desselben." Hier sind Agis und Kleomenes, als Vorkämpfer eines Gemeinschaftsgedankens, Gegensatzgestalten zu Hyperion, dessen Freiheitsheldentum nichts als eine geniale, ihm im Grunde nicht gemäße Laune ist. Bereits also in der vorhomburger Zeit ist Hölderlin der innere gedankliche Fortschritt vom Hyperion zum Agis bewußt — vom Künstler, der sein eigenes allzu zerfahrenes Ich opfern lernt, um in sich ein schöneres Ich, das Priestertum der Natur, zu finden, zum Schicksalssohne, der sich zugunsten einer Gemeinschaft aufopfert. Dieser Schritt vollzieht sich also im Hinblick auf Agis, nicht auf Empedokles. Dieser wird vielmehr am Schluß des „Hyperion" noch als Vertreter eines schrankenlosen Subjektivismus erwähnt, dessen raschen Entschluß, sich in den Ätna zu stürzen, Hyperion nicht mehr nachzuahmen wagt. Diese selbe Auffassung vertritt auch der Frankfurter dramatische Plan zum Empedokles. Nun aber tritt in Homburg der Ätnatod des Empedokles, ganz gleich in welcher der Homburger Fassungen zuerst, als eine Handlung auf, in der das Opfer des Helden die Erlösung der Gemeinschaft bewirkt. Man könnte ganz wohl die folgende Stelle aus Jakobis Woldemar, in dem die Plutarchi-

[154]) Zeitung „Schwabau" 1843, S. 626. Vgl. Viëtor, „Deutsche Rundschau" 1922, Maiheft; hier auch die weitere Literatur.
[155]) L 144.
[156]) Pr. III, 557.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schen Berichte von Agis und Kleomenes wiedergegeben werden, als Leitspruch über die Handlung von Hölderlins Auffassung des Ätnatodes setzen: „Der selbstgewählte Tod muß eine Handlung, nicht eine Flucht vor Handlungen sein, und es ist nichts schändlicher, als für sich allein zu leben oder zu sterben. Zu einer solchen Schande aber führet Dein Rat, unsern gegenwärtigen Übeln durch einen Tod zu entfliehen, der weder Ehrenvolles noch Nützliches stiftet." Es wäre also doch ein großer Umweg, daß Hölderlin von der Absicht, den Empedoklesstoff zu dramatisieren, aus Gründen der Auffassung, nicht der dramatischen Wirksamkeit, abkommt, und den Agisstoff zu dramatisieren sucht, dann aber den Agis verläßt und die neue Auffassung auf die dramatischere Fabel des Empedokles überträgt. Gewiß sind solche Umwege möglich, aber der Agisstoff konnte Hölderlins lyrischer Dramatik nicht nützen. Er ist eine Filmerzählung, während eine von Hölderlins wichtigsten kunsttheoretischen Einsichten aus wenig späterer Zeit lautet, daß der Dichter „alle Biographie in einen Hauptmoment konzentrieren" müsse. Es ist schwer vorzustellen, daß Hölderlin das Motiv des Ätnatodes in seiner mythischen Größe einer bluttriefenden Haupt- und Staatsaktion zuliebe preisgeben konnte.

Zudem war für Hölderlin Homburg vom Agisstoff nicht mehr zu trennen. Und dieser mußte ihm eine Fessel in „seinem eigensten Geschäfte" sein. Denn Landgraf Friedrich hatte in seiner Jugend selbst einmal die Agiserzählung in ein umfangreiches dramatisches Szenar gebracht, aber nicht dialogisch ausgearbeitet. Es liegt nahe, ihm den Wunsch unterzulegen, daß seine Vorarbeit einem berufenen Dichter einmal Anregung zur Weiterarbeit hätte geben mögen. Ebenso mag Sinclair, nicht nur in seinen Staatsgeschäften, sondern auch in Kunstfragen, die Zufriedenheit seines Herren haben steigern mögen, und Hölderlin auf Agis hingewiesen haben. Sicher war in Rastatt von Agis die Rede, wo die Freundschaft des Kriegsrats Schenk mit Jacobi in dem Kreise kunstbeflissener Diplomaten gerühmt wurde. Wenn wir vollends nach 1800 lesen, daß Hölderlin seine Absichten über seinen künftigen Aufenthalt vor Sinclair verheimlichen möchte [157]), so ist auch für die erste Homburger Zeit nicht unwahrscheinlich, daß Hölderlin den ungeduldigen Sinclair im Glauben ließ, daß er an einem Agis arbeitete, um seinen Empedokles, über den er im November 1798 noch recht verzagt war, Sinclairs leidenschaftlichem Vorgreifen gegenüber zu verbergen. Zudem fiel ja Agis in höherem Sinne mit dem Empedokles zusammen.

Daß Hölderlin in der ersten Homburger Zeit nicht aus einem Stoff zu einem anderen hinüberwechseln konnte, beweisen zudem die Handschriften der ersten Homburger Empedokles-Fassung [158]). Hölderlin entwirft das Drama nicht auf Grund von Szenaren, sondern er fügt in dunklem Drange mit einem ungeheuren Ringen um den Einzelausdruck eine lyrische Szene an die andere, so daß er mit dem eigentlichen Inhalt des Dramas bereits nach zwei Akten fertig ist, und die Führung der Handlung keineswegs überschauender Kritik stand hält. Auch ist die geleistete Arbeitsmenge bis zum 4. Juni 1799, an welchem Tag Hölderlin die einzige eindeutige Mitteilung über seine Arbeit an den Bruder schreibt, so groß, zumal, wenn man bedenkt, daß Hölderlin den Winter von böser Maladie geplagt war, daß man für eine zweite dramatische Arbeit kaum Platz findet. Einen weiteren Fingerzeig gibt auch, daß die erste Empedoklesarbeit, ebenso wie die Briefe der ersten Homburger Zeit, mit einer nicht vergilbten Tinte geschrieben sind, im Gegensatz zu den späteren Arbeiten dieses

[157]) L 200.

[158]) Es ist die Fassung des Quartocodex, Stuttg. Staatsbibliothek, Cod. poet. et phil. Fol. 63, Fasz. II. In meiner Ausgabe „Hölderlins Gesammelte Werke", Jena, Diederichs. 2. Aufl. 1910, ist diese Fassung noch als die spätere angesetzt. Dies wird in der demnächst erscheinenden, völlig neubearbeiteten 4. Auflage verbessert sein; vgl. auch Zinkernagel, Hölderlins Werke, Insel-Verlag, Bd. III, und Pr. III.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lebensabschnittes. Wenn demgemäß Hölderlin dem im Februar von Rastatt heimkehrenden Sinclair einen „Empedokles“ anstatt eines „Agis“ vorweisen mochte, so war damit übrigens der Agis für den Sinclairkreis keineswegs erledigt: Mitte April tritt Boehlendorff in diesen Kreis ein, und am 15. Juli d. J. wünschte er Schiller die Idee eines Trauerspiels, „Die Spartaner in Ägypten“, nebst einigen Proben der Ausarbeitung vorzulegen [159]). Da sich das Schicksal des Kleomenes in Ägypten entscheidet, so liegt der Zusammenhang nahe.

Unterstellen wir also, daß Hölderlin am Agis als einer Dichtung in dramatischer Form nicht beteiligt war, so schließt nicht aus, daß in Hölderlins Niederschriften irgend etwas auf Agis Bezügliches vorhanden war. Es ist wohl auch nicht unwahrscheinlich, daß Hölderlin von dem Landgräflichen Agis-Szenar eine Abschrift genommen hat.

Dementsprechend ist das zweite Zeugnis zu bewerten. — Über F. Elsässer, oder wie es in Schlesiers Auszug der Gockschen Lebensskizze heißt, Dr. Elsasser, habe ich nichts feststellen können. Kaysers Bücherlexikon nennt neben Schriften von älteren Stuttgarter Ärzten namens J. A. E. und Hnr. Fr. E. Elsässer, einen W. F. Elsasser als Verfasser eines mir nicht zugänglichen Buchs: „Erinnerungen in poetischen Versuchen. Tübingen 1823. Osiander.“ Außer Zusammenhang mit den beiden anderen Zeugnissen über Agis würde man Elsassers „Billet“ lediglich als ein Begleitschreiben zu einem entliehenen Buche betrachten, also etwa eines Plutarchbändchens „Agis“. Für ein Begleitschreiben zu einem Drama eines befreundeten Dichters ist das Wort: „Ich hatte ihn rein vergessen“ beleidigend zerstreut. Jedenfalls ist der Schluß Gocks aus dieser Mitteilung, daß das Drama „am 26. Januar 1801 noch vollständig vorhanden“ war, recht weitgehend.

Ähnlich steht es mit Conzens Anfrage an Mahlmann von 1809 und seinem Schreiben hierüber an Kerner von 1821. Es bleibt durchaus gewichtig, daß Conz 1809 nur von Empedokles und 1821 nur von Agis spricht. Es ist ja nicht wahrscheinlich, daß Conz als Philologe Agis und Empedokles verwechselt hat. Aber es ist wohl möglich, daß er überhaupt in den fast 12 Jahren vergessen hat, welchen Tragödienstoff Hölderlin behandelte. So mag er 1821, als er sich unverhofft an Kerner zu Hölderlins Nachlaß äußern sollte, rasch erst einmal in dem von ihm ja rezensierten Hyperion die Gegensatzgestalt gesucht haben, die wohl Held der Tragödie gewesen sein konnte. Da mußte er denn eher auf die Agis- als auf die Empedoklesstelle stoßen. Jedenfalls mußte er 1809 bei Durchsicht des Nachlasses gerade an einer Stelle des „Empedokles“ an Agis erinnert werden. Der Anfang der zweiten Homburger Empedoklesfassung ist nämlich in einer Reinschrift erhalten [160]). Im Personenverzeichnis dieser, Akte und Szenen berücksichtigenden Reinschrift stehen die Namen zweier Agrigentiner: Amphares und Demokles (nicht Damokles!) Nun aber heißen die Gegenspieler des Agis bei Plutarch Amphares und Demochares. Sollte Conz hier nicht den Anklang an Agis festgestellt haben und diese philologische Vergnügung ihm länger im Gedächtnis haften geblieben sein als die Sache selbst? Wem aber diese Psychoanalyse nicht zusagt, der findet vielleicht noch das Folgende beachtenswert: Conz konnte schließlich einer Zeitungsredaktion nur anbieten, was sich im Nachlaß an Reinschriften fand; denn Hölderlinsche Entwürfe sind für einen beschäftigten Redakteur oder gar einen Setzer unüberwindlich. Ehe man also eine zur Reinschrift gediehene Agisarbeit annimmt, halte man sich an die einzige, im Nachlaß vorhandene, zusammenhängende Reinschrift eines Dramenstücks, eben dieses Empedoklesstück. Dieses nämlich bildet die Mitte eines Faszikels, dessen

[159]) Freye a. a. O. S. 101.
[160]) Stuttg. Staatsbibl. Cod. poet. et phil. Fol. 63, Fasz. I, Nr. 40.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anfang und Ende mit den Pindarübersetzungen angefüllt sind. Diese sind an Umfang etwa 8mal so stark, ziemlich sauber geschrieben, und konnten zur Not auch eine Druckvorlage hergeben; es waren eben Übersetzungen, keine Entwürfe. Nun füllt das Empedoklesstück zwei für sich bestehende Blätterlagen; aber die Blätterlagen der Pindarübersetzungen zeigen heute ein ausgesprochenes Durcheinander. Es ist also höchstwahrscheinlich, daß das Empedoklesstück ursprünglich den Anfang dieses Faszikels gebildet hat; denn es stammt aus dem Sommer 1799, und die Pindarübersetzungen aus der halbkranken Zeit. Demnach hat Conz wohl das Ganze in dieser Ordnung an die Redaktion geschickt. Dort entstand nicht nur das Durcheinander der Pindarstücke, sondern es geriet auch das Empedoklesstück in die Mitte. Aus eigener Kenntnis der Handschrift weiß ich, daß das Empedoklesstück von den umgebenden Pindarsachen nur schwer sich unterscheiden läßt. So wird durchaus möglich, daß Conz nach Wiederempfang des Eingesandten das dramatische Stück am Anfang des Faszikels vermißte, in der Mitte übersah, und nun an die Leitung des Blattes Rückfragen richtete, die natürlich kein Ergebnis haben konnten. Man braucht nicht an Kerners „Bilderbuch" zu erinnern, das Conz so sehr in seiner eigenen Gedankenwelt schildert, „daß es ihm oft geschehen konnte, an dem einen Fuß einen Stiefel, an dem andern einen Schuh anzuziehen". Aber der geistvolle und vielzuwenig gekannte Mann braucht gegen Hölderlins Nachlaß nicht genauer gewesen zu sein, als die andern, gewiß literarisch zu bewertenden Hüter eines Schatzes, der erst noch ein volles Jahrhundert auf seine Erschließung warten mußte, eben weil diese zu mühselig war.

Theodor Däubler der Neohellene

Von

Rudolf Pannwitz

Es soll jetzt, nach zwei Jahren, ohne Scheu gesagt werden, daß Däubler das griechische Gesicht verjüngt hat. Diese Zeitschrift hat, in stiller Folge, immer wieder einen Bruchteil dieses Werkes zur Wirkung dargeboten. Wahrscheinlich in dem Bewußtsein, es werde so einmal das Ganze gefühlt werden müssen. Sie hat noch kürzlich, im Juniheft dieses Jahres, unter dem Titel „Hydra" Däubler eine uns Deutschen leider unbekannte Geschichte des griechischen Befreiungskrieges in äußerem Umrisse und mit innerer Tiefe darstellen lassen. Auch andere Zeitschriften, wie „Das Inselschiff" und „Der Brenner" haben einzelnes gebracht. Jetzt erscheinen zwei größere Umfänge, „Sparta" und „Der Heilige Berg Athos", im Insel-Verlag. Was ist der letzte Sinn, die wahre Bedeutung von dem allen?

In der Mitte zwischen zwei Epochen des Philhellenismus, die Deutschland erlebt hat, steht eine merkwürdige Veröffentlichung des Insel-Verlages: „Griechenland, Schilderungen deutscher Reisender", deren Bildbeigaben übrigens sehr gut zur Erläuterung von Däublers Arbeiten dienen, da etwas Innigeres als Photographien noch völlig fehlt. In jenen Berichten findet man, was die Leute aus dem vorigen Jahrhundert in Griechenland gesehn und gefühlt haben: teils die Wirklichkeiten, die sie erst bekannt machten, teils ein festliegendes Ideal. Das zeigt einen deutlichen Durchschnitt. Mächtiger ist das Vorher und das Nachher. Aber was vorher

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ging, Winckelmann, Herder, Goethe, Heinse, Hölderlin: das sind Gesichte solcher, die nur im Geiste dagewesen sind. Sie sind, trotzdem, die eigentlich Schöpferischen, die Seher des Wesentlichen, die Blickbestimmenden. Alles, was nachher folgte, was in unsere Epoche fällt, ist durch Nietzsche hervorgerufen. Er ist auch nie in Griechenland gewesen, hat aber das griechische Mysterium so wie keiner seit Jahrtausenden geschaut, ja aus ihm die europäische Religion erzeugt. Wie hoch, wie heilig man Hölderlin verehre, es muß endlich einmal gesagt werden, daß mit Nietzsche keine Vergleichung möglich ist: auch der oberste Dichter ist unter dem wissenden Schöpfergott. Auf Nietzsche folgte George, der Bildner einer Klassik, der Bereiter eines neuen Lebens, in dem Hellenisches und Gotisches als Elemente sich durchdrangen, durchglühten. Mombert hatte überall und immer die herakleitische Vision: das spielende Kind Aion, ein naives Hellenentum ist ihm wie keinem eigen. Endlich folgten, auf dies alles gegründet, die „Dionysischen Tragödien". Wiederum um ein Jahrzehnt später ist Däubler, als ungefähr Fünfzigjähriger lange nach dem Abschluß seines Hauptwerkes, des „Nordlichts", nach Griechenland gegangen, durch ganz Griechenland gewandert, geritten, gesegelt, gejagt, an allen heiligen Stätten, bei allen Tempeln und Grüften, auf den Berggipfeln, in den Einöden, auf den Inseln gestanden — mit seinem umfassenden, unendlichen, Himmel und Welten schauenden Auge, hat gesehen, geahnt, gelesen, gedichtet, erzählt, gedeutet und geweisagt. Ist ihm das Unglück nicht weiter so hold, wie sein Leben lang, wächst in Deutschland Bewußtsein und Gewissen dafür, was Deutsche tun müssen und welche Deutschen das deutsche Werk zu vollbringen b e r u f e n sind: dann wird er in die Lage kommen, dies alles auszureifen, abzuschließen und zu vollenden.

Das Größte von dem, was bisher vollbracht ist, ist der Versuch „Sparta". Es sind nur 60 Seiten, diese, auch in der Sprache, ein Monument. Hier ist vieles in einem und vieles nebeneinander getan. Es ist vollkommen ausgeprägt und abgründlich begriffen, was das Dorertum selber ist. Es liegt darin ein Wissen, das an die Fabel grenzt. Landschaft, Sitten, Geschichte, Kunst werden nur Fingerzeige und Winke, um ein gänzlich Unsichtbares, was vielleicht auf jenseitigen Sternen geschehen ist, im Hiesigen zu finden und so das Hiesige zu enträtseln. Bei dieser Gelegenheit wird auch das Erste und Einzige von der griechischen Knabenliebe gesagt, was Distanzen sowohl gegen die philiströse Abweisung wie gegen die Dekadence-Verherrlichung gibt, was damalige und heutige Lagen zu unterscheiden und objektives Maß zu setzen vermag. Zu beidem kommt noch ein Drittes: eine tiefe Verflechtung jener hellenischen mit unserer deutschen Kultur, eine Vorbereitung eines deutsch-europäischen Neohellenentums. Dieses würde nicht mehr, wie das ältere, sich an die vergangene Blüte hingeben, sondern, schöpferischer, durch eigenste Anschauung sie in Gegenwart und Vergangenheit unmittelbar erneuern. In dem Versuche über Sparta sind unsere Großen, Kant, Herder, Goethe, Nietzsche, in vielfachen Bezügen erwähnt, mehr als erwähnt. Der Schlußteil aber besteht in einer neuen Erfassung und Deutung von Goethes „Faust". Wer kann unterscheiden, wieviel dessen Goethe selbst gefühlt, gewußt hat? Gewiß nicht alles. Aber wer will streiten, daß in dieser ungeheuren Dichtung Unendliches gelegen ist, was erst mit dem Wachstum der Zeiten und ihres Geistes aus dunkelster Latenz Realität in ihr werden kann? Ein Kunstwerk ist nie fertig, es enthält, wie die Natur, die Möglichkeit zu reichsten, ja stets wachsenden Perspektiven. So wird auch Goethes „Faust" in Zukunft etwas Größeres werden, als bisher er gewesen ist. Außerdem allerdings hat Däubler vom unzweifelhaft Eigenen hinzugetan, doch immerhin vieles so, daß es nun darin ist und nicht mehr herausgenommen werden kann. Mit all diesem aber ist noch einmal unsere deutsche Kultur und eine neue griechische Vision vereinigt worden, Althellas ist wieder deutsch, Deutschland wieder neohellenisch geworden.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Solches zu leisten ist nur möglich, wenn einer selber mehr als eine Welt zu verschenken hat. Man kann bei Däubler wohl zweifeln, welche Formreife, welche Vollendung seine einzelnen Werke haben, nicht aber darüber, daß er Reichster der Reichen, unmittelbare Produktivität der Natur und maßlose Genialität ist, daß durch ihn die Wirklichkeit von Natur und Mensch um ein Vielfaches erweitert worden ist. Wie leicht er sich mit mancher Modernität verwechsele, weil ihm davon anhaftet, und weil er gerne ja sagt, weil er sehr unmittelbar, sehr naiv, sehr dankbar und gütig ist: unermeßlich ferne ist sein tieferes Wesen von all dem, das in vollkommener Selbständigkeit innerstes Wissen und Gewissen, unmittelbar sich ausstrahlt, durchaus wie ein Gestirn, ein Vulkan, ein Meer, eine Scholle, ein Stück Natur, ja ein ganzer Kosmos wirkt. — In Griechenland hat Däubler vor allem Landschaft und Mythos als eines gesehn und neu verbunden, daraus erst den lebendigen Menschen und sowohl Geschichte wie Geisteswerk erkannt. Darum es nicht bloße Reisebeschreibung ist, was er von den Heutigen im ganzen und im einzelnen erzählt. Daher es eine große Bedeutung hat, wenn er die politisch-historische Darstellung des Philhellenismus vor hundert Jahren heute seinem Volke gibt. Daher es auch nur Konsequenz ist, daß er, wie vor allem in der Schrift über den Athos, die byzantinische Kultur in seine Arbeit mit hineinzieht, überhaupt sich keine äußere Grenze setzt.

Einen wirklichen Überblick über das Geleistete wird man erst gewinnen, wenn nicht mehr das Meiste ungedruckt ist, wenn auch die Dichtungen da sein werden. Zunächst ist nur auf das dringendste zu wünschen, daß so weit, so lang, so leicht wie möglich ein Werk fortgesetzt werden kann, das nicht unter dem von Winckelmann, das noch heute unser Stolz ist, bleiben wird, wenn es auch nicht das eines Gelehrten, sondern das eines Schöpfers, also letzthin über ihm stehen wird. Wir haben — sagen wir es ehrlich — obwohl es überall noch besteht, unser humanistisches Gymnasium längst verloren. Denn all unsere öffentliche Kultur, und, gänzlich abhängig von ihr auch unser mehr innerlich als äußerlich unselbständiges Erziehungswesen, ist so entgegengesetzte Bahnen gegangen, daß nicht einmal eine Erhaltung, geschweige denn eine Verjüngung des klassischen Ideals möglich war. Dennoch ist in der Stille eine solche mehr und mehr auf andere Weise geleistet worden. Von einzelnen und von Gruppen aus, die ein neues inneres Leben gewannen. Es wird unmöglich sein, es wäre nicht einmal wünschenswert, wahlloser Zahl unter staatlicher Zucht das tiefste Geheimnis, das wir hegen, das neohellenische Mysterium, auszuliefern. Wiederum darf es nicht durchaus verborgen bleiben, es muß denen, die ihm verwandt sind, sichtbar werden, sich seine eigenen Schüler zu finden. Selbst eine allgemeine Bewegung würde keine Gefahr, sondern nur ein Ekel sein, das Entscheidende würde nur von Berufenen gefühlt werden. Darum sollen Däublers griechische Arbeiten und Werke in der Öffentlichkeit stehen und gelesen werden. Sie werden eine Zukunft bereiten, an der ein jeder nach seinem Maße und seiner Art größeren oder geringeren Anteil haben wird, und in die zu treten nicht in Wahrheit, sondern nur dem Scheine nach einem jeden freistehen wird.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Schulungs- und Ferienreisen

Der Wandertrieb steckt seit alters in unserem Volke. Er ist tief in seiner Seelenverfassung gegründet, und wenn wir die Geschichte unserer Vorfahren erforschen, so stellen wir fest, daß die Deutschen, ja selbst ihre germanischen Vorfahren, zu allen Zeiten und unter allen noch so verschiedenen Umständen gereist sind. Die großen Auswanderungszüge, denen die auslanddeutschen Siedlungen in Europa und jenseits der Meere ihre Entstehung verdanken, sind Massenreisen zur Aufsuchung neuer Siedlungsgebiete. Sie haben stets durch neue Reisen die Verbindung mit dem Mutterlande gehalten. Freilich war diese verschieden lebendig. Balten und Siebenbürger Sachsen, obwohl vor dem Kriege nur je 225 000 Menschen, unterhielten stets die engsten Beziehungen mit dem großen Deutschland. Die Verbindung des übrigen Auslanddeutschtums, das damals im ganzen rund 25 000 000 Menschen umfaßte, war viel geringer und beruhte auf einigen kirchlichen und Schulbeziehungen, ferner persönlichen und wirtschaftlichen. Die Bindungen dieser Gruppe waren um so stärker, je jünger die einzelnen Siedlungen waren, und lockerten sich rasch; denn sie beruhten ganz überwiegend auf Einzelbindungen und stützten sich nicht auf eine Tradition oder auf festgefügte Organisationen.

Daher hatten vor 1914 viele der auslanddeutschen Kolonien, besonders die großen Siedlungen des achtzehnten und des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts, bereits fast jede Fühlung mit dem Reiche verloren. Die historischen Fäden, die das ungarländische Deutschtum mit Deutschösterreich und Wien verbanden, waren z. B. trotz der sehr geringen räumlichen Entfernung sehr dünn geworden. Das lag nicht nur an der „Indolenz" der Schwaben, nicht nur an der geschickten Politik der Staatsvölker. Denn auch das Mutterland beging schwere Unterlassungssünden. Abgesehen von der an sich vortrefflichen, aber doch in ihren Mitteln sehr begrenzten Tätigkeit der Schutzvereine, des Gustav-Adolf-Vereins und einiger verwandter Körperschaften, geschah fast nichts. Ein paar Gelehrte kümmerten sich um diese von der großen Masse gänzlich Vergessenen. Daß reichsdeutsche Handelshäuser auch an Deutsche im Auslande verkauften und mit ihnen einige Geschäftsbeziehungen aufrechterhielten, war rein wirtschaftlich verursacht und eigentlich nur zufällig. Die Aufrechterhaltung der Verbindung war den Auslanddeutschen im großen ganzen selbst überlassen. Es ist höchst lehrreich, sich immer wieder zu vergegenwärtigen, daß nur jene Gruppen lebhafte Beziehungen unterhielten, die auch ein reiches kulturelles Leben hatten, welche nicht nur materielle, sondern auch geistige Güter hegten und pflegten, also zu diesem Zweck in Schul- und kirchlichen Gemeinden organisiert waren. Der Besuch der deutschen Universitäten durch auslanddeutsche Studierende, welche, späterhin in die Heimat zurückgekehrt, Führer und Lehrer ihrer Landsleute wurden, hat reichlich Frucht getragen. Er ließ diese Siedlungen teilnehmen an den geistigen Problemen des Muttervolkes. Er befruchtete sie immer wieder neu, so daß die junge Generation, wenn sie wieder herangereift war und hinausgesandt wurde, anzuknüpfen und eine geistige Kette herzustellen vermochte. Stipendien, die teils draußen, teils im Reiche gegeben wurden, erleichterten das Studium auslanddeutscher Studierender im Reiche.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Alles in allem genommen war das sehr wenig. Die überwiegende Masse der Auslanddeutschen, $^{49}/_{50}$ des Ganzen, war in Schul- und kirchlichen Gemeinden nur lückenhaft oder gar nicht organisiert. Eine weitergehende Organisation auf politischem, kulturellem und wirtschaftlichem Gebiete war erst recht — die baltischen Lande und Siebenbürgen immer ausgenommen — nicht vorhanden. Das Vereinswesen „blühte" freilich überall. Es begnügte sich zumeist aber mit der Pflege des Turnens und des Gesanges, des Kegelschiebens, des Skatdreschens oder der Geselligkeit. Biertrinken und innere Streitigkeiten standen im Vordergrunde. Dies Vereinsleben war also zur Aufrechterhaltung der Verbindung mit der Heimat ungeeignet und genügte nur, eine geistig anspruchslose, eine rein örtliche Verbindung Gleichgesinnter aufrechtzuerhalten. Etwas wertvoller waren die landsmannschaftlichen Verbände, die besonders in den Vereinigten Staaten weit verbreitet waren und die Liebe zum Stamme, zur Mundart und zur engeren Heimat pflegten, ohne daß ein wirklich großer Zug durch diese Körper gegangen wäre.

* * *

Seither ist manches anders geworden. Der Krieg und vielleicht noch viel mehr der Zusammenbruch der Mittelmächte und der Untergang der in Europa traditionellen Staaten war hier wirklich der Erwecker. Die Geister schieden sich. Diejenigen Deutschen, welche nur noch der Abstammung nach Deutsche waren, tatsächlich aber in ein fremdes Volkstum ganz oder fast ganz aufgegangen waren, schnitten die letzten Verbindungen ab und schämten sich ihrer Vorfahren. Die andern aber wurden sich — manche Gruppen nach zweihundertjährigem Schlafe — ihrer deutschen Eigenart bewußt. Sie rückten enger zusammen, organisierten sich und suchten das Muttervolk.

Im Reiche besann man sich in der eigenen Not auch auf diese Außenposten des Deutschtums, auf dies dritte Drittel des Volkes, das außerhalb der reichsdeutschen Grenze wohnte. Ein lebhaftes Interesse erwachte hüben und drüben. Neue Beziehungen wurden angesponnen, sowohl zwischen dem Reiche und den Grenz- und Auslanddeutschen, als auch zwischen den grenz- und auslanddeutschen Gruppen untereinander. Es war eine fruchtbare Zeit. Briefe wurden ausgetauscht, Zeitungen eifrig gelesen, die alten Zeitschriften beschäftigten sich mit diesen Dingen, und neue entstanden zu ihrer Pflege. Das alles aber genügte nicht; denn man wollte sehen und hören, man wollte persönliche Verbindungen aufnehmen und Freundschaften schließen. So wurden zahlreiche Reisen unternommen und viele neue Fäden geknüpft.

Diese Reisen haben viel, sehr viel Gutes gebracht und einiges Unerfreuliche; von beidem soll im Nachstehenden berichtet werden. Zunächst kamen die Führer, die Vorstände der Vereine kultureller und kirchlicher Art, die wirtschaftlich interessierten Persönlichkeiten und vielfach auch die politischen Führer, die erwählten Abgeordneten der deutschen Gruppen. Sie wurden sehr herzlich aufgenommen und erfuhren zunächst auch materielle Unterstützung zum Aufbau der Organisation, bis der Verfall der reichsdeutschen Währung dies unmöglich machte. Aber sie waren vielfach doch enttäuscht; denn sie begegneten einer erstaunlichen Unkenntnis der Probleme des Deutschtums ihrer Länder. Gleichzeitig zeigte es sich, daß sich die Deutschen, besonders aus den eben erst erwachten Gebieten, im Reiche gar nicht zurechtfanden, und daß sie vielfach an das Reich und das Muttervolk — von dem sie eben nur ganz nebelhafte Idealvorstellungen hatten — unerfüllbare Forderungen stellten. Mancher Überschwang der Liebe zu der eben wiedergefundenen alten Heimat erlitt dadurch schmerzlichste Enttäuschung. Umgekehrt reisten viele Reichsdeutsche, besonders Studenten, in die auslanddeutschen Gebiete Europas. Diese Reisen wurden rasch Modesache und entarteten. Studenten im zweiten Semester, welche irgendwo in Deutschland Geld zusammengekratzt hatten, zogen aus mit der Haltung eines Apostels, der seine Gemeinden bereist und sie mit Milde und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Strenge zurechtweisen will. Oder sie unternahmen zu ihrer Unterrichtung sogenannte Deutschtumsfahrten, die, bei Lichte besehen, keineswegs einem wirklich ernsten, planmäßigen Studium dienten, sondern nicht mehr als Anbiederungs- und Bierreisen waren, die schließlich durch einen Pump bei irgendwelchen namhaften Auslanddeutschen, nachdem das Reisegeld verzecht war, zu gutem Ende gebracht wurden. Ganz unbezähmbar war aber der Wanderdrang der Wandervögel, welche die Grenz- und Auslanddeutschen besuchten. Oft ohne Pässe, manchmal mit, meist aber ohne Reisegeld, fast stets in nachlässiger und auffallender Kleidung, singend, Laute schlagend und Theater spielend, gelegentlich fechtend wie Handwerksburschen, zogen sie durch die Lande, hatten Zusammenstöße mit der örtlichen Polizei und bereiteten den deutschen Auslandreichsvertretungen gelegentlich recht erhebliche Schwierigkeiten. Blühende Romantik begleitete diese Reisen, über die sehr unterhaltende, sehr eigenartige, oft literarisch wertvolle, ja erschreckend bewußt raffiniert-künstlerisch geschriebene Berichte uns vorliegen, Zeitdokumente ersten Ranges. An der Unternehmungslust dieser unserer umherschweifenden Jugend muß man, auch wenn man über ihre Streiche empört zu sein sich verpflichtet fühlt und das Bedenkliche klar sieht, im ganzen doch seine helle Freude haben. Brachten es doch einige Burschen fertig, ohne Pässe durch Rumänien und Bulgarien bis Varna am Schwarzen Meere zu kommen, und als sie dort hörten, daß den Deutschen der Besuch Konstantinopels auf Grund der Friedensverträge immer noch verwehrt sei, in die Uniform der Wrangelschen Armee zu schlüpfen und so die vieltürmige Stadt am Goldenen Horn zu sehen. Andere kamen bis Ägypten im Süden, bis Kuopio im hohen Norden. Würden eines Tages zwei Burschen mit wettergebräuntem Gesicht, klaren, blauen Augen und stark schadhafter Kleidung mir erzählen, sie hätten als Wandervögel mit einigen Hundert Mark Reisegeld im Zeitraum von zwei bis drei Jahren ohne eine Fahrkarte die ganze Erde umreist, die deutschen Landsleute hätten zum Dank für ihre Lieder immer wieder weitergeholfen, ein paarmal seien sie von der Polizei über die Landesgrenzen abgeschoben worden . . . ich würde es ihnen glauben, würde sie schelten, aber mir im stillen sagen: „Diese Menschen sind jung und sehr deutsch, unser Vaterland wird ihrer noch einmal bedürfen." Was sollen wir aber, die Stirn in würdige Philisterfalten gelegt, laut sagen? „Bleibt zu Hause"? Sie täten es doch nicht, auch wenn ihnen alle Behörden und alle Verbände die größten Schwierigkeiten machten. Der Drang zum Wandern ist stärker als der hemmende Apparat. Dazu kommt, daß die Triebfeder dieser Reisen durchaus idealistisch, daß nur die Form, wie so oft bei Deutschen, liederlich ist. Bei dem einen mag der Trieb, zu vagabundieren und Abenteuer zu bestehen, überwiegen. Bei anderen, ich glaube bei der Mehrzahl, überwiegen ethische und nationale Motive. Man hat es satt, im Reiche Natur zu kneipen. Man will die Volksgemeinschaft über alle Staatsgrenzen, von der so viel gesprochen wird, oft kaltherzig gesprochen wurde, erleben. Man will mit den grenzdeutschen Brüdern leben, man will den Auslanddeutschen ein Stück deutsches Volksgut bringen. Daß man dafür Kost und Unterkunft in bescheidener Form erwartet, wird als selbstverständlich empfunden.

Ich glaube, daß es darauf ankommt, nicht nur zu kritisieren, sondern Planmäßigkeit in all diese Reisen zu bringen, ihnen begrenzte Ziele zu stellen. Die Urteile der Auslanddeutschen selbst über diese Reisen lauten sehr verschieden. Nicht nur je nach dem Alter und der persönlichen Einstellung des Urteilenden, nicht nur nach den Erfahrungen, die man mit dem oder jenem Wandervogel machte, den man eben kennen lernte, sondern auch besonders nach den Verhältnissen des Landes und seiner Bewohner selbst. Unbedingt bejaht wurden diese Reisen deutscher Jungens von den Führern des bäuerlichen Deutschtums, besonders in den Nachfolgestaaten der österreichisch-ungarischen Monarchie, insonderheit in Restungarn. Während der städtische Deutsche mit den wimpeltragenden Grenzlandfahrern der Jugendbewegung nichts anzufangen weiß und selbst unter Wohnungs- und Ernährungsnöten leidet, kann der Bauer die Jungens in

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine Scheune stecken und gibt ihnen gern zu essen und zu trinken. Er hört selten ein deutsches Lied, er hat die naive Freude an den Klängen vergangener Jahrhunderte, die unsere Jugend bevorzugt, und die ihm in seinem zurückgebliebenen Kulturfühlen noch durchaus nahestehen. Er sieht es gern, wenn unsere Jugend seine Buben und Mädeln unter der Dorflinde versammelt, ihnen Märchen erzählt und sie Reigen und Lieder lehrt. Da geht auch ihm das Herz auf, und beide Teile haben Gewinn. Der Samen, der dort in gänzlich anspruchsloser Weise gesät wird, mag noch einmal hundertfältig Frucht tragen. Die malerische, phantastische Art, wie unsere Jugend sich kleidet und sich bewegt, wird gern hingenommen. Das, was unsere Jungens von ihren Erlebnissen draußen nachher in der Heimat erzählen, die Eindrücke, die sie für ihr Leben aus diesen Deutschtumwanderungen gewonnen haben, sind gleichfalls ein Gewinn. Was aber anders werden muß, ist folgendes: Diese Fahrten sind berechtigt, wenn sich ihre Führer sämtlich — und nicht wie bisher nur vereinzelt — voll bewußt sind, daß es um eine verdammt ernste Sache geht, und daß sie viel Verantwortung auf sich nehmen. Im Auslande herumbummeln bringt an sich keinen Nutzen. Draußen sind die Augen aller auf jeden deutschen Reisenden gerichtet, soundsoviele Ausländer bilden sich ein Urteil über Deutschland und die Deutschen nur aus dem Verhalten und dem Aussehen des einzelnen, den sie gerade kennen lernten. Ist er frech und überheblich, ist er ungewaschen, wird die Wanderfahrt zur Bettelfahrt, und hält man diese fremden Gesellen für herumzigeunernde Musiker, so lautet sein Urteil über die Deutschen ähnlich, wie man im Reiche über die Slowaken urteilte, die man nach den slowakischen Kesselflickern beurteilte, welche vor 1914 die Dörfer abgrasten. So sehr wir den Drang unserer Jugend, Italien, dieses Land ewiger deutscher Sehnsucht, zu besuchen, verstehen können, um so größer sind unsere Bedenken über die politischen Wirkungen vagierender Scharen. Wer nicht die nötigen Mittel selbst aufbringen kann, der soll Reisen unter fremden Völkern unterlassen, wenn nicht ganz bestimmte Einladungen, die des Lebens Notdurft sichern, vorliegen. In auslanddeutschen Gebieten mit Landbevölkerung ist das anders. Hier wird der herumreisende junge Deutsche, wenn er keine Fehler macht, nicht mißverstanden werden und sogar Gutes wirken können. Unter allen Umständen sollten aber die Führer ihre Jungens fest in der Hand haben und alles vermeiden, was eine Gesetzesverletzung oder den Mißbrauch des Gastrechtes darstellt. Sie dürfen mit der Polizei nicht in Konflikt kommen, sie haben kein Recht, den deutschen Auslandvertretungen Schwierigkeiten zu bereiten, Rückreisegeld zu fordern und, wenn nicht alles glatt geht, patzig zu werden. Fremde Grenzen ohne Paßvisa zu überschreiten und diese Überschreitungen noch als einen lobenswerten, weil gefahrvollen Sport aufzufassen, das zeugt nur von falschem Augenmaße. Die Führer dieser Deutschtumreisen müssen diese von langer Hand vorbereiten, die Verhältnisse dieser Länder vorher studieren und mit den Führern der Deutschen die Reisepläne vorbereiten. Erst wenn diese Pläne volle Billigung gefunden haben, und wenn dadurch sichergestellt ist, daß den Reisen auch ein wirklicher Wert innewohnt, sollte man sie — aber dann auch nicht engherzig — von amtlichen und nichtamtlichen Stellen fördern, sowohl moralisch als auch durch Bereitstellung von Geldmitteln. Daß das geht, beweist der unzweifelhafte Erfolg einiger Fahrten, über die freilich viel weniger geschrieben wird als über die mißglückten. Selbstverantwortung ist ein Lieblingswort unserer so selbstbewußten Jugend. Sie möge das alles selbst regeln und ihre Unterführer schulen und anweisen.

Die Aufnahme reichsdeutscher Kinder bei den Auslanddeutschen — eben kamen dreitausend „Ruhrkinder" durch Ungarn, welche bei den Sachsen und Schwaben Großrumäniens Unterkunft finden sollen — ist weniger eine volkspolitische als eine charitative Angelegenheit. Eine solche Kinderaufnahme wird sich ja wegen der hohen Kosten nicht immer rechtfertigen lassen, sie sollte aber auch im Auge behalten werden. Hierzu sei noch folgendes bemerkt: Als die „Ruhrkinder" bei der Durchreise in Budapest

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von den dortigen Deutschen aufs herzlichste empfangen und trotz eigener großer Not reichlich beköstigt wurden, gab es eine große Enttäuschung; denn die Kinder waren gar nicht von der Ruhr und noch dazu teils gut gekleidet und ernährt. Die Begleiter erzählten entschuldigend, man habe andere Kinder aus dem Reiche wählen müssen, da Rumänien echten Ruhrkindern wegen des Bündnisses mit Frankreich keine Pässe geben wollte. Enttäuschung . . .

Wichtiger fast aber sind die Reisen der Auslanddeutschen ins Reich. Es ist unbedingt notwendig, daß die Auslandjugend ihr Muttervolk richtiger verstehen lernt. Es genügt nicht, daß nur die Führer, daß nur die akademisch gebildete Jugend ins Reich kommt. Viel weitere Kreise sollten — und wäre es nur auf kurze Zeit — einmal das Land ihrer Vorfahren in seiner Arbeit und in seiner Schönheit sehen. Aber nicht einmal die Akademikerfrage ist gelöst. Heute erlaubt zwar der schlechte Stand der deutschen Mark vielen deutschen Gruppen, ihre Söhne ins Reich zu schicken, und die Zahl der auslanddeutschen Studierenden ist sehr groß. Andere Gruppen, z. B. in Polen und Ungarn, sind valutarisch nicht wesentlich besser gestellt als wir im Reiche, und da fehlt es heute vielfach noch an den nötigsten Mitteln. Nur wenige Gruppen sind in der glücklichen Lage, wie die Kaukasusdeutschen dank ihrer vortrefflichen Organisation, allein fünfzig junge Menschen aus den Überschüssen ihres Winzerverbandes an deutschen Hochschulen studieren zu lassen. Wie bitter nötig hätten wir, daß fünfzig ungarländische Schwaben in Deutschland studieren könnten. Aber es ist keine Stelle da, die sie aufnehmen könnte. Die deutsche Burse in Marburg, welche einigen zwanzig grenz- und auslanddeutschen Studierenden teils unentgeltlich, teils gegen mäßigen Kostenersatz Unterkunft, geistige Anregung und Verbindung mit reichsdeutschen Studierenden gibt, kämpft noch immer mit schweren Sorgen, welche bei dem ständig fortschreitenden Verfall der Währung immer größer werden. Wenn einer der Leser dieser Zeilen sich entschließen würde, der deutschen Burse in Marburg ein paar hundert Einheiten seiner Währung zu senden, so täte er etwas bitter Nötiges.

Zum Schluß noch eine Betrachtung: Besonders geeignete Einzelpersönlichkeiten sollten instand gesetzt werden, aus dem Reiche die Gebiete der Auslanddeutschen und aus diesen das Reich und die anderen grenz- und auslanddeutschen Gebiete zu besuchen mit dem Auftrage, Einzelfragen zu studieren oder über Sonderfragen Vorträge zu halten. Beides könnte auch miteinander verbunden werden. Es gilt hier sowohl praktische Aufgaben auf dem Gebiete des Minderheitenschutzes, des Schulwesens, der kirchlichen Organisation, der Raiffeisen- und Darlehnsgenossenschaften zu lösen als auch auf rein geistigen und wissenschaftlichen Gebieten Notwendiges zu leisten. Diese Aufgaben haben nur teilweise einen Tagescharakter, zum anderen Teil gehen sie auf lange Sicht. Dann ist ihr Nutzen nicht so in die Augen springend, darum aber vielleicht doch nicht geringer. Unsere großen Körperschaften im Reiche und im Auslanddeutschtum sollten sich mit ihrer Durchführung mehr befassen als bisher. Denn durch das bessere Verständnis, durch eine engere Fühlung der Führer, durch nahe Beziehungen zum deutschen Geistes- und Wirtschaftsleben im Reiche und Deutschösterreichs würde dann auch jene gemeinsame öffentliche Meinung bestehen oder gebildet werden, die zur Schaffung eines großen und einigen deutschen Volkes über die derzeitigen Staatsgrenzen hinaus ebenso notwendig ist wie ein gemeinsamer Herzschlag.

Sylvanus.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literarische Rundschau

Ein „deutsches" Schulbuch*)

Vor dem Richter erschienen einmal fünf Juden und klagten, ein Metzgerbursche habe sie furchtbar verprügelt. Auf die Frage des Richters, wie es überhaupt möglich sei, daß ein Einzelner fünf Gegner verprügeln könne, erwiderten die Juden: „Er hat uns umzingelt."

An diese Geschichte muß ich immer denken, wenn ich die Weltkarte betrachte, auf der Deutschland und seine Widersacher während des Weltkrieges verzeichnet sind. Auf der einen Seite stehen eine ganze Reihe von Kontinenten: Ganz Nordamerika, halb Südamerika, ganz Australien, ganz Asien und Japan mit Ausnahme von Kleinasien, ganz Afrika und halb Europa; auf der anderen Seite stehen Deutschland und seine schwachen Bundesgenossen. Trotzdem hat Deutschland wie der Metzgerbursche alle Feinde verprügelt, bis es an einer inneren Krankheit zugrunde ging.

Daß die Verprügelten behaupten, Deutschland habe sie „umzingelt", ist zwar komisch, aber aus der Seele des Verprügelten heraus wohl zu verstehen.

Unerhört ist es aber, wenn deutsche Gelehrte den gleichen Unsinn behaupten, und noch unerhörter ist es, daß unsere Söhne diesen Unsinn in der Schule lernen müssen.

Friedrich der Große und Goethe haben in fast gleich lautender Weise ihrem Unmut gegen die eigene Nation gelegentlich Luft gemacht und gesagt, das deutsche Volk sei ein Volk von Bedienten. Wenn man den Leitfaden der Geschichte von Martens zur Hand nimmt, gerät man in die Versuchung, den beiden Großen zuzustimmen. Sicher wäre ein Buch von einer derart bedientenhaften Gesinnung bei keinem anderen Volk der Welt möglich.

Bei Behandlung des Weltkrieges bringt es der Verfasser fertig, einen Ausspruch Moltkes so zu verdrehen, daß er zum Pazifisten gestempelt wird. Dann wird der große Kriegsheld in eine Gesellschaft gebracht, vor der er noch aus dem Grabe Reißaus nehmen würde.

Die Friedenskonferenz im Haag wird so dargestellt, als habe Deutschland allein das Zustandekommen des Weltfriedens verhindert. Dann kommen die bösen Alldeutschen daran und die Reden des Kaisers, die zur Steigerung des Mißtrauens gegen Deutschland bei unseren friedliebenden Nachbarn geführt hätten. Zwar wird die Ehrlichkeit Rußlands und Englands in Zweifel gezogen, aber man erhält doch den Eindruck, als habe das böse Deutschland die anderen „umzingelt".

Am Mord von Sarajewo sind natürlich die edelen Serben ganz unschuldig, und nur das böse Österreich, das „ungeheuerliche Forderungen" an Serbien gestellt, ist schuld an allem.

„Vergebens suchte die russische Regierung, auf deren Hilfe Serbien rechnete, zu vermitteln. Auch die englische Regierung bemühte sich, dem Krieg vorzubeugen, in-

*) Dr. W. Martens: Leitfaden der Geschichte für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. 12. Auflage. Hannover 1921. Manz & Lange. Eingeführt in den Gymnasien Hessens.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem sie den Vorschlag machte, den Streitfall vor eine von den Großmächten zu bestellende Kommission zu bringen. Die Wiener Regierung, die in ihrer schroffen Haltung von Berlin aus noch bestärkt wurde (!), ließ sich auf keine weiteren Verhandlungen ein, sondern brach am 25. Juli 1914 ihre diplomatischen Beziehungen in Belgrad ab. Obwohl man in Wien und Berlin wissen mußte, daß der Krieg mit Serbien dessen Beschützer Rußland und somit dessen Verbündeten Frankreich auf den Plan rufen, mit anderen Worten einen Umfang annehmen würde, der nicht nur für Österreich, sondern auch für Deutschland bedrohlich erschien, übergab der deutsche Botschafter auf Befehl Wilhelms II. in Petersburg am 31. Juli 1914 die deutsche Kriegserklärung."

Nicht ein Wort über die Telegramme des Kaisers an den Zaren. Eine verlogenere Darstellung der Vorgänge ist kaum möglich. Aber das Kompliment des deutschen Bedienten vor der Schuldlüge unserer Feinde ist vollkommen.

Bei der Darstellung des Krieges fallen die dienerhaften Komplimente vor Joffre und Foch besonders in die Augen. „Schließlich kam die „erlösende" Entscheidung nicht auf dem Schlachtfeld und von den Heerführern, sondern aus den Völkern heraus." — Eine tiefe Verbeugung vor der Revolution.

So etwas wagt man unserer Schuljugend zu bieten. Als mir meine Söhne empört ihr Schulbuch vorlegten und fragten, was ich dazu sage, wußte ich mir nicht anders zu helfen, als ihnen einen Ausspruch des Grafen Alexander Keyserling, des Freundes Bismarcks, zu wiederholen: „Es ist merkwürdig, daß es unter den Menschen so viele körperlich verschiedene Rassen gibt, aber nur zwei seelisch verschiedene Rassen — die Löwen und die Wanzen." J. von Uexküll.

Zur deutschen Literaturgeschichte

Wenn eine „Geschichte der deutschen Literatur in ihren Grundzügen" als Leitwort die Verse trägt:

Doch wenn sich alles vor Gebräuchen schmiegt,
Wird nie der Staub des Alters abgestreift;
Berghoher Irrtum wird so aufgehäuft,
Daß Wahrheit nie ihn überragt,

freut man sich. Man freut sich nicht nur um des bißchen Rammelei willen, das eine neue Einstellung mit sich bringt. In den Museen hängt man die Bilder auch hin und wieder um, in der Literaturgeschichte steht im wesentlichen alles noch auf seinem alten Platze, wie es die ältesten Direktoren bestimmten. Erst jetzt beginnt — langsam — die unwahrscheinliche Gestalt Goethes in ihrem riesigsten Ausmaß deutlicher zu werden. Aber wie er und Schiller noch immer in einem Atem genannt werden, so werden Walther und Wolfram noch lange in trautem Vereine sich der trägen und undankbaren Nachkommenschaft zeigen lassen müssen, bis die Stimmen vernehmlich werden, die den „Größten" aus der Zeit des „Minnesangs" als einen Allergrößten dieses Erdenrunds voll ehrfürchtigen Schauders preisen. Dazu haben wir noch eine lange Zeit, und der unselige Knot wird in den Wolfram-Kollegs ungetrübt breitesten Raum einnehmen.

Das vorliegende Buch von G. O. Lessing (Carl Reißner, Dresden) kehrt nun leider nicht mit dem erhofften eisernen Besen, ja bisweilen schütteln wir den Kopf, wenn Hölty mit zwei Zeilen abgetan wird, Moritz' wundervoller Anton Reiser überhaupt nicht erwähnt wird. Breite und trockene Inhaltsangaben machen lechzen. Bisweilen wird man gar ärgerlich; so bei der Besprechung des Muspilli, dessen Urelemente auch nicht mit einem Worte erwähnt werden, oder gar bei der Behauptung: „Hier (in dem ungottschedschen Hamburg!!!!) . . . hielten die Meisterwerke von Sebastian Bach die Verbindung mit dem alten Kirchendrama fest." Arme Thomaskirche! Oder wenn bei

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Faustens Schauder vor den „Müttern" die Frage aufgeworfen wird: „denkt er an Gretchen?" Es wäre kein Wort über ein solches Buch zu verlieren, allein es hat seine lichten Seiten. Mit schöner Wärme tritt Lessing für Klinger ein, nicht eben Tiefes, aber Gutes sagt er über Klopstock, und eine helle Begeisterung schwingt in seinen Worten über Goethe. Man hat mitunter den Eindruck, als hätten zwei Menschen das Buch geschrieben. Manchen Satz wünschten wir den deutschen Gehirnen eingehämmert, daneben aber steht so viel Lässiges, ja Schiefes und Falsches, daß man eine weitere Verbreitung nicht wünschen kann.

Von einer groß angelegten Geschichte der deutschen Literatur im Spiegel der nationalen Entwicklung von 1813 bis 1918, die Wilhelm Kosch schreibt und die bei Parcus & Co. in München erscheint, liegt bisher die erste Lieferung vor. Eines Urteils müssen wir uns bei einem so kleinen Bruchteil des auf drei Bände veranschlagten Werkes naturgemäß entschlagen. Das Kapitel über die alte deutsche Burschenschaft ist frisch doch eilig geschrieben. Soweit zu sehen ist, tritt die katholische Einstellung des Werkes nirgends störend hervor. Ob die Wertungen, wie sie aus dem kurzen Vorwort ersichtlich sind, sich als haltbar erweisen werden, ob das ganze Buch eine mehr oder minder versteckte Polemik gegen ein Werk darstellt, das den gleichen Zeitraum unserer Dichtung behandelt, wäre abzuwarten.

In einer sehr hübschen Studie handelt Herbert Levin die Heidelberger Romantik ab (das Buch erschien ebenfalls bei Parcus, da — Zeichen der Zeit — die „Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte" ihr Erscheinen eingestellt haben). Wir streifen gern durch diese wunderhörnerischen Gefilde, nur hätten wir dem Verfasser ein bißchen Ungerechtigkeit gewünscht. Die Flegeleien Brentanos nennt er noch beim Namen, aber die widerlichen Machenschaften des alten Voß, die denn doch die Grenze menschlichen Anstands um ein erhebliches überschreiten, werden gar zu freundlich beschönigt. Objektivität erreicht mitunter das Gegenteil der erwünschten Wirkung, das ruhige Abwägen macht den aufkochenden Zorn erst recht sieden, bis endlich der Kessel unter görresschem Wutgebrüll platzt und man beruhigt dem Einsiedlerkampf weiter zuschauen kann. Sorgsam gewählte Bilder und ein alter Stadtplan erleichtern den Spaziergang durch diese alten lieben Wege auf das beste.

Einem Einzelnen, einem Vergessenen widmet Siegfried Sieber ein stattliches Büchlein: dem Großoheim Goethes: „Johann Michael von Loen", in dem der Herausgeber nicht ganz unwahrscheinlich das Urbild des Oheims in Wilhelm Meister sieht. (Historia-Verlag Paul Schroepler in Leipzig.) Einer längeren Einleitung folgt eine Auswahl Loenscher Schriften, der wir gern ein paar Proben aus „der Verbesserung der deutschen Sprache" beigefügt gesehen hätten, nicht zuletzt im Hinblick auf Schopenhauer, der hundert Jahre später seinen Groll über die Sprachverhunzung in demselben Frankfurt graunzte. Loen läßt in seinen Schriften vielerlei Töne anklingen, die später in volleren Akkorden brausen sollten. Das aber ist der Grund, warum wir dem Buch weite Verbreitung wünschen. Der Deutsche ist ein Verschwender, er sieht nur die Gipfel und achtet der Stufen nicht. Lessing — o ja unser Lessing, sagt der Deutsche und macht ein Gesicht, als hätte er selbst die Hamburgische Dramaturgie geschrieben, fällt aber der Name Liscow, so lächelte er mit fataler Überlegenheit. Die Andacht zum Kleinen hat der Deutsche, aber nicht die Andacht zum Kleineren. Loen nun ist keineswegs ein Titan, seine Satiren wie „Das Schreiben eines Utopianers von den Sitten und Mängeln der Europäer" oder „Das Lob der Bankruttierer" reicht nicht hinan zu dem „munteren Engländer Swift". Und „Von der Redekunst" ist es weit bis zu Adam Müllers klassischer Schrift über den „Verfall der Beredsamkeit in Deutschland". Allein wie lebendig und gebildet im besten Sinne sind die Reiseschilderungen dieses freien Reichsstädters über das Berlin des Soldatenkönigs oder Augusts Dresden. Nicht eine

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schrift, in der nicht ein Gedanke aufhorchen machte, bei der wir uns nicht freuten über die harmonische Rundung einer lebendigen Weltbetrachtung. Ganz modern gar ist die Abhandlung: „Ob die Deutschen wohl tun, daß sie den Franzosen nachahmen", aus der vornehm überlegenen Gesinnung und hinreißendes deutsches Gefühl ein rundgeschlossenes Meisterwerk machen *). — Die Einleitung hält sich fern von einer Überschätzung, wenn auch die Freude des Verfassers an seinem Helden — bei der Darstellung des Loenschen Romans — zuviel Kenntnis beim Leser voraussetzt. Wenn bei einer nächsten Auflage, die wir dem Büchlein aufrichtig wünschen, wenigstens ein Kupferstich Loens zu seinem Gedicht „Damons Unlust" wiedergegeben würde, so wäre dies dankenswert; denn wir möchten einen so weitblickenden Mann auch auf diesem Gebiete tätig sehen. Gern sähen wir auch über den einzelnen Aufsätzen die Jahreszahl ihrer Entstehung; die Verweise auf die Einleitung sind ein wenig lästig, und ob die Aufsätze über Berlin oder Dresden wirklich um die Zeit der Besuche und nicht rückschauend geschrieben sind, läßt mehr als eine Stelle des Textes recht fraglich erscheinen.

Auf das gefährliche Gebiet der neuesten Zeit wagt sich Carl Helbling mit seiner Studie über Thomas Mann: Die Gestalt des Künstlers in der neueren Dichtung (1922, Verlag Seldwyla, Bern). Vorsichtig wägend und klug deckt Helbling das Verhältnis Manns zum Naturalismus einerseits und zum George-Kreis andererseits auf. Das ist ganz vortrefflich, man kann getrost sagen: restlos gelungen — unsere „schnellebige Zeit" rückt ja bereits nächste Vergangenheit in die objektive Form der Historie. Dabei begnügt sich der Verfasser nicht, die Bewegungen nur in bezug auf seinen Helden zu sehen, wir bekommen ein lebendig geschautes Bild der Bewegungen unserer Dichtung um die Jahrhundertwende. In den beiden letzten Kapiteln — Thomas Mann und der „Zivilisationsliterat" und das Dreigestirn (Schopenhauer, Wagner, Nietzsche) über Thomas Mann — versucht, freilich mit zarter Vorsicht, der Verfasser den Dichter der bürgerlichen Dekadenz historisch bereits abzugrenzen. Hierüber haben wir nicht zu rechten, so wenig wie über die Wendung zum Zivilisationsliteraten, noch auch über Nietzsches Zukunftsvision, vom dionysischen Pessimismus, ob wir nun zu diesen Thesen stehen oder nicht. Hier hat nur „die Frau von wunderbarem Glanz, die Nachwelt, jene oberste Instanz", zu entscheiden.

Als Satirspiel: Diesen Büchern ist etwas durchweg gemeinsam: die Schreibform Literatur. Wo ist der Mann, der mir erklären kann, was aus dem dritten t dieses teuren Wortes geworden ist? Warum hat man es verstoßen? Ist irgend ein einleuchtender Grund? Wird die Dichtung literweise verzapft? Kommt es, wie Schopenhauer argwöhnt, von linere = schmieren? Ist der Kadavergehorsam vor Herrn Duden in deutschen Landen nicht geschwunden? Ich harre der Antwort.

Wolfgang Goetz.

Von Ost und West

Wo die Literatur mit historisch richtiger Blicklenkung das Verbindende zwischen Vergangenheit und Gegenwart sucht, vermag sie zuweilen den Sinn unserer Zeit überraschend zu formulieren. Im Kunstwerk freilich noch nicht; aber schon in der Betrachtung geschichtlicher Zusammenhänge. So leuchtet mit breitem Lichtkegel Walther Harichs Studie „Das Ostproblem" (Verlag C. H. Beck, München) in die verworrene Problematik des nahen Ostens hinein, aus dem Vergangenen den Weg zeichnend, den Deutschland von Westen her einmal ging, und den es, unter welchen veränderten Voraussetzungen immer, wieder gehen wird, um den notwendigen volkspolitischen Raum für seine überschüssige Arbeitskraft zu gewinnen. Dabei interessiert

*) Als Kuriosum: der Aufsatz ist auf den Tag genau fünf Jahre vor des großen Neffen Geburt geschrieben.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Ziel selbst zunächst weniger als der Wille, in naturnotwendiger Richtung ans Ziel zu kommen. In scharfen Umrissen gibt Harich den Ablauf des deutschen Werdens im Osten im Zusammenhang mit dem Auf- und Abstieg der Großmacht Litauen, dem Entstehen Rußlands und Polens; und das Bedeutsame dieses aus gutem Sprachgefühl geborenen, wenig mehr als hundert Seiten umfassenden Buches ist, daß es sich nicht damit begnügt, nur Historie zu sein, sondern alle Seiten menschlicher Entwicklung, die religiösen wie die künstlerischen, zur Deutung des geschichtlichen Zusammenhanges heranzieht und damit, die Nadlersche Methode der Stämme und Landschaften aufgreifend, dem mitteleuropäischen Kulturkreis, der durch die beiden Deutschland — das westlich der Elbe gelegene wie das östlich der Elbe gewordene — bestimmt ist, in der Ergänzung und Verschmelzung dieser zwei Deutschland seine osteuropäische Aufgabe zuweist.

Freilich einer kritischen Einschränkung gegenüber dieser fast zu elegant geschriebenen Studie bedarf es doch, einer Einschränkung, die den Grad der Bewertung vielleicht nicht unerheblich mindert. Auch Harich unterliegt, wie so viele mit ihm, den rätselvollen Augen der sowjetrussischen Sphinx und sieht drum im Osten als Einheit, was gerade dort im Grunde verwirrende Vielheit sein mag. Ist der Osten wirklich nur Sowjetrußland, ist er nicht vielmehr das Gegeneinander der slawischen Stämme und Landschaften? Und durfte bei der Schilderung russischer Wesenheit die Besonderheit der Ukraine vergessen werden und ihre bestimmende Aufgabe im östlichen Kulturkreis? Hier fehlt für die Deutung des Ostens ein wichtiger Faktor, der bei Kenntnis der vorliegenden Literatur — wie etwa der grundsätzlichen, vor schon siebzig Jahren erschienenen Schrift Nikolaj Kostomariws: „Zwei russische Nationalitäten" — kaum übergangen wäre.

Deutschlands Erneuerung vor hundert Jahren vollzog sich von Ost nach West. Damals zahlte das Kolonialland östlich der Elbe mit Blut zurück, was es an Schöpferkraft vom Mutterlande empfangen hatte. Es gilt heute den gleichen Freiheitskampf. Und wir suchen den Geist jener Männer, die der Osten hervorbrachte als Führer in Schrift oder Tat. Spürte die deutsche Literaturgeschichte den Geist der Zeit, sie hätte uns längst die Biographie des politischen Menschen Heinrich von Kleist auf den Tisch gelegt. Aber sie klebt am Dichter, am „tragischen Menschen", der „an sich" zugrunde ging, anstatt zu offenbaren, warum dieser Mensch an sich und der Welt zerbrach. Das ist der Einwand, der auch gegen Philipp Witkops Buch „Heinrich von Kleist" (Verlag H. Haessel, Leipzig) erhoben werden muß, das allzu viel vom Tragischen „an sich" redet. Aber immerhin: wo der feinsinnige Biograph nicht mitzugehen weiß, da kündet das eigene Wort des Künstlers sein politisches Vermächtnis der horchenden Nation in brennender Leidenschaft. Und wenn einst wieder die Feuer der Freiheit durch deutsches Land leuchten, wird der Sturmruf jenes preußischen Junkers, auch ohne Biographen, den Fahnen der Jugend den Weg zum heiligen Opfertode weisen.

An Ruhr, Rhein und Saar hält die Front. Schwarze und weiße Franzosen vollbringen alltäglich neue Heldentaten an Unterdrückung und Schändung einer waffenlosen Bevölkerung. Sie trägt ihr Leid und beugt sich nicht. An den Grenzen ist Grenzlandgeist. Aber wo ist der Künstler, der den Menschen der Grenze gestaltet, der das Gesicht jenes neuen unsichtbaren Deutschland kündet? Im Stil der Vorkriegszeitromane ist da nichts zu machen. Reinheit ist notwendig und die echte Glut kleistischen Hasses. Davon aber besitzt Artur Landsbergers Roman einer deutschen Frau „Elisabeth" (Verlag Georg Müller, München), ebenso wenig wie Max Martells Novellenzyklus „Opfer" (Verlag Cottasche Buchhandlung Stuttgart und Berlin). Und so sind beide Bücher als Versuche, unsere unmittelbarste Wirklichkeit zu begreifen, nur in negativem Sinne zu werten. Was in ihnen wirkt, ist der Typ des französischen Offiziers, der dem Leser sofort von der Wirklichkeit her vor die Seele tritt und des Ge-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stalters nicht mehr bedarf; was verletzt, ist die billige, nach Konjunktur riechende Methode, die ungeheuerliche Chronik unserer Zeit ins Romanhaft-Courths-Mahlersche umzufärben.

So geht's nicht. Laßt die Finger von der Wirklichkeit, solange ihr derselben nicht gewachsen seid! Sie schafft's auch allein. Oder begnügt euch mit weniger, wie der vortreffliche Allemand Daudet, der wieder mit Ironie und Laune in seinem neuen Büchlein „Tartarin an der Ruhr" (Verlag Trowitzsch & Sohn, Berlin) die unsterblichen Taten des größten Franzosen festgehalten hat, auf daß sie keiner bis zum Tage der Abrechnung vergesse. Werner Wirths.

Für Rhein und Ruhr

Wenn die Welt hören wollte — von deutscher Seite ist viel getan, um über die Frage Frankreich-Deutschland ein richtiges Urteil zu erhalten. Politisch, wirtschaftlich, historisch-politisch liegen ausgezeichnete Arbeiten vor. Hier seien vor allem die Schriften angeführt, die sich besonders zur Versendung ins Ausland eignen: „Frankreichs Länderraub seit 1000 Jahren", in 10 Karten dargestellt von Prof. Dr. W. Vogel (Berlin, Verlag des Deutschen Schutzbundes). Die erste Karte umfaßt die Zeit von 925—1200, die zehnte die Jahre 1871—1923. Diese beiden Karten geben, ebenso wie die dazwischen liegenden, den schlüssigsten Beweis, daß es im Wesen des französischen Volkes liegt, imperialistisch in schrankenloser Ländergier nicht nur gegen Deutschland, sondern ebenso gegen Italien, die Schweiz, Holland, Belgien immer wieder vorzustoßen. Von diesen von dem ausgezeichneten Geographen der Berliner Universität gezeichneten Karten vermag auch die öligste, verlogenste Phrase der Pariser nicht ein Titelchen wegzudisputieren. Wer keine Ohren hat zu hören, kann hiervor seine Augen nicht verschließen. Die schmale, billige Schrift müßte in ungezählten Exemplaren ins Ausland versandt werden; ebenso die Schriften, die darstellen, wie sich die Franzosen in den 1000 Jahren bei ihren Vorstößen verhielten in treugewahrter, schmachvollster Tradition: „Französische Mordbrenner am deutschen Rhein" von Dr. Karl C. von Loesch (hier im Juliheft besprochen) und die gute, sachlich überzeugende Arbeit „Frankreich — Freiheit und Friede" von Heinrich Fliederer (Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte), sowie die kleine von Dr. von Loesch, „Frankreich, ein Schrei von der Westgrenze" (Berlin, Zentralverlag). Eine politisch höchst geschickte und wirkungsvolle, glänzend geschriebene Abhandlung von Erich Lilienthal, „Krupps französische Kanonen" (Berlin, Georg Stilke), welche die Bedrohung der ganzen Welt, besonders Englands, durch Frankreichs Herrschaft am Rhein von einem sehr überlegenen, klugen, europäischen Standpunkt aus schildert, möchte man ebenso wie Graf Max Montgelas' „Ursprung und Ziel des französischen Einbruchs in das Ruhrgebiet" (Berlin, Zentralverlag) in der Hand jedes ausländischen Politikers und Publizisten wissen. — Von unwiderstehlicher Wirkung sind — durch die Wucht des Tatsachen- und Zahlenmaterials — die vom Statistischen Reichsamt herausgegebene Denkschrift „Deutschlands Wirtschaftslage unter den Nachwirkungen des Weltkrieges" und „Die Entwicklung der Reparationsfrage", Chronik des wirtschaftlichen Niedergangs in Deutschland (beide Berlin, Zentralverlag), die in vier Spalten nebeneinander stellt die politischen Ereignisse, das Datum, den Dollarstand in Deutschland, den Notenumlauf, die schwebende Schuld. Ich kenne kein so wuchtiges Dokument, das die Verstrickung aller dieser Momente mit ihren furchtbaren Folgen so schlicht und überzeugend zur Darstellung bringt.

„Westfalen-Trutz und -Treue", Briefe aus dem Ruhrgebiet, herausgegeben von Fritz Walter (Paderborn, Westfälisches Volksblatt, A.-G.), heißt ein Buch,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das, ohne politische Absichten, ganz aus dem Herzen der Ruhrleute heraus geschrieben ist. Fern dem üblen Ton, in dem der furchtbare und schwere Kampf oft in den Ausdrücken der patriotischen Kriegsberichterstatter als eine Art Sport geschildert wird, zeigt jede Zeile hier die innere Überlegenheit der Rheinländer und Westfalen über die fremden Unterdrücker, beruhend auf dem Gefühl des heiligen Rechtes und dem eisernen Willen, sich nicht zu beugen. Das Ausland sollte dieses Buch lesen, um zu erkennen, welche Art Menschen es tatenlos dem französisch-belgischen Wüten preisgibt, das Binnendeutschland, um sich besonders die Briefe hinter die Ohren zu schreiben, die sich mit dem Verhältnis der Ruhrkämpfer zur deutschen Etappe beschäftigen. Dies Buch verdient in jedem Anspruch weiteste Verbreitung und Förderung.

* * *

Nach den Büchern des Kampfes ein Buch der Schönheit und Sehnsucht: „Das romantische Rheinland" von Fritz Mielert mit Umschlagzeichnung von H. Pischepack (Bad Rothenfelde, Holzwarth-Verlag), ein Buch, das inhaltlich wie in der äußeren Form hoch erfreulich ist. Es sollte mit der gleichen Wärme und Freudigkeit verbreitet werden, mit der Herausgeber und Verleger an dies Werk herangegangen sind. In der Form eines Reiseplans von sechs Wochen, der in Bonn beginnt und in Altenberge im Dhünntal endet und fast alle wesentlichen und schönen Punkte des Rheinlandes berührt, führt Mielert mit Sachkunde und feinem Verständnis durch dieses gesegnete Land. Das Schönste sind die 105 beigegebenen Lichtbilder, die, mit feinstem Geschmack aufgenommen, die Fülle der Schönheit des einzigen Landes lebendig werden lassen. Das Herz wird einem weit ob all der Schönheit und zieht sich zusammen in Schmerz und Zorn bei dem Gedanken, daß dieser Garten Gottes und seine frohen Bewohner seit Jahren geschändet und geknechtet werden von dem uniformierten Gesindel, das sich dort eingnistet hat wider jedes göttliche und menschliche Recht. Aber alles überstrahlt das Gefühl: wie deutsch ist dieses Land! So erwächst eine heiße, schmerzliche Sehnsucht nach dem deutschen Rhein. Und das ist letzten Endes wohl der tiefste Sinn dieses Buches und sein schönster Lohn. R. P.

Politische Rundschau

Ganz langsam, schleppend hat sich der Fortschritt der diplomatischen Verhandlungen während der Berichtszeit allüberall in der Welt vollzogen. Die Leiden der Bevölkerung zählen nicht bei den Beratungen der Politiker. Die englische Regierung hat nach dem Empfang der unter ihrem Druck zustande gekommenen letzten deutschen Note, die ihr als Unterlage eigenen Vorgehens brauchbar erschien, ruhig abgewartet, bis die belgische Ministerkrise mit der einfachen Wiederherstellung des bisherigen Ministeriums Ende Juni beendet wurde, und bis danach Frankreich und Belgien Anfang Juli ihr auf ihre Fragebogen mündlichen statt des gewünschten schriftlichen Bescheides erteilten. Auch dadurch ist sie nicht aus der Haltung gekommen. Sie gab zu verstehen, daß sie nunmehr in Erwägung ziehe, ob sie die deutsche Note allein, ohne die Verbündeten, beantworten werde, und nahm eben diese Andeutung zum Ausgangspunkt neuer Besprechungen mit Paris, von denen sie erhofft, daß sie vielleicht doch noch zur Verständigung über eine gemeinsame Antwort an Deutschland führen werden. Die deutsche Note ist in den Händen Englands ähnlich zu einer Stichkarte für sein augenblickliches großes Spiel mit Frankreich geworden, wie im vorigen Jahre der Rapallo-Vertrag es wurde für das Spiel der Russen gegen England auf der Genueser

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Konferenz. Wir sind heute wie damals nichts als eine Karte. Wir bleiben im Spiel oder werden ausgespielt nach dem Gutdünken des anderen Teiles. Wir nehmen in keiner Weise selbst am Spiele teil.

Die Aussichten Englands haben sich auch in den vergangenen Wochen Zug um Zug weiterhin verbessert. Der Zurückdrängung der Russen und ihrer Unterwerfung unter das englische Gebot ist die tatsächliche Beendigung der Lausanner Konferenz gefolgt. Die Engländer haben aus dem Schiffbruch, den sie durch die Politik Lloyd Georges besonders rasch und weithin sichtbar im östlichen Mittelmeer erlitten, in Lausanne so viel wie möglich gerettet. Die Türken haben sich ihnen zugewandt. Sie haben Konstantinopel unter der Aufsicht der Engländer gelassen. Sie haben ihnen sehr beträchtliche wirtschaftliche Vorteile eingeräumt. Das Bedürfnis nach Kapital und die Erkenntnis, daß es nur noch in England zu finden ist, hat das Verhalten der Türken in Lausanne bestimmt, wie es offenbar auch die Russen nachgiebig gegen die englischen Forderungen machte. Die Franzosen und Italiener erhalten in Vorderasien genau so viel, als ihnen England an Beteiligungen zugesteht. Sie erscheinen zusammen mit den Griechen als die betrübten Lohgerber, denen auf der Konferenz die Felle weggeschwommen sind. Daran ändert auch kaum etwas die Tatsache, daß Frankreich nach wie vor die Gunst der Vereinigten Staaten erfährt. Diese haben es nicht zur Ausführung des von der französischen Regierung beanstandeten Chestervertrages kommen lassen, so daß ihn die Türkei wieder kündigen konnte. Sie decken Frankreich auch bei seinen Verhandlungen mit England über die Ruhrbesetzung. Noch soeben verlautbarten sie, daß sie nicht bereit seien, einen Sachverständigen in den von der deutschen Regierung mit englischer Zustimmung beantragten Ausschuß zur Nachprüfung der deutschen Leistungsfähigkeit zu entsenden. Im ganzen halten sie sich doch wohl allzu sehr außerhalb der europäischen Streitigkeiten, als daß die gelegentlichen Abweichungen von der Linie Frankreich wesentlich zu nützen und England empfindlich zu stören vermögen.

So hat denn England seit Anfang Juli im großen und ganzen freie Hand in der Behandlung der Ruhrfrage, d. h. zu einer Vereinbarung mit Frankreich über sie unter Wahrung der englischen Interessen. Diese Freiheit hatte es noch nicht, als die Franzosen vor einem halben Jahre den Rhein überschritten. Der veränderten Lage entspricht, daß Baldwin vor kurzem einmal mit aller Bestimmtheit sich dahin ausdrückte: In Europa sei heute nichts von so wesentlicher Bedeutung wie die Beilegung der Ruhrfrage. Fraglich bleibt, wie er sie beizulegen für gut befindet und bis zu welchem Maße des Entgegenkommens Poincaré Baldwin gegenüber bereit ist. Die Dinge liegen heute so, daß der Widerstand unsrer Volksgenossen an der Ruhr England die Frist verschafft hat, die es brauchte, um sich wider Frankreich einigermaßen am Rhein stark zu machen, daß der Widerstand aber unsere eigene Stellung in Europa, nun, da die Dinge ihrer Entscheidung entgegendrängen, mangels einer Regierung mit eigenen Zielen und eigenem Willen in nichts verbesserte. Die deutsche Arbeiterschaft, die 1918 unter dem Einfluß der sozialistischen Führer und eines Erzberger nicht mehr bereit war, „pour le roi de Prusse“ zu kämpfen, hat in den letzten Monaten lediglich gekämpft, um das Kräfteverhältnis zwischen England und Frankreich zu verändern. Der Engländer ist ihr kein besserer Freund als der Franzose.

Diese Feststellung hat ihren Grund darin, daß der Glaube Europas an die weitere Entwicklung des deutschen Widerstandes geschwunden ist. Er wird nach der Meinung der anderen aufhören, sobald sie sich über Rhein und Ruhr geeinigt haben. Man hat der Bevölkerung im besetzten Gebiet daraufhin den Puls gefühlt, indem man die wenigen Fälle von Störungen des französischen und belgischen Bahnbetriebs plötzlich zum Gegenstande lärmender publizistischer und diplomatischer Behandlung machte. Was von den Zeitungen des besetzten Gebietes nur irgend feindlicher Beeinflussung zugänglich war, wurde dazu bewogen, tagtäglich zu behaupten, daß Ostelbier die Urheber jener

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Störungen wären, und ohne den Willen, ja wider ihn und lediglich zur Bedrückung der einheimischen Bevölkerung geschehe, was dort den Franzosen und Belgiern Arges angetan werde. Als der Papst, vermutlich ebenso wie 1917 und 1922, von den Engländern in seiner Absicht bestärkt und von ihnen angespornt, mit einem Schreiben in das Ringen um Ruhr und Rhein sich einmischte, den Anspruch Deutschlands auf eine erneute Nachprüfung seiner Leistungsfähigkeit betonte, dafür aber Frankreichs Anspruch auf eine nur schrittweise Räumung des Ruhrgebietes sich aneignete und befürwortete, antwortete die französische Regierung mit erregten Hinweisen auf die „Verbrechen", die unter den Augen der deutschen Regierung begangen würden. Der Vatikan ließ sich davon beirren. Uneingedenk dessen, daß die Franzosen noch vor nicht allzu langer Zeit ihr „Ecrasez l'infâme" gegen die Kirche in die Welt hinausstießen, pflichtete der Kardinalstaatssekretär dem Verdammungsurteile der mehr von der Loge als von der Kirche inspirierten öffentlichen Meinung über Deutschland bei und verlangte von der deutschen Regierung eine Erklärung, die alle Abwehrhandlungen im besetzten Gebiete verurteilte. Freilich verlangte er gleichzeitig von Frankreich und Belgien, daß sie sich jeder weiteren Quälerei der dortigen Bevölkerung enthielten. Einen Augenblick war es fraglich, ob die deutsche Ruhrpolitik die sich aus dem Verlangen der Kurie entwickelnde psychologische Belastung noch zu ertragen vermochte. Diese kam indessen nicht bis zur vollen Entwicklung. Denn vorher zeigte sich, daß der französische Versuch, eine Verurteilung Deutschlands durch das Weltgewissen mit Hilfe der Kurie feststellen zu lassen, so wie sie immer wieder im Weltkriege geglückt war, diesmal nicht mehr gelang. Poincarés sittliche Entrüstung verhallte. Die atmosphärischen Bedingungen der politischen Lage Europas sind offenbar andere geworden.

Unter diesen Umständen müssen wir auch der Unruhe in den europäischen Mittelstaaten, zumal den besonders gefährlich gelegenen, aufmerksam Beachtung schenken. Wenn in Belgien nach einer Krisis von mehrwöchiger Dauer das Ministerium Theunis ohne jede Änderung seiner Zusammensetzung wieder in Tätigkeit treten konnte, war es nicht, weil die innerpolitischen Gegensätze überbrückt worden waren, die den Ausbruch der Krisis verursacht hatten, sondern weil die Opposition nicht die Verantwortung für einen Wechsel der Regierung in dem Augenblicke auf sich zu nehmen wagte, wo die Gestaltung der englisch-französischen Beziehungen ganz unsicher wurde und wo auch der seit langem beredete wirtschaftliche Zusammenbruch Deutschlands auf einmal über Nacht Wirklichkeit werden konnte. Dieselbe Sorge trieb Benesch nach London. Während sich bei ihm daheim mit jedem Monat unbewachter die allslawischen und deshalb polenhasserischen Stimmungen wieder hervorwagen, die ihren Künder von je in Kramarsch haben, sieht Benesch mit der Erfahrung des Ministers, der durch mehrere Jahre schon die Außenpolitik seines Staates leitet, offenbar ein, daß heute weniger als je Zeit zum Austrag solches Bruderzwistes ist. Daheim muß er wohl gelegentlich der die Menge beherrschenden Stimmung in seinen Äußerungen Rechnung tragen. In London bemüht er sich darum, daß Frankreich und England beieinander bleiben. Die Tschechoslowakei so gut wie das heutige Belgien und so gut wie alle die Staatengebilde von Versailles, sind aus der englisch-französischen Ehe der Kriegsjahre gezeugt und wissen nicht, was aus ihnen wird, wenn das Elternpaar nicht beisammen bleibt — oder wenn durch das Verschulden des Elternpaares mit der Führernation Mitteleuropas, dem deutschen Volke, Mitteleuropa insgesamt in sich zusammenstürzt.

Dieselbe Unruhe regt sich gegenwärtig in Italien. Das Italien der Nachkriegszeit ist desselben Geblüts wie der Staat der Tschechen und das heutige Belgien. Es steht und droht zu fallen mit Versailles, der Boden unter seinen Füßen ist noch längst nicht ruhig. Mussolini kämpft im Inneren seinen Kampf mit den Popolari weiter. Dom Sturzo hat nun doch aus seiner Führerstellung an der Spitze der Popolari weichen müssen. Vermutlich wich er einem Drucke, der vor allem von den angesehensten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Familien des vatikanischen Rom ausging. Aber sein Geist beherrschte noch die Partei. Noch hat sie sich dem Diktator nicht ergeben. Mussolini hat die Freiheit der Zeitungen fast ganz aufgehoben. Er ist mit seinem Vorschlag für die Änderung des Wahlrechts durchgedrungen. Bestritten bleibt ihm die Macht nach wie vor. Könnte er die außenpolitische Stellung Italiens sichern, so hätte er seinen Gegnern wohl endlich den Vorsprung abgewonnen. Er würde sich gern der Pflege der italienischen Interessen in Südosteuropa widmen. Daran hindert ihn Frankreich. Das italienische Volk hat ein elementares Empfinden dafür und daher die Wutausbrüche der letzten Wochen gegen Frankreich. Das italienische Volk fühlt sich nicht so gebunden wie die belgische Bevölkerung und wie die Tschechen an Frankreich. Es tut seinen Gefühlen keinen Zwang an. Im Innersten fühlen die Tschechen und Belgier schwerlich wesentlich anders.

Was wird demnach aus der Zusammenkunft von Sinajo werden, zu der sich Polen und die Staaten des kleinen Verbandes in der zweiten Julihälfte treffen wollten? Das romanische Königspaar hat Ende Juni Warschau besucht. Es ist dort als der Verbündete gegen Rußland gefeiert worden. Aber die Gedanken des Kabinetts Witos sind mehr auf Frankreich und damit gegen Deutschland als auf Rußland gerichtet. Der diplomatische Erfolg des Besuches war deshalb gering, und es ist anzunehmen, daß der Tag von Sinajo nicht mehr Belang gewinnen wird.

Die letzte Tagung des Völkerbundrates in Genf weist uns in dieselbe Richtung. England brachte die französische Gewaltherrschaft im Saargebiet vor den Rat, Danzig klagte über Polen. Frankreich hat mehr eine formelle Rüge erhalten, als daß seiner Herrschaft Abbruch geschah. Polen wurde ernstlicher in seine Schranken zurückgewiesen.

Die Moskauer Regierung machte inzwischen durch Radek eine lebhafte Anstrengung, die Enttäuschung der nationalgesinnten Kreise Deutschlands über die Regierung Cuno, die drohende Versumpfung des Ruhrwiderstandes und den Zorn über die unverbesserliche Philisterhaftigkeit der deutschen Parteien auszunutzen und die nationalen Verbände in ein Bündnis mit dem Kommunismus zu bringen. Radek redet ihnen zu, daß sich nur bei ihnen und in der kommunistischen Partei Tatkraft und Tatwille finde. Sie müßten gemeinsam Deutschland vor der Herrschaft des französischen Kapitalismus bewahren. Radek weiß, daß auch im deutschen Kommunismus kein Tatwille mehr vorhanden ist, daß das ganze deutsche Proletariat nicht weniger als das ganze deutsche Bürgertum versagt. Er weiß, daß auch der russische Bolschewismus auf absehbare Zeit keinen Tatwillen aufbringen wird. Er greift in der Verzweiflung nach den Nationalgesinnten in Deutschland. In ihnen wittert er noch Hingabe an eine Idee, Bereitschaft zum Opfer, Kampfgeist. Sie sind, von ihm aus gesehen, die letzten Reserven, die sich in die Schlacht mit dem westlerischen Kapitalismus werfen lassen. Er möchte sie anfeuern, daß sie sich einsetzen. Die Regierung Cuno hat sich nicht an ihre Spitze zu stellen gewagt . . .

Wie steht es in den nationalen Verbänden selbst? Die Verhandlungsergebnisse in dem Verfahren gegen Fuchs und Genossen bilden für sie eine ernste Mahnung. Die letzten Monate seit dem Einfall der Franzosen in das Ruhrgebiet mögen für sie eine Mobilisationszeit bedeutet haben, an schmerzlichen, aber heilsamen Erfahrungen reich, wie die Mobilisation für Preußen 1859. Möge es an dem königlich gesinnten Manne nicht fehlen, der die Erfahrungen nutzt, solange es noch an der Zeit ist. Dann mag wohl auch der Staatsmann sich zur rechten Stunde einstellen, der die Kräfte im großen Spiele verwertet.

Pertinacior.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sir Campbell Stuart, Secrets of Crewe House, the story of a famous campaign. London, Hidder and Stoughton, 1920. 240 pages; illustrations, maps. — **Deutsche Uebersetzung von Korvettenkapitän Walter Köhler: Geheimnisse aus Crewe House.** 207 Seiten. Leipzig 1922, Weicher.

Man denkt an „Geheimnisse von Paris", aber es handelt sich nicht um einen Roman, sondern um ein geschichtliches Dokument ergreifender Art über unsern Zusammenbruch von 1918. Ein verschärfter Krieg mit Worten wurde gegen das in Waffen siegreiche Deutschland in London organisiert, nachdem Wilson am 8. Januar 1918 seine 14 Punkte veröffentlicht hatte, deren verführerische Absicht erst durch ihre Verwendung in der Hand der ad hoc begründeten englischen Propagandakommission klar wird. Im Februar 1918 nahm Viscount Northcliffe die Aufforderung Lloyd Georges an, sie zu leiten, nachdem er vor wenigen Wochen aus Amerika zurückgekehrt war. Der Marquis von Crewe stellte sein Londoner Haus zur Verfügung, Stuart wurde Vizedirektor, ein Stab von Mitarbeitern — einschließlich den bekannten Romanschriftsteller Wells — wurde gebildet und Helfer von den drei „starken" Bundesgenossen herangezogen. Die Ankunft der amerikanischen Armee, die wachsende Slawenbewegung im österreichisch-ungarischen Lager und die Kriegsermüdung breiter Schichten in Deutschland versprachen Erfolg, und der Luftballon ermöglichte eine bisher nie gekannte Überschwemmung unserer Truppen mit literarischem Gift. Kühl erwogen die Männer in Crewe House, wie der gefürchtete Deutsche nicht bloß zu überwinden, sondern für möglichst lange Zeit zu lähmen wäre.

Als Hauptwerkzeug der Verführung sollte die Wahrheit dienen, ungefähr wie die teuflischen Hexen den tapferen Macbeth durch Wahrheitsaussage zu den krassesten Verbrechen antrieben. Ehre! Aber damit verband sich ein Studium der österreichischen und deutschen Mentalität, worin sich Wells als gelernter Phantasiemensch am meisten hervortat. Wells sagte: der Deutsche ist gerne systematisch und gutmütig, also versprechen wir ihm ein neustaatliches Weltsystem zum Zwecke des Friedens und laden ihn unter garantielosen Versprechungen freundlich zur Mitarbeit ein. Die „Liga der Völker" wurde als Köder aufgerichtet. Die Staatsmänner wurden bestürmt, verwendbare Heuchlerreden zu halten; was hatte wohl kurz vorher Northcliffe in Washington dem Präsidenten Amerikas nahegelegt? Und viele Deutsche glaubten alles; auch viele Intellektuelle; eine Liste der deutschen Zeitungen und Flugschriften, die sich dabei „nützlich erwiesen", ist auf S. 144 der Originalausgabe, S. 120 der Übersetzung zu finden und mag von den unglücklich Beratenen selber nachgelesen werden; mit ironischer Dankbarkeit ist besonders dem Fürsten Lichnowsky für „Meine Londoner Mission" quittiert. Auch die deutschschweizerischen werden als gewichtige Helfer gegen den Deutschen erwähnt. Selbst der fromme Sinn unseres Landvolkes mußte sich ausbeuten lassen: eine kleine Predigt stellte ihnen die militärische Niederlage als verdiente Strafe für die Sünden ihrer Regierung hin. „Phrases" sagen jetzt die geriebenen Männer von Crewe House von ihren eigenen Argumenten, nehmen die Maske von den schlauen Gesichtern und lachen der Dummen, die nach der Rattenfängerpfeife tanzten. Hindenburg sah die Gefahr; seine Warnungsrufe werden als Beweise für die Wirksamkeit der britischen Propaganda nachgedruckt; aber Scharen von leichtgläubigen Michels liefen, den Propagandazettel in der Hand, zum lieben Feinde über, wie auf ein paar eingelegten Photographien der Originalausgabe zu sehen ist: schändlich lächerliche Tölpel!

Ewigen Frieden erhofften die Leichtgläubigen, aber mitten in der Ableugnung ihres Kriegswillens bereiteten die traurigen Zauberer bereits die Fortsetzung des Wortkrieges im „Frieden" vor. Sie fanden, daß man sich rechtzeitig ein „system of ideas" beilegen müsse, um damit die Gegner und Neutralen zu kirren. Sie verlangen Einheitlichkeit der Propaganda bei den Bundesgenossen, damit der Chor der Lockvögel einheitlich und überzeuglich erschalle. Jede Schwäche unserer Weltkenntnis und Selbstbeurteilung soll erspäht und ausgenützt werden. Jede Moralempörung über solch tückisches Gebaren bei glattem Gesicht ist sentimental gegenüber der Aufgabe, unser Volk zu impfen gegen literarische Ansteckung, wie sie da in unerhörtem Grade bekannt und weiter empfohlen wird. Kein Zwischenraum darf bleiben zwischen dem Wollen der Führer und dem Verständnis der Geführten — dazu dient in demokratischen Ländern eigentlich die Presse, um die Massen von vornherein zu überzeugen, daß sie wünschen, was die Regierung anschafft. Keine Weltanschauung subjektiver Art, wie sie unser philosophischer Idealismus begünstigt, ist zu pflegen, sondern eine reale Kenntnis der Völker und Verhältnisse, wie sie sind; dazu gilt es, recht viele fremde Sprachen zu lernen, Literatur zu lesen und Denkweisen zu ergründen, auch fleißig zu fragen: Wie sehen uns die andern? Nicht umsonst hat sich Hindenburg gegen die Einseitigkeit des Griechischunterrichts — nicht gegen diesen selbst — ausgesprochen und, wie einst Locke, auch die heutigen Nachbarn zu studieren empfohlen, die uns ringsum über die Grenze gucken. Jede Zeitung, die den Lokalklatsch durch gediegene Bilder ersetzt, und jeder Roman, der uns in die Seelenzustände möglicher Gegner und Helfer einführt,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

statt mit bloßer Sensation unsere Nerven zu kitzeln, ist ein Fortschritt in der Notenziehung des heranwachsenden Geschlechtes. Zugleich wünsche ich den „Geheimnissen von Creve House" recht viele aufmerksame, kritische, zwischen die Zeilen spürende Leser, damit unser Volk das stechende Auge des Feindes sehe, bevor er schießt, und nicht mit kindlicher Arglosigkeit ihm abermals traue. Alois Brandl.

Osteuropa. Von Walther Tuckermann. 1. Teil Allgemeine Uebersicht. 2. Teil Landschaften. Breslau 1922, Ferdinand Hirt.

Die rührige Verlagsbuchhandlung Ferdinand Hirt in Breslau bringt neuerlich hübsch kartonierte Heftchen etwa im Umfange von 125 Seiten heraus, unter dem Namen „Jedermanns Bücherei": Natur aller Länder, Religion und Kultur aller Völker, Wissen und Technik aller Zeiten. Dieses reiche Programm zerlegt sie wieder in 14 Untergruppen: Religionswissenschaft, Philosophie, Erziehungswesen, Geschichte, Reichs- und Landeswissenschaft, soziale Wissenschaft und Wirtschaftswissenschaft, Literaturgeschichte, bildende Kunst, Musik, Erdkunde, Völkerkunde, Land- und Forstwissenschaft, Naturwissenschaft, Medizin, Mathematik und Technik. Jede von diesen Gruppen soll eine große Anzahl von Einzelbändchen enthalten. Als wir noch wohlhabend waren, gaben unsere Verleger dicke Wälzer heraus, die gleichfalls als Sammelwerke ins Leben traten. Solch umfassende Kompendien könnten heute nur noch sehr reiche Leute bezahlen. Da ist „Jedermanns Bücherei" wirklich ein Bedürfnis, und wir wünschen dem Verlage zu diesem Gedanken Glück. Die beiden von Tuckermann herausgegebenen Bändchen über Osteuropa sind auf gutem Papier und mit einer anständigen Type gedruckt. Die beigegebenen Bildertafeln beider Bände vereinigen das Praktische mit dem Schönen und Guten. Die Bilder sind charakteristisch ausgewählt, ihr Format ist, wie es unserer Zeit entspricht, bescheiden, gibt aber doch den Eindruck dessen, was gezeigt werden soll, gut wieder.

Professor Tuckermann hat es übernommen, Osteuropa und seine Landschaft zu schildern. Diese Teilung in zwei Bändchen, die wohl durch den Umfang gegeben war, ist ohne Gewalt vor sich gegangen; nur die Abbildungen gehören zusammen. Er schildert uns Osteuropa etwa im Umfange des europäischen Anteils des ehemaligen russischen Reiches, aber ohne Polen, Finnland, Litauen und die baltischen Staaten. Letztere kommen, wie Tuckermann in seiner Einleitung sagt, aus rein äußeren Gründen an anderer Stelle zur Behandlung, während Polen und wohl auch Litauen zu Mitteleuropa zu rechnen sind.

Im ersten Teil gibt uns Tuckermann eine allgemeine Übersicht über Aufbau, Flußsysteme und landwirtschaftliche Gliederung, Klima und Vegetation. Es folgt eine Darstellung der völkischen, religiösen und staatlichen Verhältnisse. Ein, soweit ich mich überzeugen konnte, sorgfältiges Register erleichtert die Benutzung. Der 2. Band, der die Landschaften schildert, zerlegt diese in vier große Gruppen: Der Norden, die Mitte und die westliche Umrandung, der Süden und der Osten. Er unterscheidet ferner in der ersten Gruppe den russischen Anteil an Finnoskandia mit St. Petersburg und den nordrussischen Rücken mit einer nördlichen Absetzung, im mittleren Teil das obere Wolgabecken, die baltischen Randrücken und sein westliches Vorland (das russische Baltenland), das Poljesjie und die mittelrussischen Platten, im Süden die Dnjestr- und Dnjeprplatten und Dnjestr-Ebene, die Donezplatte und die pontische Ebene und den Südteil der Krim. Im Osten die Donebene, die Wolgaplatte, die kaspische Ebene, die voruralische Platte und das Uralgebirge. Ein Literaturverzeichnis und ein gutes Register fehlen auch im zweiten Bande nicht.

Tuckermann steht, wie jeder, der heute Rußlands Verhältnisse schildern will, vor einer schweren Aufgabe. Neuere Literatur ist wenig vorhanden. Dazu erscheinen uns besonders die staatlichen Verhältnisse veränderlich, die Grenzen der einzelnen Sowjetteilstaaten sind unsicher. Besonders anschaulich erscheint mir der Abschnitt über die Religionen Rußlands, weniger gelungen der über die völkischen Verhältnisse. Tuckermann unterscheidet bei den Ostslawen wie üblich Weißrussen, Großrussen und Ukrainer, die er meist, wie ich glaube, zu Unrecht Kleinrussen nennt. Er hält ihre Stellung für am stärksten umstritten und bezweifelt, ob man sie wirklich eine eigene Nation nennen könnte. „Wenn irgendwo der Lauf der kriegerischen Ereignisse die Wirklichkeit über dem geschichtlichen Werdegang und die politische Bedeutung eines Landes und Volkes ganz auffallend verdunkelte, so war es bei der Darstellung der Ukraine und ihrer Bewohner, deren ziemlich nebelhafte Vergangenheit plötzlich in hellem Glanze erstrahlte." Dem wird man sich gewiß nur mit Bedenken anschließen können. Im übrigen ist Tuckermanns geschickte und vielfach anmutige Darstellung bei allem wissenschaftlichen Ernste sehr zu loben. Er hat beiden Bänden noch dazu eine Reihe von Textabbildungen gegeben, welche die Landschaften, den Boden Osteuropas und Ähnliches in einfachster Schwarz-Weiß-Manier, aber doch übersichtlich darstellen.

Alles in allem, der Verlag Hirt wird Freude an dieser Bücherei haben, und Walter Tuckermann hat seine Aufgabe, Osteuropa auf 250 Seiten darzustellen, geschickt gelöst.

Karl C. von Loesch.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Zukunftsarbeit unserer Kirche. Von Alexander Faure. Stuttgart, J. Engelhorns Nachfolger.

Die protestantische Kirche hat im Gegensatz zur fast kosmischen Gestalt der katholischen Kirche flüssige Grenzen; Einbruch, Umgestaltung ist möglich. Hier macht ein Pfarrer Vorschläge zu einer Neuorganisierung der Kirche. Er spricht sich gegen die vielfache Nüchternheit des „organisierten Geistigen" aus, die Kirche habe zu viel mit dem Beamtentum gemeinsam. Faure mag in vielen seiner Vorschläge recht haben, jedoch will er den Kreis zu weit ziehen. Es ist ein Irrtum, daß die Kirche die Sekten wieder in sich zurückziehen könnte. Unmöglich sein Vorschlag „Kerntruppen", „wahrhaft Gläubige" abzusondern. Das ergäbe innerhalb der Kirche etwas wie Glaubensränge. Das erinnert an Theosophie. Sekten werden immer sein, sie tragen oft eine Leidenschaft in sich, welche die große Kirche nicht mitmachen kann, weil sie das Gleichmaß halten soll. Faure nimmt unserer Kirche, die sowieso an Mangel an Gestalt leidet, zu viel Form. Wenn einmal ein Pfarrer, ein andermal ein „Freund" trauen könnte, einmal das Abendmahl vom Geistlichen, ein andermal vom Laien gegeben würde, so würde dies nichts anderes bedeuten als eine Lockerung der kirchlichen Gebundenheit, die doch sein muß, weil sich in ihr ein Transzendentes verkörpern soll. Der Gedanke, auch „esoterische" Gottesdienste einzuführen, wäre an sich gut, nur dürfte sich innerhalb der Kirche keine kleine Vorzugsgemeinde bilden. Der Gedanke des „Sichtens" widerspricht der Kirche. Faure empfindet eine Unzulänglichkeit in unserem Gottesdienst, aber er wird sich nicht klar, worin sie eigentlich beruht. Es liegt dies alles ja auch viel tiefer. Er berührt den Kultus zu flüchtig. Eine „rein kultische Religion" birgt Gefahren, meint er. Gewiß, und doch käme es eben gerade auf ein stärkeres Herausarbeiten des Kultus in unserer Kirche an, das entspräche dem Gegenwartsbewußtsein. Unsere Gottesdienste wären vielleicht viel schärfer zu teilen, die liturgischen könnten zu rein kultischen ausgebaut werden, die Predigtgottesdienste auch noch mehr ausgestaltet werden. Es würde sich dann zeigen, was die Menschen brauchen. Esoterische Unterweisungen von seiten der Kirche, in denen auch Laien sprechen könnten, wären doch zu begrüßen. Es fallen viele Leute den Feinden zu, weil sie von der ganzen Tiefe ihrer eigenen Religion zu wenig wissen. — Es führt zu weit, den Faureschen Anregungen nachzufolgen; schön ist sein Gedanke, die Kirche solle vor allem eine „Liebesgemeinschaft" darstellen, sich auch so christlich-sozial auswirken. Der Gedanke: „Es muß dahin kommen, daß jeder, der sich in Not befindet, sich sagen kann: die Kirche will helfen, die Kirche kann helfen —" fällt wie warmes Sonnenlicht ins Herz. Seine Liebe zum deutschen Volk ist echt. Es ist immerhin ein Zeichen von Leben, wenn die Stimme eines Pfarrers sich erhebt und zu einer Neubelebung der Kirche aufruft. Theophile von Bodisco.

M. Doeberl: Bayern und Deutschland. Bayern und die deutsche Frage in der Epoche des Frankfurter Parlaments. München und Berlin 1922, R. Oldenbourg.

Der Umsturz der Novembertage von 1918 hat endlich den unwürdigen Zustand beseitigt, daß das deutsche Volk die Grundlagen seiner neueren Geschichte nicht kannte, und daß selbst seinen ersten Geschichtsforschern nahezu jede Einsicht in die amtlichen Akten des 19. Jahrhundert verweigert wurde. Ganz vorsichtig nur und lediglich in einzelnen Fällen erteilten insbesondere die Regierungen der Klein- und Mittelstaaten die Genehmigung, während alle übrigen europäischen Staaten mit dieser Geheimniskrämerei zum wenigsten für die Zeit vor der Reichsgründung grundsätzlich gebrochen hatten und so eine politische Erziehung ermöglichten, die wir für unsere Gebildeten und damit schließlich auch für unser ganzes Volk bitter vermißten. Mit gutem Recht hat daher der Vertreter der bayrischen Geschichte an der Universität München, der früher schon an Hand verhältnismäßig spärlicher Quellen das große Wagnis einer umfassenden Darstellung unternahm, zunächst die wichtigsten Perioden dieser Zeit zu eingehenderer Untersuchung herausgegriffen, der nun die Öffnung der verschiedenen Münchener Staatsarchive zugute kommen soll. In den Mittelpunkt stellt er in diesem ersten Bande die Bewegung von 1848, in die gerade die bayrische Regierung mit fester Hand eingriff. Zahlreiche „Nachlässe" der führenden Staatsmänner ergänzen aufs glücklichste die Lücken, die auch jetzt noch die amtlichen Akten erkennen lassen, während ein trefflicher Überblick über die wichtigsten Flugschriften und Zeitungen auch die damals besonders wichtige „öffentliche Meinung" zu ihrem Recht kommen läßt. Neben der „kleindeutschen" Lösung, die im Herbst des Revolutionsjahres bekanntlich die Frankfurter Reichsverfassung überragend beeinflußte, tritt jetzt die Entwicklung der Triasidee, welche die ältere Überlieferung der Dreiteilung Deutschlands in die süd- und westdeutschen eigentlichen „Reichslande", Preußen und Österreich ihrerseits nun staatsrechtlich, wie wir sagen würden, verankern will, stärker hervor. Auch auf die übrigen Verfassungsfragen aber und vor allem auf die zwiespältige Haltung König Friedrich

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wilhelms IV. fällt neues Licht, so daß die Darstellung für das Verständnis der ganzen „deutschen Frage" unentbehrlich wird. Den weitern Bänden, die Bayerns Stellung u. a. auch zur Reichsgründung beleuchten sollen, darf man mit besonderer Aufmerksamkeit entgegensehen. Paul Wentzke.

Die große Wunde. Psychologische Betrachtung zum Verhältnis von Kapital und Arbeit von Prof. Dr. Ernst Horneffer, Gießen. München u. Berlin 1922, R. Oldenbourg.

Der Versuch Horneffers, den Gegensatz zwischen Unternehmertum und Arbeiterschaft, die „große Wunde" unseres heutigen Volkslebens, durch die Arbeitsaktie zu überwinden, die dem Arbeiter ein ideelles Eigentum an dem Werke geben soll, ist in Fachkreisen mit Zurückhaltung aufgenommen worden. Aber selbst, wenn man sich den Vorschlägen Horneffers in diesen Punkten nicht anschließen kann, so wird man doch dieses hinreißend geschriebene Buch mit großem Gewinn lesen. Es führt uns mitten hinein, nicht nur in die wirtschaftlichen Gegensätze, sondern auch in die geistigen Gegensätze, die heute in unserem Volke vorhanden sind und mahnt zur Überwindung des Zwiespaltes zwischen Masse und Persönlichkeit auf allen Gebieten. G.

Die Stabilisierung der Mark. Im Auftrage des Reichsfinanzministeriums von Prof. Dr. J. M. Bonn. Berlin 1922, Verlag für Politik und Wirtschaft.

Kurz und klar stellt Bonn auf Grund geschichtlicher Beispiele fest, daß eine Stabilisierung der Währung auf die Dauer nur möglich ist, wenn die Volkswirtschaft aus eigenen Einnahmequellen im Verkehr mit dem Auslande ihre Zahlungsverpflichtungen gegenüber dem Auslande fortlaufend zu erfüllen vermag. Bonn erklärt diesen Ausgleich in der deutschen Zahlungsbilanz gegenüber dem Auslande unter dem Drucke der Kriegsentschädigungen für unmöglich, glaubt aber, daß eine Auslandanleihe von 5 bis 7 Milliarden Goldmark mit einer Frist von 5 bis 7 Jahren die nötige Erleichterung unserer Zahlungsbilanz und eine Reorganisation der Reichsfinanzen ermöglichen würde. Eine Stabilisierung der Mark sei damit noch nicht erreicht, wohl aber sei es möglich, die Grundlagen für eine spätere Markstabilisierung auf diese Weise zu legen. Diese Auffassung erscheint doch zu optimistisch gegenüber der Tatsache, daß die deutsche Zahlungsbilanz ungerechnet alle Barzahlungen und Zwangslieferungen an die Alliierten im Jahre 1922 allein aus dem Einfuhrüberschuß einen Fehlbetrag von über 2 Milliarden Goldmark aufweist, für den Deckung aus eigenen Einnahmequellen nicht vorhanden ist. Trotz der trostlosen politischen Lage müssen wir uns klar darüber sein: Ohne die industriellen und landwirtschaftlichen Überschußgebiete im Osten und Westen des Reiches, die uns durch das Versailler Diktat entrissen worden sind, ohne einen Ersatz für die Einnahmen aus der uns geraubten Handelsflotte und aus dem gegen alle Regeln des Völkerrechts enteigneten deutschen Privateigentum im Auslande ist ein Ausgleich unserer Zahlungsbilanz und damit eine Stabilisierung der Mark nicht möglich, auch wenn wir keinen Pfennig Kriegsentschädigung und keinerlei Zwangslieferungen mehr an die Alliierten zu leisten haben. Eher würde aber auch die Amortisation jeder nennenswerten Auslandanleihe über unsere Kraft gehen. Werner Genzmer.

Die preußische Polenpolitik von 1772—1914. Von Manfred Laubert. Berlin, Preußische Verlagsanstalt.

Der Weltkrieg hat durch die Neubegründung des polnischen Staatswesens eine so entschiedene Wende gebracht, daß sich wohl der Versuch einer zusammenfassenden Würdigung der preußischen Polenpolitik seit der ersten polnischen Teilung verlohnt. Einer der besten Kenner dieses Gebietes, der Breslauer Historiker Professor Manfred Laubert, hat sich dieser dankenswerten Aufgabe unterzogen. Der Ruf des Verfassers bürgt sowohl für wissenschaftliche Gründlichkeit wie auch für die Wahrung eines Standpunktes, der Leistungen geschichtlich gerecht einzuschätzen weiß, mögen sie auch dem „fluchbeladenen Regime" angehören und durch den Gang der Geschichte scheinbar desavouiert sein. Für die erste Hälfte des Zeitraums gewinnt die Darstellung durch Benutzung bisher unerschlossener Quellen einen besonderen historischen Wert. Mit Recht wird die Entwicklung Oberschlesiens, das erst künstlich in den Gesamtkomplex der deutschen Ostmarkenfrage hineingezwängt worden ist, einem besonderen Schlußkapitel vorbehalten. Freilich geben gerade auf diesem Gebiete die Ergebnisse einer wehmütigen Kritik schwerer, unverbesserlicher Fehler Raum. So sehr es auch sonst der preußischen Polenpolitik an Stetigkeit und Festigkeit gefehlt hat: erst die Ereignisse der Gegenwart geben uns wieder die Folie, von der sich die gegenwärtige Rechtlosigkeit dieses unglücklichen Zwischengebietes um so greller abhebt. M. H. B.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus meinem Leben. Von Wilhelm Tischbein. Herausgegeben von Lothar Brieger. Berlin, Propyläen-Verlag.

Der Maler Joh. Friedrich August Tischbein und seine Familie. Ein Lebensbild nach den Aufzeichnungen seiner Tochter Caroline von Professor Dr. h. c. Adolf Stoll. Verlegt von Strecker und Schröder. Stuttgart 1923.

Über zwanzig Künstler von allerlei Art sind dem Blute des 1764 verstorbenen Klosterbäckers Johann Heinrich Tischbein zu Haina in Hessen entsprossen; die Familie gibt eines der eindrucksvollsten Beispiele jener familiaren Vererbung der Kunst, die bis an die Schwelle des 19. Jahrhunderts das eigentliche Wurzelgeflecht der Verfassung des Künstlerstandes und der Fortpflanzung der künstlerischen Überlieferung gebildet hat. Ihren Höhepunkt erreichte die Tischbeinsche Begabung in den beiden Vettern Wilhelm, dem „Goethe-Tischbein", und Joh. Friedrich August. Wilhelms Mythologien und Historien zwar sind nicht viel mehr als frostige klassizistische Schulstücke, aber in späteren Jahren ließ er seinem tüchtigen Naturſinn freieres Spiel, und da entstanden seine reinsten Schöpfungen: gesunde Tier- und Blumenstücke und das bemerkenswert feine Bildnis der Christine Westphalen. Außerdem hat er das bekannte Goethe-Bildnis zu gut, das in der qualitativ im ganzen doch recht schwachen Goethe-Ikonographie ohne Frage einen Ehrenplatz behauptet. Er war eine bürgerlich-verständige und selbst nüchterne Natur; man bemerkt wohl, wie er sich strapaziert, wenn er phantasievoll oder pathetisch werden will, und für seine Entwicklung als Künstler wäre es vermutlich besser gewesen, er wäre nie nach Italien und nicht unter Goethes Einfluß gekommen, der ihn ganz ins klassizistische Joch spannte. Lehrreich ist aus seinen Erinnerungen zu ersehen, daß er zu den großen Italienern zuletzt doch nur in einem Achtungsverhältnisse stand, aber wenn er von den Holländern spricht, geht ihm das Herz auf. Diese Erinnerungen, zuerst 1861 veröffentlicht, liegen hier in einer guten Neuausgabe vor; der Herausgeber hat den Text mit einer aufklärenden Einführung und mit Anmerkungen begleitet, auch durch Einfügung von Briefen Tischbeins ihn glücklich ergänzt, und zweiunddreißig wohlgewählte Abbildungen vermitteln von seinem Schaffen als Maler eine vielseitige Anschauung. Diese schlicht geschriebenen Erinnerungen würden literarisch stärker wirken, wären sie nicht belastet mit Tischbeins Erinnerungen an die von ihm gesehenen Kunstwerke und seinen Urteilen über sie, in denen sich freilich mancherlei Stoff zur Geschichte des Geschmackes und des Sammlerwesens der Zeit birgt. Seine Jugend eröffnet einen Blick in jenen gut handwerklichen Betrieb der Kunst, da man Malerei und Baukunst noch „lernte" und nicht „studierte", übrigens aber schon gleichsam von Kindesbeinen an ins Metier hineinwuchs. Merkwürdig ist es, wie verschiedenartige Einflüsse in Tischbeins geistige Entwicklung hineinspielen: die Bekanntschaft mit Homer wirkt schlagartig, aber auch Ossians Nebelgestalt erscheint; seine vom alten Bodmer ermunterten Versuche der Behandlung vaterländischer Geschichtsstoffe sind wohl die ersten dieser Art, und das Bildnis seiner Tochter Angelica steht etwa Pforrs Nazarenertum nahe. Dergleichen Mischungen waren dem deutschen Klassizismus nicht fremd; auf höherer Stufe findet man Ähnliches bei Carstens. Wenn es Tischbein so schwer wurde, sich selbst zu finden, so hat der Herausgeber wohl recht mit dem Hinweise auf die Hemmungen, die der Kampf um seine wirtschaftliche und soziale Existenz ihm bereitete. Jedenfalls sind seine Erinnerungen als eine kunst- und kulturgeschichtlich wertvolle Urkunde zu schätzen, und es wäre willkommen, wenn Brieger, wie er in Aussicht stellt, noch weitere Mitteilungen aus Tischbeins literarischem Nachlasse veröffentlichen würde.

Bei seinem Vetter Friedrich August war das Klassizistische nur ein dünner Firnis, und sein Versuch, Schillers Bildnis antikisch aufzumachen, ist mißglückt. Er zählt aber zu den repräsentativen Bildnismalern des deutschen Rokokos; er verstand den Männern vornehmweltmännische Haltung, den Frauen Anmut zu geben und wirkt durch eine oft sehr geschmackvoll, zuweilen geradezu duftig abgestimmte Farbengebung. Derglichen mit Wilhelm ist er die einfachere, geschlossenere, sicherere Persönlichkeit. Über Arolsen, Dessau und Weimar kam er nach Leipzig, wo er die Leitung der Akademie übernahm; sein Ruf reichte aber über Deutschland hinaus: er hat auch in Holland und Petersburg erfolgreich gearbeitet. Goethe war und blieb ihm gram, weil er und nicht sein Schützling Meyer den Auftrag erhielt, das Herzogspaar zu malen; der Olympier konnte in derlei persönlichen Dingen recht menschlich sein. Stolls Buch gibt zum ersten Male ein Bild von Tischbeins Lebensgang und füllt damit wirklich eine Lücke aus. Seinen Kern bilden die bescheiden-anmutigen Erinnerungen von Friedrich Augusts Tochter Caroline, die Stoll fleißig und gewissenhaft zu runder Biographie ergänzt hat (beiläufig: der S. 80 erwähnte Maler „Lechefski" ist der Berliner C. F. R. Lisiewski 1725—94). Friedrich Augusts Leben hat recht viele interessante Kreise gestreift, die in den Erinnerungen seiner Tochter lebendig werden. Dahin gehört das Weimar Goethes, und dann vor allem die Gruppe der Jenaer Frühromantiker. August

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wilhelm Schlegel hat Frau Tischbein eine Zeit kräftig den Hof gemacht; mit Caroline Schlegel und ihrer Tochter Auguste hat die Familie Tischbein in freundschaftlichen Beziehungen gestanden; das Persönliche und das gesellschaftliche Leben sind es vor allem, die in Caroline Tischbeins Aufzeichnungen glücklich zur Geltung kommen. Auch diesem Buche ist eine stattliche Anzahl von Abbildungen nach J. F. A. Tischbeins Werken beigegeben. A.

Meisterwerke der bedeutendsten Galerien Europas. Band I: Meisterwerke der Älteren Pinakothek in München. Band III: Meisterwerke der Neuen Pinakothek, der Staatsgalerie und der Schackgalerie in München. Band XI: Meisterwerke der Gemäldesammlung des Prado in Madrid. München 1922, Franz Hanfstängl.

Es ist erfreulich, daß der Hanfstänglsche Verlag sich zur Fortführung der bekannten und wohlangesehenen Galerien-Reihe entschlossen hat. Die neuen Bände, etwas kleiner im Formate, haben sich nun freilich in der Ausstattung mehr bescheiden müssen, aber sie sind sauber und gefällig gemacht, und es ist nichts gegen sie einzuwenden. Der Band über die Ältere Pinakothek hat eine Neubearbeitung erfahren. Karl Volls Einleitung ist durch eine neue von Eberhard Hanfstängl ersetzt, die sich ausschließlich mit der Geschichte der Sammlung und ihres Gebäudes beschäftigt — meines Erachtens die richtige Einstellung für diese Galeriewerke; sie ist auch für die Einleitungen der anderen Bände bestimmend gewesen. Der Bildstoff aus der Älteren Pinakothek ist nicht unwesentlich vermehrt worden (von 263 auf 300 Abbildungen) und hat erhebliche innere Verschiebungen erfahren. Zweifelhaftes und minder Wertvolles ist ausgeschieden, die deutschen Meister treten mit verstärkter Wucht auf, Goya, Greco, Boucher u. a. sind neu eingerückt; daß Ribeira ganz ausgeschaltet wurde, erregt Befremden. Eine reichere Vertretung der Italiener und der Deutschen des 17. und 18. Jahrhunderts wäre für die Zukunft zu wünschen; diese Stilperiode verdient endlich mehr zu Rechte zu kommen. Vom Ende des 18. Jahrhunderts an tritt für Deutschland die Neue Pinakothek ein, die mit Graff, Edlinger, den Kobells, C. G. Schüz d. Ä. und ähnlichen beginnt. Die Einleitung dieses Bandes stammt gleichfalls von Eberhard Hanfstängl. Die Auswahl ist taktvoll bemüht gewesen, die großen akademisch-offiziellen Schinken in den Hintergrund zu drängen und die gute Kunst in den Mittelpunkt zu stellen; so zeigt sich die Neue Pinakothek von ihrer besten Seite. Die ursprünglich von der Sezession begründete Staatsgalerie bildet ihre Fortsetzung; durch sie und durch die auf Tschudi zurückgehenden Erwerbungen französischer Impressionisten wird der Band bis in die Kunst von gestern und heute geführt, und 65 Wiedergaben nach Werken der Schackgalerie runden das Bild der öffentlichen Münchener Sammlungen neuerer Kunst ab. Gleichfalls neu und sehr willkommen ist der Prado-Band; Einleitung von August L. Mayer, dem bekannten Forscher auf dem Gebiete spanischer Kunstgeschichte. Hier waren ja die Richtlinien der Auswahl von selbst gegeben; höchstens daß sie mit einem embarras de richesse zu kämpfen hatte. Der fast unerhörte Reichtum des Prados an Werken der italienischen Hochrenaissance (der Band bringt an die 25 Tizian!), die vlämischen Meister, die die Habsburger mit ebenso großer Liebe sammelten, die ganze Perlenkette der spanischen Meister von 1400 bis herunter zu Goya bilden die strahlenden Höhepunkte; und daran reihen sich Dinge, wie die herrlichen Dürer oder die tüchtigen Bildnisse von Mengs, der ja als spanischer Hofmaler gewirkt hat. Es ist also ganz natürlich, daß der Prado-Band zu einem Glanzstücke der Reihe geworden ist. A.

Manzoni

Am 22. Mai dieses Jahres jährte sich zum 50. Male der Todestag **Alessandro Manzonis**. Der besonnene und klug geleitete Theatiner-Verlag in München hat zu diesem Gedenktag die ersten drei einer auf 10 Bände berechneten Ausgabe der Dichtungen und Schriften des großen Italieners in würdiger äußerer Form herausgebracht. Als Herausgeber zeichnen Herman Bahr, selber ein Jubilar in diesem Jahre, und Ernst Kamnitzer. In der guten Übertragung von Johanna Schuchter sind als Bd. III/IV „Die Verlobten“ erschienen, und bestätigen auch in dieser neuen deutschen Form durchaus Goethes warme Anerkennung des viel bewunderten Meisterwerkes. Zum ersten Male in deutscher Sprache sind als Bd. V die Schriften zur Philosophie und Ästhetik, übersetzt von Franz Arens, erschienen. Der sehr begrüßenswerte Gedanke dieser Gesamtausgabe, auf die wir nach ihrem vollständigen Vorliegen zurückkommen werden, kann zu einer Manzoni-Renaissance führen. P.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vom Geiste der Völker

Auf Frankreichs Spuren

Wenn in dem vorigen Hefte unter dem gleichen Abschnitt ein Schlaglicht auf die Eigenarten französischer „Rechtsprechung" geworfen wurde, so verlangt es die Gerechtigkeit, festzustellen, daß noch eine andere Nation eifersüchtig bestrebt ist, den Franzosen in der Vergewaltigung des Rechtes in keiner Weise nachzustehen: Polen nämlich, dieser Staat von Frankreichs Gnaden, hat sich ein politisch bestimmtes Justizgebaren angeeignet, das auf das schwerste die allgemeinen Rechtsgrundlagen erschüttert, und namentlich für die zahlreichen Minderheiten einen „Rechtszustand" herbeiführen muß, der einer vollständigen Entrechtung und Versklavung der Gastvölker nahekommt.

Vergegenwärtigen wir uns, daß dieses polnische Staatsflickwerk über ein Drittel fremder Nationalitäten sich angestückt hat, und daß diese alle mit der gleichen Skrupellosigkeit behandelt werden — Deutsche, Juden, Weißrussen, Ukrainer und Litauer —, so begreift man, daß die gewaltsame „Lösung" der Minderheitenfrage durch die Polen eine drohende Schicksalsfrage für alle kleinen Völker bedeutet und damit eine Stellungnahme der ganzen Welt erfordert.

Neben den Vertreibungen, den Einkerkerungen und Morden, für die namentlich die Ukraine zu einem der traurigsten Schauplätze geworden ist, tritt immer stärker ein systematischer Plan zutage zur Knebelung und Vernichtung der Minderheiten-Presse. Bedenkt man dabei, daß die polnische Rechtspresse die niedrigste und gehässigste Hetze gegen leitende polnische Staatsmänner ungehindert führen darf, so erscheinen die rücksichtslosen Justizhandlungen, wie sie in den letzten Monaten immer krasser u. a. gegen die deutsche Presse zu verzeichnen waren, als Willkürakte unerhörter Art. Statt vieler sei nur ein Beispiel angeführt:

Gegen die Bromberger „Deutsche Rundschau", eine der größten, geschicktest geleiteten Zeitungen Polens, sind innerhalb der letzten drei Monate sieben Prozesse geführt worden. Sämtliche Verfahren endeten mit der Verurteilung eines Schriftleiters.

Merkwürdige tiefere Zusammenhänge mit westlichen Gewalten treten bedeutsam hervor namentlich bei einem Urteil in dieser Zeitspanne. Am 8. 6. wurde der Redakteur Joh. Kruse wegen „groben Unfugs" (§ 360 Absatz 2) zu vierzehn Tagen Gefängnis verurteilt, weil er authentische Berichte aus dem Ruhrgebiet veröffentlicht hatte! Eine Woche vorher wurde der 70jährige Schriftleiter Karl Bendisch zu neun Monaten Gefängnis verurteilt unter Ausschaltung der Verteidigung und Ablehnung des begründeten Wahrheitsbeweises.

Bei diesem Urteil, wie bei den meisten, ist es für das Rechtsverfahren der Polen kennzeichnend, daß sie zur Verschleierung der wahren politischen Hintergründe der Klage eine andere, oft an den Haaren herbeigezogene Motivierung geben; namentlich persönliche Beleidigungsklagen scheinen ein beliebter Deckmantel dafür zu sein.

Außerdem wurde von der „Deutschen Rundschau" in Bromberg am 29. 5. 23 der frühere Chefredakteur Richard Contag wegen „Pressevergehens" aus dem Jahre 1921 zu 1½ Jahren, der Redakteur Joh. Kruse am gleichen Tage zu neun Monaten Gefängnis verurteilt. Am 23. 6. wurden gegen den neuen Chefredakteur Gotthold Starke sechs Monate Gefängnis verhängt. Bei all diesen Männern muß festgestellt werden, daß sie sich von vornherein auf den Boden des neuen Wirtschaftsstaates Polen gestellt haben, also vollkommen als loyale polnische Staatsbürger hätten behandelt werden müssen. Die Verurteilung G. Starkes namentlich wirkt wie ein bitterer Hohn, da die Polen es zum großen Teil seinem Eintreten bei den preußischen Behörden verdanken, daß das von Preußen erfolgte Verbot der polnischen Minderheitszeitung „Gazetta Olsztynska" in Allenstein aufgehoben wurde. Daß nach allgemeinen internationalen Rechtsgrundsätzen der Chefredakteur (außer für seine eigenen Artikel) nicht zur Verantwortung gezogen werden kann, kümmert die polnische Justiz erst gar nicht bei der Durchführung politischer Absichten.

Man ersieht daraus, wie es um den Rechtsschutz der Minderheiten unter polnischer Oberhoheit in Wirklichkeit bestellt ist und was die kleinen Randvölker von diesem gewaltsamen Staatsgebilde noch zu erwarten haben. Für sie alle gibt es nur einen Weg und eine Antwort. —

* * *

Doch nehmen wir die blutigen Spuren des „Ewigen Frankreich" an Rhein und Ruhr wieder auf. Wiederum sind zahlreiche Ergänzungen in der furchtbaren Bilanz der französischen Verbrechen notwendig. Wir dürfen uns den qualvollen Anblick dieser unschuldig gemarterten Menschen nicht ersparen in müder Scham; denn sie und ihre Kinder werden nicht nur von den Eindringlingen, sondern auch von uns und dem trägen Gewissen der ganzen Welt einmal Rechenschaft fordern für das Erduldete.

Die Zahl der Ermordeten ist auf 112 Personen, die der von Haus und Hof Vertriebenen auf 102 014 Personen angewachsen. Die Summe an Jahren, die an Gefängnis- und Zuchthausstrafen in den sechs Monaten an der Ruhr verhängt wurde, hat nunmehr ein Jahrtausend erheblich überschritten. Die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geldstrafen belaufen sich auf 2,3 Billionen Mark und 218 000 Franken. Hierzu kommen die täglichen Vergewaltigungen, Mißhandlungen und Böswilligkeiten, welche den dort zu leben Verdammten das Dasein zu einer immerwährenden Qual machen.

Es gehört ja zu einem der erprobtesten Gebräuche der Franzosen, alle ihnen unbequemen Tatsachen als freche Lügen und Entstellungen des Boche abzuleugnen. Da ist es von besonderem Werte, einmal auf französische Stimmen zu hören, die aus eigenster Kenntnis von den Vorgängen an der Ruhr zu berichten wissen. So veröffentlicht „L'Humanité" vom 17. 6. 23 (20. Jahrg. Nr. 7111) den „Feldpostbrief" eines französischen Soldaten unter der Überschrift:

«Les atrocités de la Ruhr»

«A la suite de l'assassinat de deux adjudants dans une rue éloignée de Dortmund l'autorité française a en représailles interdit la circulation dans les rues à partir d'hier soir et des patrouilles ont été chargées de l'exécution de cet ordre. Dans la nôtre nous avons arrêté 40 passants (les hommes seulement) et nous ne leur avons fait subir aucune brutalité.

«Mais il n'en a pas été de même pour les autres patrouilles. Celles-ci, composées de 40 hommes au moins, arrêtaient tout sans discernement, TIRAIENT DANS LE TAS POUR DISPERSER LES GENS, et se sont comportées *avec une sauvagerie inouïe.*

«Nous avons vu un malheureux type, qui était maintenu par deux soldats, frappé à coups de pied et à coups de crosse par un sergent.

«Il y a plus grave: le lieutenant E... (nous tenons le nom à la disposition du ministre de la guerre et nous ne le taisons ici que par souci peut-être excessif d'humanité) a abattu d'un coup de revolver un civil qui tentait de se sauver. Deux civils qui passaient tranquillement dans une rue ont été fusillés. L'adjudant V... a pris un prisonnier dans le tas et l'a, paraît-il, abattu d'un coup de revolver.

«Bref ce matin il y a 7 morts et la population est en offervescence. Il pourrait se passer des choses plus graves. Nous voulons que ces méthodes barbares que nous n'acceptons pas et qui nous déshonorent soient connues en France.»

Nos camarades soldats ont raison. L'absurde opération de la Ruhr condamnée par le monde entier, mal défendue par un gouvernement rageur mais épuisé, ne doit pas dégénérer en boucherie du prolétariat allemand et des soldats français.

Nachfolgend die deutsche Übersetzung:

„Die Greueltaten an der Ruhr"

„Auf die Ermordung zweier Feldwebel in einer Uebenstraße bei Dortmund hin untersagte der französische Oberbefehlshaber als Vergeltungsmaßregel den Verkehr in den Straßen von gestern abend an, und Patrouillen wurden mit der Durchführung dieses Befehles beauftragt. In unserm Bezirk haben wir 40 Fußgänger verhaftet (nur Männer) und haben sie keinerlei Grausamkeiten ausgesetzt. Aber bei den andern Streifen war es nicht ebenso.

„Diese, mindestens 40 Mann stark, nahmen ganz ohne jeden Unterschied Verhaftungen vor, zielten in die Ansammlungen, um die Leute zu zerstreuen, und gingen mit unerhörter Rücksichtslosigkeit vor.

„Wir sahen, wie ein unglückliches Geschöpf, das von zwei Soldaten festgehalten wurde, von einem Sergeanten mit Fußtritten und Kolbenstößen mißhandelt wurde.

„Es gab noch Ärgeres: Der Leutnant E. (wir stellen den Namen dem Kriegsministerium zur Verfügung und verschweigen ihn hier nur aus vielleicht übertriebenen menschenfreundlichen Bedenken) streckte einen Zivilisten, der sich zu retten versuchte, mit einem Revolverschuß nieder. Zwei andere Zivilisten, die ruhig die Straße entlang gingen, wurden erschossen. Der Feldwebel D. hat einen Gefangenen in einer Ansammlung gemacht und ihn dann wahrscheinlich mit einem Revolverschuß niedergestreckt. Kurz, heute morgen gab es sieben Tote, und die Bevölkerung ist in großer Erregung. Es könnten sich noch schlimmere Dinge ereignen. Wir wünschen, daß diese barbarischen Methoden, die wir nicht anerkennen und die uns entehren, in Frankreich bekannt werden."

„L'Humanité" fügt hinzu: „Unsere Kameraden haben recht. Das unsinnige Vorgehen an der Ruhr, das die ganze Welt verdammt und das von einer tollwütigen, aber erschöpften Regierung schlecht verteidigt wird, darf nicht in eine Schlächterei zwischen dem deutschen Proletariat und den französischen Soldaten ausarten. Wir fordern von der französischen Regierung: 1. Die Widerlegung oder die Bestätigung der angeführten Tatsachen. 2. Welche Befehle sind den Streifpatrouillen in Dortmund gegeben worden? 3. Welche Maßnahmen werden ergriffen werden gegen die, die auf eine arbeitsame, friedliche Bevölkerung das Verbrechen wahnsinniger deutscher Nationalisten abwälzen wollen und die so den Haß und die alldeutsche Rache anfachen? Man brauchte sich nicht zu wundern, wenn man uns antwortete, uns, „den Kämpfern des Krieges der Zivilisation", daß die deutschen Grausamkeiten im Kriege die französischen Verbrechen im Frieden rechtfertigten." —

So die „Humanité". Daß sie bei ihrer Regierung vergeblich auf Antwort warten wird, darüber dürfte sie selber schwerlich im Zweifel sein; denn uns würde es kaum wundern, wenn, nach erprobtem Muster, auch dieser Feldpostbrief, wie überhaupt die ganze

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Humanité", von der französischen Regierung als reinstes Erzeugnis der deutschen Propaganda hingestellt würde. Auch unwiderlegliche Tatsachen scheinen bei der gegenwärtigen Einstellung der französischen herrschenden Meinung bedeutungslos.

Eine Woche!

Von den nicht endenwollenden furchtbaren Auszügen aus den amtlichen Protokollen über die viehischen Gewaltakte farbiger und weißer Franzosen gegen Frauen, Mädchen und Kinder, die nur weil sie Deutsche sind, schutzlos den niedrigsten Begierden ausgeliefert sind, seien zum Schluß noch die Verbrechen einer einzigen Woche herausgegriffen:

Am 23.April ging die Ehefrau Karoline St. aus Kelsterbach in Hessen mit ihrem vierzehnjährigen Sohne in den Wald, um Holz zu holen. Dabei wurde sie von einem marokkanischen Soldaten angehalten. Die St. und ihr Kind fielen vor dem Mann auf die Knie nieder und baten inständig, er möge sie nach Hause gehen lassen. Trotzdem warf der Farbige die Frau zu Boden und versuchte sie zu vergewaltigen. Als das Kind entfliehen wollte, lud er sein Gewehr und zwang es, zurückzubleiben und Zeuge der Vergewaltigung seiner Mutter zu werden.

Am 23. April wurde der 17 Jahre alte Bäckerlehrling Wilhelm H. aus Gedekoven bei Bonn beim Passieren des Bahnüberganges zwischen Lessenich und Endenich von einem marokkanischen Bahnposten aufgefordert, mit ihm zu kommen. In dem nahegelegenen Bahnhofswärterhäuschen wurde der Bäckerlehrling dann von dem Posten und einem weiteren Marokkaner unter Bedrohung mit dem Bajonett vergewaltigt, wobei er schwere Verletzungen erlitt.

Am 25. April fuhr der 18 Jahre alte Arbeiter Eduard H. aus Ehrang mit einem Boot auf der Kyll in der Nähe des Kukukslaytunnels auf Ehrang zu. Dabei wurde er von einem dort stehenden französischen Posten unter Drohung mit dem Gewehr zum Landen gezwungen, in das nahegelegene Bahnwärterhäuschen geschleppt und dort unter Bedrohung mit dem Seitengewehr und unter starker Mißhandlung durch Schläge auf den Kopf vergewaltigt.

Am 27. April befand sich die 18 Jahre alte Tochter des Grubenbeamten August St., Katharina St. aus Oberliblar, auf dem Heimweg; plötzlich wurde sie von hinterrücks von einem farbigen französischen Soldaten überfallen, der ihr das gezogene Seitengewehr vor die Brust hielt und ihr durch Zeichen vor den Mund zu erkennen gab, daß er sie, wenn sie nicht schweigen würde, erstechen würde. Der Soldat packte das Mädchen beim Handgelenk und schleppte es zu einem in der Nähe liegenden Schuppen, wo zwei andere Soldaten ihn erwarteten. Die drei Farbigen warfen dann unter erneuten Bedrohungen das Mädchen zu Boden und vergewaltigten es hintereinander. Es handelt sich in diesem Falle wieder um eine Defloration.

Am 29. April, nachmittags, befand sich die Ehefrau Margarete St. aus Filsch bei Trier mit ihrer neunjährigen Tochter Mathilde auf dem Heimwege über die Felder, als sie von zwei marokkanischen Soldaten angehalten und weggeschleppt wurden. Die Soldaten bedrohten die Frau mit Revolver und Bajonett, einer von ihnen schlug sie auf Kopf und Rücken. Auf erneutes Weigern der Frau, mitzugehen, schlug und stach der Marokkaner sie mit dem Seitengewehr durch die Kleider in den Rücken, und als schließlich die Frau laut um Hilfe rief, versetzte er ihr mit dem Seitengewehr einen Schlag auf die Stirne, wodurch eine tiefe Wunde entstand, welche die Frau noch lange Zeit zu ärztlicher Behandlung nötigte. Frau Margarete St. wurde durch den Schlag auf den Kopf bewußtlos und in diesem Zustande von dem einen der Soldaten vergewaltigt. In der Zwischenzeit hatte der andere Soldat das neunjährige Mädchen gleichfalls zu Boden geworfen und vergewaltigt, wobei das Kind schwere Verletzungen erlitt.

Am 30. April fuhr die 16 Jahre alte Dienstmagd Anna M. aus Hüttingen mit dem Personenzuge von Koblenz nach Trier, als in Koblenz zwei französische Soldaten zu ihr ins Abteil stiegen und mit ihr ein Gespräch anknüpften. Als der Zug im Fahren war, fielen die beiden dann plötzlich über das Mädchen her, bedrohten es und vergewaltigten dann die sich heftig Sträubende hintereinander. Ärztlicher Befund ergab, daß es sich auch hier wieder um eine Defloration gehandelt hat.

Das sind die Schandtaten einer Woche! Das sind die Qualen einer einzigen Woche! Die Menschheit aber trottet stumpf ihren Weg und scheint nicht zu ahnen, auf welche Katastrophe dieses Übermaß von Schändlichkeiten notwendig alles hintreiben muß.

Ringwaldt.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Peter Zingen, Essen. — Wirklicher Geheimer Regierungsrat Dr. H. Schnee, Gouverneur z. D., Exzellenz, Charlottenburg. — Professor Dr. Hermann Levy, Berlin. — Daniel Corkery, Irland. — Dr. J. Grabisch, Berlin. — Studienrat Dr. Johannes Hönig, Liegnitz. — Professor Dr. O. Pniower, Direktor des Märkischen Museums, Berlin. — Dr. Johannes Guthmann, Mittel-Schreiberhau. — Studienrat Dr. Wilhelm Böhm, Berlin. — Rudolf Pannwitz, Kolocep (Dalmatien).

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Arndt. — Aus dem Leben des Schreibers Tobias Kiekbusch von Bruno Arndt. 106 S. Trier, Friedrich Lintz.

Arndt. — Marianne. Roman von Bruno Arndt. 150 S. Trier, Friedrich Lintz.

Arndt. — Missa Solemnis. Novelle von Bruno Arndt. 90 S. Trier 1923, Friedrich Lintz Verlag.

Bischoff. — Ohnegesicht. Von Fritz Walther Bischoff. 168 S. Trier 1922. Friedrich Lintz.

Bonwetsch. — Kirchengeschichte Rußlands. Von Professor N. Bonwetsch. (Wissenschaft und Bildung Nr. 190.) 89 S. Leipzig 1923, Quelle & Meyer.

Büscher. — Die Vergiftung des Geistes als Ursache des Krieges und der Revolution. Eine Untersuchung über den Weg des Machtgedankens in der deutschen Seele von Gustav Büscher. 143 S. Wallisellen bei Zürich, Gustav Büscher. (3 Schw. Franken.)

Däubler. — Der heilige Berg Athos. Eine Symphonie III. Von Theodor Däubler. 56 S. Leipzig 1923, Insel-Verlag.

Däubler. Sparta. Ein Versuch von Theodor Däubler. 63 S. Leipzig 1923, Insel-Verlag.

Eadmer. — Das Leben des Heiligen Anselm von Canterbury. Beschrieben von seinem Schüler und unzertrennlichen Begleiter, dem Mönch Eadmer. 164 S. München, Theatiner-Verlag.

Eftinieu. — Prometheus. Tragödie in fünf Akten von Victor Eftinieu. 106 S. Leipzig 1923, Insel-Verlag.

Escher. — Amerikanisches Bibliothekwesen. Beobachtungen und Studien von Hermann Escher. 88 S. Tübingen 1923, J. C. B. Mohr. (Gz. 1,8, gbd. 3,5.)

Fittbogen. — Die Religion Lessings von Gottfried Fittbogen. 326 S. (Palaestra 141.) Leipzig 1923, Mayer & Müller.

Franck. — Deutsche Erzählkunst. Von Hans Franck. 133 S. Trier, Friedrich Lintz.

Frick. — Religiöse Strömungen der Gegenwart. Das Heilige und die Form! Von Prof. Dr. H. Frick. (Wissenschaft und Bildung, Heft 187.) 140 S. Leipzig 1923, Quelle & Meyer.

Griese. — Das Korn rauscht. Erzählungen aus Mecklenburg. Von Friedrich Griese. 144 S. Trier 1923, Friedrich Lintz.

Grupe. — Kaiser Justinian. Von Professor Dr. E. Grupe. (Wissenschaft und Bildung, Heft 184.) 113 S. Leipzig 1923, Quelle & Meyer.

Gurk. — Dreifältigkeit. Novellen von Paul Gurk. 169 S. Trier, Friedrich Lintz.

Gurk. — Die Wege des teelschen Hans. Ein Roman von Paul Gurk. 153 S. Trier 1922, Friedrich Lintz.

Hassert. — Das Wirtschaftsleben Deutschlands. Von Prof. Dr. K. Hassert. (Wissenschaft und Bildung, Heft 188.) 127 S. Leipzig 1923, Quelle & Meyer.

Isemann. — Ungewollt. Ein Kinderschicksal von Bernd Isemann. 135 S. Trier 1923, Friedrich Lintz.

Jessen. — Finanzen, Defizit und Notenpresse 1914 bis 1922. Reich, Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg.) Von Dr. A. Jessen. Vorwort von Staatsminister A. D. Saemisch. 65 S. Berlin 1923, Julius Springer. (Gz. 4,—.)

Kaarsberg. — Mein Sumatra-Buch. Von Helge Kaarsberg. 139 S. mit zahlr. Bildtafeln. Berechtigte Übertragung von Erwin Magnus. Berlin 1923, Franz Schneider. (Gz. gbd. 12,—.)

Kaergel. — Der Traum des Urban Krain. Von Hans Christoph Kaergel. 176 S. Trier, Friedr. Lintz.

Korolenko. — Der seltsame Mensch. Roman von Wladimir Korolenko. Buchschmuck von Karl Holtz. 184 S. Berlin 1923, Franz Schneider. (Gz. gbd. 4,50.)

Krebs. — Die Protestanten und wir. Einigendes und Trennendes von Engelbert Krebs. (Der katholische Gedanke, Band IV.) 112 S. München, Theatiner-Verlag.)

Krose. — Kirchliches Handbuch für das katholische Deutschland. Nebst Mitteilungen der amtlichen Zentralstelle für kirchliche Statistik. Herausg. von Hermann A. Krose S. J. 11. Bd.: 1922 bis 1923. 426 S. Freiburg 1923, Herder. (Gz. gbd. 13,—.)

Kupferschmid. — Über den Wortschatz der Berner Parzival-Handschrift von Dr. Werner Kupferschmid. („Sprache und Dichtung", Heft 27.) 185 S. Bern 1923, Paul Haupt.

Lehmann. — Vogelfreier Josef. Novelle von Wilhelm Lehmann. 90 S. Trier 1922, Friedr. Lintz.

Lehmann. — Weingott. Ein Roman von Wilhelm Lehmann. 194 S. Trier, Friedrich Lintz.

Levin. — Der Panzer. Eine Erzählung von Julius Levin. 84 S. Trier 1922, Friedrich Lintz.

Leyen. — Deutsche Dichtung in neuer Zeit. Von Friedrich von der Leyen. 374 S. Lex. 8°. Jena 1922, Eugen Diederichs.

Liepmann. — Weltschöpfung und Weltanschauung. Von Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Liepmann. 247 S. und 11 Abb. auf Tafeln. Berlin 1923, Wegweiser-Verlag (Volksverband der Bücherfreunde).

Marcuse. — Die Welt der Tragödie. Von Ludwig Marcuse. Mit 12 Porträts. 180 S. Berlin 1923, Franz Schneider. (Gz. gbd. 12,—.)

Mathar. — Das Glück der Gelbers. Ein rheinischer Tuchmacher-Roman aus dem 18. Jahrhundert von Ludwig Mathar. 1.—4. Aufl. 486 S. Köln, J. P. Bachem.

Menger. — Grundsätze der Volkswirtschaftslehre von Carl Menaer. Mit einem Geleitwort von Richard Schüller. 2. Aufl. aus dem Nachlaß herausg. v. Karl Menger. 335 S. Wien 1923, Hölder-Pichler-Tempsky-A.-G.

Mielert. — Das romantische Rheinland. Von Fritz Mielert. 40 S. und 105 Bildtafeln. Bad Rothenfelde, Holzwarth-Verlag.

Pietsch. Vaterhaus. Roman von Otto Pietsch. 340 S. Stuttgart 1923, J. G. Cotta.

Pius XI. — Unseres Heiligsten Vaters Pius XI., durch göttliche Vorsehung Papst, Rundschreiben über den Frieden Christi, wie er im Reiche Christi zu suchen ist. (Lateinisch — Deutsch.) Quart, 64 S. München 1923, Theatiner-Verlag.

Pohlenz. — Staatsgedanke und Staatslehre der Griechen. Von Professor Dr. M. Pohlenz. (Wissenschaft und Bildung, Heft 183.) 156 S. Leipzig 1923, Quelle & Meyer.

Puschkin. — Werke von Alexander Puschkin. Herausgegeben von Arthur Luther. Bd. 1. 407 S., Bd. 2 418 S. Mit Bildnis A. Puschkin. Leipzig 1923, Bibliographisches Institut. (Gz. Leinen 13,50.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiner in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutschland, England und die europäische Krisis

Von

Wilhelm von Kries

Thus conscience does make cowards of us all,
and thus the native hue of resolution
is sicklied o'er with the pale cast of thought;
And enterprises of great pith and moment,
with this regard, their currents turn awry
And lose the name of action. — — — —
Hamlet.

I

Inseln im Meer

Die britischen Inseln liegen als eine Selbständigkeitserklärung des Festlandes mitten im Meer. Im Kampfe mit Wind und Wetter haben sie Jahrtausende standgehalten und werden kommende Jahrtausende überdauern. Hinter den Stürmen der Brandung liegt im Schirme der Felsenküsten die Geborgenheit, der Friede. Die schwankende Welle, das bewegliche Meer sind zum Schutzwall der Völker geworden, die hier eine Zuflucht gefunden haben.

Die Grenzen Englands sind schicksalsbestimmt und ewig und unverrückbar. Die Kämpfe der Welt rühren nicht an das Herz Englands. In sich zurückgedämmt, im Ringen mit der Natur, mit den Elementen, bildete sich ein Volkscharakter, der das Spiegelbild der Erde ist, der er entwuchs. Diese Natur ist unendlich reich, sie ist unmittelbarer als anderswo. Über ihr liegt, wie eine kosmische Drohung, die Gefahr, das Unheimliche: Den tiefen Frieden grünumbuschter Gefilde schreckt die eisige Gewalt des Ozeans, der Wind weht schärfer, der Nebel hängt schwerer, die Wolken schleifen tiefer über der englischen Erde als auf dem Festlande. Auf die Gestade der Vergessenheit, die Orkneyinseln, leuchtet das Nordlicht im Winter, und im Sommer sind die Nächte heller als bei uns. Doch im Süden gedeiht in der Milde des Winters die Palme und der Lorbeer. Und der Himmel birgt mehr Wunder als hier. Die englischen Sterne leuchten zeichenhaft und bedeutungsvoll, die Naturkräfte besitzen eine Sprache, das Wunder hat eine Heimat, und dem Angelsachsen ist die Heimat zum Wunder geworden. In ihr fühlt er sich der Gottheit nahe. Sie ist ihr Geschenk. Die Schönheit seiner Heimat ist ein Vermächtnis der Vorsehung für das auserwählte Volk unter den Völkern Europas. Alles aber mündet, auch das Religiöse, mit Notwendigkeit im Konkreten. Alle Grenzen sind scharf, alle Unterschiede deutlich, und die Erkenntnis des Wirklichen wird zum Instinkt. Um im Nebel meinen Weg zu finden, muß ich jeden Baum und jeden Strauch, jeden Stein und jede Tiefe kennen. Im Dunkel der Nacht muß ich in den Sternen lesen können, muß ein Raumgefühl besitzen wie die Fledermaus. Der Engländer ist sich der Grenze, der irdischen Schranken bewußt; darum stößt er im Menschengewühl nicht an, darum besitzt er ein Gefühl für die Ordnung der Dinge, für die Politik, darum eignet ihm körperliche Disziplin wie keinem anderen Volke. Er ist, bei aller Einbildungskraft,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erdverbunden und nüchtern, zielsicher und klar. Aber seine Liebe hat sich zurückgewendet auf die Natur, das Tier, die Pflanze, Wiesen und Felder, auf seine Insel, das köstliche Eiland in der Silbersee . . .

Und doch ist alles nur ein Teil, ist ein Erlebnis germanischen Blutes, das, auf der Erde schönste Insel verpflanzt, eine Erfüllung gefunden hat, die ihm anderswo versagt war.

* * *

Im Herzen Europas, inmitten des Völkermeeres, liegt die deutsche Insel, deren Grenzen, auch heute, nach tausendjährigem Ringen noch nicht festgelegt und bestimmt sind. Ströme von Blut sind um dieser Grenzen willen vergossen worden, wo Angelsachsenblut nur tropfenweis und sparsam floß. England spürt den Atem der Gottheit in Ebbe und Flut, im Donner der Brandung, im Rauschen des Windes; der Deutsche als eine Gefahr, die ewig lebendig, immer gegenwärtig stets den Einsatz des Ganzen als letzte Notwendigkeit fordert. Die Grenzen Englands sind unverrückbar, die Grenzen Deutschlands fließend. Sie sind ein Ergebnis der inneren Spannung. Der Pulsschlag des deutschen Herzens dehnt die Grenzen aus und zieht sie zusammen. Wie der Mensch, um den Druck der Atmosphäre zu ertragen, in sich einen gewissen Blutdruck braucht, so bedarf Deutschland, um zu leben, gleichsam einer Ladung mit rein menschlicher Energie. Daß das Deutsche Reich, das deutsche Volk bis heute noch nicht von der Landkarte Europas gelöscht worden sind, ist sein persönliches Verdienst, ist seine bisher größte weltgeschichtliche Leistung und ein Beweis persönlichen Mutes, wie ihn kaum ein ander Volk hat erbringen können. England besitzt natürliche äußere Grenzen, Deutschland besitzt nur innerliche Grenzen. Ein stolzes englisches Wort sagt: Die Grenzen Englands sind die Küsten der Weltmeere. — Die deutschen Grenzen liegen im rein Menschlichen, sie liegen, jeweils sich ändernd, dort, wohin deutsche Opferbereitschaft vordringt. In aller Herren Länder, in allen Staaten des heutigen Europas liegen die Grabstätten deutscher Kämpfer, die, ziellos nach der deutschen Grenze suchend, den Tod gefunden haben.

Das Deutsche Reich und die deutsche Nation werden niemals Grenzen besitzen, sie sind ebenso grenzenlos, wie England begrenzt ist. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation war aus dieser Erkenntnis heraus geboren. Das europäische Festland, vom Ural bis nach dem Kap Trafalgar, vom Skagerrak bis nach Sizilien, bis an den Bosporus und weiter ist mit deutschem Blut besprengt, und heute noch zeigt die Landkarte die matten roten Flecken deutscher Sprachinseln im europäischen Völkermeer, mitten in Rußland, in Rumänien, in Polen, in Litauen bis hinauf nach Petersburg. Die Blüte der deutschen Ritterschaft, die Patriziergeschlechter der deutschen Hanse, die Landsknechte Karls des Fünften sind in diesem Kampfe um das Römische Reich Deutscher Nation gefallen; und mit ihnen zersplitterte der politische Gedanke, der ein katholischer Gedanke war, mit dem Herzen begriffen, aber nicht mit dem Kopfe.

Doch auch dem Protestantismus mißlang der große Wurf der Reformation des Christentums, und er scheiterte an der Grenzenlosigkeit des Deutschen Reiches. In England fand er seine Erfüllung. Während Luther nur den Inhalt erfaßte, in dem Gefühl der Auflehnung gegen eine seelenknechtende Hierarchie, die den deutschen Willen, die deutsche Hingabe dem Gedanken eines von Rom beherrschten zentraleuropäischen Kirchenstaates dienstbar machen wollte, der dem Papste auch die weltliche Herrschaft sichern sollte, opferte er die äußere Form. Nach dem ersten großen Impuls, der Europa zu erobern schien, versank der deutsche Protestantismus im Pietismus, in der Defensive. Er hatte den Gedanken des Nationalgefühls geboren, ohne ihn verwirklichen zu können.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

England trat sein Erbe an. Der englische Adel begriff in der englischen Hochkirche den politischen Sinn der Erbschaft Luthers. Deutschland aber wurde zum Schlachtfeld Europas; es entsagte. Doch begriff der Katholizismus seine politische Aufgabe. Er organisierte den Kampf gegen das protestantische Deutschtum auf nationaler Grundlage. Kein deutscher Katholik ist seit Jahrhunderten Papst geworden, aber es entstanden die katholischen Staaten Frankreich und Polen, Böhmen und Spanien. Drei Jahrhunderte haben sie, die deutschen Grenzen zurückdrängend, schrittweise vorgehend, die politische Gegenreformation Deutschlands betrieben, bis Preußen, zur Großmacht geworden, im Bündnis mit England, sich der politischen Erfahrung des Nationalitätenkampfes in Ostpreußen und gleichzeitig der politischen Überlieferung des ehemals katholischen Mönchsordens der Deutschritter bemächtigend, dem deutschen Willen ein Ziel, mit dem Ziel eine Grenze und mit der Grenze den Erfolg sicherte.

Da erhob sich die deutsche Insel wieder aus den Wassern, und allen Stürmen und Springfluten erwies sie sich als gewachsen. Die politische Vision des Preußentums war klar und fest umrissen, nüchtern und deutlich, sie war angelsächsisch und kontinental zugleich. Es war kein Zufall, daß Preußen, mit England im Bunde oder von England unterstützt, die deutschen Grenzpfähle Schritt für Schritt vortreibend, der deutschen Nation eine Form gab, die auch heute noch nicht geborsten ist, obwohl wir wieder eine Überflutung erleben, die gefährlicher ist als alle vorhergegangenen: die Form nämlich des deutschen Völkerbundes.

Wieder geht der Kampf um die deutschen Grenzen, wieder scheint der Nation das Empfinden für das große Ziel verlorengegangen zu sein, und wieder schwelt in den deutschen Tiefen der Kampf um das religiöse Ideal, wieder geht es um die geistige Freiheit. Aber während in früheren Zeiten das römische Pontifikat im Bunde der Gegner zu finden war, scheint es heute, als dringe in Rom die Erkenntnis durch, daß es an der Zeit wäre, auch dem deutschen Volke die Freiheit zu geben, deren sich Frankreich, die Schutzmacht der römischen Kirche, seit Jahrhunderten erfreut.

Der Kampf um die deutsche Grenze ist ein Kampf um die Gewissensfreiheit. Nur aus ihr kann der letzte Opfermut geboren werden, den der Deutsche als nationale Existenznotwendigkeit braucht, denn, indem er sein Land verteidigt, ficht er für Gottes Heimat.

II

Krieg und Frieden

Es lag in diesem transzendentalen Charakter deutscher Politik begründet, daß das eigentliche deutsche Kriegsziel, für das Millionen Deutscher ins Feld gezogen sind, in England nicht mit dem Herzen verstanden wurde, obwohl es der Deutschenhaß bald erwitterte. Lord Grey besaß in dem Augenblick seiner Verabschiedung von dem deutschen Botschafter Lichnowski noch ein augenblickliches Gefühl dafür, als er sagte, er hoffe, daß sich England dem Deutschen Reiche zum Schlusse des Krieges nützlicher erweisen werde als jetzt. Gehandelt hat England in diesem Gefühle nicht. Als der traditionslose Walliser Lloyd George die politische Weltbühne betrat, gelang ihm wohl ein außerordentliches Maß von Wirkung durch Entfesselung der niedrigsten Instinkte und Empfindungen, aber der Zusammenhang zwischen Gegenwart und Vergangenheit war zerrissen.

Doch auch die deutschen Staatsmänner hatten vergessen. Der politische Grundgedanke des Preußentums, der niemals eine These, sondern stets nur ein Erlebnis war, ein persönliches Erlebnis einzelner politischer Führer, war von Wilhelm II. schon lange vor dem Kriege in eine Phrase verwandelt worden, ja schlimmer noch,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in eine Prätension. Er war subaltern geworden. Er hat seit Bismarck keinen einzigen Wortführer mehr hervorgebracht. Sehr bald nach Ausbruch des Krieges wurde offenbar, daß hier die wesentlichste Schwäche der deutschen Stellung war, und wie die englisch geführte Entente alsbald die militärische Form Preußens nachgeahmt hatte, so übernahm man auch die Erbschaft der deutschen Unterlassungssünden, man sprach aus, was man deutscherseits auszusprechen unterließ. Dem Deutschen wurde von England ein Kriegsziel unterstellt, formuliert und gefälscht. So vorzüglich war diese Unterstellung, daß es Millionen Deutsche gab, die das von der englischen Propaganda uns zugeschriebene Kriegsziel als wirklich vorhanden annahmen.

England besaß kein Kriegsziel in deutschem Sinne. England war im August 1914 ein saturierter Staat. Er war nicht bedroht, weder kommerziell noch militärisch. Es muß ausdrücklich festgestellt werden, daß das Geschrei von dem deutsch-englischen Wettbewerb, von ihrer industriellen Rivalität eine aus imperialistischer Eitelkeit geborene Lüge war, mit der sich die Angstmeier beider Nationen die Nerven kitzelten. Die Handelsstatistik diente vor dem Kriege der gleichen Aufgabe wie das Schimpfen der homerischen Helden. Jene wurden schließlich so beleidigend, daß ein blutiger Austrag der Erörterung eine Lebensnotwendigkeit für beide Teile wurde. Die englische und die deutsche Handelsstatistik bezweckten weiter nichts als eine Feststellung der Ergebnisse im gegenseitigen Kundenfang. Sie enthielten eine Chronik der kommerziellen Dummheiten der Gegenpartei. Insonderheit war dem kaufmännisch nicht geschulten Deutschen die deutsche händlerische und industrielle Überlegenheit danach eine Selbstverständlichkeit. Vernunft und Nachdenken schienen ausgeschaltet zu sein. Man darf heute sagen, daß die Führung und die Art der Veröffentlichung der handelsstatistischen Nachweise ein Akt nichtswürdiger politischer Dummheit war. Jede Krämerseele sah: die Gegenpartei wird immer reicher, macht immer mehr Geld, hätte ich das Geld der Gegenpartei, dann wäre ich morgen ein gemachter Mann, der sich eine Villa am Wannsee kaufen, den Achtstundentag einführen könnte, oder was sonst wirtschaftlicher Luftschlösser mehr sind. Der handelsstatistische Wettbewerb beider Völker hat durch Verschweigen der Tatsache, daß hier in Wahrheit eine weltwirtschaftliche Symbiose zweier Nationen feststellbar war, die eine unerhörte Zunahme des beiderseitigen Reichtums bewirkte, weit mehr zur Vorbereitung und zum Ausbruch des Krieges beigetragen als die gesamten Rüstungen. Das zeigt sich daran, daß er als Begründung einer ganzen Anzahl von deutschfeindlichen, den Lebensnerv Deutschlands treffenden Maßnahmen bis in die jüngste Vergangenheit hinein gedient hat. Aber die deutsch-englische Wirtschaftsgemeinschaft, die vor dem Kriege bestand, konnte durch einen Krieg beider Nationen nur zerstört werden. Niemals konnte die obsiegende Partei hoffen, die Handelserbschaft der anderen anzutreten.

Man hat jedoch in England von ganzem Herzen darauf gehofft. Daß der leitende englische Staatsmann Lloyd George diese Hoffnung geflissentlich genährt hatte, ist sein schwerster Fehler gewesen. Daß Deutschland auf den Zusammenbruch des englischen Weltreiches als einer Eröffnung des Weges ins Freie spekuliert hat, war verhängnisvoll. Deutschland hatte sich eine Flotte geschaffen, um den englischen Handel zu bekämpfen, England ein Heer, um der deutschen Industrie auf dem Kontinent den Garaus zu machen. England spielte das Spiel Frankreichs gegen Deutschland und Deutschland das Spiel Frankreichs gegen England.

Frankreich ist das einzige Land, welches den Sinn des Krieges erfaßt, das ihn ausgenutzt hat, welches die Verblendung der Staatsmänner Deutschlands und der angelsächsischen Länder, ja der ganzen Welt erkannt hat. Niemals ist ein Land in einer so glücklichen Lage, in einer so umfassenden Machtstellung gewesen wie Frank-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reich in diesen Jahren seit Beendigung des Weltkrieges. Es hat Zeiten gegeben, in denen es die gesamte Kulturwelt hypnotisierte. Nicht nur waren England und die Vereinigten Staaten, nicht nur die Länder der kleinen Entente, nicht nur Italien und die Balkanländer, einschließlich der Türkei, nein, sogar Deutschland war in den Bann der französischen Vorstellungen geschlagen. Selbst hier bestand eine frankophile Partei, die von einer Verständigung mit Frankreich nicht nur viel erhoffte, sondern die alles in ihren Kräften tat, um die Verständigung mit Frankreich durchzuführen. Deutschland hat der französischen Regierung in dem Wiesbadener Abkommen und in einer ganzen Anzahl von weniger bedeutenden Abmachungen nicht mehr oder weniger angetragen als die Schutzherrschaft über Deutschland. Die Parole hieß: Man muß die deutsche Wirtschaft retten, sie ist die Hauptsache. Das materialistisch bestimmte wilhelminische Deutschland erlebte seine Apotheose in den politischen Leitsätzen Rathenaus und Wirths, welche die materielle Existenz für wesentlicher erachteten als das politische Existenzrecht eines Deutschen Reiches. Dabei ist es gleichgültig, ob sie im letzten Grunde eine Übertölpelung Frankreichs erstrebten. Hätte Frankreich die gebotene Gelegenheit benutzt, dann wäre heute Deutschland ein französischer Vasallenstaat. Die überlegene politische Führung Frankreichs hätte bei richtiger Ausnutzung der Lage das deutsche Mißtrauen beschwichtigt, Deutschland hätte alsbald vergessen, daß der Weg über die Verständigung mit Frankreich nur ein Mittel war. Man hätte die Verständigung um ihrer selbst willen betrieben. Der Spruch: Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen betreiben, wäre damit zum vollkommenen Ausdruck der politischen Dummheit Deutschlands geworden.

Weil wir unsere Politik, unsere Aktionen immer um ihrer selbst willen betreiben, weil wir das Dahinterliegende, weil wir den Zweck, weil wir das Ziel, weil wir die Grenzen vergessen, deswegen hätte eine einigermaßen geschickte und psychologisch richtig eingestellte französische Politik in den Jahren 1919 bis 1922 alles erreichen und mehr erreichen können als ein Napoleon in den Jahren 1806 bis 1813. Es gab in Deutschland nur sehr wenig Menschen, die diese Gefahr gesehen haben.

Wir müssen es als eine Fügung Gottes betrachten, wir selber haben kein Verdienst daran, daß diese Gefahr vorübergegangen ist. Der französische Einbruch in das Ruhrgebiet hat die Möglichkeit einer freiwillig zugestandenen französischen Schutzherrschaft beseitigt. Der französische Traum ist dahin.

Aber das europäische Problem, die deutsch-englische Frage ist geblieben.

III

Chaos

Auf den Schlachtfeldern Europas liegen zwölf Millionen Tote verscharrt, ebenso viele Menschen sind zu Krüppeln geschossen worden. Die Anzahl von Ungeborenen, von Kindern und jungen Menschen, die von den unsichtbaren Waffen des Krieges, die nicht minder tödlich sind, um Leben oder Gesundheit betrogen worden sind, ist Legion. In den Vereinigten Staaten herrscht Arbeitslosigkeit und Not, gleichfalls in England. In Deutschland findet sich unter einer dünnen Schicht scheinbaren Wohlstandes ein Elend ohnegleichen. Frankreich und seine Vasallenstaaten betrügen sich dadurch, daß sie ihre Armeen von Arbeitslosen horizontblau uniformieren.

Bis auf den heutigen Tag wissen die Toten nicht, wofür sie gestorben sind, und die Arbeitslosen nicht, warum sie arbeitslos geworden sind und arbeitslos bleiben.

Schlimmer aber als die industrielle Arbeitslosigkeit ist die geistige Arbeitslosigkeit Europas. Die Presse ist erfüllt von dem Echo diplomatischen und politischen Geschwätzes. In den Kirchen wird das ewig Gestrige gepredigt. Man versucht die Gunst der Stunde zu nutzen, um die europäische Menschheit wieder einmal

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unter das Joch asiatischer Resignation zu zwingen. Man erzählt von der Sündhaftigkeit dieses Geschlechtes, von der Schuld, die es auf sich geladen habe, und möchte, daß es durch die enge Gnadenpforte wieder schritte, gebeugten Hauptes, aber mit der Ekstase der Zerknirschung in den Augen.

Und in den Tiefen hören wir das Evangelium Rußlands, die Mission des Proletariats wird dort gepredigt. Nichtswürdig ist das Kapital, nichtswürdig die Gesellschaft, nichtswürdig der Mensch. Er muß geopfert werden, er ist als einzelner nichts, als Gesamtheit alles. Wieder spricht Asien.

Und in der Tat ist es, als habe die Gottheit ihr segnendes Auge von diesem Geschlechte gewendet. Als dampfe aus den Schlünden der Tiefe der Atem erstickter Titanen, während die Großen der Welt von dem Aasgeruch der Gegenwart nichts zu spüren scheinen.

Die europäische Menschheit steht vor der Gefahr eines Ausbruches religiösen oder wirtschaftlichen Wahnsinns. Die Gegensätze berühren sich, das Alles-haben-wollen und das Auf-alles-verzichten.

Vorläufig wird diese Gefahr noch beherrscht durch die Macht der Gewohnheit, der Überlieferung, der Ordnung. Der Instinkt für die überkommene Form ist lebendig geblieben, aber dieser Beharrungszustand ist gefährdet.

* * *

Zwei Mächte streiten sich um die Beherrschung der Zukunft: Geistige und ungeistige. Als der Weltkrieg ausbrach, vor nunmehr fast zehn Jahren, da ordnete sich die Welt in zwei Lager. Deutschland kämpfte für das englische, England für das deutsche Kriegsziel. Die beiden Gegner im Weltkrieg hatten ihre Waffen vertauscht. Der bessere politische Instinkt hat den Sieg davongetragen, scheinbar . . .

Der Weltkrieg ist noch nicht zu Ende. Die neunmal Weisen behaupten, es ginge noch um die wirtschaftliche Auseinandersetzung, es handle sich um die Verteilung des Felles des Löwen. Blätter von Weltruf geben Spezialnummern über den Wiederaufbau Europas heraus, Bibliotheken sind entstanden, die wirtschaftliche Arzneimittel empfehlen, um die „Rekonstruktion" zu ermöglichen. Wenn erst die Währungsfrage gelöst, die Löhne wieder in Ordnung, der Absatz geregelt, die Fabrikation im Gange, die Schiffahrt in vollem Schwung wäre, dann wäre der Friede da, dann wäre der Friedensvertrag erst Wahrheit. Die Einsichtigen diesseits und jenseits des Kanals sind sich darüber einig, daß in diesem Falle vieles, ja das meiste des Friedensvertrages von Versailles fallen müsse. Man hält sich dort drüben für außerordentlich aufgeklärt, wenn man mit ernst gefalteter Stirn versichert, daß der Vertrag von Versailles wie auch die anderen Friedensverträge von Sèvres und Trianon in Wahrheit auf einem Irrtum beruhten, daß sie revisionsbedürftig wären.

Man beschränkt aber diese Zugeständnisse sofort, macht ein reservatio mentalis: Insofern man für Recht und Gerechtigkeit gefochten habe, gekämpft habe für die höchsten Güter der Menschheit, und insofern man das Beste gewollt, und insofern man in Deutschland den militaristischen Nihilismus, die moralische Nichtswürdigkeit, den politischen Wahnwitz bekriegt habe, in allen diesen Beziehungen wäre der Friede gerecht und richtig, insofern wäre er sakrosankt und heilig. England fühlt sich als der Hüter dieser Gerechtigkeit.

Und es ist unzweifelhaft, daß England den Krieg nur gewonnen hat, weil es alle moralischen Kräfte der Welt auf seiner Seite sammeln konnte. Selbst gesetzt den Fall, diese Sammlung der Kräfte wäre, wie es uns dünkt, in tiefstem Grunde eine historische Unwahrhaftigkeit gewesen (Lloyd Georges Kriegs- und Friedenspolitik gibt die Begründung für die Richtigkeit dieser Feststellung), so verbleibt dennoch als positives Ergebnis die Tatsache, daß es den Angelsachsen gelungen ist, Recht und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gerechtigkeit auf ihre Banner zu schreiben und wenigstens vorgeblich danach zu handeln. Das ist ein Verdienst und ein Anrecht auf Einfluß auf die Gestaltung Europas, welches nicht gering geschätzt werden darf. Charakteristisch für dies Bestreben ist die Gründung des Völkerbundes. Der Völkerbund war ein englischer Gedanke. Er war ein englisches Ziel. Daß er ein deutsches Kriegsziel hätte sein müssen, daß er in der Bismarckschen Staatsschöpfung im Keime verborgen lag, ändert nichts an dem Ergebnis, daß der Völkerbundgedanke in der Tat eine logische Folgerung aus der europäischen Kriegs- und Vorkriegspolitik ist, der Vorläufer der Vereinigten Staaten Europas.

Die Heftigkeit der deutschen Ablehnung des Völkerbundgedankens liegt aber darin begründet, daß hier der Deutsche einen Betrug wittert, und dies mit Recht. Der Völkerbund in seiner gegenwärtigen Verfassung, mit seiner gegenwärtigen Zielsetzung ist nichts als eben ein Kriegsmittel.

Das geistige Deutschland wurde mit dem Völkerbundgedanken in seinem Innersten gelähmt. Noch heute ist es in zwei Lager gespalten. Das eine müht sich, den geistigen Inhalt, den politischen Sinn des Friedensprogramms der Entente zu ergreifen. Dessen Kernstück ist der Völkerbund. Der andere versucht, dies Bestreben zu diskreditieren, weil es in dem Bemühen um den geistigen Inhalt des Friedensprogramms der Entente etwas schlechthin Zerstörendes erblickt. Man ist der Überzeugung, daß die Unwahrhaftigkeit des Friedensschlusses, der nicht einen Stein von dem eindrucksvollen Portal der 14 Punkte, durch die man das ausgehungerte deutsche Volk mit wahrhaft satanischer Abgefeimtheit lockte, stehen ließ, ihn ungeeignet macht, ihn als hohe Schule politischen Denkens zu empfehlen und ihn auch nur als Grundlage künftiger Gestaltung Europas in Erwägung zu ziehen. Die Beschäftigung mit der durch den geistigen Inhalt des Friedensvertrages aufgerollten Problematik ist Gift für die deutsche Seele.

Da beide Meinungen von falschen Voraussetzungen ausgehen, beide in ihrer Einstellung zu den deutschen Lebensfragen in die Irre gehen, kommen sie beide zu keinem Ergebnis. Die Folge aber ist, daß man dem geistigen Deutschland in England und den Vereinigten Staaten überhaupt nicht zu folgen vermag, und daß französische propagandistische Phrasen und Lügen immer noch bereitwilligere Abnehmer und Verbraucher finden als irgendwelche aus Deutschland stammenden Äußerungen und Meinungen. Man versteht die deutsche Sprache nicht mehr. Die Brücke zwischen Berlin und London ist abgebrochen worden. Der Engländer meint, daß seine im Kriege entstandene politische Phraseologie doch gerade im Volke der Dichter und Denker bereitwillig verstanden werden müßte, und wir wähnen, daß unsere wirtschaftspolitisch ökonomisch abgestellte Terminologie im Lande des kaufmännischen Denkens ohne weiteres begriffen werden wird.

IV

Chassez-croisez!

Die englische öffentliche Meinung muß begreifen lernen, daß das Kriegsziel Englands in Wahrheit mit dem deutschen Kriegsziel identisch gewesen ist, und die deutsche öffentliche Meinung muß erkennen, daß das deutsche Kriegsziel in Wahrheit das englische war. Deutschland muß den Völkerbundgedanken aufgreifen und umgestalten, zu dem machen, was er hätte sein sollen und was er in unseren Händen werden kann. England aber muß das deutsche Kriegsziel, die Sicherung der wirtschaftlichen Grundlagen, der zentraleuropäischen Bevölkerung, welche auch der Urgrund der deutschen Flottenpolitik war, als das seine übernehmen. Das englische Weltreich ist angewiesen auf den europäischen Verbraucher, während die eng-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lische politische Aufgabe gelöst ist, das Weltreich ist gegründet, die Zusammenhänge sind gesichert. Aber hier kann die Politik in der Tat nicht ohne wirtschaftliche Unterbauung gedeihen. Das englische Weltreich ist eine ungeheure Staatengesellschaft, ein Weltsyndikat zur Ausbeutung der Weltreichtümer. Es wird beherrscht durch die Kulturgemeinschaft der englischen Rasse. Diese aber vermag dem Osten nichts Politisches mehr zu geben, sie vermag nicht mehr zu tun, als die äußere Ordnung der Polizeigewalt zu sichern, Wege anzulegen, Verkehrsmittel, Eisenbahnen und Kanäle zu schaffen, da die beherrschten Völker fremdrassig sind, fremdrassig und nicht aufnahmefähig für europäische Kultur. Das Christentum in Asien hat bankrott gemacht.

England ist inzwischen zum Exponenten der europäischen Weltherrschaft geworden. Ihm droht das gleiche Fiasko wie Rom vor anderthalb Jahrtausenden. Europa scheint in Trümmer zu gehen.

Wenn nun aber der Satz richtig ist, daß das englische Kriegsziel, gipfelnd im Gedanken des Völkerbundes, das wahre Kriegsziel hätte sein müssen, wenn es ferner zutrifft, daß die deutsch-englische Verständigung einmal kommen muß im Sinne der Verständigung über den Gedanken des Völkerbundes, dann muß heute ausgesprochen werden, daß dieser politische Gedanke einer weltwirtschaftlich ökonomischen Ergänzung gleich universalen Charakters bedarf. Gegenwärtig ist der Gedanke des Völkerbundes ein Versuch zur Gründung einer Staatengesellschaft, etwa auf der Grundlage einer Aktiengesellschaft, worin die Aktienmehrheit entscheidet. Die Kapitaleinlagen sind, in der Nachkriegsdenkweise Westeuropas, die Zahlen der Toten der Siegerstaaten im Kriege. Da Frankreich die Mehrzahl der Opfer gebracht hat, beansprucht es die Aktienmehrheit, den Vorsitz im Aufsichtsrat (dem Obersten Rat) und manches mehr. Der gegenwärtige Gedankeninhalt des Völkerbundes besteht aber in der Verewigung der deutschen Niederlage im Weltkriege.

Die Verewigung der deutschen Niederlage bedeutet aber die Einengung der deutschen Grenze. Da es eine deutsche Grenze nicht gibt, wie es eine englische gibt, so bedeutet das zwangsläufig die Zertrümmerung Deutschlands und damit gleichzeitig der auf deutsch-englischer Zusammenarbeit und Arbeitsgemeinschaft beruhenden ökonomischen Vorherrschaft Europas.

Aber im Friedensvertrag von Versailles haben wir die Festsetzung der deutschen Grenze dem siegreichen Auslande überlassen. Wir haben Einspruch erhoben, aber wir haben uns nicht gewehrt. Wir erwarten heute von der Entente, daß sie die Aufgabe lösen soll, mit der wir in 2000 Jahren nicht fertig geworden sind.

Frankreich probt seit Jahrhunderten an der deutschen Grenze. Die französische These steht fest: Die französische Grenze gegen Osten ist der Rhein. Aber schon heute muß festgestellt werden, daß Frankreich unter dem Eindruck der Friedensvertragsunterzeichnung durch Deutschland diese These hat fallen lassen. Die Rheingrenze nach Osten ist erledigt. Man spricht heute schon von der „Sicherung" der Rheingrenze, d. h. man schiebt die Rheingrenze weiter und weiter nach Osten.

Im Osten aber vollzieht sich der gleiche Vorgang. Wir haben das Memelgebiet aufgegeben, wir haben Westpreußen, Posen, das Hultschiner Ländchen, wir haben Oberschlesien, die Lebensnotwendigkeit für Deutschland, kampflos, ruhmlos geräumt. Über den deutschen Städten und Burgen des Ostens herrscht der Starost, in den Flüssen schwemmt polnische Kavallerie ihre Pferde, auf der Weichsel, die von Deutschen vor vielen Jahrhunderten schiffbar gemacht worden ist, die von Deutschen eingedämmt worden ist, fahren polnische Kähne. Über den grünen Wassern der Danziger Bucht weht die polnische Flagge. Ostpreußen ist zu einer Insel geworden. Wo liegt die deutsche Grenze? Polen hat seine Formulierung bereit: Die polnische Grenze gegen Westen ist die Oder.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im Norden findet sich das gleiche Bild. Wo ist die deutsche Grenze gegen Dänemark? Die dänische Grenze im Sinne der dänischen Ansprüche ist die Südgrenze der deutschen Provinz Schleswig!

Ist aber, fragen wir, in irgendeinem dieser Gebiete: im Westen gegen Frankreich, im Osten gegen Polen, im Norden gegen Dänemark, im Süden gegen die Tschechoslowakei oder gegen Italien oder gegen Ungarn, kurz gegen irgendeinen der an deutsches Gebiet grenzenden Staaten irgendeine Linie festgesetzt, sei es auch nur in der Form eines nationalen oder politischen Anspruchs, die man als deutsche Grenze bezeichnen könnte? Haben wir irgendeinen klaren Willen, haben wir irgendwelche Absichten, irgendein Programm, irgend etwas, woran sich ein politisch geschulter Bundesgenosse eine Vorstellung von dem Ziel unseres Wollens machen könnte, wenn er die Absicht dazu hätte? Wir finden dergleichen nirgendwo. Wir sind heute so weit, daß wir dem feindlichen, mindestens doch aber gleichgültigen Auslande die Bestimmung unserer Zahlungsfähigkeit überlassen wollen. Da unsere Zahlungsfähigkeit aber im Verhältnis steht zu dem von deutschem Willen beherrschten Gebiete und der darauf gelegenen Hilfsquellen und Gerechtsame, so bedeutet auch diese letzte von der deutschen Regierung unter dem Druck Englands angenommene Formel nicht mehr und nicht weniger als die Bestimmung der deutschen Grenze durch die englische Regierung. Der Umfang, das Gebiet, die politische Ausdehnung des Deutschen Reiches sind durch die angenommene Reparationsformel nicht eine deutsche, sondern eine englische Angelegenheit geworden.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieser raumpolitische Inhalt der Reparationsformel den Engländern durchaus bewußt ist. Der Engländer liebt das Verhüllte, das Unausgesprochene, weil er die Tatsachen sieht, weil sie in seiner Vorstellung lebendig und gegenwärtig sind. Der Deutsche muß alles aussprechen, laut ansagen, was er will, weil ihm häufig erst im Worte, im Tone das Tatsächliche deutlich wird. Und so fühlt man denn in London den territorialen Inhalt der Reparationsformel und weiß, daß sich Deutschland mit Annahme dieser Formel unter die Schutzherrschaft Englands begeben hat. Aber England weiß mit dieser Formel, die es instinktsicher erfaßt hat, nichts anzufangen. Wohl versteht man, daß diese Annahme der Formel durch Deutschland den französischen Verzicht auf das Rheinland in sich begreift. Aber man möchte mehr. Man will Realpolitik treiben, will konkrete politische Tatsachen. Man hat dem deutschen Volke mit dieser Formel gleichsam einen leeren Ballon hingelegt. Wir sollen dem Ballon zu der prallen Fülle verhelfen, die uns den Flug ermöglicht. Nur wir sind dazu imstande, nicht aber England. Nun ist man in London verwundert über das ungeheure Maß von Ziellosigkeit einer Nation, deren Grenzen im Kriege so unerschütterlich feststanden, daß es erst einer Welt von Feinden bedurfte, um sie zu zerschmettern.

Heute aber lassen sich neunzig Millionen Deutsche in Mitteleuropa gleichsam die Haut vom Leibe ziehen, lassen sich skalpieren, lassen sich schinden, und keine Hand erhebt sich. Wir haben uns seinerzeit weidlich über den politischen Dilettantismus eines David Lloyd George entrüstet, weil dieser den Frieden von Versailles zugelassen hat. Sein einziger Rechenfehler bestand darin, daß er mit einem Wiederaufflammen des deutschen Widerstandes in den Junitagen des Jahrs 1919 bis in die Zeit des Londoner Ultimatums gerechnet hat, damals, als wir den Grund zu unserer heutigen Währungskrisis legten, die keine Wirtschaftsfrage, sondern eine politische Machtfrage ist, die sich nur raumpolitisch durch Festlegung und Sicherung unserer Grenzen lösen läßt.

Aber man ist in Deutschland der Auffassung, man müsse zu diesem Behufe erst ein Gutachten des Völkerbundes, eine Meinungsäußerung des Obersten Rates, eine Versicherung der Nichteinmischung sämtlicher skandinavischer Staaten, dazu sämt-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

licher vorhandener, gewesener und künftiger Staaten haben. Auch dürfte es sich im Sinne dieser Einstellung empfehlen, eine Nichteinmischungsurkunde des Teufels und eine Billigung des Herrgotts, wenn irgend möglich, beizubringen. Unser Auswärtiges Amt, das ja alles möglich macht, wird sicherlich auch von Himmel und Hölle zugleich zwei gleichlautende Gutachten beschaffen können. Doch wird es auch heute noch nicht, in diesen Tagen der Not und Gefahr, sagen können, wo die deutsche Grenze liegt, welches die außenpolitisch gerechtfertigten, begründeten und verteidigungsfähigen Ansprüche auf europäischem Boden sind, welche die deutsche Nation erheben darf und erheben muß.

Das deutsche Bevölkerungsproblem, die deutsche Ernährungsfrage, das deutsche Lebensrecht, das Recht der Freizügigkeit des deutschen Volkes auf der Erde, all diese politischen Begriffe, das alles ist in Deutschland vielleicht akademisch und am Biertische erörtert worden, aber sie sind niemals im Rate der Völker oder auch nur in der Wilhelmstraße begründet und vorgebracht worden, wie etwa der französische Anspruch auf die Rheingrenze, der polnische Anspruch auf Litauen und Westpreußen, der dänische auf Schleswig. Wir erwarten gegenwärtig von England, daß dem Londoner Auswärtigen Amte die Lösung einfallen möge. Sie wird dem englischen Auswärtigen Amte noch weniger einfallen als der Wilhelmstraße. Infolgedessen bleibt das willensmäßige Vakuum in der Weltpolitik bestehen, das im November 1918 in Mitteleuropa entstanden ist. Wir befinden uns in Wahrheit schon inmitten des Dreißigjährigen Krieges. Deutschland ist heute schon zum Schlachtfeld Europas geworden. Der passive Widerstand ist die erste Waffe, die in diesem Kriege erprobt wird. Im Ruhrgebiete wird die erste Schlacht dieses Krieges geschlagen.

V

Die passive Bilanz

Man rühmt unterdessen vom passiven Widerstande, daß er als Kampfmittel eine Widerlegung der abgewirtschafteten imperialistischen Kriegsmittel wäre. Es gehört die ganze politische Torheit und ideologische Verstiegenheit eines deutschen politischen Denkers dazu, um solche Narrheiten zu glauben. Daß der passive Widerstand Menschenopfer fordert, beweist nicht nur die Erschießung Schlageters, die Ermordung von vielen unschuldigen Zivilisten. Es fragt sich dabei, ob der indirekte Bevölkerungsverlust Deutschlands, der schon heute als eine Folge des passiven Widerstandes infolge des Vorgehens der Franzosen eingetreten ist, ob nicht die Todesfälle, die durch Not und Entbehrung im Bereiche des gesamten deutschen Vaterlandes aufgetreten sind, nicht in die vielen Hunderttausend gehen, und ebenso schwer sind, wie die Verluste eines mehrmonatigen Feldzuges. Unsere Friedensapostel und Pazifisten, unsere „Nie-wieder-Krieg"-Leute, und wie sie alle heißen mögen, sie alle ignorieren diese Verluste nur deswegen, weil sie rein formal nicht in die Verlustliste hineinzubringen, weil nicht im Zusammenhange mit dem Ruhreinbruch statistisch nachweisbar sind. Sie stecken den Kopf in den Sand. Frankreich hat dagegen keinerlei Menschenverluste zu beklagen. Kaum einem französischen Soldaten ist ein Haar gekrümmt worden. Nüchtern gesehen ist also der passive Widerstand eine Methode der Kriegführung, bei der die eine der kriegführenden Parteien von vornherein darauf verzichtet, der gegnerischen Seite irgendwelche Menschenverluste zuzufügen, selber aber so ungeheure Menschenopfer auf sich nimmt, bis der anderen Partei gleichsam der Arm müde wird und freiwillig das Morden einstellt.

Der passive Widerstand bringt somit eine passive politische Bilanz, wenn er ins Grenzenlose ausgedehnt wird, wenn ihm kein Ziel gesetzt wird, wenn ihm nicht das politische Augenmaß Richtung verleiht.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vor allem aber wird das Ziel eines passiven Widerstandes notwendig negativ sein müssen, sofern er nicht das Mittel eines aktiven politischen Programms ist. Der passive Widerstand, da er von Frankreich erzwungen ist, wird also die Lösung des deutschen Problems nicht bringen können. Vielleicht aber wird er unser Wollen in die Irre führen, weil das Wollen innerhalb eines Systems passiven Widerstandes durch den Gegner und nicht durch die eigenen Bedürfnisse bestimmt wird. Da sich aber die deutsch-französischen Interessensphären im Westen überschneiden, wird der passive Widerstand auf alle Fälle nur einen Erfolg haben können, daß er nämlich die französische, aber nicht die deutsche Frage löst.

Man wird also auch hier von England nicht erwarten können, daß man unseren passiven Widerstand höher bewertet als den französischen aktiven Einsatz. Nur der aktive Wille läßt sich politisch abschätzen und verwerten. Ich kann erst feststellen, was ein anderer will, wenn er es ausspricht, aber nicht, wenn er alle Fragen mit nein beantwortet. Wir erwarten aber von der ehemals feindlichen Welt, daß sie nunmehr durch ein Kreuzverhör oder mit dem Kinderfragespiel „Feuer, Feuer, Wasser, Wasser" herausfindet, wohin wir eigentlich zu gelangen beabsichtigen.

Das Erschütternde unserer politischen Lage liegt darin, daß keine der gegenwärtig regierenden oder die Regierung anstrebenden Parteien ein deutsches Programm besitzt. Man macht der ehemals kaiserlichen Regierung mit Recht den Vorwurf, sie wäre ohne ein Kriegsziel in den Krieg gezogen und habe auch im Verlauf des Krieges keines entdecken können, da ihr das Augenmaß für die Ereignisse wie für die eigene Kraft fehlte. Aber die deutsche Gegenwart ist noch ärmer, sie lebt von den Angriffen und Übergriffen der Gegner und sieht darin das Wesen nationaler Politik. Weil England in seinen Forderungen bescheidener, menschlicher, kaufmännischer ist als Frankreich oder andere Staaten, deswegen erhofft man hier Unterstützung.

Und deswegen besteht das unüberwindliche Mißtrauen gegen Deutschland in England fort. Deswegen hat sich England mit Frankreich verbündet. Das kaiserliche Deutschland wußte seit dem Sturze Bismarcks nicht mehr, was es wollte, und das republikanische Deutschland von heute ist noch viel weniger imstande, zu zeigen, was es will. Die Republik ist staatgewordene politische Feigheit, sie hat keine Absicht, ist keine Zielsetzung, sie ist nicht einmal ein Weg zum Erfolg. Frankreich hat durch eine klare, faßliche Programmatik den Sieg davongetragen. Das formale Denken des Romanen, die dialektische Schulung der französischen Staatsmänner hat das Unmögliche vermocht: eine jahrhundertealte anglo-französische Gegnerschaft zu überbrücken. Wir aber haben den politischen Selbstmord zum System erhoben.

VI

Notwendigkeiten!

Dennoch ist diese englische Auffassung, so berechtigt sie auch sein mag, wenn man die Äußerlichkeiten betrachtet, grundsätzlich falsch. Was hier ausgesprochen wurde, ist Gemeingut, man kann es ohne Übertreibung sagen, fast der gesamten deutschen Nation. Aber es ist einzelne Überzeugung, nicht gemeinsamer Wille. Es ist alles vorhanden, was zur Staatwerdung genügt, aber es fehlt die Form, es mangelt der Ausdruck. Deutschland ist eine gesättigte politische Lösung, aus der sich in jedem Augenblick die Kristalle des Willens bilden könnten. Nur fehlt die Ruhe, die Stille zu diesem Prozeß. Frankreich erschüttert das Gefäß fortwährend. Heute, da es beginnt, Druck auszuüben, wandelt sich das Bild schon sichtbarlich. Heute ist in Deutschland mehr politische Kraft lebendig als noch vor acht Monaten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es gehört so lächerlich wenig dazu, dem deutschen Volke zu geben, was es braucht. Wenn es eine der Weltmächte fertig brächte, einen Tropfen Menschenliebe in die brandende deutsche See zu tröpfeln, so wäre alles gewonnen, alles erreicht, was erreicht werden kann. Es gehört aber ein wenig Selbstbesinnung dazu. England leidet an der Vorzüglichkeit seiner Kriegspropaganda, die ihm heute noch das Urteilsvermögen beeinträchtigt. Deutschland leidet an den Folgen der Revolution, die wiederum ein Erfolg der englischen Kriegspropaganda war.

Darum verlohnt es kaum, das auszusprechen, was not tut. Die deutsche Frage ist ein Raumproblem, eine Bevölkerungsfrage, eine Grenzfrage, vor allem aber eine Rechtsfrage. Da aber die deutschen Grenzen nicht etwas historisch Feststehendes sind, da auch die Form des Deutschen Reiches auch heute noch nicht den Charakter eines zentral regierten Einheitsstaates angenommen hat, so bleibt das deutsche Problem ein Problem der mitteleuropäischen Stämme. Ihr Bindemittel ist seit der Zeit der Römerkriege die Heeresverfassung gewesen.

Das deutsche Heer ist die deutsche Grenze, ist der politische Inhalt der deutschen Form. Es kann keine andere Form im Herzen Europas geben. Genau so wie England angewiesen ist auf die Beherrschung der See, wie die englische Flotte und ihr Aktionsbereich das, was wir als politische Grenze bezeichnen, immer wieder sichtbar zur Geltung bringt und wahrt, so ist das deutsche Heer das einzige Mittel zur Wahrung des deutschen Inhalts, zur Wiederherstellung der deutschen Wirtschaft, zur Sicherung des deutschen nationalen Existenzminimums. Der Versuch, außerdem noch eine seebeherrschende Flotte zu schaffen, ist endgültig erledigt, da er den Gesetzen der militärischen Ökonomie widersprach.

Die Zukunft Deutschlands liegt demnach in der organischen Entwicklung des Gedankens der mitteleuropäischen Völkergemeinschaft, des mitteleuropäischen Völkerbundes.

Das Deutsche Reich ist ein Völkerbund, es ist niemals etwas anderes gewesen, als ein Völkerbund im eigentlichen Sinne des Wortes. Die alte deutsche Reichsverfassung war ein solcher. Das Problem des Völkerbundes ist das deutsche Problem. Es umfaßt alles. Aber schon heute gewahren wir, daß die Kernfrage des Völkerbundes die der Zentralgewalt ist, daß wiederum die Zentralgewalt militärisch gesichert werden muß, daß andererseits das Geheimnis des Erfolges in der Nichtanwendung militärischer Mittel liegt.

Im Mittelalter ist das Römische Kaiserreich Deutscher Nation an der Frage der Zentralgewalt gescheitert. Es erwies sich, daß die Zeit für diesen Gedanken noch nicht reif war. Es war ein weltpolitischer Gedanke, den zunächst das Papsttum übernommen hat, und den es heute zurückzugeben die Pflicht hätte, weil es ein deutscher Gedanke ist. Auch England hat ihn seit der Reformation übernommen. Er ist zum Völkerbundgedanken geworden. Da er aber zum Propagandamittel gegen Deutschland entwürdigt worden ist, als Mittel zu unheiligem Zweck, ist es an der Zeit, daß ihn England in Gemeinschaft mit Deutschland erneuerte oder restituierte.

Die mitteleuropäische Staatengemeinschaft, das erste und das zweite deutsche Kaiserreich wie die deutsche Republik waren von jeher im eigentlichen Sinne des Wortes pazifistisch oder friedlich. Man weiß heute, daß auch Bismarck dieser historischen Notwendigkeit, folgend aus der Länge der deutschen Grenzen, Rechnung getragen hat, daß seine Politik seit dem Kriege 1870 auf den Frieden gerichtet war. Nur wußte er, daß es in Deutschland einer starken Zentralgewalt bedurfte. Diese Zentralgewalt hieß Preußen. Der Krieg hat sie vernichtet.

Aber genau so, wie die Türkei Mittel und Wege gefunden hat, den Frieden von St. Germain abzuschütteln und ihre eigenen Grenzen wiederzugewinnen, genau so sind Opferwilligkeit und Glaube auch in Deutschland noch nicht ausgestorben. Der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deutsche Wille zu weltgeschichtlicher Größe ist noch lebendig, ja, lebendiger als je. Der Widerstand an Rhein und Ruhr ist ein Anfang, kein Ende.

Was folgen wird, ist nicht vorher zu sagen. Eines aber ist gewiß, daß dies deutsche Volk wegen seiner Arbeitskraft, wegen seines Ordnungssinnes, vor allem aber wegen seines persönlichen Mutes, wegen seiner soldatischen Eigenschaften dennoch und trotz alledem der Pfeiler ist, auf den sich die Brücke in die Zukunft des europäischen Völkerfriedens wird gründen lassen. Deutschland ist das Herz Europas.

Wenn sich England aber heute hinter Vorwänden zu verbergen sucht, wenn es von der politischen Kreditunwürdigkeit Deutschlands spricht, wenn es skeptisch und zweifelnd urteilt, wo es glauben müßte, dann muß gesagt werden, daß dieses faule Ausreden sind, daß es ein Beweis von politischer Feigheit oder Drückebergerei ist, wenn man so politisiert. Es kann mit Fug behauptet werden, daß das englische Volk, so hoch auch sein persönlicher Mut und seine Tapferkeit einzuschätzen sind, noch niemals vor einer Lage gestanden hat wie das deutsche im Jahre 1914 und im Jahre 1923. England hat seine Kriege stets als Ausfälle aus einer gesicherten Stellung, raubvogelhaft aus der Höhe stoßend, geführt. Es hat niemals als ein von allen Seiten umstelltes Volk sich seiner Haut wehren müssen, es hat noch niemals mit Einsatz aller Kräfte um sein nacktes nationales Leben ringen müssen. Es muß lernen, auch die Größe des deutschen Volkes zu achten, das vom Schicksal in eine Welt von Feinden gestellt worden ist, das, mit offenen Grenzen und heute waffenlos und schutzlos preisgegeben, dennoch den Mut nicht sinken läßt. Nichts weiter wird von der englischen Politik verlangt als diese Einsicht, nichts weiter als der moralische Mut, den Irrtum der Vergangenheit zu bekennen, nichts weiter als das Eingeständnis, daß man den Versuch gemacht hat, das menschlichste aller Völker ins Herz zu treffen, und daß hierin die englische Kriegsschuld liegt.

Und so fassen wir denn zusammen, versuchen, das Gesagte auf den kurzen Ausdruck einer politischen Feststellung zu bringen. Der Weg zum gegenseitigen Verständnis ist noch weit. Ein Meer voll Blut trennt die beiden Völker, die blutsverwandt sind und einander glücklich ergänzen könnten. Unübersteigbar türmen sich politische und gefühlsmäßige Hindernisse und Schranken auf. Das wiederaufkeimende Verständnis verwelkt unter dem eisigen Hauch der Weltpolitik. Interessenkämpfe, Interessengegensätze, Haß und Scheelsucht, Übelwollen und Infamie scheinen stärker zu sein als alle guten Kräfte. Der Staatsmann strauchelt auf Schritt und Tritt über die Drahtverhaue des Friedensvertrages, der heute Weltrecht und Weltgesetz geworden ist.

Wir aber, die wir den Willen zur europäischen Gemeinschaft haben, die den Sinn dieser Zeit zu begreifen trachten, müssen heute als Ergebnis die nüchterne Frage aufwerfen, ob denn auf dem bisher eingeschlagenen Wege jemals die Verständigung und das gegenseitige Verständnis gefunden werden können, die beiden Völkern so bitter not tun? Beide Völker leiden Not, beide leben in dumpfer Verzweiflung politischer Ziellosigkeit. Ist, müssen wir fragen, die Ebene, auf der gegenwärtig die Verständigung gesucht wird, überhaupt für die Verständigung geeignet? Bewegen wir uns nicht allesamt auf einem Minenfeld in verpesteter Luft, auf welchem jeder Schritt Verderben bringen kann? Wir wollen nicht untersuchen, wer die Minen gelegt hat, wollen nicht fragen, wer heute die Zündschnur oder den Kontakt in der Hand hält, der die verderbenbringende Katastrophe herbeiführen kann und wird. Es handelt sich darum, eine andere Ebene aufzusuchen, die Grundlagen zu entdecken, auf denen neue politische Wirklichkeiten aufsprießen können.

Das heißt, wir müssen ablassen von der Sprache des Krieges und der Vorkriegszeit. Es handelt sich um die Höhe der Gesinnung, um die Aufrichtigkeit des Gefühls, um den Ernst des Willens. Wir glauben, daß diese Voraussetzungen vorhanden sind,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß alles schon Wirklichkeit werden kann, wenn wir nur den Ausgangspunkt finden, der über die Paßhöhe führt. In Deutschland ist das Verständnis für diese Dinge längst lebendig. In England liegt der gesunde Menschenverstand heute noch, trotz bitterster Enttäuschung, verschüttet unter dem Geröll des — Sieges. Das englische Volk hat sich am Allerheiligsten des deutschen Volkes schwerer versündigt als irgendein anderes Volk. Aber es gibt kein Volk, das besser und schöner wieder gutmachen könnte als das englische. Wenn die englische Nation den Mut hierfür aufbringt, dann wird sie, eines Tages nach Osten blickend, über den Wassern der Nordsee einen deutschen Morgen aufscheinen sehen, der beiden Völkern Belohnung und Gewinn, Genugtuung und Befriedigung im Sinne der schönsten Dienstbarkeit, dem Dienste an der Sache der Menschheit, tausendfach wird zuteil werden lassen.

Die blaue Linie

Erzählung

Von

Richard Kramer

So dick waren die Mauern, so breit daher die Fensterbank, daß Berthold bequem darauf sitzen konnte. Wäre noch ein anderer der Stube standhaft auf den Beinen gewesen, so hätte er sich neben ihn hocken können, er würde Berthold nicht hinausgedrängt haben, denn eiserne Gitterstangen schlossen den Fensterraum nach außen hin ab, und zum andern: waren nicht alle Insassen der Lazarettstube Nr. 13 fein brüderlich umeinander!?

So saß Berthold allein in der Fensterbank, hatte die Knie ans Kinn gezogen, den Kopf gegen die Stangen gelehnt und sah die flockige Himmelswatte über die Straße schwimmen — nach Westen — nach Deutschland. Und dann lächelte er, als seine Augen auf dem schmalen Antlitz des Hauptmanns ruhten, darin die nervösen Nasenflügel bebten und mit Behagen aus dem kühlen Luftstrom nahmen, was sie zu fassen vermochten. Auch der lange Schulmeister im übernächsten Bette neben Bertholds Fenster sog die Morgenluft durch Mund und Nase ein und verkündete seine Dankbarkeit mit lautem Aah — aah! Bis die ganze Stube schnaubte und der Berliner Poldi mehr durch die drollige Art seiner Sprache als durch den Humor seiner Worte: „Ne janze Elefantenherde in na jroßen Pfitze, oder ick saje lieba — ne janze Walroßfamilje bei die Morgentoilette in'n Balina Zoo, det Käfigjitta is ooch da!“ die Mehrzahl zu einem Lachen nötigte, das die schwere Deckenwölbung mit totem Knacken verschluckte. Ermuntert durch den Beifall und, wie jeder Spaßmacher nach weiterem Beifall schnappend, ließ er wieder einen Vergleich aus der Hand, als die Glocken der nahen russischen Kirche jäh ihre Stimmen zur Frühmesse erhoben: „Det diese bleedsinnijen Schteckriebenkeppe schon in alla Herrjottsfriehe ihre Kochpötte biersten missen!“ Aber seine Worte gingen unter in dem großen Schwall und wurden nur von den Bettnachbarn mit einem Lächeln belohnt. — Bertholds Augen flogen über die Knie weg durch die Gitterstangen auf die weiße Kirche mit blauen Zwiebelkuppeln und goldenen Kreuzen darauf, Goldsternen auf den blauen Hüllen und langen, goldenen Ketten von Turm zu Turm. So voll und weich wie die Kuppeln und doch mit aller Zierlichkeit in der Kreuzspitze und in der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Halsschnürung, so wählig und keck wie die weiße Wolke, die dort zwischen Turm und Turm auf einer Kette schaukelte, so zart erglühend wie nun die ganze Kirche, die wie ein Traum in die ersten Strahlen der Sonne rückte, war Schwester Marja, die Berthold jetzt umhüllt vom Glockengeläut in der Frühmesse wußte, wie sie ihm erzählt hatte — erzählt? Da sie doch kein anderes deutsches Wort, als nur seinen Namen radebrechen konnte? Nun ja, so gut er sie mit seiner schwachen Kenntnis des Russischen verstanden hatte. O, allerliebst war das Gezwitscher des Vogels. Und es hatte nichts zu bedeuten, wenn der Hauptmann zehnmal sagte: Wie das rotblonde Luder blechern schwatzt und lacht! Berthold lächelte erhaben in sich hinein. Eigentlich freute er sich über den Hauptmann, um so mehr, da er nach seinem Urteil ein schöner Mann war. Aber gefährlicher war der lange Schulmeister, der da im Streckverband auf seinem Strohsack lag und unter die mächtige Wölbung der Decke starrte, wenn er länger als schicklich die Hand Schwester Marjas mit seiner langen Pranke umkrampfte, so sie ihm irgendeinen Liebesdienst erwiesen hatte, wenn sie selbst länger, als es Berthold nötig schien, beim Schulmeister auf dem Bettrande saß und eine Unterhaltung spann, die nur durch Mimik und Gesten bestritten werden konnte, denn der Schulmeister verstand kein Russisch. Und das freute Berthold wieder, weshalb er auch seine Gedanken über den Schulmeister ins Gütliche lenkte — ach ja, so sind die Menschen.

Doch weshalb starrte der Schulmeister auffallend unter die Zimmerdecke?

„Sehen Sie," fragte er plötzlich, und dabei wandte er sich an Berthold und den Hauptmann, „die blaue Linie, die ich als betonte Grenze eines leichten Schattens dort oben erkenne?"

Bertholds und des Hauptmanns Augen suchten.

„Einem weniger scharfen Auge wird es allerdings schwer, sich in der blauweißdunstenden Grelle der Decke zurechtzufinden."

Bertholds und des Hauptmanns Augen suchten eifriger. Boshaft flog es aus den Augen des Schulmeisters über die Wangen herunter gegen den Mund.

„Jeden Tag," fuhr er fort, „ob die Sonne scheint oder Schnee und Regen die Fenster streichen, rückt die blaue Linie quer zu ihrer eigentlichen Ausdehnung über das Gewölbefeld, so wie das Steigen der Wasserlinie zur Flutzeit — verstehen Sie? — auf einem sauberen Strande zu sehen ist."

Bertholds und des Hauptmanns Augen mühten sich vergeblich.

„Eigenartig ist die Erscheinung — eigenartig, weil ich ihre eigentliche Ursache bis jetzt selbst noch nicht gefunden habe, vielleicht könnten Sie mir helfen? — aber ich sehe, wie Sie sich vergeblich mühen, die Linie überhaupt erst einmal zu entdecken" — hier zeigte sich den andern deutlich ein spöttisches Lächeln im Gesicht des Schulmeisters, was dem Hauptmann und auch Berthold das Blut wärmte —. „Nun denn: Etwa fünfzig Zentimeter vom Beginn des Gewölbes ein einzelner schwarzer Fleck, haben Sie ihn?"

„Det is Fliejendreck!" sagte der Berliner Poldi, der aufmerksam geworden war.

„Na, schön — zehn Zentimeter oberhalb des Fleckes . . ."

„'n janzet Fleckenornament!"

„Auch gut — etwa eine Poldi-Kopfstärke weiter — die blaue Linie — augenblicklich gerade über mir!"

„Halt — halt, verkehrtes Maß, Poldis Kopf füllt die ganze Stube!" sagte Berthold lachend. Dabei war er an das Bett des Schulmeisters gekommen, um in dessen Blickrichtung die blaue Linie zu suchen.

„Wenn die Jeländemarke ooch bloß Fliejendreck is, selbst det reizt die Schtratejen! Soviel ick mir ooch anschtrenge, ick seh nischt von 'na blauen Linje — wennt nich der Schulmeesta wär', würd' ick sajen: Hier will ma eena blauen Dunst vormachen."

Außer dem Schulmeister, Berthold und dem Hauptmann stimmten dem Berliner alle übrigen Insassen der Stube bei, hatten trotzdem die Köpfe zurückgelegt und suchten aufmerksam die blaue Linie.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Es mag sein," hub der Schulmeister wieder an, „daß auch die Stellung der meisten Betten dem Auffinden der blauen Linie hinderlich sei. Übrigens — noch zwei Zentimeter höher hinauf, und Iwan tritt in die Tür, weiter bis zu dem vereinsamten letzten Fleck diesseits der Deckenmitte, und wir werden Schwester Marjas Schritte auf dem Flure hören!"

„Ich sehe die blaue Linie!" rief Berthold jäh.

„Ja, da ist sie", sagte gelassen der Hauptmann und reckte den Arm schräg nach der vorhin vom Schulmeister bezeichneten Stelle auf.

„Und wenn ma eena 'n Opangucka zur Dafiejung schtellte, ick gloobe, ick sähe ooch denn nich 'n Zippel von 'na blauen Linje."

„Ist sie ein kurzes Stück über den letzten Fleck weg," fuhr der Schulmeister fort, „beginnt die Morgenvisite des Doktors, ist sie in die Mitte der Decke gerückt, so bringt Iwan den Kasch und die Brühe, auch der Tee am Abend wird von ihr pünktlich angezeigt — etwa einen halben Meter über der Mutter Gottes dort gegenüber, vorausgesetzt, daß sich die Tschaipanjes nicht verspäteten, und erst in dem Goldornament der Mutter Gottes ging in diesen Tagen die blaue Linie unter."

„Komisch," wandte sich Poldi mit unterdrückter Stimme an seinen Bettnachbar Jonny, „det ausjerechnet der Schulmeesta, der Berthold und der Hauptmann, die drei Reserveoffiziere, det Wunda jenießen — sier jeweehnlich sehn die Schtratejen bekanntlich mehr als son jemeenet Cuba wie unsaeena — aber det jeht ma doch üba die Haarpapilln, unta uns jesagt, det mit die blaue Linje is blaua Schwindel! Det sieht 'n Schulmeesta ooch eehnlich! Schaumschläja!"

„Achtung!" rief der Schulmeister, „sie kündet Iwan an!"

Das Geplauder stockte, es war totenstill in der Stube, und schon wollte Poldi mit einer bissigen Bemerkung losplatzen, als Iwans Langschäftige ihr Komm—komm—komm—komm! den Flur entlang riefen und Poldi mit heimlichem Ärger, heimlicher Bewunderung jene Bemerkung herunterschluckte. Als Iwan in die Glastür einbog, empfing ihn Zuruf und Lachen, und der allzeit gefaßte und liebenswürdig lächelnde Iwan rief noch fröhlicher als sonst sein gebrochenes „Guttän Morgän meine 'ärnn!" Und schüttelte allen die Hände, wie er es jeden Morgen tat, teilte Paketchen des Machorkatabaks aus, Papyros, Streichhölzer, gab Geld zurück, empfing zum Dank für die treue Erledigung seines Auftrags hier und da ein paar Kopeken, lachte nicht um ein Quentchen weniger liebenswürdig, wenn er keinen Botenlohn erhielt, was doch die Regel war.

Niemand achtete darauf, wie Poldi, nachdem er sich im Bette langgestreckt hatte, wie gelegentlich die Stirne rieb, dabei jedoch verstohlen nach der Stelle der Decke blickte, wo die blaue Linie um diese Zeit liegen sollte.

„Det is doch . . ." murmelte er in sich hinunter. Aber er hatte auch Berthold und den Hauptmann und zwei andere Kameraden flüchtig, fast scheu die blaue Linie suchen sehen und meinte auf Bertholds Gesicht ein freudiges Staunen bemerkt zu haben, was ihn in gelinden Grimm brachte.

„Natierlich, die sehn se, als ob diese Herrschaften partout anders konschtruiert sein missen wie unsaeena."

Als Iwan zum Lager des Hauptmanns und des Schulmeisters kam, legte er in strammer Haltung grüßend die Hand an die Mütze, auch Berthold grüßte er so. Sein jugendliches, gutmütiges Gesicht war eitel Liebe, als Berthold ihm die Hand drückte. Ging Iwan unlängst doch einmal einen ganzen Tag, was viel bei ihm zu sagen hat, mit hängendem Kopfe, weil Berthold diesen kleinen Beweis der Zuneigung ohne Arg vergaß. Erst Schwester Marja hatte sich auf Iwans Antrieb vermittelnd eingesetzt, so daß Berthold am nächsten Tage ein ganzes Pfund Herzlichkeit mehr in den Händedruck legte und damit Iwans hängenden Kopf in die Höhe richtete. Ein schlanker Junge war der Iwan, biegsam in den Hüften seines Soldatenrockes wie die Birke, behende wie ein

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kosakenpferdchen, behutsam beim Transport der Verwundeten ins Operationszimmer wie ein Feinmechaniker. Alle lobten ihn, alle liebten ihn, aber am meisten, so glaubte Iwan zuversichtlich und war stolz solchen Glaubens, liebte ihn der Germansky-Officer Berthold. Wenn je einer, so hatte Berthold die inbrünstige Herzlichkeit dieses überströmend reichen Naturburschen gewonnen, als er Iwan zweimal gegen den groben Lazarettinspektor mit Gewandtheit und jedesmal mit Erfolg verteidigte, da Iwan wegen angeblicher Versehen bestraft, das eine Mal sogar zur Strafe an die Front geschickt werden sollte — Iwan, der in seiner beispiellosen Gefälligkeit weit über den Bezirk seiner Pflicht wirkte, dessen große Menschenfreundlichkeit nicht nur seine russischen Kameraden, sondern auch die von ihm betreuten Gefangenen in die Spekulation einbezogen — ach, geht mir mit den Menschen — wenn sie ihn hierhin und dahin durchs Lazarett, in die Kantine, in die Stadt hetzten, Iwan, dem trotz seiner noch nicht völlig verheilten Beinwunde kein Weg, kein Liebesdienst zuviel wurde, der sich kaum von überstandener Ruhr erholt hatte, den man dessen ungeachtet an die Front jagen wollte, der auch ohne Murren, ohne Klage gegangen wäre, wenn Berthold nicht — Iwan!

„Mir ist jedesmal, wenn ich ihn ansehe, als sänge sein gutes Herz in seinen Augen!“ sagte Berthold einmal zum Hauptmann, nachdem er ihm heimlich einige seiner letzten Gedichte vorgelesen hatte, jedoch ohne die, die dem Preise Schwester Marjas galten. Der Hauptmann nickte zwar zu dem schönen Worte — aber mit zurückhaltendem Lächeln und dachte: dies hat soeben ein Dichter gesagt — nun ja.

Als sprängen heute die Spucknäpfe dem Iwan von selbst in die Hand, so daß er sich kaum zu bücken brauchte, als liefen der Staub- und nachher der Bohnerbesen eilfertig von selbst unter die Betten, als ob Iwan sie gar nicht zu führen und zu drücken hätte, als wartete ein Strick in der Nachbarstube auf Iwans Augen, ein Strick, um den der Schlesier bettelte, sich daran emporzuziehen, weil ihm gar elend und kraftlos war, als hüpften die Werg- und Wattepolster, um die man Iwan aus einigen Betten anging, wie zusammengepfiffene Hündchen heran, als könne Iwan ein neues Wergkissen für das wundgelegene Kreuz des Holsteiners — schwuppliwupp — wie mit Zaubermacht hervorbringen —

„Is die Meeglichkeit, wat der Iwan heute die Arbeet poussiert!“ sagte Poldi zu dem Hamburger Jonny, „det kennte 'n seejentreiches Beischpill for 'n Steenekloppa in Berlin sin.“

„Jaja, Poldi, du triffst immer den Nagel auf den Kopf — aber weißt du was,“ flüsterte Jonny, „wenn wir jetzt die blaue Linie suchten?“

„Ick bin mit von die Partie,“ antwortete Poldi noch leiser, „legen ma uns uff 'n Ricken und pirschen ma uff die blaue Linje!“

Als Iwan verschnaufte, wandte er sein Gesicht der Mutter Gottes in der weißen Wandnische zu. Von einem Gedanken plötzlich erfaßt, eilte er hinaus aus der Stube, und in der Stille, die jetzt über den Betten lag, hörte man wieder, wie sich seine flinken Füße mählich verloren, und wie lang doch der Flur in diesem Flügel des Lazaretts war. — Berthold saß auf seinem Bette und schaute von seiner russischen Grammatik nach der kleinen Nische hinüber. Sinnend ruhten seine Augen auf der Muttergottesstatue: Wie sinnenfreudig hat dich der Künstler geschnitzt und gemalt, Mutter Maria. Wie wärmt das vergoldete, dreibogige Tor dein reines Gesicht. Wie wagt sich dein feines Näschen fast scheu in diese durch Stöhnen, Fluchen und Schreie zerborstene Welt. Wie drängt die Sehnsucht deinen kleinen Mund. Ei du mein, und welch Rosenschimmer steht auf deinen Bäckchen. Wie leuchtet dein gelbes Brusttuch und dein blaues Gewand. Wie inbrünstig preßt du das rotglasumhüllte Flämmchen — das ewige Licht in das zarte Kuhlchen deiner zarten Brüste. Wie heimlich klingen deine blauen Augen, Mutter Maria.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch der Schulmeister, der außer Berthold länger als die andern in diesem Lazarette lag, dessen erster Blick am Tage in der Mutter Gottes aufging, dessen letzter in dieser Welt jenseits des Traumes in ihrem Antlitz starb, denn ein schwerer Streckverband bannte ihn wochenlang unerbittlich in die Rückenlage, sah jetzt nachdenklich zu ihr hinüber.

Deine braunen Haare leuchten im Goldglanze deines prächtigen Rahmens und verstärken den Schimmer deines Leibes, wie Schwester Marjas Haar den Schmelz ihrer weichen Linie aufschäumen läßt. Dein Antlitz hat die verklärte Ruhe deiner Reinheit, Schwester Marjas die Beweglichkeit der Täuschung und Lüge. Acht Wochen lächelst du zwischen Morgen und Abend milde auf mich nieder, und wenn ein Traum mich nächtens aus den Kissen schreckt, lösen deine ruhigen Augen die Schemen auf. Warum lächelst du immer, warum folgt dein Lächeln jedem, Berthold sagt's, wohin er sich auch wenden möge. O lächle nicht, gebiete deinen Augen die Schärfe des Zornes über dieses Weib, das uns elend machen wird. Zerbrich seine Herrschsucht, seine Eitelkeit ohne Besinnung und die Lust zur Demütigung unter seine Knie. Sieh, wie der Widerstand des Hauptmanns erlahmt unter der versteckten Wut deiner irdischen Schwester, die jenes Abkehr stachelt zu neuem Triumphe! Laß das Licht deiner reinen Augen nicht leuchten über ihrem Spiel mit Berthold, laß es strahlen in die Pfeilerwinkel des Flures bei Nacht, ihre Buhlschaft zu offenbaren. Vergib, daß ich mein Herz einer Unwürdigen schenkte, stärke mich fürder in meiner Abweisung, befestige unsere Brüderlichkeit und richte auf die Macht des Geistigen! — So kindlich und zugleich alt, so töricht und zugleich weise, so pastoral und zugleich natürlich, so schulmeisterlich und zugleich menschlich war das Gebet des Schulmeisters. Und Maria lächelte.

Anders betete der kleine Pole preußischer Staatsangehörigkeit in seinem Bette. „Heilige Mutter, bitt' für mich!" stammelte sein geängstetes Herz. In der Narkose wäre er draufgegangen, hätte Schwester Marja nicht aufgepaßt. Heilige Mutter, bitt' für mich! Denn heute wollte ihm der Doktor drei lange, frischeingeführte Gummischläuche aus dem Fuß ziehen und wieder hineinstecken. Heilige Mutter. — Aber Maria lächelte!

Da kam Iwan mit einer kleinen Flasche, legte seine Mütze auf Poldis Bett, näherte sich der Mutter Gottes, fein gemäßigt und behutsam im Schritt, schlug ehrfürchtig das Kreuz und nährte das rotglasumhüllte Flämmchen ob ihrem Herzen mit frischem Öl. Der Hauptmann betrachtete ihn von der Seite: Prächtiger Schädel, gar nicht russisch, germanisch — typisch russisch nur die Haarfarbe und die dunklen Augen.

Wie alles sonst, umfaßte Iwan das Muttergottesbild heute mit besonderer Hingebung, die sich wie ein festlicher Glanz in seinem Gesichte kundtat, so daß der Hauptmann dachte: Der Schimmer dieses Gesichtes gibt den müden Farben der Jungfrau neues Leben. Und ein altes Lied kam ihm in den Sinn, so alt wie das Sein der Jungfrau Maria, und er wunderte sich, warum ihm das Lied vom geschehenen Leid durch die Kreuzigung in diesem Augenblicke wiederkam, da er die kleine holzgeschnitzte Statue doch fast täglich, manchmal flüchtig, manchmal genauer betrachtet hatte.

Der Schulmeister, der ebenfalls Iwans Haltung vor der Statue beobachtete, erhielt wie durch einen Blitzschlag eine ganz neue Verbindung mit dem das Bild liebelnden Burschen. Jäh krampften sich alle kleinen, kaum beschreibbaren, oft nur winzigen Züge, die aber alle, wie er nun meinte, im Spiel des gegenseitigen Brückenschlagens zwischen Marja und Iwan kreisten, in seiner überwachen Erinnerung zusammen, und was er vorher arglos oder doch ohne schärfere Kritik vorübergehen ließ, das wurde jetzt in dem grellen Lichtkegel, den seine erglühte Seele darüber hinspielen ließ, in selbstquälerische Helle getaucht.

Selbst Berthold, immer bereit, Menschen und Dingen eine freundliche Stätte in seinem Herzen zu bereiten, ward bewegt durch den wabernden Wechsel einer bald ängst-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichen Unruhe, bald leise flimmernden Glückseligkeit, als er die scheue und zärtliche Betulichkeit Iwans vor der Jungfrau Maria bemerkte, und zuweilen glimmte es feindlich gegen Iwan in ihm auf.

Nicht zuletzt Poldi, dessen Augen zeitweilig von der Decke abirrten und Iwan einen Augenblick umfaßt hatten, wurde von einer gelinden Angst ergriffen. War es ihm doch, als ob das schwere Gewölbe über ihm langsam auf und nieder jankte, die klotzigen Pfeiler, von denen der eine hüben, der andere drüben breitspurig in die Stube wuchteten, an zu brummen fingen, als schickten sie sich an, auf ihn zuzutrampen.

„Siehst du die blaue Linie noch nicht?" fragte Jonny — wie spöttisch er fragte!

„Weeste, ick jloobe, det is se — da — aba se schpielt int Reetliche — et is 'n Art vijolett!" antwortete Poldi und bemerkte mit Genugtuung, wie durch Jonnys Gesicht der Neid schattete, beugte sich zu ihm hinüber und beschrieb umständlich die augenblickliche Lage der blauen Linie. Aber Jonny schüttelte hartnäckig den Kopf, indem er bissig bemerkte: „Wer meinte denn, das mit der blauen Linie sei blauer Schwindel — hä!"

„Nu, ick habe mir ieberzeugt — ick for meine Person bin det janze Leben bis uff 'n heutigen Tag Belehrungen zujänglich jewesen."

„Ach Mensch, wenn man doch nichts sieht!"

„Det is et ja jrade, weil du eben nischt siehst!"

Wie ein Maikäfer vollgesogen, jede Sekunde bereit zum Aufstieg, war Iwan. Nichts durchdrang die strahlende Krafthülle seiner Persönlichkeit. Was wußte er von der blauen Linie. Ein paarmal unterbrach er sich bei seinem Tun und schaute zur Jungfrau Maria hinüber.

O sanctissima et piissima dulcis Virgo Maria! summte Iwans Blut. Eins — nur das Eine füllte den ganzen Iwan vom Kopf bis in die Langschäftigen — kein Wunder, denn man hatte ihm nicht mehr und — den Teufel auch! nicht weniger als die ganze Welt geschenkt! Ja, das war das Wunder! Gestern, als die Vorfrühlingssonne lockte, hieß ihn Schwester Marja mitgehen — ihn, den Iwan — ja, die Tochter des Majors aus Odessa, wenn Iwan sich des Ortes richtig erinnerte — hieß ihn mitgehen — o, Iwan hatte einen großen Respekt — ach nein, das trifft es nicht, ehrfürchtig war Iwan — sie hieß ihn mitgehen, ja. Wenn sie gesagt hätte: Iwan, du mußt mich heute durch den Fluß tragen, Mütterchen Serwiljewitsch drüben am andern Ufer will mich sehen, und du weißt, die Brücke ist gesperrt, so wäre Iwan mitgegangen — und Iwan ging nebenher — ehrfürchtig — was wollte sie nur? Iwan war es einerlei! Er durfte ja mitgehen! Als der Weg am Flusse so schmal wurde, daß nicht zwei nebeneinander Platz hatten, ließ sie ihn hinter sich hergehen. Da hörte er die Sonne summen, Schwester Marjas rotbraune Haare knistern und bruzzeln, sah die Birken sich demütig neigen, bettete mit großer Inbrunst den Orgelsang des Flusses am Wehr in seine Seele und erlaubte mit respektierlichen Gedanken den süßen Duft aus Schwester Marjas Gewand und Schal den Eintritt in seine innere Nase — was wollte sie? Als der Pfad vom gestiegenen Wasser verschluckt ward, stand sie still — Iwan auch — neben ihnen ragte hoch hinauf die roterdige Uferstirn mit den deutlichen Zeichen einstmaligen hohen Wasserstandes, ausgewaschen — zerpflückt — unterhöhlt — und dann der breite, ruhig gleitende Strom, gleißend und blitzend in der Sonne. Und wie sie dastand vor der rotbraunen Uferwand, vermählte sich ihr Haar mit der Erde. Wie aus der Erde geschält, kam die Gestalt Iwan näher. Ihm ward ein wenig das Herz schwer — wenn er nun tauchen sollte, allen Ernstes, o, er hatte ihr erzählt, wie er tauchen könnte — gleichviel, Iwan würde bis ins Herz der Erde tauchen, wenn sie's wünschte. Ihre Augen, dunkel und warm, warteten in dem beschatteten Gesicht. Sie stand nur und lächelte und weidete sich an dem Burschen — und — schlang plötzlich wie eine Katze behend beide Arme um seinen Nacken und küßte ihn und lachte und küßte, denn Iwan war wie eine

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bildsäule, wollte sein Kopf auseinanderkrachen, war er ein Glockenstuhl mit brausendem Geläut? Du Böckchen, du Pferdchen, du Eselchen! rief sie, riß seine Ohren, knuffte ihn in die Rippen, umschlang ihn wieder, kuschelte ihren Kopf zwischen Iwans Kinn und Brust und lehnte sich hingebend an den stämmigen Burschen. Da sah Iwan den großen Spiegel des Stromes auf und nieder schaukeln, hörte das Rucken seines Herzens und dachte: Jetzt bricht die Erde auseinander, und wir sinken in die Tiefe — —

Ohne Frage, der Schulmeister hatte nicht nur die schärfsten Augen, sondern auch die feinsten Ohren. Er verstand sich auf den Laut und den Rhythmus der Füße wie keiner. Und so vernahm er — hellhörig — zuerst nur schwach, dann deutlicher, wie Iwans Langschäftige, die auf einmal hastiger räsonierten, von kleinen Schuhen zart, aber hell plappernd angegangen wurden. Er richtete seine Augen gegen die Decke, ein diabolisches Lächeln sprang an den Nasenflügeln auf, huschte um die Mundwinkel und vergrub sich im Kinn.

„Schwester Marja!" schmetterte er in die Stube.

„Ick hab' se — keen Zweifel!" rief der Berliner, sich überstürzend, als hätte er schon auf diesen Augenblick gewartet. Einige fuhren in den Betten hoch. „Wie ick schon vorhin Jonny jesagt habe, schpielt die Linie int Reetliche, bald int Dijolette — wat mein Schwager is, der is nämlich ooch Schulmeesta, und wie ick mir erinnern tu, hat er ma jesagt, det schont der Jeheimrat Jeethe behauptet hat, det die Farben anna Irenze von Licht und Schatten entschtehn, wofor diese Linje 'n schlajendet Beischpill is."

Gelächter. Auch der Hauptmann lachte, der Schulmeister hohnvoll, und in Bertholds Gesicht kam es nur zu einem schwachen Lächeln; aber in seinem Blute waren Feuer entzündet, die schickten ihre Flammen in Hals und Wangen hinauf, denn seine wie aller Ohren waren der Glastür zugewandt, als der Schulmeister die Losung sprach, in stillschweigender Erwartung auf einen neuen Beweis von der Zuverlässigkeit der blauen Linie. Ein Zinkbecher fiel von einem Seitentischchen. Man lauschte: Iwans und Schwester Marjas Stimmen auf dem Flur, vereinzelte Worte, Iwans Lachen, Schwester Marjas weiches Zwitschern. Die blaue Linie hatte wieder stichgehalten. Bewundernde und neidische Blicke zum Bette des Schulmeisters hinüber. Er lag mit unbeweglichem Gesicht.

„Ick hätte ma akurat uff jede meiner finf Zehen", man hatte dem Berliner ein Bein amputiert, „for Kumma 'n Hühnerooge jegrämt, wenn ick die blaue Linje nich jefunden hätte."

Und wieder Schweigen.

Der Hauptmann unterbrach es, indem er sich an Poldi wandte: „Tut mir leid, daß ich Ihnen, oder richtiger, daß ich im Auftrag eines andern Ihnen und damit auch Goethe widersprechen muß. Nach Newton entstehen die Farben durch Brechung des Sonnenlichts in durchsichtigen prismatischen Körpern."

„Womit gar nichts gegen Goethe gesagt wird!" widersprach der Schulmeister mit Nachdruck.

„Nun, ich will nicht streiten, jedenfalls —". Hier stockte der Hauptmann. Jeder spürte die Zunahme drohender Spannung in den Fingerspitzen, und zugleich wurden aller Herzen durch ein hochaufflegendes, herzliches Frauenlachen berückt.

Fast pedantisch mutete es daher an, als der Hauptmann dessenungeachtet, gegen den Schulmeister gerichtet, mit ruhiger Stimme fortfuhr: „Jedenfalls wäre es erfreulicher, wenn Sie oder Sie mit uns ernstlich eine Erklärung für die Entstehung Ihrer blauen Linie versuchen wollten!" Die eigenartige Färbung, die der Hauptmann diesen Worten gegeben hatte, das Spöttische, Beziehentliche darin, der Akzent auf dem „Ihrer", alles hatte seine beabsichtigte Wirkung und traf den Schulmeister, der jedoch in der Gewalt über sich selbst nichts merken ließ und nur achselzuckend antwortete:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Tcha, es gibt viel Dinge zwischen Himmel und Erde, wovon sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt!"

„Mir schont sympathisch, weil det ausjerechnet 'n Schulmeesta sagt!" war Poldis Randbemerkung.

„Schon richtig," pflichtete der Hauptmann dem Schulmeister bei, „nicht selten aber ein bequemer Deckmantel für allerhand Dunkelmänner mit dunklen Absichten!"

„Was wollen Sie damit sagen!" fuhr der Schulmeister auf.

„Werden Sie nicht kindisch, Schulmeister, etwas mehr Selbstvertrauen würde Sie gar nicht diese Äußerung tun lassen — kein Mensch hält Sie für einen Dunkelmann, immerhin bleibt es für Sie wie für jeden andern niemals ausgeschlossen, daß er dunkle Absichten im Schilde führen könnte. Wenn Sie und auch niemand der übrigen eine Erklärung der blauen Linie versuchen mag, so will ich denn . . ."

„Morjen, Cestrize!" rief Poldi keck und warf Schwester Marja, die wie ein Sommerwind in den Raum kam, eine Kußhand zu. Sie drohte lächelnd — o die Anmut — sie sprach russisch, was Wunder! Nur für Berthold, aber aller Sinne wiegten sich in ihrer Stimme, Bertholds Herz trommelte — trommelte! Man richtete sich aus den Kissen auf und staunte wie am ersten Tage, ach, wie man jeden Tag staunte, und es nahm kein Ende. Ja, und dann reichte sie Berthold die Hand zum Gruße, und das war heute das erste Mal — der Schulmeister lag blaß, sein Blick mied sie, seine Augen sengten. Nur er ahnte wie niemand sonst, was in der kurzen Verschlingung ihrer Hände, in der schnellen Verstrickung ihrer Augenpaare auffubelte, die leichtsinnigen Kobolde des langen Flures in der Stille der Nacht, das gefangene Lachen und selig beflügelte Seufzen in den Pfeilerwinkeln! Das Schnarchen — haha — Gott segnete es! Das riesengroße Schnarchen der Wärter auf den Holzbänken vor den Stuben und das tiefe Dunkel einer russischen Vorfrühlingsnacht und die Sparsamkeit der russischen Lazarettverwaltung mit Licht — haha!

O Schwester Marja, was sagte die verhutzelte Polkarewitsch, dein Zimmermütterchen! Wo war deine Andacht in der Frühmesse heute morgen — als nur bei dem schmucken Dragonerleutnant! Und wie er dich artig grüßte, und wie du artig dankteſt! Und wie kühn er dich bat, und wie freudig du gewährteſt! Und Mütterchen Polkarewitsch mußte Euch später die honneurs machen! Der Mond hat noch nicht wieder gewechselt, und du loses Mädchen wechselteſt dreimal! „Wenn das Berthold wüßte und Iwan, der gute Junge, o du leichtsinniges Mädchen du!" sagte Mütterchen Polkarewitsch, deine geduldige und verschwiegene Vertraute. Wir schütteln betrübt die Köpfe über dich — und dennoch, wenn deine schwarzen Augen uns beschatten, deine weiche Stimme unser Blut bläst, dann — seht doch, selbst der Hauptmann mag nicht widerstehen, ob sein Gesicht gleich einer Maske sein Herz dir verbirgt. Was sagst du dem Hauptmann? Aber da ist ja der Dolmetsch, dein Berthold: Singen soll der Hauptmann zum Abend, du gingeſt die Laute holen, die Laute Paljuchlinos, des Doktors. Paljuchlino ist auch ein Schlimmer, und niemand wird seine Küsse auf deinen Lippen wittern, selbst der Schulmeister nicht, und der hat doch die schärfsten Augen und — ach, alle müssen dir singen. Paljuchlino lachte, wie du ihm kokettierend klagteſt: „Eine Sorge, Paljuchlino, alle meine Freunde froh zu erhalten und ohne Argwohn — nun ja, hier eine kleine Lüge und da eine kleine Lüge, aber du, Paljuchlino, du bist doch der Vernünftigste — hahi — komm, gib mir die Laute, ein Germansky-Hauptmann soll mir singen, uh, wie er brennt, der Germansky-Hauptmann! Paljuchlino, du süßes Vieh, warum wirst du nicht eifersüchtig — rrrr!"

Ach, alle müssen dir singen, alle müssen dir tanzen! Nur die Seele des kleinen Polen tanzte nicht. Wär's vorüber — wär's vorüber! kreiste es in ihm. Als Schwester Marja zu ihm kam und Berthold ihr dessen Kummer erzählte, strich sie beruhigend über sein Haar und versprach, sich beim Arzte zu verwenden, man würde ihm die Gummi-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schläuche unter leichter Betäubung ziehen. Da lächelte der kleine Pole Dank und redete russisch mit ihr, ward aufgekratzt, verwirrte sich in der Gewalt ihrer Nähe und wollte Berthold im Überschwang seines Dankes einen Kuß geben. O, wie sie lachte, als Berthold des Polen Freigebigkeit auf sie abzuwälzen versuchte.

Nur der Schlesier lag matt, und sie belebte ihn nicht; er stöhnte, als Berthold ihn fragte. Hättet nun ihre bezaubernde Heuchelei sehen müssen, wie sie dem Schlesier helfen wollte. Da kam auch der Iwan herzu, und nun redeten die drei, der Berthold, der Iwan und Schwester Marja, und es war gut, daß sie russisch sprachen, daß der Schlesier und alle andern nichts hörten, wie schlecht es mit ihm stände, daß er ins stille Nachbarzimmer geschafft werden müsse — ganz allein — daß Berthold die Nacht bei ihm wachen werde und Schwester Marja auch — o ja, Schwester Marja auch. Der kleine Pole hätte es verstanden, aber seine Augen hingen am Bilde in der Nische: O sanctissima et piissima dulcis mater Maria!

Ein feines Sporenklirren hinten auf dem Flur. Der Schulmeister hatte es vernommen. „Doktor!“ rief er in die Stube, so daß Schwester Marja, erstaunt über diese ungewöhnliche Art der Ankündigung, in seinem Gesicht zu forschen suchte. Er fühlte ihr Wesen, ihre sprungbereiten, lauernden Triebe und bäumte sich gegen den Gedanken, daß sie sein forsches Signal — für die andern bestimmt — scheinbar so aufnahm, als hätte er damit um ihre Aufmerksamkeit geworben, hielt deshalb unentwegt sein Gesicht abgewandt und erreichte das Gegenteil seiner Absicht, ihr heimliches Triumphieren, das sie mit überlegenem Lächeln nun ihrer Eitelkeit quittierte. Die gedrückte Stille in der Erwartung des Doktors wurde noch einmal durch ihr Lachen gebrochen, als sie mit Poldi unter Bertholds Beistand nichtige Dinge schwatzte. „Dies Lachen fliegt wie Eulenkichern über ihr Blut weg!“ dachte der Schulmeister.

Wie an jedem Morgen ging der Doktor von Bett zu Bett, hängte hier und da eine Fiebertafel ab, den Wärtern ein stummer Befehl, daß der auf diese Art Bezeichnete ins Operationszimmer zu schaffen sei. Nach Schwester Marjas kurzem Bericht über den Schlesier, den Iwan ergänzte, ordnete der Doktor an, daß der Schlesier Ruhe haben und bis auf weiteres im Nachbarzimmer liegen sollte. Poldi faßte sich ein Herz, als der Arzt zu ihm kam und einen Blick auf die Fieberkurve warf: „Herr Doktor, hier hab'n ma 'n Wunda anna Decke, Herr Doktor — det is nämlich die blaue Linje da —“

Des Doktors Augen folgten dem ausgestreckten Zeigefinger Poldis, fixierten einen Augenblick scharf das Gewölbefeld und richteten sich dann fragend auf Berthold. Der stand da, zündete sich rot an, und es gelang ihm nicht, seine Verlegenheit zu überlächeln, und auch seine Worte: „Er sieht an der Decke eine Schattenlinie, die —“ beendete er nicht, da der Doktor in schneller Eingebung einige Schritte auf Berthold zukam, dessen Verlegenheit ihn sympathisch berührte, weil er ihren Grund ohne weiteres in Bertholds schonender Rücksicht für den Berliner vermutete.

„Blödsinn!“ sagte er leise und zwinkerte die Augenlider. Darauf ging er wieder zum Bette Poldis, prüfte dessen Puls und schraubte seine Augen in das Gesicht des Berliners. Wieder flackerte die Angst aus Poldis Blut, diese Angst, weiß Gott woher, die ihm vorhin die klotzigen Pfeiler auf den Leib gehetzt hatte. Wie einen festen Halt umfaßte er das Begebnis der vergangenen Nacht, als er den Verband seines amputierten Beines heimlich gelöst und an der Wunde gezupft hatte, was immerhin erhöhtes Fieber verursacht haben könnte, anders würde der Doktor jetzt nicht den Puls prüfen! So sehr er hierin den Grund seiner Angst gefunden zu haben wünschte, so nahm er ihn doch nicht restlos an. Seit heute morgen war etwas auf ihn übergesprungen, dessen er nicht Herr werden konnte.

„Iwan hat se anjezeigt, Cestrize hat se anjezeigt, Sie hat se ooch anjezeigt, Herr Doktor, Sie ooch, Herr Doktor, die blaue Linje . .“

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ruhe!“ gebot der Arzt und zählte den Puls, hängte die Fiebertafel ab, legte sie ans Fußende des Bettes, nickte Berthold zu und verließ sporenklirrend das Zimmer. Auf dem Flur traf er Paljuchlinow: „Da ist ein Mann in der Stube Nr. 13, fünftes Bett rechts, bin nicht ganz sicher — fixe Idee? Etwas Fieber — möglicherweise auch Abszeß.“

„Hätt' nich ville jefehlt, und er hätte ma fier komplett varickt erklärt, so hat a ma mit die Oogen int Jesicht jestochen! Wat hat' an jesaacht?“ wandte sich Poldi an Berthold.

„Daß Sie ein Spaßmacher seien!“ log Berthold und fühlte sich nicht wohl dabei. „Na, det war schont keen Schpaß nich mehr!“

Schwester Marja wurde durch einen Panje zum Doktor gerufen, unterwegs streifte sie Paljuchlinow, der sie in den Arm kniff, was sie mit verhaltenem Aufjuchzen quittierte. Das Ergebnis ihrer Unterredung mit dem Doktor deutete sich in ihrer Art an, wie sie etwas ängstlich, etwas neugierig beobachtend Poldi umstrich. O, es war noch in frischer Erinnerung, daß Poldi, geübt im Hinken mit dem Schemel durch die Stube, auf einmal des Nachts ohne Schemel hüpfend die Stube durchmessen hatte und mit der Sicherheit eines Besessenen ein Stück den nächtlichen Flur entlanggekommen war — zum Schrecken der Wärter, die ihn, als er unter ihrem Zupacken plötzlich in sich zusammenbrach, wieder ins Bett zurückgetragen hatten. O, da stimmte es nicht — mit diesem Germansky! Darum war er auch so zudringlich mit seinem Schwatz, seinen Kußhändchen und seinen wilden Augen. „Wat is det nu?“ dachte Poldi, „det is doch nich, wie wenn se ma annimiean wollte!“ Die Träger, die den Transport der Verwundeten von der Stube ins Operationszimmer und zurück besorgten, holten ihn heute zuerst. Und da beruhigte sich Poldi in etwas mehr an dem Gedanken, daß sein Beinstumpf nicht in Ordnung sein müßte, wenngleich er für solchen Fall manche Quälerei zu gewärtigen hatte, wurde munter und spottlustig. Wie schon zu anderer Zeit, fand er jetzt ein Vergnügen darin, die Panjes grob anzuulken — zum Ergötzen der Kameraden in der Stube. „Det Jesicht hat dir dein Vater mit 'm Brotmesser jeschnitzt, du feiste Riebe!“ sagte er dem Träger, der seinen Beinstumpf etwas unsanft auf die Trage gleiten ließ. Dabei lächelte er ihn übertrieben an, mit theatralischen Gesten über ihn hinmalend. Der Russe lächelte auch und gab seinem Genossen mit einem unnachahmlichen Kopfnicken, wie es auch Iwan zuweilen für irgendeine wortreiche Erklärung verwandte, seine Meinung über diesen verrückten Germansky kund, ob er zwar dessen Angriff nicht verstanden hatte.

Der Doktor fand die Wunde in Ordnung, legte einen neuen Verband an und fragte, indem er Paljuchlinow dabei bedeutsam ansah, scheinbar leichthin: „Na, was war es mit der blauen Linie?“

„Ja, det is die richtje Uhr in Nummer 13. Der Schulmeesta hat se entdeckt. Sie jeht vont eene Ende ieber det janze Jewelbe ant andere Ende, wo se heute etwa inna Mutter Jottes unterjehn soll, wie der Schulmeesta jemeent hat.“

„Ach, das ist alles Unsinn!“ herrschte ihn der Doktor plötzlich laut an, „die andern lachen ja darüber.“

„Det is Unsinn? Die andern lachen? Nee, Berthold hat se ooch jesehn und der Hauptmann — ich ooch, det is jewiß — nee, det is keen Unsinn!“ erregte sich Poldi, gestikulierte und ergrimmte am Lächeln der Ärzte. „Et jibt eben ville zwischen Himmel und Erde, wovon sich unsare Schulweisheit nischt träumen lassen dut!“ Des Doktors Gesicht hatte eine spöttische Interessiertheit, und was Paljuchlinow in Miene und kurzer Geste ausdrückte, hieß: „Übergeschnappt!“

„Die wollten ma for dumm vakoofen!“ war das erste Wort Poldis, als er wieder in die Stube getragen wurde, „aba ick habe Ihnen 'n Licht von wejen die blaue Linje anjezindet!“ Dabei blickte er, wie um Anerkennung zu heischen, auf den Schulmeister,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der, ohne eine Miene zu verziehen, an ihm vorbeisah. „Sind det überhaupt Doktoren, an Balina Dahältnisse jemessen, sind det heechstens Hühneroogenschnitza — ausjerechnet mir — for dumm vakoofen!“

In diesen Grimm gegen die Ärzte war ein gut Teil des Ärgers gemischt, der ihm deshalb aufgestiegen war, weil der Schulmeister, wie Poldi fühlte, ihn absichtlich überhörte.

Als die Insassen der Stube Nr. 13 ihre Brühe, ihren Kasch und ihr kinderfaustgroßes Stück gekochten Rindfleisches verzehrt hatten, fielen sie mählich in den gewohnten Mittagsschlaf. „Sonderbar,“ dachte der Schulmeister, „diese Rahmung der Mutter Gottes — maurisch-byzantinisch? — Ist die Jungfrau hier geschnitzt worden — in diesem griechisch-katholischen Lande? Und das Spruchband unter der Nische — von einem deutschen Studenten, wie Berthold sagt, ach, wo mag der deutsche Student in diesem Augenblicke sein — Sibirien? Das Lob der Jungfrau in lateinischer Sprache — mit grünen Lettern — Donnerwetter, daß ich's heute zuerst entdecke: das ist ja dieselbe grüne Tinte, die Schwester Marja Berthold verehrte — ja und — diese Tinte gebrauchte auch der deutsche Student! Aha — der deutsche Student — und — jawohl, die Kopula „und“ ist sehr wichtig — und — und — und — Schwester Marja. — Ich wage diese Kopulation — unbedenklich — haha! O sanctissima et piissima dulcis Virgo Maria! riefen die grünen Lettern hohnvoll! Piissima! Haha — ach, dulcis virgo — o sanctissima — dulcis . . . .“

Der Schulmeister sah ein großes Meer — das Gewoge eines zähen Schlammes — weit — uferlos. Rings über den Horizont dunstete hellrotes Licht herauf und legte sich wie tausendfältiges Küssen auf das gekuppelte Gewoge. Einem einfarbigen Regenbogen gleich spannte sich eine blaue Linie darüber. Die Wogen türmten, ein Ungeheuer formte sich — halb Riesenfrosch, halb Mensch — vielköpfig. Die Köpfe klafften ihre Mäuler. Obschon der Schulmeister keinen Laut vernahm, sah er sie schreien: „Ich bin der Trieb — die Gier — die Leidenschaft — die Wollust — die Selbstsucht — der Neid — die Scheelsucht — die Mißgunst — der Haß — die Wut — die Lust — die Bosheit — die Lüge — die Verleumdung — ich bin das vielköpfige Urungeheuer! Sieh meinen kompakten Urrumpf! Sieh meine Nabelschnur, millionenfach verzweigt im wiegenden Meer! Ich nähre alle Geschöpfe, die der Schöpfer aus dem Urschlamm meines Leibes blies, ich bin zeitlos, raumlos! Ich jage meinen Atem durch dein Blut, du kleiner — kleiner — uäh — Schulmeister — durch euer Blut, ihr Krebse mit Zeit, ihr Motten mit Raum! Uäh — iiiiiih — wwwrz — was fällt dir ein, du Kauz, die blaue Krümmung über unsere Dächer zu spannen — eeeh? Die blaue Linie irritier—ier—ier—t uns!“

Der Schulmeister hörte seine Stimme, die neben ihm in der Luft hing: „Ich setzte die blaue Linie in Selbstherrlichkeit!“ Wild verklittertes Gemecker, Gepruste, Gefistel des Vielköpfigen: „Du Schuft, willst du unsere Lichter auffülpen gegen deinen blauen Dunstbogen! Oder in die grüne Erleuchtung — weiter da oben!“ „Er hat seinen Bogen gesetzt in die Wolken zum Zeichen, daß ihr nie wieder eine Sintflut über die Erde wälzen werdet!“ rief des Schulmeisters Stimme neben ihm. „Hähähähä — uäh! Willst du uns sammeln auf einen Strich, du Molekül Dreck! Willst du uns gegeneinanderführen? Zum Gaudium für dich? Ja? Uäääh — hihihihihi! O du wirst uns sympathisch — ei — ueih — du kleiner Schäker — wwwrrrz!“ „Nein — nein!“ hörte der Schulmeister seine Stimme sich ereifern, „ich will euch lähmen — durch Erkenntnis!“ Aus ihren Mäulern prasselten die Worte, zerfressen, mit Geifer beseift, auf ihn nieder: „Du — du — Akrobat auf dem blauen Seil — sieh — sieh das Köpflein in unserer Mitte — o ja — zwar verschrumpft, verhutzelt, das ist dein Neid, schön, du schäbiger Moralfex — uuuääääh — wir werden ihn blähen, ihn stopfen — ei — hättest ihn vorher sehen müssen — ein Bierkopf — so — so —“ Ein Polypenarm

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ringelte einen Kreis, um die Größe des Kopfes zu zeigen. „Uuuiiiih, wir wollen es aufpusten, sein Mäulchen wird schnuppern und lüstern!“ Da blutete es kirschrot in den Dunst! Der Horizont platzte — Schwester Marja!!! Dem Schulmeister stand das Herz. Ein Polypenarm wuchs wie im Filmbild aus dem Ungeheuer; es reichte ihr den Arm, graziös, mit delikater Geste im sonderbaren Kontrast zur brutalen Klumpigkeit des Rumpfes. Schwester Marja tänzelte über die Wogen, vom Polypenarm geführt, an den Leib des Ungeheuers. Uäh — uäh — die Köpfe neigten sich, umleckten sie, fauchten, jurlten, schleckerten, kreischten, brunsteten. Sie legte ihre schöne, rötlich schimmernde Hand wie zum Scherz in die Mäuler. Wie zart, wie galant sie das Händchen beknapperten, und, wenn es sich entzog, mit vorgestülpten Lefzen berüsselten. Sie wetzten die dicken Augenknollen an ihrem geliebten Kinde, ihrer Königin. Und Schwester Marja lachte ein Lachen, das wie eine Nadel durch die Luft strich. Auf einmal verzückten ihre Augen, als sie den blauen Regenbogen entdeckte. Sie begann langsam aufzusteigen. Da schlug der Rumpf des Ungeheuers Blasen, die sich behend zu neuen Polypenarmen ausstülpten. Die züngelten auf, ringelten sich um die Steigende. Und dampfte vorher in der Ungeheuer Mitte die wilde Freude aus Schwester Marjas Antlitz, so war es jetzt, als ob ihr Gesicht, wie durch äußere Gewichte beschwert, in qualvolle Linien gerissen wurde. „Uäh — uäh!“ brüllte vielmäulig der blähende Rumpf. Der Schulmeister sah in den verzerrten Fratzen, wie ungeheuerlich das verknäulte Bündel der Schreie sein mußte! „Bleibe — uähähähähäh — bleib' bei uns, Königin! Kraule uns mit deiner süßen Hand, wecke uns, wenn wir schlafen, mit deinem lockenden Lachen, peitsche uns und führe unsern Reigen! Was willst du in der grünen Höhe! Bleib' im wohligen Fieber unserer Brunst, nähre dich vom Atem des Schlammes — nichts anderes kann dich satt machen. Der Weg zur gläsern-grünen Höhe ist Qual!“ Je höher Schwester Marja gegen den Scheitel des blauen Regenbogens stieg, um so mehr veränderte sich ihre Gestalt! Das ist die Jungfrau, dachte der Schulmeister. Über den rotdunstenden Horizont flatterte ein Band heran, sich rollend und wieder ausfliegend, das Spruchband des deutschen Studenten: O sanctissima et piissima dulcis Mater Dolorosa! las der Schulmeister in brennenden grünen Lettern, als es sich um den Leib der Steigenden legte. Jetzt zuckten die Polypenarme, denn die Jungfrau war nahe zum Scheitel des Regenbogens gelangt. Sie wurde ruckweise niedergerissen. „Herre Gott — Herre Gott!“ schrie des Schulmeisters Stimme tonlos — er würgte, ihr zum Tönen zu verhelfen. O Freude! Augenblicks waren die Polypenarme wie gelähmt heruntergeklatscht. Die Jungfrau stieg und löste sich auf in hellgrünes Licht über dem Scheitel des Regenbogens. Und des Schulmeisters Stimme: „Gesegnet du, deine reinen Augen im Aufblick zum blauen Bogen!“ In schlängelnder Hast lief ein Polypenarm auf der einen Seite, ein anderer auf der gegenüberliegenden aus dem Rumpf, packten die Enden des zitternden Bogens, wo sie auf dem Horizont ruhten. Ein ruckendes Reißen — die Polypenarme kreuzten sich — der Bogen schlug tönend zur Schleife — sausend senkte sie sich über den Schulmeister, schnürte seinen Hals. Er schrie, fühlte seine Brust wie eine Blase quellen und hörte darin einem verirrten Vogel gleich sein Herz gegen die Wand flattern — —. Da war ja die Jungfrau — da gegenüber in der Wandnische — rein — mild lächelnd — wie immer. Der Schulmeister zitterte nach im Erlebnis seines Traumes, sah Bertholds Augen auf sich gerichtet und hörte ihn wie aus einer andern Welt her sagen: „Na, Sie fangen heute recht früh mit dem Fieber an!“

Da erzählte der Schulmeister seinen Traum. „Aber ich begreife nicht,“ sagte Berthold, „warum dieser wüste Tanz um Schwester Marja, warum sie als Königin dieses Ungeheuers?“ Der Schulmeister lächelte. „Nun, Sie sind noch Partei der andern Seite, Berthold, Sie sind verliebt in das Weib, aber ich sage Ihnen, Sie werden nicht allein beglückt.“

Mißtrauen stieß durch das Gesicht des andern. „Ha, ich sehe es Ihren Augen an, wie leicht mein Wort zu Ihnen Zugang findet.“

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Beweise!“ sagte Berthold ein wenig verächtlich.

„Witterung!“ entgegnete der Schulmeister mit unbeirrbarer Festigkeit und fuhr fort: „Haben Sie Iwan in den letzten Tagen und besonders heute beobachtet? O, Iwan ist ein smarter Junge — jajaja!“ „Allerdings, ich habe, als er beim Bild dort beschäftigt war, eine unangenehme, sonderbar aufdringliche Regung der Eifersucht unterdrücken müssen.“ „Sehen Sie, und sagen Sie, ist Ihnen Paljuchlinows Vertraulichkeit mit Schwester . . .“

„Hören Sie auf!“ stieß Berthold mit unterdrückter Stimme hervor, und der Schulmeister sah, wie sich etwas in Bertholds Gesicht einfraß, und segnete die Wirkung.

„Ist Ihnen nicht aufgefallen, wie sie Poldis launige Art annimmt?“

Berthold blieb stumm und dachte: „Heute hat sie sein Bett geradezu umworben.“

Langsam wie Tropfen fielen die Worte des Schulmeisters. Die fraßen sich durch wie Säure.

„Na — und Sie haben ja selbst das Getändel wegen der Laute zwischen ihr und dem Hauptmann beobachtet — was sag' ich — vermittelt!“

Daß sie morgen den Hauptmann baden müsse! hat sie mir angekündigt, dachte Berthold.

„Gegen alles setze ich ein paar nächtliche Stunden höchster Erfüllung — auf dem Flur, Sie wissen ja!“ warf Berthold gequält ein — wie ein Ertrinkender haschend. Und der Schulmeister grausam: „Hö, die durch ungezählte Stunden — meinetwegen auch nächtliche — höchster Erfüllung für andere zehnmal aufgewogen werden.“

„Warum sagen Sie mir das, Schulmeister?“ fragte Berthold, und seine Frage war eine müde Anklage.

„Weil Sie sich nicht wegwerfen sollen, Berthold!“

Und Berthold jäh: „Sie selbst wünschen das Weib!“

„Nein, ich hasse dieses lügnerische Luder!“

„War das Ihr Gefühl von vornherein?“

„Nein, ich habe das Weib geliebt und Ihre Beichte über die Schäferstunde auf dem Flure gehört und mich gewunden und Ihnen zugelächelt — erinnern Sie sich? — Erinnern Sie sich?“

Berthold nickte, stand auf vom Schemel am Bette des Schulmeisters, ging zum Fenster, stieß es auf und hockte sich auf die Fensterbank. Die andern Insassen der Stube hielt der Mittagsschlummer. Des Schulmeisters Schrei war über sie hingegangen. Und wie Berthold so zusammengekauert auf der Fensterbank saß, war die Mittagsstille wie eine Kuppel über ihn gewölbt, und ein Verwundern stand aufgereckt darin wie ein jäh gestorbener Baum. So entpersönlicht war sein Selbst, daß der Atem der Schlummernden durch ihn hinblies und — kaum spürbar — dürre Blätter von seinem Baume löste. Dieser sonderbare Schulmeister hatte die Erkenntnis vorbereiten wollen durch die Fiktion der blauen Linie. Da lag er in seinem Bette, und Berthold sah dessen große und magere Hand ein paarmal nervös über die Decke irren. Dann glitten seine Augen in müder Schau den Arm hinauf und legten sich auf das Gesicht des Schulmeisters. Tief fielen die Schläfen ein, auf dem Jochbein straffte sich die Haut und glänzte ein wenig, das Kinn stieß hart in das Weiß der Decke, ein paar Linien stürzten sich wie Flüchtlinge in die Enge des zusammengepreßten Mundes. „Wie unwirklich ist sein Gesicht!“ dachte Berthold, wie durch einen Brand ausgeglüht! Aber das dunkle Brennen in seinem Auge! Wie unwirklich ist diese Lazarettstube! Wie bin ich unwirklich in diesem gestorbenen Mittag. Ein Gebelfer sprang auf! Die Glocken der Kirche! Sie rissen die Kuppel über ihm ein, brachen seinen Baum um, Erdreich wühlte auf, ein Dampf von Erdgeruch stieg und hob in schmerzhaftem Drang sein Herz — bis ins Endlose der Höhe. O, ihr Glocken nun! Wie leer plappern eure Klöppel, welch Reiben und Schrapen geht von eurer metall'nen Lippe — wie das Zischen und Schmatzen aus dem Munde dieses Volkes.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In unserer Heimat hat jede Glocke ein großes, warmes Herz, und im Geläut der Heimatglocken erwärmen das Dorf und der Wald ringsherum. Wie ein eitles, putzsüchtiges Mädel steht diese Kirche in der Mittagssonne, die die ausgebrochenen Stellen des Verputzes mit Strahlenfingern verwischt. Dein Talmiglanz und -blitzen, deine billige Tünche! Wie kokettierend, wie eingebildet erhebst du dich über diese Stadt. Wo ist hier die Würde, die Ehrfurcht eines deutschen Kirchturms! Wie eine Verheißung spiegeltest du dich in meinem Herzen, flirtende Nomadin! Wie eine grelle Warnung wirst du mir sein in den Dörfern und Städten dieses Landes, die ich hinter mir lassen will. Hinaus — hinaus! Sei es — nach Sibirien! O Schwester Marja!

„Wie jesagt!" schrie Poldi, sich aus dem Kissen aufrichtend, „det Morjens nich und det Mittags hat ma seine Ruhe nich wejen det Jescherbel da von die Kirche!" Andere rekelten auf, zeigten mißvergnügte oder frischbelebte Gesichter.

Zwei Panjes schoben fahrbare Gestelle, die zum Transport der Betten gebraucht wurden, in die Stube. Ein Hebeln, Rucken beim Kopf- und Fußende am Bette des Schlesiers, und sie fuhren den vor Schwäche Schlafenden hinaus in die Nachbarstube. Von der Decke sank ein Schatten, und der Atem der Stunde war plötzlich wie abgegurgelt.

„Wo is et denn, jibt't nich bald Tschai!" unterbrach Poldi die Stille und wandte dem Schulmeister ein ironisches Gesicht zu. Andere blickten unter das Deckengewölbe und ebenfalls auf den Schulmeister. Berthold drückte das Gesicht zwischen die Stangen des Fenstergitters. Der Schulmeister hatte die Augen geschlossen und schien wieder eingeschlafen zu sein. Statt der erwarteten Tschaipanjes trat Schwester Marja herein, Paljuchlinows Laute tragend. Sie rief Bertholds Namen. Der wendete sich langsam, kam langsam von der Fensterbank herunter, zog langsam den Fensterflügel heran und ging langsam auf die an der Glastür Wartende zu, wie in Haltung und Gang auch Beherrschung in der Miene. Schwester Marja witterte seine Veränderung. Ihr Erschrecken zuckte in ihrem Hals, machte ihre Stimme flatterig. Singen möchte der Hauptmann — ja — nach dem Tschai — ja. Als ob es noch nötig gewesen wäre, dies anzukündigen. Ihre Augen glitten zum Bette des Schulmeisters, als ahne sie den Einfluß, und wieder forschend in Bertholds Gesicht. Er bemerkte ihren Argwohn und kämpfte gegen eine aufwallende Süße, die die Nähe dieses Weibes und ihre in diesem Augenblicke kindliche Hilflosigkeit in ihm gelöst hatte. Sofort faßte sie sich wieder, ging durch die Länge der Stube, indem sie Berthold brüsk stehen ließ, zum Bette des Hauptmannes, reichte ihm mit liebenswürdigem Ausdruck die Laute. Der Hauptmann nahm sie, und nur Berthold, der herangekommen war, sah die Zwiespältigkeit seines Lächelns.

„Tschai!" rief der Schulmeister überlaut.

„Komisch is det doch!" dachte Poldi, „diese lebensjefährliche Sicherheet bei dem Schulmeesta, wo 't mit die blaue Linje nischt is!" Denn er hörte in der Ferne des Flures das vertraute Geräusch der Tschaipanjes. „Det missen schont ieberheerige Ohren sin! Aba mit die blaue Linje — det jibt 'n jroße Blamage fier mich. Keena von die andern nich hat wat jesagt, ick alleene hab ma vanehmlich injesetzt fier den blauen Dunst — vaflucht — det andere Jelichter hat ooch nischt jesehn, aba weil et for die Herrn noch unjewiß is, sagt keena wat; ick werd ma aba aus der Schlinge ziehn. Ne Fiegung det Himmels, det ick det Jeschpräch zwischen den Schulmeesta und Berthold belauscht habe — det ahnt ihr nich, Herrschaften, det ahnt ihr nich. Jajajaja — noch eens — det Irundiebel — ne mulmije Beere is et doch — diese Schwester Marja — wat mein Vater sein Sohn allet erleben dut!"

Währenddessen führte Schwester Marja ein Gespräch mit Berthold auf Russisch, war sie doch erstaunt und erzürnt zugleich über des Schulmeisters störenden Schreckschuß. Berthold fuhr dabei zur Erklärung über die Stirngegend, und Schwester Marjas Blick streifte die Decke. Poldi war ans Fußende seines Bettes gerutscht, schoß hoch, stand aufrecht auf seinem Beine im Bette, reckte die Rechte gegen das Deckengewölbe, von Zeit

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu Zeit sich mit der Linken auf dem Eisenrahmen stützend, und hielt eine Ansprache zum anfänglichen Erstaunen und schließlichem Ergötzen der ganzen Stube: „Imma rin, meine Herrschaften, imma rin nach Nr. 13 — da is zu sehn det blaue Wunda — du Kleena — wie heeßt du? — Jonny! Schöna Name! Aba du bleibst draußen, for Kinda is det hier nich, jehst 'n Haus weita — det blaue Wunda, Herrschaften, det Mittel for Seelendurchleuchtung und Akenntnis!"

Hier fingen sich Bertholds und des Schulmeisters Augen; Berthold würgte ein Lachen, des Schulmeisters dunkle Lichter spielten. „Ä Rejenbogen is bekanntlich wat Vielfarbiget, die blaue Linje is wat Alleenijes for sich — is keen Ratten- und keen Mäuseschwanz, keen Zucka- und keen Zwirnsfaden — wat sage ick: blau is se ooch nich, vijolett, det jeht schont eha — aba jetzt is et erwiesen, die Jelehrten sind sich eenig — eenig — eenig — et is 'n rotblondet Haar von Schwester Marjas Wuschelkopp —." Hier kamen die Tschaipanjes in die Stube. „Quot erat demonschtrandum, sagt da Lateina und mein Schwaja, wat ooch 'n Schulmeesta is, wie Sie, Schulmeesta — nur det er nich wie Sie 't Jras wachsen heert und iebersichtig is! Schwester Marja, ick bejrieße Ihnen als Königin von Nr. 13!" Dabei legte er seine Hand aufs Herz und sah sie himmelnd an.

„Schade — schade!" dachte Schwester Marja mit entsagendem Seufzer, als sie die Stube verließ, „daß er verrückt ist!"

Eine wachsende Wut über den Schulmeister zwängte ihr Herz.

Die Tschaipanjes hatten zuerst verdutzte Gesichter, schlossen sich aber schnell den Lachern an und wankten mit vergnügten Schritten in die nächste Stube.

„Sie haben eine sehr despektierliche Meinung von der blauen Linie," sagte Berthold, „und Schwester Marja werden Sie auf diese Weise aus unserm Liederabend vertreiben, haben Sie nicht gesehen, wie erschrocken sie war!"

„Despektierliche Meinung von die blaue Linje? Ick? Is nich — ick hab nach wie vor ne jroße Achtung for ihr! Wat? Schwester Marja kommt nich? Na, ick vastehe mir uff die Weiba! Die kommt! Det is ihr ville zu interessant in Nr. 13!"

Die Insassen der Stube Nr. 13 hatten ihren Tee getrunken, dessen feiner Duft wie zartes Grüßen die Seelen rührte. Das muntere Gespräch war weggesackt. Von den Pfeifen und tütenförmigen Zigaretten schmiegte sich der Tabaksrauch in die Luft, der aus chaotischem Dreh zu Traumgebilden aufwuchs, die das lautlose Spiel in den siebzehn Köpfen der Insassen behutsam begleiteten. Ein russischer Vorfrühlingsabend stand vor den vergitterten Fenstern und sah mit umflorten Augen herein. Die Sterne hingen wie Schaumspritzer in dem transparenten Gewand des Abends, der halbe Mond lag gleich einem ausgebrochenen Opal darin — kühl — mutterseelenallein. Von der in ihrem Aufputz gleißenden Kirche floh der Schleier wie atemloses Leben in die Ewigkeit.

„Jetzt ist niemand in dieser Stube hier!" dachte der Hauptmann, und das schwarze Schalloch der Laute, die gekantet auf der Fensterbank lag, gähnte ihn wie ein kleiner Krater an. „Jetzt sind sie alle zu Hause — sie wenden den Gedanken der Heimkehr wie einen blitzenden Stein. Ich habe kein Zuhause; ich bin überall zu Hause. Ich werde auch in Sibirien . . ." Wintertage dunkeln herauf. Die Luft steht rauchig am Horizont, wohin Rußlands grenzenlose Schneefelder fliehen. Als farbige Akzente darin die Mündungsfeuer der Kanonen, die auseinanderspritzenden Feuerbüschel einschlagender Granaten . . . . „Hier bin ich zu Hause!" Die Bilder schwimmen — — Wie von weit her hörte der Hauptmann das Wort des Schulmeisters: „Die blaue Linie — ist heute in den Augen — der Jungfrau Maria untergegangen." Es kam wie entrückt aus einer anderen Welt. Und da niemand sich vernehmen ließ, hing es über ihren Köpfen.

Der Schulmeister selbst erschrak, als er kurz darauf den Rhythmus des leichten Schrittes auf dem Flure hörte, der seinem Blute eingebettet war wie eine unvergessene Melodie. Und das Wort wich nicht, als Schwester Marja in die Stube trat. Ein ver-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wunderndes „Ah?“ — silbern — flog hin von ihren Lippen und ertrank. Die Liegenden und Sitzenden regten sich kaum. Sie setzte sich ans Fußende auf das Lager des Hauptmanns, und ihre Augen begegneten seinem stillen Gesicht. Er zeigte auf die Laute in der ihm eigentümlichen Gelassenheit. Sie stand auf, reichte sie ihm und setzte sich wieder. Das Wort des Schulmeisters hing über ihren Köpfen, bis es die Stimme des Hauptmanns verscheuchte: „Es ist nicht wahr, daß die Deutschen sentimentale Lieder singen, wenn sie lustig sind!“

Die andern schwiegen. Da sang die Stimme des Hauptmanns — ohne Zier, ohne Schnörkel:

„In tiefer Nacht
Zur ersten Wacht
Ein' Stimm' begunt zu klagen,
Der nächt'ge Wind
Hat leis und lind
Den Klang zu mir getragen.

Von herbem Leid
Und Traurigkeit
Ist mir das Herz zerflossen,
Die Blümelein
Mit Tränen mein
Hab ich sie all begossen.

Der stille Mon
Will untergohn,
Für Leid nicht mehr mag scheinen,
Die Sterne lân
Ihr Glitzen stahn
Mit mir sie wollen weinen.

Kein Vogelsang
Noch Freudenklang
Man höret in den Lüften,
Die wilden Tier'
Trauern auch mit mir
In Steinen und in Klüften.“

Der kleine Pole schluchzte. Der Schulmeister hatte das Bedürfnis, sich mit Rauhreif zu gürten und sagte: „Hm — 'n ganzes Tränenhandtuch!“ Berthold bemühte sich als Dolmetsch und sah, daß Schwester Marjas Augen ihn weniger, um den Sinn des Gesungenen zu erfassen als seine Veränderung zu ergründen, bannen wollten. Er entglitt ihr, zeigte auf die Statue in der Wand, den Zusammenhang zwischen ihr und dem Liede zu erklären, das vor undenklicher Zeit im Hinblick auf das Kreuz gedichtet worden ist.

„Nun singen Sie von dem Mädchen, das keiner versteht — wie Sie schon einmal gesungen haben!“ wandte sich Schwester Marja an den Hauptmann, ohne Berthold noch eines Blickes zu würdigen. Der Hauptmann sang das Lied des Ruhelosen, und seine Stimme blühte auf wie eine lichtersehnende Blüte:

Ich werde dich suchen auf allen Gassen,
Wenn die blonde Blüte den Himmel durchbricht,
Ich werde dich suchen im blassen
Verträumten Mondeslicht.
Ich werde dich suchen durch tiefen Schnee,
Wenn die Wildgans zieht ob erstarrtem See.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und müßte ich wandern im Wüstensand,
Ich will dich suchen von Land zu Land.
Und lausch' ich nach dir im Windeswehn,
Dann soll'n meine Lieder als Vortrupp gehn!
Wo liegt denn der Hafen seliger Ruh'?
Wo ist die Verschmelzung: Ich und du?
Wo find' ich in dir, o Weib, seliglich,
Restlose Ergänzung: du und ich?
Ach, ich werde dich suchen Zeit meines Lebens,
Du Weib von Nirgendland — vergebens!

„Det ick nu jrade — ausjerechnet — durch'n Schnee schtiebeln, oder det man mir annimiean kennte, durch'n Wüstensand zu latschen — uff da Walze nach 'm Weibe, det werd ick ma vorher erst jrindlich überlejen. Oder is et so jemeent, det ma uff den vawejenen Jedanken jeriete, 'n Eskimo-Madame, jut in Schpeck jewickelt, oder 'n Niggerdame, jut jefüttert und jebohmeelt, fort't eheliche Lager zu beschtimmen?"

In das Gelächter drängte sich der Schulmeister: „Die Melodie ist ausgezeichnet — dieser drängende Rhythmus!"

„Ja," sagte der Hauptmann, „die Melodie ist mein Können bei diesem Liede, im übrigen — na, Poldi hat beinah recht."

„Ja, die Melodie — wundervoll, janz wundervoll! Ne Wärme — det alles, wat weech is, hinschmelzen dut — det erinnat ma anne Oparette — wie war det man noch? Ach, ick weeß nich, aba wennt nich mittlerweil dunkel jeworden wär, ick kennt ma schämen — vor Riehrung." „Der Hauptmann hat das Lied von dem Weibe gesungen, das er vergeblich suchen wird!" flüsterte Berthold in Schwester Marjas Ohr. „Oh, es war schön — oh schön — oh schön!" antwortete sie, und ihre Hand griff zum Herzen. „Ja, er wird das Weib vergeblich suchen, auch hier — hier!" fuhr Berthold spöttischen Tones fort. Ihr Mund wurde dünn wie ein Faden, sie lachte unnatürlich, die Augenlider krochen unter die Stirn, ihre Augen wurden hart und grausam unter dem Zwang eines Gedankens. Ihre Hand irrte über die Decke und ruhte schließlich auf dem gesunden Beine des Hauptmanns aus. Der sah ihr Gesicht, in das der Mond griff, in der kalten Härte gefrorenen Schnees. Als fräße eine Flamme hindurch, brach der Mund darin auf. Die Worte galten Iwan, den sie bisher kaum beachtet hatte, der bescheiden abseits von der Gruppe um des Hauptmanns Bett auf seinem Schemel gesessen, sie mit durstigen Augen umhüllt und sein Herz in den Gesang des Hauptmanns gehalten hatte. „Daß sie so herrisch spricht," dachte Iwan, „nun ja, niemand sollte merken: die Tochter des Majors und er — der Iwan — ein Iwan nur — jaja, daß nur die Germanskys nichts merkten! Ein wenig zudringlich waren sie um sein Mädchen — ei, nun ja, das konnte er begreifen, hahaha — o, wie zärtlich sie war, wenn sie allein miteinander . . . was wollte sie nur, daß er gehen und . . .?" In der Tat, niemand, auch Berthold nicht, hatte ihre Aufforderung an Iwan verstanden. Und doch flimmerte es wie Sankt Elmsfeuer durch Bertholds, des Schulmeisters und des Hauptmanns Hirn! „Wat hat det Frauenzimma?" dachte Poldi, „det war ne Schtimmung! So hat der Hauptmann noch nie jesungen — ick kennt'n umarmen, wenn't sich for'n rauhen Kriegssoldaten passen dät — und dann faucht bloß die Katze — und nu sind se uffs Maul jeschlagen wie kleene Hosenmatze — aba ick werd'n annimiean, wenn a schtoppen wollte."

Der Hauptmann fühlte die kalte Hand Schwester Marjas durch die härene Decke wie zarten Rausch. Im Zwiespalt, sich ihr zu überlassen, oder durch eine Bewegung sich dieser Mädchenhand zu entziehen — in diesem sonderbaren Zwiespalt, der eine leichte Empörung über sich selbst in ihm anzettelte, griff er, wie zur Flucht gewandt, in die Laute, ließ die Akkorde ausklingen, lauschte ihnen nach und reckte seine Seele in stille Feierlichkeit auf:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Mond ist aufgegangen,
Die gülden Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar.
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.
Wie ist die Welt so stille
Und in der Dämmerung Hülle
So traulich und so hold
Wie eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Nicht in der Weise des alten Landsknechtsliedes: Innsbruck, ich muß dich lassen, wie es das Gesangbuch den Andächtigen vorschreibt, sang der Hauptmann das schöne Lied von Matthias Claudius; er hatte eine Melodie, die allen neu war, darin die Strophe aufbrach wie ein Schrein mit seiner Köstlichkeit. „Und aus den Wiesen steiget der weiße Nebel wunderbar!" Hier wurden die Herzen der versprengten Kriegskameraden aufgehoben und hingetragen in die russische Nacht, die in den folgenden Versen wie weiches Flügelschlagen über ihrem Blute aufwuchs, von einer Strophe zur andern flocht der Hauptmann seine Akkorde, die in dem schweren kellerartigen Gewölbe der Stube von weither kamen, jedes Geräusch auf ehrfürchtiges Warten stellten und selbst den Atem bannten.

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen
Und ist doch rund und schön.
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsere Augen sie nicht sehn.

Hier konnte Poldi sich nicht enthalten, wenn auch nur leise und zart, zu flüstern: „Die blaue Linje!" Ein stilles Lächeln ging über die Gesichter der näher Beteiligten und breitete sich über die nächste Strophe aus:

Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wissen gar nicht viel.
Wir spinnen Luftgespinste
Und suchen viele Künste
Und kommen weiter von dem Ziel.

Auch hier hatte Poldi einen zarten Angriff auf der Zunge, aber als er ihn vortragen wollte, kam Iwan in die Tür und brachte — zwei Ziegelsteine. Er ging auf Zehenspitzen, legte die Ziegelsteine auf einen stummen Hinweis Schwester Marjas zu ihren Füßen nieder, wie ein Hündchen den Apportierblock — und zog sich zurück auf seinen Schemel.

Gott, laß dein Heil uns schauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
Uns nicht des Eitlen freun.
Laß uns einfältig werden
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber die Sehnsucht dieser Strophe, die den Schulmeister aufschwingen wollte, wurde beschwert durch die Ziegelsteine. Eine linde Angst flimmerte in die reine Stimmung.

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod.
Und wenn du uns genommen,
Laß uns in 'n Himmel kommen,
Du lieber, treuer, frommer Gott.

Am tiefsten fühlte der Schulmeister die feindliche Macht im Zimmer. Sein Blick umfaßte bald die beiden Ziegelsteine, deren eine Seite in das Licht des vom Monde auf den Fußboden verzerrt gezeichneten Fensters getaucht waren, bald den nun ganz in Licht gehüllten Kopf Schwester Marjas. Die kleine weiße Haube hatte die Milde eines Lilienblütenblattes. Darüber erhob sich wie Filigranwerk das rotblonde Stirnhaar, worin das Licht zu feinem Silbergeprassel und überaus feinem Staub versprühte. Jedesmal, wenn des Schulmeisters Augen den Kopf aufnahmen, wich das Drohende zurück — als ob keine Macht der Welt diese Verklärung verunglimpfen könne, und jedesmal, wenn seine Augen wieder auf die Ziegelsteine zurückfielen, kam ein Gedanke wie ein dumpfer Stoß gegen sein Herz. Er wußte, weshalb Schwester Marja diese Ziegelsteine holen ließ. Während der Hauptmann sang, die andern, selbst die klobigen Wände der Stube, lauschten, kämpfte der Schulmeister seinen stummen Kampf zu Ende. Als er mit sich seinen Frieden schloß, gesellten sich zwei winzige Linien mehr zu den übrigen, die in den Mund flüchteten. Aber das wußte niemand — selbst der Schulmeister nicht — ach, wer hat acht auf solche Winzigkeiten.

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder,
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon' uns, Gott, mit Strafen
Und laß uns ruhig schlafen
Und unsern kranken Nachbar auch.

Eine heitere Ruhe war über den Schulmeister gekommen. „Verschon' uns, Gott, mit Strafen!" Das rückte ihn in eine milde Ironie. Er wußte ja, daß ihm eine Strafe werden sollte — ja, die Ziegelsteine! Berthold hegte — auch ohne die Fürbitte im Liede des Hauptmanns — einen herzlichen Wunsch für den einsamen Schlesier in der Nachbarstube. Als der Hauptmann das Lied endete, erhob sich Schwester Marja, die zuletzt, nachdem Iwan die Ziegelsteine gebracht hatte, unbeweglich — wie brütend am Fußende des Bettes saß. Jetzt nestelte sie die Schlingen am Galgen des Streckverbandes auf, der das Bein des Schulmeisters durch das Gewicht zweier Granatenhüllen in die Länge reckte. Da erkannte Berthold ihre Absicht; ein Wortwechsel führte ihn und sie gegeneinander. Der kleine Pole übersetzte eilfertig den Aufmerksamen der Stube: „Sie will Schulmeister zwei Steine in Galgen hängen!" „Unerhört!" brauste Jonny auf, der allen sonst als der Zurückhaltendste galt. „Ja, sie sagt: Doktor hat befohlen!" „Ach, Unsinn! Vor drei Wochen hat er's befohlen, und, wie ich mich erinnere, widerrufen!" sagte Berthold zornig. „Sie will nicht, sie will Doktor selbst hören!" „Det is — det is — da jeht mir det Wort aus!" „Das is dschoa bloß'n ganz gemeine Rache!" meinte in seiner unverlierbaren Ruhe der Holsteiner. Schwester Marja maß sie mit geringschätzigem Lachen, hob die Ziegelsteine auf, um sie zur Beschwerung in die Schlingen zu knüpfen. Von allen Seiten zuckten Zurufe auf. Der Atem einer reinen Stunde war verblasen. Die Erregtheit der siebzehn Insassen orgelte in jener totenähnlichen Dumpfe auf, die dem drückenden Gewölbe wie etwas Leibhaftiges, Wesentliches inne-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wohnte. „Licht!“ rief einer. Da — da — Poldi hüpfte auf seinem Beine zum Lichtschalter, den bewickelten Stumpf schwenkend. Die mit Seidenpapier verblendete Birne warf ihren grünen Schimmer über die Wände und trieb dichten Dunst über bleiche Gesichter. „Ha — ha — seht ihr die blaue Linje in Irien! Det Luftjespinst! Seht ihr die Akenntnisschtrippe! Dasteht ihr Holzkeppe nu, wat et is mit die blaue Linje und — den Jiftschatten da! (Er richtete sich gegen Schwester Marja.) Seid a nu endlich am Narrenseil in die Akenntnis von die da — und von euch Höchstdieselben jeführt — ick schließe mir natierlich ein, vasteht . . .“

„Ruhe — Ruhe!“ rief der Schulmeister. Seine hagere Hand ruderte auf. „Es gebührt uns, alles zu tun, was die Ordnung verlangt!“ Zu Schwester Marja gewandt: Ich will ihr in der Ausübung ihrer Pflicht nicht hinderlich sein. Ich nehme die beiden Ziegelsteine auf mich — hört ihr — (seine Stimme verstärkte sich). Ich nehme die beiden Ziegelsteine auf mich!“ Mit verändertem Ton, liebenswürdig: „Bitte, Schwester Marja, belasten Sie den Galgen!“ Und mit aufforderndem Gestus an Berthold: „Übersetzen Sie's ihr noch zum Überfluß!“ Ihre Augen gleißten grün, als sie die Steine einhängte, ihre Hände hechelten dabei. Der Schulmeister ächzte leise.

Iwan, der gute Junge, wollte singen. Er sprach auf Berthold ein — versöhnen möchte er — durch sein Lied von der Wolga, das sie alle gern hörten — Berthold sollte es ankündigen. Ja, Iwan wollte singen. Der Hauptmann schlug die Laute. Iwan sang das Lied von der Allmutter Rußlands. Die Stelle, wo der Donkosak sein Mädchen dem Mütterchen Flüßchen als Geschenk in den kühlen Schoß wirft, gab Iwan mit jener schauspielerischen Furchtbarkeit des sich sicher im Besitz Fühlenden:

Wolga, Wolga, mátj radnája
Wolga, mátuschka reká
Ne willáda ty parláka
Ot Danskówo Kásaka
Ne willáda ty . . . . .

Da erinnerte sich Berthold, daß er zum Schlesier gehen wollte, daß er nun zum Schlesier gehen müsse — Schwester Marja, als sei nichts geschehen, setzte sich wieder und hörte zu. Die Stube war still. Iwan sang.

Berthold öffnete lautlos die Tür der Stube Nr. 12. Weit im Land — dahinten — war Iwans Stimme. Hochliegend auf den Kopf- und Rückenkissen, sah Berthold die Silhouette des Schlesiers gegen das Mondlicht, dessen breiter Streifen den Schlesier nicht erreichte. Der Bogen zwischen den Pfeilern der Mitte hing wie eine Soffitte herunter und hatte Dämmerung über das Bett gelegt. Die Hände des Schlesiers liefen gespenstisch über die Decke. Abgerissene Sätze, Worte gingen über seine Lippen — kaum gesagt, von ihm selbst wieder vergessen. Berthold legte die Hand auf des Schlesiers Stirn, die in trockener Hitze brannte. Galoppierend ging der Puls unter Bertholds Fingerspitzen. Wie von plötzlicher Angst gejagt, griff der Schlesier mit beiden Händen in seinen Arm. „Berthold — Berthold — Berthold!“ rief er. „Hilf mir — hilf mir!“ „Um zwölf ist das Fieber vorbei, Jakubeit — du wirst es wieder schaffen!“ „Nein — nein — ach, ich bin — so schwach — lassen mich verhungern — ach — Berthold — Berthold — Berthold!“ „Ich bin ja bei dir, Jakubeit, morgen bekommst du Kakao, und wenn's der Doktor aus eigener Tasche bezahlen soll — ich werde ihm zusetzen — ich helfe dir, Jakubeit! Du sollst uns nicht verhungern!“ „Ach, ich kann ja nichts essen — sie haben mich hier — entzwei gemacht. — — Ah, die Schneekoppe — der große Bär — Mutter, der große Bär, ja — über der Schneekoppe — er hott sich geschneuzt — ich werd dr ock e Sternlein fangn — uih, klabst de dran, so mass' ich dich — eh — eh, komm mr uffgezogn — hobb i dich, du kleenes — kleenes — — du — Sternlein —“

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wankten die weißen Wände leise? Sie dampften ja. Es tippte leicht gegen Bertholds Schulter. Er erschrak, da er niemand hatte kommen hören. Schwester Marja stand neben ihm. Berthold kehrte sich ab und sah unentwegt auf den Schlesier. Sie wollte Bertholds Hand nehmen, er entzog sie ihr. Da stand sie und wartete. Durch die Harfe seiner Sinne strich der Duft ihres Kleides; aber Berthold tat alles Klingen gewaltsam ab. Da schmiegte sie sich an ihn, ihre Hand glitt über seinen Nacken in die Schläfe. Er stand hart auf, blitzte sie an und zeigte auf den Schlesier. „Er schläft!" sagte sie leise. Aber Berthold nahm den Schemel und ging auf die andere Seite des Bettes. Sie ihm nach, die Arme um seinen Hals schlingend, bestrebt, sein Gesicht, denn er war um vieles größer, zu sich herunterzureißen. Der Schemel fiel. Der Schlesier röchelte. Berthold bäumte sich auf, suchte sie von sich zu drängen. Sie klammerte sich, hatte ihn ins Mondlicht gedrängt. Ihre Augen stießen wie Möwen in sein Gesicht — er sah sie an — alle Wildheit darin schmolz ein. Ihre schwarzen Augen blühten wie frischerschlossene Kelche. Ein kleiner Funke — gleich einer Sternschnuppe, strich durch sein Hirn. Was ist? Was ist? Und versank im lichtlosen Strom, der wie Föhn in ihm aufbrauste. Sie grub ihre Zähne in seinen Mund —

„Er, der Iwan, hatte alle beruhigt — die aufgeregten Germanskys. O wie sein Mädel dagestanden — ah nah — nun war wieder Friede. Er, Iwan, hatte gesungen — haha — brauchte nur zu singen, dann —" Da war wieder das unnachahmliche Kopfschütteln — ein wenig Eitelkeit, ein wenig Beschränktheit in diesem Kopfwackeln Iwans. „Ob sie — sie bei dem Schlesier war — Berthold auch? Leise, leise, damit der kranke Germansky nicht erwachen möge. Ach, der schlief schlecht — das wußte er, der Iwan, aus mancher Nacht — die Tür von Nr. 12 nur angelehnt? Vorsichtig — die Langschäftigen auf Spitzen gestellt — sie knarrten und könnten den kranken Germansky —

Iwan stürzte ab. Er fühlte, wie seine Eingeweide aufgehoben wurden, und der übrige Körper hinuntersackte. Nun stand er gegen die Wand geschleudert — zerschlagen. Er fühlte nichts — er sah nur Bilder — die lagen in seinem Kopf wie auf undurchsichtigem Glas: der Unterkiefer des Schlesiers sank nieder. Der eine Arm glitt langsam die Decke herunter und hing schlaff. Hörten die im Kuß Verstrickten nichts? Iwan ging — die Stiefel knarrten — Iwan ging wie ein alter Mann. Die beiden fuhren auseinander. Iwan sah sie nicht mehr. Er legte die Hände des Schlesiers übereinander, drückte mit der Linken das Kinn heran und mit der Rechten die Augen des Schlesiers zu. Die weißen Wände standen steif und wie von Ewigkeit still. Niemand sagte ein Wort. Iwan fuhr mechanisch mit den Händen über seine Brust, die kalte Todesfeuchte des Schlesiers in seinem Rocke abzuwischen. Iwan ging auf den Flur, der in der spärlichen Beleuchtung vor ihm hinfloh in ein gähnendes Loch. Iwan tat, was seine schweren Füße wollten, ging in die Stube Nr. 14 und stammelte: Germansky kaputt! Wackelte mit dem Kopfe — bedauernd — und ging in die Stube Nr. 15 und stammelte: Germansky kaputt! und wackelte mit dem Kopfe. In der Stube Nr. 16 wollte jemand wissen, wo und wer und wie, aber Iwan hörte nichts und ging schon wieder. Ein Fluch flog ihm nach. In der Stube Nr. 17 dachte Iwan, daß er verkehrt gegangen sei und wieder zurückgehen müsse, denn seine Füße wollten ja in die Stube Nr. 13. Da war man gesprächig umeinander. „Germansky kaputt!" sagte Iwan tonlos und wackelte . . : niemand fragte, denn man wußte hier: Wo und wer! Das griff herum. Und Iwan ging wieder. „Det is doch wirklich 'n herzensjuter Junge!" sagte Poldi. „Det jeht ihn an wie unsereenen!"

Iwan stand am geöffneten Fenster auf dem Flur vor der aufsteigenden Nacht. — Als Berthold in die Stube Nr. 13 schlich, sah er ihn stehen, den Kopf hintübergelegt. Als er vom Tode des Schlesiers erzählte, brannte die Scham durch sein Kleid. Jeder hatte ein teilnehmendes Wort. Der kleine Pole schluchzte wieder. Aber ehe das Gespräch der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stube Nr. 13 verstummte, stach plötzlich ein durchdringender Schrei vom Flur her durch die Wände und zog aus zu einem dünnen Faden. Berthold ging hinaus auf den Flur! Da war nichts. „Det sind die Mächens von die Kiche!“ meinte Poldi. Es war aber in dem Augenblick, als in Iwan das Leben, das wie zerschlagen war, mit unerhörter Gewalt zurückkehrte, als im Hin und Wider mit Schwester Marja etwas über ihn hinausgriff und ihn gegen das Weib warf! Nach einiger Zeit Fluchen — Rennen auf dem Flur. Ein Panje stürzte herein, gestikulierte, einige Worte krallten auf die Betten. Berthold und der Pole ahnten mehr ein Unglück, als daß sie den Panje verstanden hatten. Berthold wieder hinaus. Man horchte. Klatschende Schläge — Stöhnen! In Nr. 13 klopften die Herzen. Nur der Holsteiner schlief. Berthold taumelt zurück: „Iwan hat Schwester Marja — erwürgt.“ „Tot?“ fragte Poldi, als könnte er's nicht fassen. „Tot!“ schrie Berthold. „Wie ein Stier hatte er sich in ihren Hals verkrallt!“ Berthold warf sich über sein Bett. — Die Tür kracht. Iwan!! Die Augen weit! Die Jacke aufgerissen, die Beinkleider gesackt — man hatte ihm den Leibgurt abgerissen — fliegt gejagt herein. Der Mund schlattert um die Zähne, die Hände flattern. Der Kopf wackelt, wie durch eine Maschine bewegt. Der ganze Körper ein brandendes Schluchzen. Er schluckt Wildes heraus! Da erblickt er die Mutter-Gottes-Statue in der kleinen Nische — bekreuzigt sich — bekreuzigt sich immerfort — auch als ihn die Panjes hinauszerren, treten, ins Gesicht schlagen.

Der Mond verkroch sich.

Zwei tote Riesenaugen — starrten die kahlen Fenster. Dahinter sog die Nacht wie ein Schlund den kleinen Stubenraum an sich.

Paljuchlinows Laute zu Füßen des Hauptmanns.

Da, wo sie — sie geatmet hatte.

War dies in der Zeit?!

Ein schwebender Fetzen über der Laute: Wolga — Wolga, matj ratnája . . .

Maria sah aus weißem Gesicht über alle weg; die Farben ihres irdischen Kleides verschwammen.

Die grünen Lettern in dem Spruchband unter der Nische fraßen sich in die Wand: O sanctissima et piissima . . .

„Mein Gott — mein Gott,“ sagte der Hauptmann — aus enger Kehle, „dies vom Morgen bis zum Abend?“

Der Pole schluchzte nicht; aus seinem Gesicht griff das Entsetzen. —

Als Berthold die Ziegelsteine — er mußte etwas tun — im Galgen des Schulmeisters ergriff, fühlte er sie wie Eis — ein Schauer ging auf seinen Rücken nieder. Die Stimme des Schulmeisters war verbrannt: „Berthold — — es ist das Letzte — von ihr — lassen Sie's hängen!“

Früher als gewöhnlich am Abend kamen die Ratten. Sie juchzten und schrien, man hörte ihre kleinen Zehen auf dem Boden. Sie raschelten über das Papier auf den Holzplatten zwischen den Beinen der Seitentischchen. Sie setzten sich auf die Hinterbeine, um die herunterhängenden Decken zu fassen. Eine kuschelte auf dem Tischchen des Holsteiners und fraß an einem Speisereste — aber der Holsteiner schlief ja. Eine lief über das Kopfkissen, über den Arm und die Brust Poldis, hopste vom Bette herunter, rutschte, fiel, krabselte auf und verhielt einen Augenblick atemlos — Poldi und die übrigen schliefen jedoch nicht. Wie sonst verscheuchte auch diesmal niemand die Ratten, nur daß sie, heute durch kein Gespräch gestört, ihre Daseinsfreude ungezügelter betonten, so daß Poldis einstmalige Bemerkung: „Iwan bohnert den Tanzsalon for det Unjeziefer!“ zu vollen Ehren kam. Einmal unterbrachen sie jäh ihren Tanz und flitzten in die Löcher des Fußbodens zur Seite der Mauerpfeiler, als die Panjes wieder die fahrbaren Gestelle zum Transport eines Bettes hereinfuhren. Diesmal galt es Poldi. Nun — allerdings — ging ihm für einen Augenblick das Wort aus, als der eine Panje am Fußende, der

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

andere am Kopfende des Bettes rückte, im Handumdrehen das Bett auf Rollen gestellt war. Da brach seine Angst aus: „Wat — wat is? Wat wollen die bleedsinnijen Zijeina — Berthold!“ Aber die Panjes fuhren ihn schon. Berthold mußte nebenher gehen und auf sie einreden. Sie knurrten, schossen feindliche Blicke. Die Insassen der Stube Nr. 13 hörten auf dem Flur über dem Geräusch der Rollen Poldis heftigen Protest: „Wat? — Wat? In det Zimma mit die jepolstate Tihr — ick bin nich varickt — ick bin nich varickt, ihr bleedsinnijet, beschränktet Jesindel!“ Berthold hielt ihn zurück, als er vor der Stube Nr. 20 aus dem Bette hüpfen wollte, versprach, morgen dem Doktor alles zu erklären, hörte, wie Poldis Wettern durch die gepolsterte Tür filtrierte und ging mit Gefühlen, die einander kreuzten, überstürzten und sein Lächeln speisten, zurück in die Stube Nr 13. Der Schulmeister krampfte sich in einem Lachen, das wie etwas Furchtbares die Gemüter ergriff, das wie mit der Gewalt eines lange zurückgehaltenen Stromes die Schleusen seiner Seele durchbrach. —

Wenn je nach qualvollen Fiebernächten mit ihren ängstigenden Träumen — so ersehnten die Brüder von Nr. 13 nach dieser Nacht den kommenden Tag. Er brachte ihnen das Geläut der russischen Kirche — so feierlich wie nie sonst. Er brachte ihnen einen Fanfarensang der Sonne, der ihm sein dickflüssiges blaues Blut erfüllte. Er machte ihre Sehnsucht weit, daß sie mehr als je aus der Enge ihres Gewölbes fortstrebten. Er führte Poldi zurück in ihren Kreis. Aber er brachte ihnen auch peinigende Fragen — Verhöre und heimliche Ängste, die sie hinter trotzigem Wort und fester Miene verschanzten. „Noch jrade an da Klappsmihle vorbei jerollt,“ sagte Poldi, „aba nu werdn ma uff der Walze die blaue Linje suchen!“

Ehe der Schulmeister, Berthold, der Hauptmann und Poldi ins Innere Rußlands abgefahren wurden, erschien eines Tages Iwan in der Stube Nr. 13, die Hände geschlossen, militärisch bewacht. Man hatte ihm den Wunsch, Abschied nehmen zu dürfen von allen, die er einmal betreute, gewährt. Da stand er und sprach mit Berthold und lächelte, aber sein Lachen blieb stets auf halbem Gange stecken. „Iwan wird zur Verhandlung in die Großstadt geführt. Er wünscht euch allen glückliche Heimkehr!“ sagte Berthold, ergriff die gekreuzten Hände und drückte sie fest, und so taten alle Insassen der Stube Nr. 13. Bevor Iwan ging, sah er auf die Mutter-Gottes-Statue und richtete eine Bitte an Berthold. Der nahm das Spruchband des deutschen Studenten von der Wand, faltete es zusammen und steckte es Iwan in die Brusttasche. Darauf verließ Iwan zwischen den aufgepflanzten Bajonetten der Begleitsoldaten die Stube Nr. 13, das Lazarett, die Stadt.

Vom Werden des deutschen Urheberrechtes

Weimars Dichter und ihr literarisches Erbe

Von

Hermann Knott

I

Während unter dem Einfluß der kulturellen Entwicklung der Menschheit sich die Grundsätze u. a. über Eigentum, schuldnerische Verpflichtung, Familie und Erbgang in früher Vorzeit bereits gebildet und im Volksbewußtsein — schließlich ausdrücklich sanktioniert durch Gesetze — als Recht eingewurzelt hatten, entwickelte sich erst sehr viel später die Idee der Schutzwürdigkeit künstlerischer und wissenschaftlicher Geisteserzeugnisse.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die folgenden Ausführungen sollen zeigen, wie, in engem, ursächlichem Zusammenhang mit den geistigen Strömungen des 19. Jahrhunderts und ihren Trägern, dieser Gedanke, im Volksempfinden aufkeimend, in rascher Entwicklung zum Rechtsgrundsatz ward und als solcher nach gesetzlicher Anerkennung drängte.

Die juristische Wissenschaft konnte an diesem rechtlichen Neuland begreiflicherweise nicht vorübergehen; und, wenngleich die neuen Ideen in der ursprünglichen Begriffsfassung als „geistiges Eigentum" zunächst gerade von dieser Seite aus vielfache heftige Angriffe erfuhren, so gebührt doch andererseits der Wissenschaft das unbestreitbare Verdienst, für diese rechtliche Empfindung eine klare, begriffliche Begrenzung und Bestimmung geschaffen zu haben.

Auf dieser Grundlage nimmt nunmehr das „Immaterialgüterrecht" in seinen vielfältigen Auswirkungen (Urheberrecht an Werken der Literatur, Tonkunst, der bildenden Künste und der Photographie; Patentrecht; Schutz von Gebrauchsmustern und Warenzeichen usw.) im Rechtssystem eine Stelle ein, die dem Kulturzustand unserer Zeit entspricht, aus der es nicht mehr fortzudenken wäre.

Dem Altertum wie auch dem Mittelalter war der Gedanke, die geistige Schaffenskraft in ihren Werken rechtlich zu schützen, fremd. Nach Erfindung der Buchdruckerkunst wurden zwar den Meistern dieser Zunft Privilegien verliehen, welche anderen die Ausübung des Gewerbes untersagten und damit gleichzeitig den Nachdruck verboten und unter Strafe stellten. Es handelte sich dabei jedoch zunächst um reine Gewerbemonopole, in ähnlicher Art, wie sie noch lange z. B. für Apotheker bestanden. Nicht dem Autor galt der Schutz des Privilegiums, sondern dem, der das Wagnis unternahm und die Kosten daran setzte, ein Schriftwerk zu drucken, dem Druckereibesitzer oder Verleger. Die Privilegien selbst standen in enger Verbindung mit der Genehmigung der Veröffentlichung eines Werkes durch die Zensur; die Druckerlaubnis der Bücherkommissionen, wie sie in Frankfurt und Leipzig bestanden, bedeutete gleichzeitig Verleihung des Privilegs für das betreffende Werk. Das Nachdruckverbot der Privilegien betraf nicht die Übereinstimmung des Inhalts des nachgedruckten Werkes mit dem Original, sondern lediglich die Gleichheit der äußeren Form; bei der buchstäblichen Rechtsanwendung jener Zeit genügten daher schon geringe äußere Änderungen eines Werkes, um den Abdruck zu ermöglichen und das Privileg zu umgehen. Der tatsächliche Wert solcher Privilegien war zudem bei den damaligen politischen Verhältnissen in dem zerrissenen Deutschland ohnehin nur beschränkt, da sie nur im territorialen Machtbereich des Herrschers galten, der sie verliehen. Er verringerte sich, je mehr mit Ausbildung des Verkehrs durch Posten und Eilposten auch geistige Erzeugnisse und Interessen über Deutschland hin verbreitet, geistige Bande geknüpft wurden.

Aus diesen Verhältnissen heraus mußte mit wachsendem Wert der literarischen Erzeugnisse, mit dem Aufschwung der deutschen Literatur die Entwicklung dazu führen, den Autor selbst und seine Werke als Geisteswerke zu schützen. Damit entstand, allmählich sich bildend und im Rechtsempfinden des Volkes sich entfaltend, die Idee von dem neuen, des Rechtsschutzes werten Interesse, vom „geistigen Eigentum".

Von Geistesgrößen unseres Volkes jener Zeit erkannt und gefördert — Fichte, Goethe, Hegel, Schopenhauer — von anderen Bedeutenden abgelehnt und bekämpft — Kant, Bluntschli, Beseler — vermochte sie sich siegreich durchzusetzen auch in dem dogmatischen Kampf, der die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts erfüllte; ein Kampf — wie ihn Joseph Kohler mit einer vielleicht zu weitgehenden Verallgemeinerung bildlich charakterisiert — zwischen dem mystisch-phantastischen Schwaben Hegel und dem blutlosen Königsberger Kant.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Volksempfinden und sein Ausdruck, die Gesetzgebung, billigten, unbekümmert um jenen Dogmenstreit, der Geistesleistung als solcher in ausgreifender Entfaltung den Rechtsschutz zu.

II

Die politischen Verhältnisse zu Anfang des 19. Jahrhunderts erfordern zum besseren Verständnis der zu schildernden Entwicklung eine kurze Erörterung.

Am 8. Juni 1815 war mit der Unterzeichnung der deutschen Bundesakte in Wien der Deutsche Bund ins Leben gerufen, das Resultat der Beratungen jener diplomatischen Konferenz, der die Ordnung der napoleonischen Hinterlassenschaft zur Aufgabe gestellt war. Die vielfach vorhandenen starken deutschen Einheitsbestrebungen hatten sich in Wien nicht durchzusetzen vermocht; das Ergebnis war eine nur lose Vereinigung der Staaten zu einem übergeordneten Bunde, innerhalb dessen die bisherige Kleinstaaterei und Zersplitterung nach wie vor bestehen blieb. Die ängstlich von jedem Bundesfürsten gewahrte Souveränität dem Ganzen gegenüber schloß eine politische Zusammenfassung der Einzelstaaten zu einem festgefügten, kraftvollen Gesamtgebilde aus. Auch nach innen hin blieb daher die Macht des Bundes äußerst beschränkt; Gesetzgebungsgewalt kam ihm nicht zu. Die Zentralinstanz, die deutsche Bundesversammlung, konnte — auch nur auf den Gebieten, die ihr durch die Bundesakte ausdrücklich zugewiesen waren — lediglich einheitliche Rechtsgrundsätze festlegen. Wie es in der Wiener Schlußakte formuliert war: im Wege „freiwilliger Vereinbarungen unter den sämtlichen Bundesmitgliedern", um „durch gemeinschaftliche Übereinkunft zu möglichst gleichförmigen Verfügungen zu gelangen". Die Überleitung und Geltendmachung solcher Grundsätze in Gesetzen blieb jedoch den Einzelstaaten überlassen. So war die politische Zusammenfassung des gesamten Deutschtums im Deutschen Bund bei dessen schwerfälliger Beengtheit ein nicht geringes Hemmnis für die vorhandenen wirtschaftlichen und rechtlichen Vereinigungsströmungen. Es bedurfte der ganzen Wucht unwiderstehlicher wirtschaftlicher Notwendigkeiten, ehe das politische Gebilde Raum gab und schließlich sich selbst dem Zug der Zeit einordnete.

Ein Niederschlag dieser Einheitsbestrebungen sind jene Bestimmungen der deutschen Bundesakte über die Rechtsgebiete, auf denen durch Bundesbeschlußfassung einheitliche Grundsätze aufgestellt werden sollten. Neben dem wichtigen Gebiet des Handelsrechts vor allem die Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck.

Obwohl man gerade an die zweite Forderung unverzüglich herantrat, wurde ihre Verwirklichung doch von der weit später begonnenen, aber wirtschaftlich unerläßlichen Vereinheitlichung des Handelsrechtes wesentlich überholt.

Schon am 22. Juni 1818 wurde von der Bundesversammlung ein Ausschuß ernannt, der ein Gutachten über die Abfassung gleichförmiger Verfügungen zur Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck erstatten sollte. Auch auf den Wiener Ministerialkonferenzen 1826 wurde die Angelegenheit besprochen. Die Art ihrer Behandlung dort ist charakteristisch für die gerade von Österreich gestützte absolutistische Staatsidee der Bevormundung und Kontrolle des Volkes auch in seiner geistigen Betätigung. Metternich selbst teilte einen Vorschlag mit, der „das Eigentümliche habe, daß er zweckmäßige Maßregeln gegen den Nachdruck mit einem sehr durchdachten Plane zur gesetzlichen Organisation des deutschen Buchhandels überhaupt verbinde, und zugleich dem einzigen, mit der Ruhe und Ordnung in Deutschland vereinbarten Systeme der Aufsicht über die Presse eine neue, ungezwungene, dem Vorteil der Schriftsteller und Buchhändler durchaus angemessene Garantie darbiete . . ." Die Privilegierung durch die oben erwähnten Bücher-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kommissionen war seinerzeit durch ähnliche Zensurmaßnahmen begründet gewesen. Die Frage erhielt jedoch in Wien keine Lösung, sondern wurde an die Bundesversammlung zurückverwiesen. Dort sprach Bayern sich dahin aus, daß — entsprechend dem Charakter des Bundes — der Gegenstand sich „weit mehr zur Abschließung einer Übereinkunft über gleichförmige, in Deutschland einzuführende, auf die vollständigste Reziprozität gegründete Privilegien, als zur Abfassung eines eigentlichen Bundesgesetzes eigne". Dementsprechend schlug der bayrische Vertreter vor, daß sich die Bundesstaaten dahin verglichen, „jedem Verleger eines Werkes auf bestimmte Jahre ein Privilegium zu geben, welches alsdann in dem ganzen Umfange des Bundes gleichförmig in Ehren gehalten, und auf welches gegen jede Verletzung von dem Richter des Übertreters strenge erkannt werden solle . . ."

Der Autorenschutz als solcher war also auch hier noch nicht gefordert.

Die Schwierigkeit der Beschlußfassung im Deutschen Bund verzögerte, da die Vertreter der Staaten über jeden Verhandlungsgegenstand erst Weisungen ihrer Regierungen einzuholen hatten, die Erledigung der Angelegenheit. „Bei der Scheu, die man am Bundestage vor jeder allgemeinen Maßregel hatte" (aus einem Bericht des weimarischen Bundestagsgesandten Grafen Beust vom 29. Mai 1825), kam es daher nicht zu einer Abstimmung über den Gegenstand.

III

„. . . denkt Kinder und Enkel . . ."

Seine zeitliche Vollendung fühlend, ging Goethe, der Greis, mit aller Tatkraft daran, seine Lebensarbeit abzuschließen. Vor allem harrte der „Faust" noch der Vollendung. Außerdem plante er eine Ausgabe letzter Hand seiner gesammelten Werke, die den Seinen neben geistigem auch materielles Erbteil werden sollte. Die Gefahren des Nachdrucks, die Beeinträchtigung des Gewinnes aus der Schriftstellerei, waren unter den rechtlichen Verhältnissen jener Zeit nicht zu unterschätzen. So ist die Sorgfalt und Mühe Goethes begreiflich, mit der er, als Hausvater um das Schicksal der Seinen besorgt, die Erlangung möglichst umfassender Privilegien zum Schutze der geplanten Neuausgabe seiner Werke erstrebte. Welche Wichtigkeit er der Angelegenheit beimaß, beweisen so manche seiner brieflichen Äußerungen, zeigt der Umfang des Schriftwechsels, den er hierüber mit dem Bundestag und den einzelnen Bundesgliedern, vor allem auch mit dem weimarischen Bundestagsgesandten Grafen Beust führte; das ergibt sich schließlich auch aus der Häufigkeit diesbezüglicher Bemerkungen in seinem Tagebuch in der Zeit vom Oktober 1824 bis März 1826. (Die folgenden Ausführungen beruhen auf einem Studium von Goethes Privatakten [Acta Privata, die neue vollständige Ausgabe meiner Schriften betreffend] im weimarischen Goethe- und Schiller-Archiv. Ich bitte, auch an dieser Stelle den Herren des Archivs für die bereitwillige Gestattung der Einsichtnahme in die Handschriften, die mir Genuß und Belehrung zugleich gewesen, meinen ergebensten Dank aussprechen zu dürfen. Ich verbinde damit meinen Dank an die Großherzogliche Bibliothek in Weimar für das Entgegenkommen, mit dem mir dort vorhandenes Material zu dieser Arbeit zur Verfügung gestellt wurde.)

Am 11. Januar 1825 entwarf Goethe ein Gesuch an die Bundesversammlung um Verleihung eines umfassenden Privilegiums für die beabsichtigte Neuausgabe seiner Werke. (Am 26. Februar sandte er „An Serenissimum Copia des Schreibens an die Bundesversammlung"; unterm 1. 3. verzeichnet das Tagebuch: „Beförderung meines Gesuches an den Bundestag von der Staatskanzlei notifiziert.") In dem Gesuch führte Goethe aus:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„. . . Die von so erhabener Stelle dem großen Ganzen gewidmete Übersicht schließt eine wohlwollende Beachtung einzelner Angelegenheiten nicht aus, und es ist in diesem Sinne, daß ich Nachstehendes einer hohen Bundesversammlung vorzulegen mich erkühne . . . Freilich mußte bei dieser Übersicht, wodurch die Bemühungen eines ganzen Lebens vor Augen traten, der Wunsch entstehen: für so mannigfache Arbeit proportionellen Vorteil und Belohnung zu erhalten, welche dem deutschen Schriftsteller meist verkümmert zu werden pflegen . . ."

Nachdem er dann die bisherige Art des Schutzes durch einzelstaatliche Privilegien geschildert, fährt er fort:

„. . . Sollte aber nun gegenwärtig der erhabene Bundestag, der Verein aller deutschen Souveränitäten, nicht dasjenige als Gesamtheit auszuüben geneigt sein, was die einzelnen vorher anzuordnen und festzusetzen bereit waren und noch sind, und wäre nicht durch einen solchen Akt das entschiedenste Gewicht auf deutsche Literatur und Geistesbildung kräftigst zu betätigen? . . . Und so darf ich denn wohl zum Schlusse dieses für mich so wichtige und für die ganze deutsche Literatur bedeutende Geschäft einer hohen Bundesversammlung zu gnädiger Ansicht und günstigem Beschluß nochmals angelegentlichst empfehlen . . ."

Wahrlich, ein Gedanke, der Verwirklichung wert: In Anerkennung der Verdienste Goethes um die Literatur beschließt die Bundesversammlung erstmalig die Erteilung eines das gesamte Bundesgebiet umfassenden Privilegiums von Bundes wegen. Mit diesem Anfang wäre die Bahn frei gewesen für eine Weiterbildung eines einheitlich-deutschen, den Schriftsteller als solchen schützenden Urheberrechtes.

Der Bundesversammlung fehlte jedoch dieser große Schwung; sie blieb stecken in den Fesseln, die sie sich mit der Bundesakte selbst gelegt.

Man nahm in der Sitzung vom 24. März 1825 das Gesuch Goethes zur Kenntnis; der Königlich bayrische Bundestagsgesandte erklärte jedoch namens der Kommission, daß die Bundesversammlung „sich nie auf die Anwendung und Ausführung des Festzusetzenden im einzelnen Falle einlassen könne und diese lediglich den einzelnen Bundesregierungen überlassen müsse. So sei denn auch unstreitig die Erteilung von Privilegien immer und überall ein Akt der inneren Staatsverwaltung, welcher dem Geschäftskreis der Bundesversammlung durchaus fremd wäre . . ." Deshalb glaube denn der Ausschuß, „in der Überzeugung, daß alle deutschen Regierungen wohl gerne durch Willfahrung des gestellten Gesuchs und Erteilung gleichmäßiger Privilegien einem so allgemein geehrten deutschen Schriftsteller wie Herrn von Goethe ein Zeichen ihrer Achtung und Anerkennung seiner Verdienste um die deutsche Literatur zu geben bereit sein werden, den Wunsch äußern zu dürfen:

daß sämtliche hohen Bundestagsgesandten es übernehmen möchten, das Gesuch des Großherzoglich Sachsen-Weimarischen Herrn Staatsministers von Goethe ihren respekt. Regierungen bevorwortend vorzulegen und dadurch die gewünschte Erledigung in geeignetem Wege zu bewirken". (Ein Abdruck dieses Verhandlungsberichtes befindet sich unter den Goetheschen Privatakten mit dem Vermerk: Erhalten persönlich durch des H. v. Nagler Exzellenz Dienstag, den 29. März 1825 [vgl. auch Tgb. v. 29. 3.]. Goethe plante — Niederschrift v. 23. 4. 1825 [entworfen, aber nicht abgegangen] — „Ein Danksagungsschreiben an die deutsche Bundesversammlung vorläufig zu verfassen, darin für gnädige allgemeine Aufnahme danken und die Fortsetzung so hoher Gunst mir erbitten. Wenn es Zeit sei, dergleichen abzulassen, würde mich ein freundlicher Wink meiner Frankfurter hohen Gönner wohl geneigtest belehren" [vgl. auch Tgb. v. 19., 21., 22. April].)

Damit war die Angelegenheit des Privilegs vor dem Bundestag erledigt. Staatsminister von Fritsch „communizierte — wie Goethe in seinem Tagebuch am 27. 3.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schreibt — die erste Erklärung des Bundestags wegen des Privilegiums . . . Ich blieb für mich, überdachte diese Angelegenheit . . ."

Der weimarische Bundestagsgesandte Graf Beust teilte in einem Bericht vom 29. Mai 1825 mit, „. . . ich halte es für das Beste, wenn Herr von Goethe sich nun successive an die einzelnen Gouvernements wendet, um die im allgemeinen zugesicherten Ausfertigungen zu erhalten . . ."

So blieb nichts anderes übrig — Goethe mußte den umständlichen Weg gehen, den er hatte vermeiden wollen, und sich mit den einzelnen Regierungen in Verbindung setzen. Verschiedene Fürsten kamen ihm allerdings entgegen, indem sie auf den Bundesbeschluß hin ihrerseits huldvolle Briefe an Goethe richteten, ihre Geneigtheit zur Ausfertigung des Privilegs mitteilten und ihm anheimgaben, ein entsprechendes Gesuch bei ihnen einzureichen. Andere Höfe sandten gleich die ausgestellten Privilegien mit; als erster sein fürstlicher Freund Karl August von Weimar. („Privilegium von Serenissimo Vimariensi unmittelbar eingekommen" [Tgb. v. 9. 5.])

Alle Briefe strahlen Anerkennung, Achtung und Bewunderung für Goethes Werke; und wenn dem Dichter auch die erstrebte Würdigung durch die höchste Stelle, den Bundestag, nicht in der beabsichtigten Weise widerfahren war, durfte er doch mit berechtigtem Stolz jene Äußerungen aufrichtiger Bewunderung entgegennehmen. (So ließ der Großherzog von Hessen Goethe schreiben: „. . . daß Allerhöchstdieselben in Erwägung Ew. Exzellenz so ausgezeichneter Verdienste um die deutsche Dichtkunst und andere Zweige der Literatur geneigt seien, . . . ein besonderes Privilegium für die beabsichtigte Neuauflage hochdero Werke zu verleihen . . . und Ew. Exzellenz gegen den Nachdruck . . . kräftigst zu schützen . . ." Bei dem König von Bayern hatte sich der Großherzog Karl August persönlich für Goethe verwendet; er erhielt darauf unterm 26. April folgendes Antwortschreiben:

An des Herrn Großherzogs von Sachsen-Weimar Königliche Hoheit.

Durchlauchtigster Fürst, freundlich lieber Vetter und Bruder.

Ich habe das schätzbare Schreiben zu erhalten das Vergnügen gehabt, wodurch Ew. Lbd. gefällig gewesen ist, das von dem Wirklichen Geheimen Rate und Staatsminister von Goethe bei der Deutschen Bundesversammlung angebrachte Privilegiengesuch meiner besonderen Berücksichtigung zu empfehlen.

Da durch die von mir gegebenen und in meinen Staaten allenthalben genau beobachteten Gesetze der Büchernachdruck unter Androhung angemessener Strafen verboten ist, so bedarf zum Schutze gegen solche widerrechtliche Unternehmung weder Schriftsteller noch Verleger in Bayern eines besonderen Privilegiums.

Sollte jedoch der p. von Goethe bei der gegenwärtig beabsichtigten neuen Ausgabe seiner sämtlichen Werke die Verleihung eines eigenen Schutzbriefes gegen jede Beeinträchtigung in meinen Königlichen Landen für erforderlich oder wünschenswert halten, so würde ich demselben dadurch gern einen öffentlichen Beweis gerechter Anerkennung seiner vielfachen Verdienste erteilen, und mit gewohnter Bereitwilligkeit zugleich die Gelegenheit wahrnehmen, um Ew. Lbd. die Gesinnungen aufrichtiger Hochachtung und Ergebenheit zu betätigen, womit ich stets bin und verbleibe

Ew. K. H. freundwilliger Vetter und Bruder . . . Max Joseph.)

Interessant ist der Schriftwechsel über das vom König von Dänemark verliehene Privileg für die Herzogtümer Holstein, Lauenburg und Schleswig, das Goethe durch den dänischen Bundestagsvertreter Graf Eyben erhielt.

Graf Beust hatte das Schreiben in seinem bereits erwähnten Bericht vom 29. Mai in Weimar schon angekündigt. „. . . Von Graf Eyben wird ihm (Goethe) in diesen Tagen eine sehr verbindliche Erklärung Dänemarks zugehen. Ich bitte

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nur, daß Graf Eyben bald einige freundliche Zeilen zur Antwort erhalte, denn er ist so dienstfertig nach der einen Seite als empfindlich nach der anderen . . ."

Am 4. Juli traf der Brief von Graf Eyben in Weimar ein. Er schrieb u. a.: „. . . es bedurfte kaum der Anzeige des Wunsches Ew. Exzellenz, um Seine Majestät sogleich zu bestimmen, denselben nicht nur für die Herzogtümer Holstein und Lauenburg, sondern auch für das nicht zum Deutschen Bunde gehörige Herzogtum Schleswig, in welchem ebenfalls deutsche Buchdruckereien bestehen, zu erfüllen, und als einen Beweis der sehr besonderen Achtung und des höchsten Wohlwollens in denen hier anliegenden Privilegien auch noch ausdrücklich den Debit der in anderen Staaten ebenfalls nachgedruckten Exemplarien unter namhafter Strafe in Allerhöchst Ihren Landen zu verbieten . . ."

Goethe war beglückt über das dänische Privilegium, welches — wie er am 22. Juli an Graf Beust schrieb — „überhaupt die Sache sehr groß behandelt und weshalb ich des H. Grafen von Eyben Exzellenz aber und abermals meinen verpflichteten Dank abzustatten bitte . . ." Am 8. Juli hatte er bereits selbst, der Weisung des Grafen Beust folgend, Graf Eyben geschrieben:

„Ew. Exzellenz

höchst verehrliche Sendung mußte mich auf das Angenehmste überraschen, denn wie durfte ich mir versprechen, daß Ihro Königliche Majestät ohne vorhergegangenes alleruntertänigstes Gesuch mich mit der Erfüllung meiner Wünsche begnadigen werden. Seh' ich jedoch hieran, daß Ew. Exzellenz unaufgefordert mich vertreten und durch Ihr viel geltendes Vorwort diese mir so wichtige Angelegenheit geneigtest einleiten wollen, so habe ich wohl meiner gefühltesten Dankesbezeigung auch die geziemende Bitte hinzuzufügen, an den Stufen des Thrones meiner als eines lebenslang alleruntertänigst Verpflichteten und die mir erwiesene Gnade allseitig Anerkennenden zu gedenken.

Denn wie sollt' ich gehörig ausdrücken, wie sehr mich die geneigte Umsicht rühren muß, so wie die wohlwollende Sorgfalt, welche eine doppelte Ausfertigung und die Erstreckung eines weiten Termines in Betracht ziehen wollen.

Und so bleibt mir denn auch noch zu bemerken, daß ich für Schuldigkeit achte, die mir so vorteilhaften als ehrenvollen Privilegien zur Kenntnis des Publikums auf eine schickliche Weise zu bringen. Wage ich nun zu bitten und zu hoffen, daß Ew. Exzellenz die bisher erwiesene Geneigtheit auch auf die Folge zu erstrecken geruhen möchten, so darf ich glauben, daß solche sich auch auf die Meinigen als die eigentlich in diesem Falle Begünstigten ausdehnen werde; wie denn ebenermaßen mein dankbares Gefühl auf meine Familie übergehen und bis in späte Zukunft sich in ihr lebendig erhalten muß.

Der ich unter lebhaftem Bedauern, Hochdenselben nicht in Person und mündlich weit ausdrucksvoller und eindringlicher, als ein Schreiben erlaubt, meine Gefühle darbringen zu können, mich unterzeichne."

(Diese Erstreckung des dänischen Privilegs über das ursprünglich erbetene Maß hinaus brachte Goethe auf den Gedanken, auch vom König der Niederlande ein Privileg für dessen sämtliche Staaten gleichzeitig mit dem für Luxemburg zu erbitten. So schrieb er am 22. Juli an Graf Beust: „. . . vielleicht sondieren Hochdieselben des Herrn Grafen von Grünne Exzellenz, ob man mit dergleichen Gesuch hervortreten dürfe; ich würde mich sodann an denselben unmittelbar wenden und eine frühere, aus persönlicher Bekanntschaft entsprungene persönliche Gewogenheit bescheidentlich in Anspruch nehmen . . ."

Der preußische Bundestagsgesandte, Herr von Nagler, teilte mit, daß „das Unternehmen des Herrn von Goethe, sobald jene Verabredung ihren Zweck in allen Bundesstaaten, wie zu hoffen ist, erreicht, auch im ganzen Umfange des preußischen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Staates mittels einer angemessenen Verfügung an die kompetenten Staatsbehörden insbesondere unter vollkommenen Schutz wider den Nachdruck gestellt wird". Obwohl der Wunsch Goethes durch die derzeitige preußische Gesetzgebung schon seine ganze Erfüllung fände.)

So gingen in den Sommertagen des Jahres 1825 die Zusageschreiben der deutschen Fürsten, zum Teil bereits die Privilegien selbst in Weimar ein, darunter auch die — wie Goethe in seinen Privatakten bemerkt — allerdings „sehr bedingte Erklärung" Preußens vom 7. Juli. Nach einer in den Akten befindlichen Zusammenstellung vom 25. August fehlten damals nur noch die Äußerungen von Österreich und dem Landgrafen von Hessen-Homburg.

Das Ausbleiben der Zusage Österreichs, die für den Abschluß mit dem Verleger unerläßlich war, beunruhigte Goethe. Seinerseits beim österreichischen Hofe das Privileg zu erbitten, hatte er absichtlich unterlassen, „indem ich", wie er an Graf Beust schrieb, „von dorther gar wohl ein motu proprio erwarten darf . . ." Schließlich hielt ihn aber seine Ungeduld nicht länger; am 11. September schrieb er an „Metternichs literarischen Beistand" Herrn von Gentz in Wien und bat ihn, auf Beschleunigung der Angelegenheit zu wirken. Bereits am „7. Jenner 1825", vor Einleitung der ganzen Privilegienangelegenheit, hatte Goethe sich an Herrn von Gentz gewandt, um für das beabsichtigte Unternehmen „dero einflußreiche Mitwirkung zu erbitten". Schon am 13. September jedoch traf ein Schreiben des Fürsten Metternich vom 6. September mit dem ersehnten österreichischen Privileg ein. Die Briefe hatten sich gekreuzt.

Reizvoll ist das Schreiben, das Goethe daraufhin seinem erst kürzlich abgegangenen Brief an den Hofrat von Gentz am 16. September folgen ließ:

„Ew. Hochwohlgeboren erlauben, daß ich gegenwärtigen Brief durch eine physische Bemerkung einleite:

In meinem langen Leben ist es mir öfter begegnet, daß, wenn ich von fernen Orten etwas Bedeutendes erwartete, ich die Sehnsucht danach in Betracht der Weite und Verhältnisse mit Verstand zu beruhigen wußte; nicht weniger gelang es mir, bei fortdauerndem Außenbleiben sich meldende Ungeduld durch Vernunft zu beschwichtigen; endlich aber traf es gewöhnlich ein, daß, wenn die Sorge deshalb sich zu einem hypochondrischen Mißbehagen steigerte, und ich verleitet war, durch eigene Schritte, Nachfrage oder sonstiges Benehmen selbst einzuwirken, daß die Erfüllung ganz nah und das Gehoffte wirklich schon unterwegs war.

Diese mehrmals wiederholte, fast bis zum Ahnungsglauben gereifte, mit anderen geteilte Erfahrung bewährt sich mir auch im gegenwärtigen Falle, da ich, im Wechsel meines an Ew. Hochwohlgeboren gerichteten Schreibens, den verehrlichsten Erlaß von Ihro des H. Fürsten von Metternich Durchlaucht zu erhalten das Glück habe.

Die mir daraus erwachsende Beschämung übertrage jedoch gern, weil sie das Gefühl der Gabe nur erhöht, welche, großartig und der Majestät würdig, in wenigen Worten alles ausspricht und den größeren Umfang der Huld mir zugunsten wohltätig zusammenfaßt. Wenn ich nun aber auch Höchstihro fürstlichen Durchlaucht meinen schuldigen Dank vorzulegen nicht ermangele, so möchte doch kaum schicklich sein, vor Höchstdemselben die Gefühle lebhaft auszudrücken, die ein Hausvater empfinden muß, wenn er eine bedeutende, verwickelte Angelegenheit auf einmal entwirrt und das Schicksal der Seinigen für die Zukunft dadurch gesichert sieht.

Wäre dergleichen Ereignis nicht zu jeder Zeit höchsten Dankes wert, so steigert sich die Anerkennung mit den Jahren, wo die Kraft abnimmt, da, wo sie am meisten gefordert wird, und man diejenigen sich selbst überlassen muß, denen man mit Rat und Tat fortwährend so gern an Hand ginge.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diese Betrachtungen sämtlich rufen mir die schönen Zeiten zurück, wo wir uns so gern in hochgebildeter Gesellschaft über die Angelegenheiten des Herzens und Geistes unterhielten, und so verleitet mich denn auch diese Stimmung, ein Blättchen beizulegen, welches als treuen und frohen Festklang nächstvergangener Tage nicht zu verschmähen bitte.

Verzeihung der fremden Hand, die meinige fördert nicht mehr. Mit vorzüglichster Hochachtung, dankbarem Vertrauen, unwandelbar . . .".

(Das Privileg galt nicht nur für die zum Deutschen Bund gehörigen Provinzen der österreichischen Monarchie, sondern war „aus besonderer Rücksicht" auf den ganzen Umfang derselben ausgedehnt.)

Im November traf auch das Privileg der Freien Reichsstadt Frankfurt ein („. . . vielleicht ein kleiner Beweis, wie es in dem Begleitschreiben hieß, der dem Herrn Staatsminister von Goethe in seiner Vaterstadt bleibend gewidmeten Achtung . . ."). Wie für alle diese Zuschriften, fand Goethe auch hier besondere Worte des Dankes („. . . weil die Verhältnisse bei jedem (Hof) anders waren, so verlangte auch jeder Fall eine eigene Erwiderung . . .", sagte Goethe am 25. Dez. zu Eckermann. Später einmal hat ihn Eckermann gefragt: „Es mag schwer sein, das richtige Verhältnis zu treffen, wie man sich in solchen Fällen zu halten habe", worauf denn Goethe erwiderte: „Wer wie ich sein ganzes Leben hindurch mit hohen Personen zu verkehren gehabt, für den ist es nicht schwer. Das Einzige dabei ist, daß man sich nicht durchaus menschlich gehen lasse, vielmehr sich stets innerhalb einer gewissen Konvenienz halte.").

Goethe schrieb an die freien Städte (am 13. Januar 1826):

„Einem hohen Senat Verehrung und Vertrauen!

Niemand wird leugnen, daß demjenigen ein besonderes Glück zugedacht sei, der sich gern und mit Freuden seiner Vaterstadt erinnert. Mir ist es geworden, indem ich mich rühmen darf, durch Geburt einer der vier Städte anzugehören, welche ihre Freiheit von den ältesten Zeiten her bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Gewiß ist kein schönerer Blick in die Geschichte, als derjenige, der uns belehrt, wie die Städte des nördlichen und südlichen Deutschlands durch Tätigkeit, Redlichkeit, Zuverlässigkeit die bedeutendsten Körper gebildet, und sowohl über dem Meere als über den Bergen, indem sie Leben und Handel verbreiteten, sich die größten Vorteile zu sichern wußten.

Daher ist solchen Corporationen anzugehören für den denkenden und fühlenden Menschen von der größten Wichtigkeit, und er ehrt sich selbst, wenn er auszusprechen wagt, daß er des treuen, biederen Sinnes seiner frühesten Stadtgenossen sich auch entfernt, unter den mannigfaltigsten Umständen, nicht unwert zu erweisen das Glück hatte, ja, wenn man ihm das Zeugnis nicht versagt, daß er den gemäßigten Freisinn, eine rastlose Tätigkeit und geregelte Selbstliebe, wodurch seine Mitbürger ausgezeichnet sind, an sich in den vielfältigsten Lagen zu erhalten getrachtet hat.

Nehmen deshalb die hochverehrten, freien Städte, deren jede ich mit der Empfindung eines Mitbürgers betrachten darf, meinen verpflichteten Dank, daß sie durch ein entschieden ausgesprochenes Privilegium mir und den Meinigen die ökonomischen Vorteile unabläßig bemühter Geistesarbeiten haben zusichern wollen.

Darf ich nunmehr mit der Hoffnung schließen, daß diese glückliche Einleitung auch künftighin anderen Mitgenossen der literarischen Welt zugute kommen werde, so empfinde den Vorzug doppelt, mich ebenso getrost als verehrend unterzeichnen zu können . . ."

Den Abschluß in der langen Reihe der — insgesamt 39 — Privilegien bildete das preußische Privileg, das gemäß jener bereits erwähnten Zusage als Nr. 996 in der „Gesetzsammlung für die preußischen Staaten" 1826 veröffentlicht wurde.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Goethe war auch hier über Form und Inhalt in gleicher Weise befriedigt; seine freudige Überraschung — nach dem anfänglichen Zweifel — spiegeln die Worte wieder, die er am 15. Februar 1826 an den Generalpostmeister von Nagler richtete: „. . . ein vollendetes Äußere, ein entschiedenes Innere; das eine blendend für die Sinne, das andere dem Geiste mehr als genugtuend. Dagegen wollen mir Worte, denen ich sonst so ziemlich gebieten kann, diesmal nicht zu Diensten stehen . . ."

(Auch um Wahrung seiner Rechte im Elsaß hatte sich Goethe bemüht, doch der französische Bundestagsgesandte Graf Reinhardt zerstreute seine Bedenken wegen der Nachdruckgefahr, indem er [am 7. Januar 1826] an den Grafen Beust schrieb, daß die an der Spitze des Straßburger Buchhandels stehenden „zwei sehr rechtlichen Häuser, Levrault und Treuthel & Würz, ein solches Nationalvergehen nicht nur sich selbst nicht zuschulden kommen lassen, sondern auch bei anderen dagegen wirken würden . . .")

Damit war der Kreis der Sicherungen gegen Nachdruck der geplanten Neuausgabe geschlossen und die Bahn frei für den Abschluß des Vertrages mit dem Cottaschen Verlag. (Gleichwohl entsprachen — die rechtlichen Verhältnisse im damaligen Deutschland lassen daran nicht zweifeln — die Ergebnisse dieser mühsam beschafften Privilegien nicht den Erwartungen. Wie der Kanzler von Müller namens der Goetheschen Erben bei der Beantragung eines erneuten Privilegs 1839 betonte, waren die Früchte der letzten Gesamtausgabe von Goetheschen Werke „durch die unveränderten Bestrebungen des Nachdruckgewerbes ungemein verkümmert worden . . ." [Prot. 1839 § 27].)

Ihrem rechtlichen Gehalt nach wurzelten jene Privilegien noch vielfach in der noch keineswegs allgemein überwundenen Rechtsanschauung, daß der Dichter als der finanziell die Neuausgabe Wagende, nicht aber als der geistige Urheber seiner Werke zu schützen sei.

Goethe selbst empfand sehr wohl das Unzulängliche, Ungerechte dieser Auffassung, zumal als einige Höfe von ihm zwecks Ausstellung des Privilegs die Angabe des Verlegers forderten.

„. . . Leider ist auch hierher aus voriger Zeit die Vorstellung übertragen worden, daß vom Verleger die Rede sein muß. Sonst suchte der Verleger um das Privilegium nach; ich aber habe für mich und die Meinigen darum nachgesucht, und nun ist mein Verhältnis zum Verleger nur ein Privatkontrakt . . ."

Er versagte es sich jedoch, diese Auffassung den betreffenden Höfen gegenüber geltend zu machen, denn „man tut immer besser in solchem Falle, den Forderungen zu genügen, als zu zeigen, daß man sie nicht hätte machen sollen. Der Fall ist neu und einzig, und da möchte es denn kein Wunder sein, wenn bei Beurteilung desselben frühere Verhältnisse herangezogen werden . . ." (Aus einem Schreiben [„Entworfen, aber nicht abgegangen"] vom 23. April 1825.)

Mit voller treffender Klarheit umriß er jedoch das Problem in einem Schreiben an den Kanzler von Müller: „. . . hiernach wird nun in einer aufgeklärten Zeit immer mehr zur Sprache kommen, was eigentlich der Autor zu fordern habe, als Urheber so mancher willkommenen Gabe, dessen Befugnis bisher in Deutschland öfters verkannt worden.

Hier ist jedoch die Stelle, zu bemerken, daß, wenn in der älteren Zeit der Verleger durch ein Privilegium seine Kosten zu decken, seinen Gewinn zu steigern suchte, nunmehr wohl die höchsten Staatsverweser dem Autor und den Seinigen einen rechtmäßigen Besitz, der dem geistigen Erwerb so gut als jedem anderen zukommen dürfte, zu versichern wohlwollend geneigt sein werden . . ."

Von der Deutschen Bundesversammlung kam ihm jedoch keine Erfüllung dieser Hoffnung.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Manches Jahr verging erst noch, ehe man sich dort dazu entschloß, diese Gesichtspunkte als berechtigt und maßgebend anzuerkennen.

IV

Aufgehalten zwar, doch nicht verhindert durch die Schwerfälligkeit des deutschen Bundestages, der die aufkeimenden rechtlichen Empfindungen in der Frage des Urheberschutzes nicht zu erkennen, noch zu fassen vermochte, nahm gleichwohl die Rechtsbildung und Rechtssetzung in dieser Frage in den Einzelstaaten ihren Fortgang. Vor allem war es auch hier — wie in der parallel gehenden Bewegung zur Schaffung eines einheitlichen Handelsrechtes — Preußen, das durch zielbewußtes Vorgehen die Führung übernahm und in einem sich anscharenden Kreise gleichdenkender Staaten jene Ideen mehr und mehr zur Durchführung brachte. Um zunächst die Hauptschwierigkeiten, die bisher einem wirksamen Autorschutz in der territorialen Begrenzung der Privilegien oder Gesetze entgegenstanden, zu beseitigen, waren von Preußen in der Zeit von 1827 bis 1829 Vereinbarungen von Regierung zu Regierung mit den meisten deutschen Bundesstaaten geschlossen worden, durch die „in Anwendung der vorhandenen Gesetze der Unterschied zwischen Inländern und Ausländern in Beziehung auf die gegenseitigen Untertanen aufgehoben und denselben wegen ihrer Verlagsartikel ein gleicher Schutz wie den Inländern zuteil wurde . . ." (Preußische Kabinettsorder vom 16. August 1827.)

Nach dieser vorbereitenden Entwicklung stellte Preußen 1829 beim Bundestag den Antrag, diese Regelung für das gesamte Bundesgebiet einzuführen. 1832 beschloß die Bundesversammlung demgemäß. Damit war ein wichtiger Schritt auf dem begonnenen Wege getan.

Noch bestanden jedoch im Bundesgebiet die beiden Schutzsysteme nebeneinander, das des allgemeinen Nachdruckverbotes durch Gesetz und das Privilegiensystem, das die Privilegierten zwar schützte, daneben aber den Nachdruck als solchen straffrei ließ.

So bedeutete es einen weiteren Fortschritt, als man 1834 auf den Konferenzen in Wien sowie 1835 im Bundestag dahin übereinkam, bei Gleichstellung der Untertanen aller Bundesstaaten den Nachdruck im Umfange des ganzen Bundesgebietes grundsätzlich zu verbieten. Des weiteren einigte man sich darüber, „das schriftstellerische Eigentum nach gleichförmigen Grundsätzen festzustellen und zu schützen". Zwar sei es ein vergebliches und schwieriges Bemühen, für alle Bundesstaaten gleichförmige Verfügungen über die Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller abzufassen; dessen bedürfe es auch nicht einmal; es sollten nur gewisse allgemein einzuführende und einheitlich zu beobachtende Grundsätze aufgestellt werden, darunter vor allem der Grundsatz der Gegenseitigkeit.

Erst 1837 ging man an die Verwirklichung dieses Programms; die Auffassung von der Notwendigkeit eines besonderen Autorenschutzes hatte sich mittlerweile immer mehr durchgesetzt, und die einzelnen Bundesstaaten teilten dem Bundestage die bei ihnen landesrechtlich gewordene Regelung mit, vor allem hinsichtlich der Frage der Dauer des zu gewährenden Schutzes. (Z. B. Hamburg [Verordnung vom 4. 7. 1828], 10 Jahre nach Herausgabe des Werkes; die Niederlande [für Luxemburg] 15 bzw. 25 Jahre nach dem Tode des Verfassers [§ 215]; Hessen wollte den Nachdruck auf immer verbieten.)

Auch hier wieder war Preußen vorangegangen; sein Vertreter berichtete, daß „eine erschöpfende Regulierung der Gesetzgebung über den Nachdruck und die ihm analogen Gegenstände in Preußen bereits in Angriff genommen sei".

Dort hatte man als Grundsatz für die Dauer des Schutzes aufgestellt: Lebensdauer des Urhebers und 30 Jahre nach seinem Tode. (Maßgebend für die Wahl gerade der 30jährigen Frist waren die Erwägungen, daß nach dieser Zeit der nähere Zusammenhang eines Schriftstellers mit seinem Werk, die Aussicht auf fortdauernden Gewinn, aus der Verbreitung der Schriften, erloschen sei; daß dies der Zeitraum sei, innerhalb dessen eine Generation zu ihrem höchsten Entwicklungspunkte gedeiht; daß schließlich

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diese Frist der Verjährungsfrist des gemeinen Rechtes entspreche. [Prot. § 223.]) Das Ergebnis dieser Beratungen war der für die weitere Entwicklung der neuen Rechtsmaterie grundlegende Bundesbeschluß vom 9. November 1837, in dem — so wie es Goethe einst schon gefordert hatte — zum ersten Male von Bundes wegen das Prinzip eines eigentlichen Autorenschutzes zur Anerkennung gelangte, wenngleich auch hier noch die Möglichkeit erhöhter Schutzdauer an das Tatbestandsmerkmal des finanziellen Wagnisses geknüpft wurde.

(Der wesentliche Inhalt dieses Beschlusses war:

Art. 1. Literarische Erzeugnisse aller Art sowie Werke der Kunst . . . dürfen ohne Einwilligung des Urhebers oder desjenigen, welchem derselbe seine Rechte an dem Original übertragen hat, auf mechanischem Wege nicht vervielfältigt werden.

Art. 2. Das in Art. 1 genannte Recht des Urhebers . . . geht auf dessen Erben . . . über und soll . . . in sämtlichen Bundesstaaten mindestens während eines Zeitraumes von 10 Jahren anerkannt und geschützt werden.

Diese Frist . . . ist für die in den letztverflossenen 20 Jahren erschienenen Druckschriften . . . vom Tage des gegenwärtigen Bundesbeschlusses, bei den künftig erscheinenden Werken vom Jahre ihres Erscheinens an zu rechnen . . .

Art. 3. Zugunsten von Urhebern . . . von großen, mit bedeutenden Vorauslagen verbundenen Werken . . . wird das ausgesprochene Minimum des Schutzes auch bis zu einem längeren, höchstens 20jährigen Zeitraum ausgedehnt, . . . wenn die betreffende Regierung . . . bei der Bundesversammlung hierüber den Antrag macht.

[Vgl. auch das Separat-Protokoll der Sitzung vom 12. Oktober 1837.])

Mit dieser Regelung war erreicht, daß die Gewährung der verlängerten Schutzfrist — auch wieder als „Privilegierung" bezeichnet — nicht mehr wie bisher auf dem umständlichen Weg bei den Bundesstaaten einzeln nachgesucht werden mußte, daß vielmehr ein Antrag des zuständigen Bundesstaates an die Bundesversammlung genügte. Das daraufhin von dieser ausgesprochene „Privileg" war für den ganzen Umfang des Bundesgebietes gültig.

Preußen hatte unter Hinweis auf seine weitergehenden landesgesetzlichen Bestimmungen diesem Beschluß erst zugestimmt, nachdem nach vielfachem Verhandeln verschiedene Änderungen vorgenommen und gewisse Vorbehalte in dieser Richtung protokollarisch festgelegt worden waren. Außerdem war daraufhin vereinbart, daß „mit Eintritt des Jahres 1842, wenn sich das Bedürfnis hierzu nicht früher zeigen sollte, am Bundestage . . . die Frage wegen einer verlängerten Dauer des Schutzes neuerdings gemeinsam beraten als auch überhaupt der Einfluß in Erwägung gezogen werden sollte, welchen die gegenwärtigen Bestimmungen auf Kunst und Literatur und auf den Flor des Kunst- und Buchhandels bewährt haben . . ."

1842 kam man, wie geplant, auf die Angelegenheit zurück; inzwischen hatten mehrere Bundesstaaten (Sachsen-Weimar, Gesetz vom 11. 1. 1839 — Bayern, Gesetz vom 15. 4. 1840 — Braunschweig, Gesetz vom 10. 2. 1842) nach preußischem Vorbild die 30jährige Schutzfrist eingeführt, andere hatten die Regelung mehr oder weniger in Anlehnung an den Bundesbeschluß vorgenommen, so daß im Rechtsleben Deutschlands die auch sonst so übliche Verschiedenheit und Zersplitterung auch hier wieder vorhanden war.

Preußen beantragte daher erneut die allgemeine Erstreckung der Schutzfrist auf Lebensdauer des Autors und 30 Jahre nach dessen Tode. Die Kommission, an die der Antrag zunächst verwiesen wurde, schloß sich dem an, in der Erwägung, „daß

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es sich 1835 gewiß sehr richtig nur um ein Minimum der Schutzfrist handeln konnte, daß es aber jetzt fast mehr darauf anzukommen scheine, möglichste Gleichmäßigkeit derselben zu vermitteln . . ."

Diesem Antrag gemäß beschloß die Bundesversammlung in ihrer Sitzung vom 19. Juni 1845. Damit war gleichzeitig das geldliche Moment (Art. 3 des Beschlusses von 1837) als Begründung für einen erhöhten Urheberschutz endgültig beseitigt.

Die bislang auf Grund des Bundesbeschlusses von 1837 (Art. 2) verliehenen Privilegien über eine Schutzdauer von 20 Jahren wurden von dieser neuen Regelung nicht betroffen.

V

Der Bundesbeschluß vom 9. November 1837, herausgewachsen aus den praktischen Notwendigkeiten der Zeit, wurde seinerseits von hoher Bedeutung für die deutsche Literatur. Er bildete die rechtliche Grundlage, von der aus die Nachwelt — Gesamtdeutschland — in dankbarer Würdigung und Anerkennung der literarischen Werke der Dichterfürsten und Geistesgrößen aus Deutschlands klassischer Zeit einen Rechtsschutz diesen Werken gewährte, dessen Fehlen jene großen Männer selbst und ihre Erben bislang so oft schmerzlich hatten empfinden müssen.

Als Erste beantragten die Schillerschen Erben noch 1837 durch Preußen die Verleihung des Schutzprivilegs auf die Dauer von 20 Jahren. Die einzelstaatlichen Vertreter erklärten namens ihrer Regierungen deren Zustimmung zu dem Antrag, und so beschloß nach Eingang aller Äußerungen der Bundestag am 23. November 1838:

„1. Die souveränen Fürsten und freien Städte Deutschlands vereinbaren sich, daß den Werken Friedrich von Schillers zugunsten dessen Erben in allen bereits davon veranstalteten oder noch zu veranstaltenden Ausgaben der Schutz gegen den Nachdruck während 20 Jahren, vom heutigen Tage (23. Nov. 1838) an, in sämtlichen zum Deutschen Bunde gehörenden Staaten gewährt werde.

2. Hiervon ist dem Appellationsgerichtsrat Friedrich Wilhelm Ernst von Schiller auf dessen namens der Erben Friedrich von Schillers unterm 26. Dezember 1837 an die Bundesversammlung gerichtetes Gesuch Nachricht zu geben."

1839 stellte der weimarische Staat auf Veranlassung des Kanzlers von Müller, des Goetheschen Testamentsvollstreckers, namens der Goetheschen Erben den gleichen Antrag für die „in der J. G. Cottaschen Verlagsbuchhandlung zu Stuttgart in den Jahren 1836 und 1837 in zwei Bänden oder vier Abteilungen erschienene neue und vervollständigte Ausgabe von Goethes prosaischen und poetischen Werken . . ."

Zur Begründung des Antrages ließ die weimarische Regierung durch Graf Beust ausführen, daß „diese neue Ausgabe höchstbedeutende Vorauslagen erfordert hat, während der Ersatz derselben und der gehoffte regelmäßige Gewinn nur im Fortlauf der Zeit und nach vielen Jahren erst erwartet werden dürfe . . .; so darf die Großherzoglich sächsische Staatsregierung wohl zuversichtlich auf eine gewogentliche Zustimmung der übrigen höchsten und hohen Bundesregierungen ebenso rechnen, als dieselbe in ganz gleichem Falle kürzlich den Erben Schillers zuteil geworden ist".

Durch Beschluß vom 4. April 1840 sprach die Bundesversammlung das beantragte Privileg aus. (Der Absatz dieser Auflage ging jedoch wider Erwarten rasch von statten; die 6000 Exemplare waren bereits während der Verhandlung über das Privileg vergriffen. Die Goetheschen Erben planten daher sogleich eine weitere Ausgabe in 40 Kleinoktavbänden; befürchteten jedoch, es könne „bei der sophistischen Gewandtheit, mit der die Nachdrucker den gesetzlichen Bestimmungen zu entschlüpfen suchen, leicht vorkommen, daß gerade die neue . . . Edition . . . als nicht von dem Privileg umfaßt angesehen werden . . ." Deshalb beantragten sie [Prot. 1840 § 306] beim Bundestag ausdrückliche Ausdehnung des verliehenen Privilegs auch auf diese Ausgabe. Der Bundestag genehmigte am 11. Februar 1841 das Gesuch. [Prot. 1841 § 47.])

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es folgte 1840 ein bayrischer Antrag namens der Witwe von Jean Paul Richter; am 22. Oktober 1840 verlieh auch hier der Bundestag das erbetene Privileg.

Auch den Erben Wielands wurde auf einen von der weimarischen Regierung gestellten Antrag hin das Privileg gewährt. [Beschluß vom 11. Februar 1841. In der gleichen Sitzung, in der über die Ausdehnung des Goetheschen Privilegs [s. o.] Beschluß gefaßt wurde.]

Im gleichen Jahr verwandte sich die weimarische Staatsregierung auch noch für die Erben des vormaligen Oberkonsistorial-Präsidenten und Generalsuperintendenten zu Weimar, Johann Gottfried von Herder beim Bundestag. („. . . Da auch den Nachkommen Johann Gottfried von Herders der Wert seiner Schriften als einzige Frucht seines lebenslangen Mühen und Strebens, als das einzige materielle Vermächtnis aus seinen Händen hinterblieben ist, so haben S. K. H., Höchstwelche gern die Gelegenheit ergreifen, das Andenken des großen Schriftstellers zu ehren, den Gesandten anweisen lassen, . . . darauf anzutragen . . .") In der Sitzung vom 28. Juli 1842 wurde die Verleihung des Privilegs beschlossen.

VI

Eine zweite Periode solcher Privilegierungen schien zu beginnen, als mit Ablauf der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Schutzfrist dieser, auf dem Bundesbeschluß von 1837 beruhenden Privilegien ihrem Ende zuging.

1854 hatten die Schillerschen Erben eine weitere Erstreckung der Schutzfrist auf wieder 20 Jahre beim Bundestag beantragt.

Die Beratungen hierüber zogen sich über die Sitzungsperioden 1854 und 1855 hin; die Angelegenheit erhielt eine neue Wendung, als 1856 der preußische Bundestagsgesandte — der Königliche Herr Geheime Legationsrat von Bismarck-Schönhausen — namens seiner Regierung erklärte, Preußen könne bei dermaliger Sachlage dem Gesuch der Schillerschen Erben nicht zustimmen. „Der Schutz, welcher den Autoren nicht nur der in Preußen, sondern auch der außerhalb der königlichen Staaten erscheinenden Werke durch die preußischen Gesetze gewährt wird, ist ein so umfassender, daß ein Privilegium der Art, wie es für die Schillerschen Erben beansprucht wird, nicht erst durch einen besonderen Bundesbeschluß bewilligt zu werden brauchte, sobald gleiche Vorschriften in den übrigen deutschen Bundesstaaten beständen . . ." Die Unvollkommenheit der damaligen Urheberschutzgesetzgebungen, auf die diese preußische Erklärung abzielte, bestand in Folgendem: Durch die Bundesbeschlüsse von 1837 und 1845 waren wohl bezüglich der Dauer der Schutzfrist einheitliche Grundsätze festgelegt und in den Landesgesetzen zur Durchführung gebracht; dagegen waren gemeinsame Übergangsbestimmungen über den Schutz solcher Autoren, die vor dem Bundesbeschluß von 1837 bzw. vor Inkrafttreten der betr. Landesgesetze gestorben waren, von Bundes wegen nicht vereinbart. (Der Bundesbeschluß von 1837 hatte in Art. 2 zwar eine derartige Übergangsbestimmung aufgestellt — allerdings nur für die damals eingeführte 10jährige Schutzfrist; bei der grundsätzlichen Neuregelung 1845 war jedoch diese Vorschrift nicht mit übernommen worden.) Hier galt daher nur Landesrecht mit aller dabei möglichen und üblichen Verschiedenartigkeit. (Die Schutzfrist lief z. B. ab: für Österreich [Ges. v. 19. 10. 1846 § 36] am 19. Oktober 1856. — Preußen [Ges. v. 11. 6. 1837; 5. 7. 1844] am 11. Juni 1867. — Braunschweig [Ges. v. 10. 2. 1842 § 22] am 1. Januar 1872. — Königreich Sachsen [Ges. v. 22. 2. 1844 § 19] am 1. Januar 1874. In verschiedenen Bundesstaaten bestanden überhaupt keine derartigen Übergangsvorschriften.) Um den Ring der mühsam auf einheitliche Grundsätze gebrachten Urheberschutzgesetze ganz zu schließen, bedurfte es also noch der Feststellung eines einheitlichen Ausgangspunktes der Schutzfrist zugunsten jener vorverstorbenen Autoren. Das Fehlen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einer derartigen Bestimmung wurde besonders nachteilig in den Staaten empfunden, die, wie Preußen, ihre Übergangsvorschriften landesgesetzlich weit erstreckt hatten.

Der Schutz, der z. B. von Preußen einem vor Erlaß des Urheberschutzgesetzes verstorbenen Autor gewährt wurde, konnte durch Nachdruck der geschützten Werke in den Bundesstaaten mit kürzerer — oder keiner — Übergangsfrist schlechthin vereitelt werden.

So bot das erneute Gesuch der Schillerschen Erben geeigneten Anlaß, die als lästig empfundene Lücke in diesem Rechtsgebiet auszufüllen.

Die Erledigung der Schillerschen Angelegenheit wurde daher vorerst ausgesetzt und zunächst über den preußischen Antrag beraten. Er bezweckte zur Schaffung einheitlicher Übergangsbestimmungen die grundsätzlich anerkannte Schutzfrist von 30 Jahren auch zugunsten der Autoren zu statuieren, die vor dem Bundesbeschluß vom 9. November 1837 gestorben waren, sofern ihre Werke zur Zeit noch geschützt waren. Alle diese Schriftsteller sollten also bis zum 9. November 1867 den Urheberschutz genießen. Dabei sollte es keinen Unterschied ausmachen, ob ein zur Zeit bestehender Schutz sich auf Privileg oder Landesgesetz gründete.

Auch bei den Beratungen des Börsenvereins deutscher Buchhändler und der Deputation des Leipziger Buchhandels hatte man auf die bestehenden Schwierigkeiten hingewiesen und sich dahin ausgesprochen, daß es „mehr als auf die Feststellung der längsten Schutzfrist gegenwärtig auf die Herbeiführung einer gleichmäßigen" ankomme.

Der preußische Antrag fand in dem Ausschuß, an den er verwiesen war, allgemeine Zustimmung; zwar — so führte der Berichterstatter der Kommission, der Gesandte von Oldenburg, Anhalt und Schwarzburg aus — sei der Umfang dieser Ausdehnung des Schutzes, der Kreis der Begünstigten, nicht genau zu übersehen; indes sei der Ausschuß der Ansicht, „daß es sich vollkommen rechtfertigen dürfte, hier eher etwas mehr denn etwas weniger zu tun, als gerade nötig wäre, um einen an sich, soweit es sich übersehen läßt, als angemessen erscheinenden Zweck zu erreichen; und dies um so unbedenklicher, als dadurch keinerlei Rechte oder billige Ansprüche Dritter irgendwie benachteiligt erscheinen können . . ." Dazu kam als weiteres, daß diese allgemeine Regelung nach dem Ergebnis der bisherigen Verhandlungen über den Schillerschen Antrag die einzige Möglichkeit bot, eine von der Mehrzahl der Bundesregierungen gebilligte wenigstens teilweise Genehmigung dieses Gesuches zu erreichen.

So kam denn, vor allem auch im Hinblick auf dies letztere Moment, am 6. November 1856 der für die Urheberschutzgesetzgebung bedeutsame Bundesbeschluß zustande:

Der durch den Artikel 2 des Bundesbeschlusses vom 9. November 1837 und dem Bundesbeschluß vom 19. Juni 1845 für Werke der Literatur und der Kunst gegen Nachdruck und mechanische Vervielfältigung gewährte Schutz, sowie derjenige Schutz, welcher durch besondere Bundesbeschlüsse im Wege des Privilegiums für die Werke einzelner bestimmter Autoren gewährt worden ist, wird dahin erweitert, daß dieser Schutz zugunsten der Werke derjenigen Autoren, welche vor dem Bundesbeschlusse vom 9. November 1837 verstorben sind, noch bis zum 9. November 1867 in Kraft bleibt.

Jedoch findet der gegenwärtige Beschluß nur auf solche Werke Anwendung, welche zur Zeit noch im Umfange des ganzen Bundesgebietes durch Gesetze oder Privilegien gegen Nachdruck oder Nachbildung geschützt sind. (Autoren, die nach 1837, aber vor Inkrafttreten der landesrechtlichen Urheberschutzgesetze gestorben waren, genossen damit, sofern die landesrechtliche Übergangsfrist vor 1867 ablief [z. B. Österreich], verlängerten Schutz ihrer Werke, während in Staaten mit landesgesetzlich weiter erstreckter Schutzfrist [Braunschweig, Königreich Sachsen] die Übergangsfrist praktisch auf die allgemeine Spanne von 30 Jahren beschränkt wurde.)

Nach dieser grundsätzlichen Regelung kam man auf die Schillersche Angelegenheit zurück und beschloß am 20. November 1856, einem Antrag der Kommission entsprechend:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Den Schillerschen Erben auf deren Vorstellung und Bitte vom 27. resp. 30. November 1853 durch die Kanzleidirektion eröffnen zu lassen, daß zwar auf ihr Gesuch nicht eingegangen werden könne, daß sie jedoch auf den Bundesbeschluß vom 6. November wegen Erweiterung der den Nachdruck betreffenden Bundesbeschlüsse vom 9. November 1837 und 19. Juni 1845 unter Beifügung einer Ausfertigung derselben verwiesen würden."

VII

Durch den Bundesbeschluß vom 6. November 1856 war die Entwicklung des Urheberschutzes, soweit sie sich lediglich in der Vereinbarung allgemeiner Grundsätze vollzog, zu einem gewissen Abschluß gelangt. Für die landesgesetzliche Regelung waren grundlegende Gesichtspunkte festgestellt; das neuere Privilegiensystem, das sich z. B. aufbaute auf den Artikel 3 des Bundesbeschlusses vom 9. November 1837, war damit gleichzeitig in Wirklichkeit außer Kraft gesetzt, da die allgemeinen Bestimmungen einen weitergehenden Schutz gewährten, als ihn die auf 20 Jahre beschränkten Privilegien zu verleihen vermochten. (Die Privilegien für Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Richter waren durch den Bundesbeschluß ohne Rücksicht auf ihre eigentliche Dauer bis zum 9. 11. 1867 verlängert.) Die Möglichkeit weiterer Erstreckung des Schutzes über 30 Jahre hinaus war nicht vorgesehen, wenn sie auch anderseits ausdrücklich noch nicht ausgeschlossen war.

Gleichwohl vermochte indes auch die neue Regelung allen Bedürfnissen noch keineswegs gerecht zu werden. Die Einheitsbestrebungen, die gerade in jenen Jahren auf dem Gebiete des Handelsrechts auf Schaffung eines gleichlautenden, in allen Staaten gleichmäßig einzuführenden Handelsgesetzbuches abzielten, wirkten auch auf dem Gebiet des Urheberrechtes, so daß auch hier die Forderung eines einheitlichen Gesetzes erhoben wurde.

Der Börsenverein deutscher Buchhändler war einer der Hauptträger dieser Bewegung. 1857 wurde auf seine Veranlassung der Entwurf eines „Gesetzes für Deutschland zum Schutze des Eigentums an Werken der Wissenschaft und Kunst gegen Nachdruck und Nachbildung" ausgearbeitet und der Königlich-Sächsischen Regierung vorgelegt. Es ist interessant, auch hier wieder festzustellen, wie bei der damaligen Unmöglichkeit einer politischen Einigung Deutschlands — welche die Ereignisse von 1848/49 erneut dargetan hatten — die wirtschaftlichen Bedürfnisse des täglichen Lebens wenigstens zu teilweiser Zentralisierung drängten, zum Teil bereits geführt hatten.

1862 legte die sächsische Regierung jenen Entwurf eines deutschen Urheberrechts dem Bundestag vor mit dem Antrag, „da eine spezielle Regelung durch ein allgemeines deutsches Gesetz dringend wünschenswert sei, . . . eine Kommission zur Beratung eines solchen Gesetzes zu bilden . . ."

Die Ereignisse des Jahres 1866, die Auflösung des Deutschen Bundes, unterbrachen diese erfolgversprechende Entwicklung — ebenso wie einst in den innerpolitischen Stürmen von 1849 die ersten Versuche zur Schaffung eines einheitlichen Handelsrechts zerschellt waren.

Der neu gegründete Norddeutsche Bund nahm jedoch die zerrissenen Fäden wieder auf. 1868 beschloß der Bundesrat die Ausarbeitung eines neuen Entwurfes, aus dem nach mancherlei Verhandlungen das „Gesetz, betreffend das Urheberrecht an Schriftwerken, Abbildungen, musikalischen Kompositionen und dramatischen Werken" vom 11. Juni 1870 hervorging. (Bundes-Gesetzblatt des Nordd. Bundes 1870, Nr. 19.)

Die Ergebnisse der bisherigen Entwicklung fanden hier erstmalig ihre für eine größere Anzahl von Staaten gleichmäßig geltende Anerkennung. Vor allem die bisherige grundsätzliche Regelung der Schutzfrist wurde beibehalten (§ 8 des Gesetzes); gleichzeitig aber auch durch ausdrückliche Bestimmung das Privilegienwesen endgültig abgeschafft. (§ 60 des Gesetzes. In das z. Z. geltende Reichsgesetz vom 19. Juni 1901 ist diese Vor-

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schrift ausdrücklich übernommen worden. § 64. — Die s. Z. viel erörterte und beim Reichstag beantragte zeitliche Ausdehnung der Beschränkung des Aufführungsrechtes für Richard Wagners „Parsifal" auf Bayreuth hätte, wenn sie genehmigt worden wäre, ein Wiederaufleben des alten Privilegiensystems bedeutet.)

Wie ein jedes Gesetzesrecht herauswachsen muß aus den Anschauungen des Kreises, dessen Interessen es regelt, so auch das Urheberrecht. Es ist der besondere Reiz der Erforschung gerade dieses Rechtsgebietes, zu beobachten, wie in seinem Werden vielfältige Einflüsse, von Deutschlands Großen und Führern auf geistigem Gebiet ausgehend, ein Werk vollbringen halfen auf einem Gebiet, auf dem unser Deutschland einst weit über seine Grenzen hinaus anerkannt und vorbildlich war.

Ein Vorläufer und ein Nachahmer des münsterischen Wiedertäuferkönigs

Von

Klemens Löffler

Das münsterische Königtum des Schneiders Johann Bockelson von Leiden (1534 bis 1535) ist ein so tolles Fastnachtspiel, daß man kaum glauben möchte, daß etwas Ähnliches jemals dagewesen sei. Und doch ist schon einige Jahre vorher der Augsburger Weber Augustin Bader mit Gedanken und Plänen aufgetreten, die sich nur dadurch von denen des Schneiderkönigs unterscheiden, daß Bader eine weniger tatkräftige Natur war und nicht genug Zeit und Gelegenheit fand, sein eigentliches Wesen zu entfalten. Andererseits versuchte noch vierzig Jahre später der Schuhmacher Johann Wilhelmsen aus Roermond, das münsterische Reich nachzuahmen und in manchen Punkten zu überbieten und zu vergröbern.

Diese beiden, bisher fast unbekannten Persönlichkeiten lohnen gewiß eine nähere Bekanntschaft. Nur muß man dabei im Auge behalten, daß es ungerecht wäre, das Schuldkonto des Täufertums ohne weiteres mit ihnen zu belasten. Die Täufer waren in ihrer Mehrheit stille, harmlose Vereinigungen, die nach dem strengen Worte Gottes leben wollten, zwar im Gegensatze zur Welt, jedoch in Frieden, Dulden und Leiden. Aber möglich war der zügellose Subjektivismus bei ihnen durch die übertriebene Wertschätzung, die sie dem Prophetentum entgegenbrachten. Sie stellten die Offenbarung Gottes an einzelne Gläubige (die „innere Offenbarung") nicht nur neben, sondern sogar über die Bibel (das „äußere Wort"). Der Einfluß der Propheten war deshalb unbegrenzt, und der Herrschsucht war die Versuchung nahegelegt, Offenbarungen zu erdichten, um diesen Einfluß auszunutzen.

I

Augustin Bader *) war Weber in Augsburg, zwar ein armer Mann, aber doch wohlgeschult und des Lesens und Schreibens kundig. An Tatkraft, Entschlossenheit, Aufgewecktheit und hohem Flug der Gedanken war ihm freilich seine Frau Sabina weit überlegen. Die Taufe (Wiedertaufe) empfingen sie 1526 von dem Kürschner Jakob

*) Eine ausführliche Untersuchung über ihn nebst Mitteilung der Quellen lieferte G. Bossert im „Archiv für Reformationsgeschichte" Jg. 10 und 11 (1913 und 1914).

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Groß aus Waldshut, der die Schweizer Richtung des Täufertums voll sittlichen Ernstes und mit Bekämpfung des Eides und Waffengebrauches vertrat. Mehr aber wirkten auf Bader die eschatologischen Gedanken Hans Huts und seine Berufung auf Offenbarungen und der Spiritualismus Hans Denks, der alle äußeren Gebräuche, die Sakramente samt der sichtbaren Kirche und sogar die Wiedertaufe selbst verwarf.

Bei der Täuferhetze 1527 wurde Bader gefangengenommen und schwur sein Täufertum ab, behandelte aber den Eid als ungültig und war für das Täufertum eifrig tätig. Einer zweiten Verhaftung im Februar 1528 entzog er sich durch die Flucht und wandte sich nach Kaufbeuren, wo er den dortigen Täufern predigte und mit ihnen das Abendmahl feierte. Aber auch hier konnte er nur einige Tage bleiben und entging mit knapper Not dem Schwerte des Nachrichters, weil der katholische Stadtrat gerade jetzt mit den Täufern aufräumte.

Es begann nun für Bader ein abenteuerliches Wanderleben, das ihn nach Mähren und nach Nürnberg führte. Dann kehrte er im Sommer 1528 nach Augsburg zurück und fand bei einem Kürschner Aufnahme, dessen Handwerk er auch lernte. Hier verarbeitete er in stiller Einsamkeit die Eindrücke seiner Wanderungen und seines Verkehrs mit den Täufern. Mit diesen hatte er innerlich bereits gebrochen. Er teilte später seinen Zuhörern mit, er habe Gott oft gebeten, daß er ihm in dieser irrigen Zeit den wahren Verstand der Schrift eröffne und zu erkennen gebe. Das sei auch von Tag zu Tag geschehen. Auch hatte er mancherlei Gesichte. Seine Phantasie ließ ihn die Szenen 2. Moses 15, 11, 20 neu erleben, er sah Jesus mit seinen fünf Wunden als einen „mächtig großen" Mann und erblickte, wie Jesus gen Himmel fuhr und eine andere Gestalt auf die Erde herabkam und dort blieb. Durch Originalität und Anschaulichkeit zeichnen sich diese Visionen nicht aus.

In diesem Sommer 1528 gestaltete Bader auch seine Pläne, ein neues Gottesreich unter seiner eigenen Führung zu gründen, aus, machte aber nur dem vertrautesten Kreise seiner Anhänger Mitteilung. Erst auf Michaelis berief er eine Täuferversammlung nach Schönberg bei Geroldseck, östlich von Lahr, um für das neue Reich zu werben. Der Besuch war nur spärlich. Es waren etwa 15 Leute anwesend. Bader forderte sie mit Berufung auf seine Erleuchtung über den wahren Sinn der Schrift und auf seine Visionen auf, mit der Lehre der Täufer und dem Gebrauch der Wiedertaufe stillezustehen, also mit den Täufern zu brechen und mit ihm eine neue Gemeinschaft zu bilden. Aber nur ein Teil der Versammelten nahm den „Weg der Wahrheit" an, die andern dagegen bekannten sich als Sünder und wiesen ihn ab. Nur vier wählte er aus und weihte sie in das Geheimnis der „Veränderung" ein, während er den übrigen wohl Andeutungen, aber keine genaueren Mitteilungen machte.

Nach kurzem Aufenthalt in Augsburg wandte sich Bader nach Teufen im Kanton Appenzell, wo Weihnachten 1528 ungefähr hundert Täufer, darunter viele Vorsteher, zusammenkamen. Aber auch hier fand Bader weder Entgegenkommen noch Zustimmung. Er erklärte deshalb den Täufern erbittert, sie hätten nicht den Geist Gottes, sondern den des Teufels. Er sagte sich förmlich von ihnen los, er wollte nicht mehr „in ihrer Sekte sein", denn er habe einen andern Befehl von Gott, dem wolle er nachkommen.

Bader wandte sich nun nach der Schweiz, u. a. nach Basel, wo sich die Sekte der Augustinianer nach ihm benannte. Später taucht er (im Juli 1529) in Westerstetten im Oberamt Ulm wieder auf. Seine Frau mit vier Kindern befand sich bei ihm. Ein fünftes, der spätere „Messias", wurde in Westerstetten geboren. Außerdem hatte er den Müller Gastel aus Bayern, einen der vier in Schönberg angenommenen Genossen, nebst Frau und zwei Kindern bei sich. Sie hielten sich in der Taublinder Mühle auf und lebten „fromm, ehrbar und still". Doch konnte der Müller merken, daß sie weder vom alten Glauben, noch dem lutherischen, noch der zwinglischen Lehre, noch der Lehre der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Täufer etwas hielten. Auf die Frage, warum sie das neugeborene Kind nicht zur Taufe brächte, antwortete Frau Sabina, Gott werde es taufen. Sie gab damit zu verstehen, daß sie ebenso wie ihr Mann alle äußeren Gebräuche verwarf.

Als der Abt von Elchingen, dessen Lehen die Mühle war, die Entfernung der eigenartigen Gäste forderte, siedelte Bader nach der unteren Mühle in Lautern im Oberamt Blaubeuren über. Hierher zog er auch die übrigen drei in Schönberg gewonnenen Anhänger, den Weber Gall Vischer, den Schneider Hans Köller und den ehemaligen Priester Oswald Leber mit seiner Frau. Wahrscheinlich stellte er ihnen die nahe Erfüllung seiner Zukunftshoffnungen in Aussicht. Sie bildeten eine gemeinsame Kasse, in die Bader 100, Vischer 130, Gastel 150 Gulden einlegten.

Nun offenbarte ihnen Bader, sein jüngster, in Westerstetten geborener Sohn sei zum Messias und König des kommenden Gottesreiches bestimmt. Er, der Vater, aber habe einstweilen das künftige Reich anzubahnen, aufzurichten und für seinen Sohn und dessen Nachkommen zu verwalten. Seine Genossen aber sollten in die Welt hinausziehen und die „Veränderung", d. h. die neue Weltordnung und völlige Umwandlung aller Verhältnisse, verkündigen und gläubige Anhänger sammeln. Seine Auslegung der Propheten, besonders die Gesichte im vierten Buche Esdras, steigerten die Erregung seiner Genossen, auf die seine Visionen schon früher starken Eindruck gemacht hatten, aufs höchste. Besonders Vischer war für Suggestion, Autosuggestion und vermeintliche Vision völlig empfänglich. Etwa vier Wochen vor Weihnachten war es ihm, als hätte sich das Haus oben auseinandergetan und ein goldenes Zepter, Krone, Schwert und Dolch ganz nahe auf Bader herabgelassen. Die Stücke erschienen ihm so kostbar, daß das ganze Fürstentum Württemberg sie nicht zu zahlen vermöchte. Er rief dem Propheten und seinen Genossen, sie sollten doch die wunderbaren Dinge sehen; da waren diese plötzlich verschwunden. Der Prophet aber meinte, das sei ein groß Ding. Möglicherweise wurde der Einfalt Vischers durch Bader und seine findige Frau etwas nachgeholfen, um den Glauben an Baders Königswürde zu stärken.

Bald waren die Genossen von dem königlichen Beruf ihres Hauptes so völlig überzeugt, daß sie fortan ihm alle königlichen Ehren erwiesen, ihn bei Tisch bedienten, sich tief vor ihm verbeugten und ihn Herrn nannten. Auch die Zeichen seiner Würde wurden beschafft. Als Kleidung für Bader und die anderen Genossen wurden graue, auf dem Rücken ungefütterte Röcke und lederfarbene Beinkleider eingeführt. Sie sollten ein Sinnbild „des ersten Lebens der Kreatur in der Einfalt" sein. Der Mangel des Futters auf dem Rücken sollte die Unvollkommenheit der Kreatur anzeigen. Für Bader wurde noch ein lederfarbiger einfacher Rock, dazu aber Wams und Beinkleider von rotem Damast und ein wollenes Hemd als Sinnbild „des mittleren Lebens zwischen Kreatur und Vollkommenheit" und endlich noch ein Rock aus Marderfell, ein Leibrock von Taffet, ein Wams und Beinkleider von schwarzem Samt als Sinnbilder der Vollkommenheit angefertigt. Vor Weihnachten kauften Bader und seine Genossen in Ulm einen Dolch, einen kleinen Becher und eine alte, stark abgetragene goldene Borte. Ein altes Schwert ließen sie vergolden. Den Dolch gaben sie zurück und bestellten einen von gediegenem Silber, ferner ein silbernes Zepter, eine silberne, aber vergoldete Krone, eine silberne, vergoldete Kette und einen goldenen Ring. Die Kosten betrugen 111 Gulden 30 Groschen, für die Kasse der Genossen eine beträchtliche Summe.

Die lächerliche Geschmacklosigkeit dieses Glanzes und dieser Herrlichkeit stand einerseits in enger Verbindung mit Baders Zukunftshoffnungen, andererseits aber in schreiendem Gegensatze zu seiner neugewonnenen religiösen Überzeugung. Denn das von ihm verkündigte Gottesreich sollte rein geistig und innerlich sein und auf alle äußeren Veranstaltungen, Gebräuche und Mittel verzichten. Taufe, Beichte, Abendmahl, Altäre, Bilder, Kirche, geistliche Obrigkeit gab es in diesem Reiche nicht. Die innere Verbindung der Gläubigen, die in ihrem Wesen und Wandel ein Abbild der Heiligen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein sollte, ersetzte alles. Die geistliche Obrigkeit sollte verschwinden, weil Christus selbst seine Gemeinde durch seinen Geist regieren werde. Aber auch alle weltliche Obrigkeit sollte gestürzt werden, besonders das habsburgische Haus, das die Täufer scharf verfolgt hatte, um einem neuen Regiment Platz zu machen. Den Untergang des Adlers mit den beiden Köpfen bei 4. Esdras 11, 34 f. bezog er auf den österreichischen Doppeladler. Das Werkzeug dazu sollte der Türke, d. h. Soliman, sein, dessen Weltherrschaft voll schwerer Kämpfe und entsetzlichen Blutvergießens von Ostern 1530 an dritthalb Jahre dauern würde. Damit sollte ihm, Bader, selbst vorgearbeitet werden. Gott würde die Türken mit Hagel, Donner und Blitz umbringen und dann das tausendjährige Reich voll Frieden und Einigkeit ausbrechen lassen.

Zur Verkündigung dieses völligen Umsturzes, der „Veränderung", wie Baders Schlagwort heißt, wollte er seine Genossen im folgenden Frühjahr (1530) nach allen Himmelsrichtungen aussenden. Er gedachte damit eine große Anzahl von Anhängern zu gewinnen, da in dem neuen Reiche Baders und seines Sohnes, des Messias, nur gottselige Liebe und Einigkeit herrschen sollte. An den Ort, der die meisten Anhänger aufweisen würde, wollte er sich Ostern begeben und sich in seinem königlichen Schmuck als den von Gott bestellten König des künftigen Gottesvolkes offenbaren. Während des türkischen Regiments wollte er mit dem neugebildeten Volke an einen Bergungsort ziehen, damit das Volk in der Trübsal gesichtet und geläutert werde. Die Türe in das tausendjährige Reich wurde weit aufgemacht; weder Juden noch Türken noch Heiden wollte Bader ausschließen, da ihm ja die kirchliche Glaubenslehre und Frömmigkeit und ihre Ordnungen gleichgültig waren. Er berief sich zwar auf Christus, aber die Begriffe Christus und Gott waren ihm ineinandergeflossen. Gottes Offenbarungen, die er empfing, waren ihm die Hauptsache. Dagegen hatte Christus für ihn keine selbständige Bedeutung mehr. Seine Messiaswürde war auf Baders jüngsten Sohn oder Bader selbst übergegangen.

Aber ehe Bader etwas für die Ausbreitung seiner Ideen tun konnte, wurde am 16. Januar 1530 die ganze Gesellschaft auf Anzeige des mißtrauisch gewordenen Müllers verhaftet. Nur die Frau des Propheten konnte entkommen. Die Frauen und Kinder wurden in Blaubeuren festgehalten, die Männer getrennt, Bader nach Stuttgart, Leber und Gastel nach Tübingen, Vischer und Köller nach Nürtingen gebracht. Die österreichische Regierung, die damals im Lande des vertriebenen Herzogs Ulrich schaltete, kam nicht zu der Erkenntnis, daß sie es mit einem unklaren Schwärmer und Phantasten zu tun habe, sondern fürchtete, daß es sich um eine geheime Verschwörung handle. Bader sprach sich von Anfang an ganz offen aus und wurde an seinem göttlichen Berufe durch die Gefangenschaft keineswegs irre. Er wurde am 30. März 1530 auf dem Markte in Stuttgart mit seinem eigenen Schwerte hingerichtet, nachdem man ihn auf einem Wagen durch einige Gassen der Stadt geführt und an öffentlichen Plätzen mit glühenden Zangen gezwickt hatte. Die Leiche wurde draußen vor der Stadt verbrannt. Ähnlich endigten seine Genossen, doch fehlen hierüber nähere Nachrichten. Baders Gattin Sabina begab sich 1531 nach Straßburg, wo sie sich bei Capito und Butzer beliebt zu machen wußte. Von diesen wurde sie dem Augsburger Rat empfohlen und für sie Begnadigung und Wiederaufnahme erbeten. Am 24. Oktober 1531 schwor sie ihren irrigen Glauben ab. Vorübergehend hat Capito sogar daran gedacht, die ehemalige „Königin" zu heiraten. Sie läßt sich in Augsburg bis 1547 nachweisen und hat auch ihre Kinder wieder erhalten. Wenigstens kommt 1548 ein Weber Augustin Bader, 1547 ein Marx Bader vor.

Das Aufsehen, das der arme Augsburger Weber mit seiner Krone und seinem Zepter erregte, war nicht gering. So mächtige Fürsten wie Albrecht von Mainz und Ludwig von der Pfalz ließen sich über ihn berichten, der Schwäbische Bundestag bot seinetwegen 200 Mann auf, und die hervorragendsten Theologen in beiden Lagern

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nahmen in halb oder ganz offiziellen Schriften auf ihn Bezug. Fabri, Eck und Campegi benutzten den Fall, um den Kaiser gegen die Wiedertäufer und in zweiter Linie gegen Luther scharf zu machen, indem sie aus diesem Beispiel folgerten, daß die Gleichung Reformation = Revolution zu Recht bestehe. So spielte Bader noch in den Religionsverhandlungen des Reichstages zu Augsburg eine Rolle, und der Artikel 17 des Augsburgischen Bekenntnisses bezieht sich auf ihn und seine chiliastischen Hoffnungen.

II

Durch die Eroberung Münsters (1535) und die Hinrichtung der Führer wurde dem radikalen Täufertum ein Ende gemacht, und die friedlichen Elemente gewannen wieder die Oberhand. Menno Simons organisierte die neue Gemeinde der nach ihm benannten Mennoniten, die unter Beimischung sowohl lutherischer Ideen wie des niederländischen Humanismus ihre Eigenart erhielt und bis auf die Gegenwart bewahrt hat. Aber hie und da tauchten doch auch die Ideen des Aufruhrs noch an die Oberfläche. Wie das Beispiel Johanns von Leiden noch ein Menschenalter nach seinem Tode die Köpfe verwirrte, zeigt die merkwürdige Geschichte Johann Wilhelmsens, der in kleinerem Umfange und in vergröberter Art am Niederrhein das Zionsreich von Münster nachzuahmen versuchte.

Einen ausführlichen Bericht darüber verdanken wir dem Pastor und Kirchenhistoriker des Herzogtums Kleve, Werner Teschenmacher († 1638), in seinen „Annales ecclesiastici reformationis ecclesiarum Cliviae, Juliae, Montium", die sich noch ungedruckt in der Staatsbibliothek in Berlin befinden.

Johann Wilhelmsen aus Roermond, der Sohn eines „Meßpriesters" Theodor Wilhelm daselbst, und seines Zeichens ein Schuhmacher, war zuerst als Sendbote der Wiedertäufer in Deventer, wo er sich mit Elschen Thewes aus Haarlem verheiratete, dann in Putten, Arnheim und Löwen tätig. Um 1567 trat er in Wesel, Nieder-Elten, Alten-Kalkar, Haarlem und endlich wieder in Averdorp bei Wesel auf. Bei den Weseler Geistlichen schmeichelte er sich unter dem Vorgeben, er möchte in seinem verirrten Gewissen Unterricht in den streitigen Punkten der Religion nehmen, ein und wurde auch wirklich von ihnen nicht nur fleißig unterwiesen, sondern auch materiell unterstützt.

Um ihn sammelten sich nun die Sektierer, die noch aus der münsterischen Zeit übrig waren, und andere Schwarmgeister, die sich zu jenen hingezogen fühlten. Die Münsterischen, sagte Wilhelmsen, hätten den rechten Weg der Seligkeit gehabt. Er aber hätte durch sein strenges Leben von Gott die Gnade erlangt, daß er ihm noch klarer und heller den Weg der Seligkeit geoffenbart habe, den er nun anderen zeigen könne. Habe das erste Unternehmen wegen der Sünden der Menschen keinen Erfolg gehabt, so soll jetzt das neue Jerusalem aufgerichtet werden, in dem allein Gerechtigkeit wohnen und keine Obrigkeit und kein Predigtamt die Gewissen und Leiber der Menschen beschweren solle. Er sei zwar zu gering, um solches anzufangen, aber da ihn Gott als Instrument gebrauchen wolle, so werde er die Sache gern in die Hand nehmen, und an seiner Tapferkeit und seinem Eifer solle es nicht fehlen.

Um sich den Münsterischen würdig anzureihen, gab er seinen Anhängern ein Büchlein „Von dem großen und lästerlichen Mißbrauch des unreinen Ehestands" in die Hand, das von ihm selbst verfaßt und von seinem Prediger und Sekretär Kaspar Dieterich, genannt Jakob Timans, 1574 in Emmerich bei dem dortigen Buchdrucker Bernhard Peters zum Druck befördert worden war. Die Broschüre erschien in 500 Exemplaren. Wilhelmsen verteidigte darin die Vielweiberei. Die Argumente stammen von den münsterischen Wiedertäufern. Der Verkehr mit einer schwangeren Frau sei bestialisch, und wer eine unfruchtbare oder zu alte Frau habe, solle sie von sich weisen und eine fruchtbare und jüngere nehmen, damit Gottes Gebot „Wachset und mehret euch" erfüllt werde. Um den ersten König, Johann von Leiden, der fünfzehn

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frauen gehabt hatte, zu übertreffen, nahm Wilhelmsen selbst zweiundzwanzig. Die Lehre der Münsterischen von der Gütergemeinschaft bildete er dahin aus, daß „Stehlen und Nehmen keine Sünde, sondern vielmehr ein Recht in diesem Reiche wäre". Alle Güter der Erde seien nämlich Jesu Christi Eigentum. Er und seine Anhänger aber seien Christi Jünger. „Deswegen ständen auch ihnen mit die Güter der Erde zu."

Zur Rechtfertigung dieser Ideen veranstaltete der genannte Jakob Timans eine Neuausgabe der „Restitution oder Wiederbringung des rechten und wahrhaften Verstandts der vornehmsten Articulen des christlichen glaubens, lehr und lebens", die zu Homburg am Rhein bei M. Nikolaus Gebhard ebenfalls in 500 Exemplaren erschien. Als Vorlage diente die schwärmerische Flugschrift, in welcher der münsterische Prädikant Bernhard Rothmann im Oktober 1534 nachzuweisen versucht hatte, daß mit der Einführung der Gütergemeinschaft und der Vielweiberei Gottes Wille erfüllt sei. Wahrscheinlich hat man Rothmanns „Restitution" einfach abgedruckt. Wenigstens spricht Teschenmachers Inhaltsangabe nicht dagegen. „In diesem Buche", sagt er, „ob sie zwar viel Wort machen von den Schätzen der wahren Erkenntniß Gottes aus der Heiligen Schrift: wann sie aber den Schlüssel von diesen Schätzen sollen herfürbringen, so verwerfen sie doch in der Wahrheit alle Geschicklichkeit und Gelehrtheit und nennen dieselbe (wie heutiges Tages alle Wiedertäufer dergleichen thun) eine aufgeblasene Philosophiam und weltliche Weisheit, und, wenn Schrift durch Schrift erklärt wird, daß es ein todter und ungewisser Buchstab sei, aber der Schlüssel, in diesem Buch verfasset, sei der Verstand des unerforschlichen und lebendigmachenden Geistes, damit sie also ihre phantastischen Offenbarungen behaupten mögen. In diesem Buche sind auch wiederholet und bestätiget alle die Rasereien des verfluchten Königreichs zu Münster, betreffend die Restitution und Wiederbringung des neuen Jerusalems, des Königreichs der Gerechtigkeit und Ausrottung wie auch Rache aller Gottlosen auf Erden, welches geschehen soll durch die Bürger dieser neuen Stadt, welche allein die Wissenschaft dieser himmlischen Geheimnisse haben und tragen. In diesem Buche reden und schreiben sie auch von dem Stand der christlichen Kirche, welche nach dem Fall des Antichristen mit großer Magnificanz und Herrlichkeit bis ans Ende der Welt restituiert werden solle, wann alle christliche Prinzen und Obrigkeit, welche unter dem christlichen Namen mehr und schrecklichere Tyrannei, als Nero und Maximinus je getan haben, geübet, endlich von dem Erdboden sollen vertilget werden. In Summa, diese Raserei der Wiedertäufer hat in diesem sehr aufrührerischen Buch die Zeit von der ersten Zukunft Christi getheilet in zwei Theil, davon sie die erste genennet die Zeit des Leidens oder der Verfolgung und des Abfalls, die zweite die Zeit der Rach und Wiederbringung, welche sie dann sich selbsten in diesem aufrührerischen Reich zugeschrieben, daraus denn genugsam der blutdurstige Geist der Wiedertäufer kann abgenommen werden."

Wilhelmsens Wiedertäufergesellschaft wuchs nach und nach auf über dreihundert Köpfe und organisierte sich als Räuberbande, die den ganzen Niederrhein unsicher machte. Der König erklärte, er sei von Gott dazu verordnet, den Reichen zu nehmen, was sie zuviel hätten, und unter die Armen auszuteilen. Zu Diakonen, die — ebenfalls nach münsterischem Muster — den Raub auszuteilen hatten, ernannte er Johann Gerhardts, Gerhard Classen und Wilhelm Rudolfs.

Den Anfang ihrer Raubzüge machten sie mit dem adligen Hause zu Grieth, das der Witwe Anna von Buren, geb. von Wylich, gehörte. Dann folgten das adlige Haus Boeckhorst in dem Dorfe Salick bei Zwolle, wo sie den Sohn und die Tochter ermordeten und so viel Gold- und Silbergeschirr erbeuteten, daß sie es kaum forttragen konnten, das Haus des königlichen Rentmeisters Johann Benting bei Deventer, Elverichs Haus an der Lippe bei Wesel, das Haus des Scholasters Wilhelm Stecken in Wissel und die Kirche daselbst. Teschenmacher nennt ferner folgende Orte, die sie heimsuchten: Sehlem, Humpel, Spellen, Brünen, Gutterschwick, Drevenack, Walsum, Dornick, Winterschwick,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anholt, Raesfeld, Bristed, Gribbeforst bei Venlo, Halderen, Sedan, wo sie auch St. Oswalds Haupt, „in Silber verfasset", stahlen. Nach einem gelungenen Raubzuge unterließen sie es nicht, in Averdorp eine Festlichkeit zu veranstalten und „tapfer zu zechen und zu bankettieren". Der König und die Königinnen traten dabei in glänzenden Gewändern auf und ließen sich alle Ehren erweisen.

Wilhelmsen wird als ein Mann „von großer Staturen und Ansehen" geschildert, der sich nicht allein in Respekt und Ansehen, sondern auch in Schrecken und Furcht zu setzen wußte. Nach dem Beispiel seines Vorbildes Johann von Leiden soll er auch selbst das „Schwert Gottes und Gideons" geführt und heimliche Hinrichtungen vorgenommen haben. Sein Volk beruhigte sich echt wiedertäuferisch damit, daß Gott dem Könige alles offenbare, und machte sich nicht viel Gedanken.

So trieben sie ihr „gottloses Wesen" und „verruchtes Leben" so lange, bis es, wie Teschenmacher meint, „Gott im Himmel verdroß". Ein Graf von Bruynen, der zu ehrlicher Arbeit keine Lust hatte und gern einer Sekte angehören wollte, „in welcher viel Weiber zu haben und auch zu stehlen keine Sünde, sondern vielmehr eine Ehre und Heiligkeit war", bewarb sich bei Wilhelmsen um die Aufnahme in die Gesellschaft, wurde aber von diesem hingehalten und verriet ihn deshalb „aus geschöpftem Haß und Neid und daß er nicht mit huren und buben, stehlen und rauben möchte", an den Drosten zu Scherenbeck, v. d. Recke. 1574 wurde Wilhelmsen in Dinslaken in den Turm gesetzt und, da man ihn zunächst bloß für einen Wiedertäufer hielt, zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Er verkehrte schriftlich mit seiner Rotte, und diese setzte ihre Räubereien fröhlich fort. Ja, der Turmknecht ließ gegen gutes Trinkgeld sogar die Königinnen, eine nach der anderen, zu Wilhelmsen ein, so daß er mit ihnen „bankettieren und sich lustig und fröhlich machen" und seine Unkeuschheit und Blutschande (mit Elschen Willems und ihrer Tochter und mit zwei leiblichen Schwestern) weiter treiben konnte.

Das dauerte von 1574 bis 1579. Da wurde dem Rate von Wesel von einem fünfzehnjährigen Mädchen, der Nichte einer der Königinnen, alles verraten. Die Mitglieder der Bande, soweit man ihrer habhaft werden konnte, wurden nun gefangen gesetzt und ihnen der Prozeß gemacht.

Teschenmacher erzählt ausführlich, welche Schwierigkeiten es dem gelehrten und gottesfürchtigen Prediger Johann Havenberg in Wesel machte, die Gefangenen von ihrem Irrtum zu überzeugen. Als er ihnen das sechste und siebente Gebot vorhielt, beriefen sie sich darauf, ihr König hätte heimliche und besondere Offenbarungen von Gott gehabt, durch die die Gebote gewissermaßen außer Kraft gesetzt worden seien. Sie hätten den König oft in Verzückung gesehen. Er habe dann auf eine wunderliche und ihnen unbekannte Weise mit Gott gesprochen und gesagt: „O Gott, o Gott, dein Wille geschehe; was willst du, daß ich tun soll?" Und schließlich habe er gerufen: „O Gott, weil denn dies dein Wille ist, so wollte ich mich lieber in des Feuers Glut werfen lassen, daß ich verzehrt würde, als deinem Willen widersprechen."

Wie weit hier wirkliche Verzückungen, wie weit etwa Schauspielerei und Berechnung tätig waren, können wir nicht entscheiden. Von Wilhelmsens Charakter bekommen wir überhaupt kein klares Bild.

Der Prediger suchte den Gefangenen natürlich die „Eitelkeit dieser phantastischen Entzückung zu Gemüte zu führen" und zu beweisen, sie seien das listige Werk des Teufels, um die armen Leute zu betrügen. Auch könne sich der Geist Gottes nicht selbst widersprechen, und wenn es ein Engel oder ein Apostel wäre, der wider das geoffenbarte Wort predige, so sei er doch verflucht. Gegen das Gebot „Du sollst nicht stehlen" wußte Elschen Willems einzuwenden, das ginge allein den Nächsten an; sie hielten aber nur die Mitglieder ihrer Sekte für ihre Nächsten. Dann berief sie sich auf das Beispiel der Kinder Israels, denen von Gott befohlen worden sei, die Ägypter zu plündern.

Von den Königinnen wurden zunächst Elschen Willems und ihre Tochter wegen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Blutschande in einen Sack gesteckt und im Rhein ersäuft. Bei den anderen begnügte man sich, weil sie weniger schuldig seien, und wegen der Schwachheit des weiblichen Geschlechts damit, daß sie am 9. Januar 1580 öffentlich Buße tun und ihren Irrtum abschwören mußten. Sie fanden sich später zwar gelegentlich zum Abendmahl ein, aber allmählich verlor sich eine nach der anderen mit verdächtigen wiedertäuferischen Personen nach Holland und Friesland.

Wilhelmsen selbst wurde von Dinslaken nach Kleve übergeführt und vor die Richter gestellt. Beim Verhör machte er immer wieder Ausflüchte und schützte seine Offenbarungen und Verzückungen vor. Ja, er drohte mit der Strafe Gottes, von dem er gesandt sei. Schließlich machte man ihn mit einem eigens für ihn angefertigten eisernen Halsbande gefügig, aber mit dem „Mantel der Offenbarung und des angemaßten phantastischen Reiches" bedeckte er seine Missetaten auch noch in dem Protokoll, in dem er sie bekannte.

Nachdem im Januar 1580 die übrigen Führer, darunter Jakob Timans, hingerichtet worden waren, empfing endlich am 12. März 1580 Wilhelmsen selbst seine Strafe. Auf dem Heidberge bei Kleve wurde er mit einer Kette an einen Pfahl gebunden und rings Holz aufgeschichtet und in Brand gesetzt. Mit dem Rufe „O Vater Abraham, o Vater Abraham" stürzte er sich in die Flammen, nachdem er nicht „das geringste Zeichen wahrer Bußfertigkeit von sich gegeben, sondern nach dem Beispiel früherer Wiedertäufer erklärt hatte, die Obrigkeit hätte keine Gewalt über ihn, und Gott würde ihn aus ihren Händen erretten."

Die Begegnung

Von

Edith Erdsiek

Eines Nachmittags verließ Christoph Thann das Bureau, in dem er acht Stunden und die übliche Überstunde gearbeitet hatte, um sich das Geld zu seinem Studium zu verdienen, und ging, die Hände in den Taschen seines leichten Sommerüberziehers vergraben, etwas fröstelnd die novembergraue Straße herunter. „Schade," dachte er mit einer Art von höflichem Bedauern gegen sich selbst, „daß ich mir meinen Wintermantel habe stehlen lassen. Es wird nicht leicht sein, sich einen neuen zu beschaffen." Und dann fing er auf einmal an, leise und herzlich vor sich hin zu lachen. „O Gott, was bin ich in meinem Leben schon bestohlen worden! Ist es möglich, daß einem Menschen, der so wenig hat, so viele Sachen abhanden kommen?" Mit dem Mantel in der Universität fing es an. Christoph konnte es nicht über sich gewinnen, ihn an eine Kette anzuschließen, wie das die übrigen Studenten taten. Es lag darin ein solches Maß von Mißtrauen gegen andere Menschen. Nun, er war fort. Es hatte keinen Zweck, sich noch über die Sache aufzuregen. — Das nächste Opfer war der Koffer mit den guten schwarzen Anzügen, der gerade heimlich aus dem Abteil getragen wurde, als Christoph vom Fenster des Speisewagens aus den Blick über die gesegnete Fruchtbarkeit der weiten Ebene mit Dankbarkeit genoß. Das Spaßigste aber war gewesen, wie er seiner Wirtin, der alten polnischen Baronin, auf die Diebesschliche gekommen war, ihr, die jetzt Zimmer vermietete, aber einst „über elf Personen Dienerschaft geboten und die Herrenwelt von Monte Carlo zu ihren Füßen gesehen hatte". Diese leidenschaftlichen und verworrenen Erzählungen waren von Christoph immer mit

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Respekt und einem gewissen inneren Vergnügen angehört worden, und er hatte es sich niemals nehmen lassen, die hysterische, vom Leben zerzauste Alte mit ausgesuchter Höflichkeit wie eine Dame seiner Kreise zu behandeln, bis er sie eines Tages an seinem Koffer beschäftigt fand. Christoph war noch heute stolz darauf, mit einem paar kräftigen, echt polnischen Wendungen — Gott sei Dank, da kamen ihm seine Sprachkenntnisse wenigstens einmal zustatten! — den größten Teil seiner Wäsche wieder zurückerobert zu haben. Die Szene hatte dann auf seiten der Baronin mit Rührungstränen, Küssen auf seinen Ärmel, Beschwörungen ihrer mütterlichen Zuneigung für ihn, seinerseits aber mit Auszug aus der Wohnung geendet.

Noch in der Erinnerung lächelnd wurde Christoph plötzlich durch ein rasches und unvermutetes Geräusch aufgeschreckt. Dunkel und geschwind ratterte ein Lastauto, vollgepfropft mit Soldaten, in der herbstlichen Dämmerung an ihm vorbei, und das jählings geschärfte Ohr vernahm nun auch in der Entfernung jenes dumpfe Grölen demonstrierender Menschenmassen, an das sich die Bewohner Berlins in der Zeit der Revolution so gewöhnt hatten, wie an die Geräusche der Natur: das Sausen des Windes und das Aufschlagen der Regentropfen auf den Asphalt. — Christoph änderte seine Richtung, ohne seine Schritte zu beschleunigen. Neugierig und doch gleichmütig suchte er sich seinen Weg durch eine der trübe daliegenden Seitenstraßen in das unruhige Innere der Stadt. Nicht lange, da lagen die Linden vor ihm, die einst so stolze Straße, die die Tage altpreußischer und deutscher Größe gesehen hatte, die arme Aristokratin, der das Kleid des Tages so schlecht stand. Christoph konnte sie jetzt nie mehr sehen, ohne daß sie ihn dauerte. Mit ihren Häusern, die der Bürgerkrieg umtobt und beschädigt hatte, und den Geschäften, von denen die Schilder der Hoflieferanten mit allzu geflissentlicher Eile entfernt worden waren. Wie mochte es jetzt in seiner kurländischen Heimat aussehen! Christoph bemühte sich nicht, daran zu denken. Er fühlte plötzlich, wie sehr er fror, und versuchte, mitten zwischen den sich drängenden und schiebenden Menschenmassen hindurch eine raschere Gangart anzuschlagen.

Mit einem Male wurde Christoph sich darüber klar, daß er schon eine geraume Weile hinter einem jungen Mädchen hergegangen sein mußte, ohne ihre Erscheinung mit vollem Bewußtsein in sich aufzunehmen und doch mit einer geheimen Augenfreude an dem leichten und frischen Schritt. „Wenn ihr Gesicht das hält, was ihr Gang verspricht, muß sie sehr reizend sein", dachte er, und schon hatte er sie mit zwei unternehmenden Schritten eingeholt und sah von der Seite in ein Gesicht — aber, du guter Gott, dies Gesicht kannte er doch! — Im gleichen Augenblick wandte die Dame den Kopf, sah Christophs fragend und verdutzt auf sie gerichtete Augen, stutzte, blickte genauer hin, wurde plötzlich rot, dann streckte sie ihm mit einer sehr impulsiven Bewegung die Hand entgegen. „Guten Tag, Baron Thann," sagte sie, was treiben Sie denn hier?" Von seiner schlanken Höhe — denn er war wohl einen halben Kopf größer als sie — lächelte Christoph wohlgefällig munter und immer noch etwas verblüfft auf sie herab und dachte nur dies eine: „So also sieht das Mädchen aus, das um ein Haar meine Schwägerin geworden wäre. Ach, Eduard, mein guter Bruder, was bist du für ein Stöffel!"

Übrigens war es sehr lange her, daß Christoph Ilse Montelius nicht gesehen hatte. Im Weitergehen stellten beide gemeinsam fest, daß ihre erste und einzige Begegnung gerade zwei Jahre zurücklag. Damals war von einer Verlobung mit Eduard noch nicht die Rede gewesen. Christoph hatte sich vorübergehend in Lübeck aufgehalten, ihrem Vater einen Besuch abgestattet und die Erinnerung an ein stattliches Patrizierhaus mitgenommen, das durch die anmutigen Gestalten der Mutter und Tochter heiter belebt wurde. Im Zusammenhang mit seinem früheren

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Besuch stellte Christoph mehrere Fragen. Das Mädchen antwortete. Aber in Wirklichkeit gingen die Gedanken beider in ganz anderer Richtung.

Christoph fühlte zuweilen von der Seite her den ernsten und verstohlenen Blick, der in seinen Zügen nach einer Ähnlichkeit mit dem Bruder zu forschen schien. Er selbst aber mußte immer an das seltsam erhöhte Wesen denken, das seinen Bruder in der ersten Zeit der heimlichen Verlobung ausgezeichnet hatte, und dann an die plötzliche Stille seiner ganzen Haltung, aus der er das Ende der ganzen Sache mehr erraten hatte, als daß er es jemals wirklich erfuhr. Nach Einzelheiten hatte Christoph niemals gefragt, da in solchen Fällen sein Takt größer war als seine an sich nicht unerhebliche Neugier. Er wußte nur, daß sein Bruder Ilse Montelius in Berlin beim gemeinsamen Musizieren näher kennen gelernt hatte.

Und richtig. Jetzt entdeckte Christoph auch, daß Fräulein Montelius eine Mappe unter dem Arm trug, in der er wohl mit Recht Noten vermutete. „Setzen Sie Ihre musikalischen Studien noch fort?" fragte er unvermittelt und voll Unschuld. Wie kam er zu dieser Frage? Woher wußte er überhaupt, daß sie Musik studierte? Es war nur möglich, daß Eduard ihm etwas erzählt hatte. Und wer so viel wußte, sollte der nicht auch noch mehr wissen? Ilse Montelius warf einen raschen Blick in Christophs Gesicht, dem die schmale, feine, etwas schiefe Nase einen gewissen Ausdruck von Durchtriebenheit gab, und dachte sich: „Aha, mein Junge, du weißt offenbar Bescheid." Alsbald zeigte sich in ihren Augen mit kurzem Aufblitzen ein stolzer und trotziger Ausdruck, der Christoph heimlich lächeln machte. „Kleines hanseatisches Leucht- und Warnungsfeuer," dachte er, „ich muß mich von diesen Klippen etwas weiter ab halten."

Nach einer Pause erklärte ihm Fräulein Montelius mit Sachlichkeit, daß sie allerdings bei einer Freundin musiziert, beim Fortgang aber den Heimweg abgeschnitten gefunden hätte. Sie fügte hinzu, daß sogar in der Nähe Schüsse gefallen seien. Man müsse sich wohl heute noch auf allerhand Schlimmes gefaßt machen.

Christophs Hand, die viel zu lang, hager und jungenhaft fürwitzig aus dem ausgewachsenen Jackenärmel hervorguckte, machte eine wegwerfende Bewegung in die Runde. „Nun, Sie sehen ja, was heute noch zu erwarten ist. Es ist doch sehr langweilig, sagen Sie selbst. Diese Revolution ist doch sehr langweilig, wie?" „Ich weiß doch nicht." „O, ich bitte Sie!" Und Christoph wurde auf einmal ganz lebhaft. „Wissen Sie, woran mich so eine Revolution immer erinnert? An eine gewisse Sorte von Frauen. Sie kennen sie gewiß. Da ist ein Schein von Unerhörtem, ein Geheimnis, eine Leidenschaft, man denkt wirklich, man wird Erlebnisse haben, und was hat man am Ende? — Eine tödliche Langeweile!" —

„Wie gut ist es doch," antwortete Ilse Montelius ernsthaft, „wenn ein junger Mann sich nicht nur auf die Revolutionen so gut versteht, sondern auch auf die Frauen." „O, ich kenne die Frauen nicht gut!" erwiderte Christoph nachdenklich. „Es ist wohl nicht einfach, Frauen zu kennen, aber die Revolutionen, das ist etwas anderes. Da bin ich schon so eine Art Spezialist, und diese ist meine dritte oder vierte." „Wie ist das möglich?" „Nun: eine in Kurland vor dem Kriege, dann — ich war gezwungen, auf russischer Seite Dienst zu tun, es half mir nichts — dann also nach dem Zusammenbruch die russische. Damals floh ich nach Deutschland, und habe dann vor einem Jahre die Anfänge der deutschen und schließlich noch in Kurland die lettische Revolution durchgemacht."

Ilse Montelius gab zu, daß das viel Erfahrung sei. „Was aber haben Sie so ganz besonders an dieser Revolution auszusetzen?" fragte sie, den Kopf in Richtung auf den Fahrdamm bewegend und mit etwas erhöhter Stimme, denn neue Massen von Demonstranten wälzten sich gerade mit lauten Niederrufen an ihnen vorbei. „Das Temperament fehlt," sagte Christoph voll Empörung, „das Temperament.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Andere Revolutionen sind wenigstens zu Anfang schön, diese war es nie. Sehen Sie, ich bin damals in den ersten Tagen der Revolution so manches Mal Unter den Linden gewesen. Im Grunde war es niemals anders wie heute, und immer habe ich mir gedacht, jetzt müßte einer aus der Menge aufstehen und müßte sich auf die Schultern der Leute schwingen und müßte alle mitreißen. Man müßte es eigentlich selber tun. Eine Rede hätte ich halten mögen: „Genossen, Brüder! Der Tag der Freiheit ist gekommen!"

Nun aber mußten beide lachen. Das revolutionäre Pathos, mit dem er die letzten Worte hervorgeschleudert hatte, brachten die Besonderheiten seiner baltischen Aussprache zu erhöhter Wirkung. Ilse Montelius sah ihn an, wie er so vor ihr stand, ein schlanker, nachlässiger Junge in einem viel zu dünnen Mantel. Die hochmütige Nase war an der Spitze etwas gerötet, was einen wehmütigen Ausdruck in das lachende Gesicht brachte.

„Mir ist es jetzt ganz klar," sagte sie plötzlich, „warum Ihnen dieses alles nicht genügt. Der Grund dafür liegt weniger in der Revolution, als — verzeihen Sie — in Ihnen selbst. Es kann Ihnen ja keine Gegenwart genügen." Christoph blickte sie an und erwiderte nichts. „Ja, jetzt fragen Sie wohl, woher ich diese Weisheit habe? Nun, ich habe sie aus der allerbesten Quelle, die es gibt. Ich habe sie von Goethe. Und das kommt so: Goethe sagte einmal von seiner Jugend: „Träumerisch und müßig, wie ich war, konnte mir keine Gegenwart genügen." Ich las es neulich, und es schlug in mich ein, ordentlich wie ein Blitz. Ja, so ist es. Das ist der Zustand, der so vielen von uns in den Jahren zu Anfang zwanzig so sehr zu schaffen macht. Diese Sehnsucht nach einem ganzen und vollen Leben — dieses Ungenügen an der Gegenwart —"

„Ja," sagte Christoph, erwärmt von dem Gefühl, von einem weiblichen Wesen verstanden zu werden, „ja, das ist es. Wenn ich denke, als Junge, o Gott, wie reich, wie farbig erschien mir alles. Ich weiß noch, daß ich einmal einen richtigen Prinzen zu Gesicht bekam und mir steif und fest einbildete, er habe eine Krone auf dem Kopfe gehabt. Lachen Sie nicht! Sie sind sicher ganz genau so gewesen. Alle Kinder sind so. Aber dann kommt das Leben und nimmt einem einen schönen Zauber nach dem anderen fort. Es ist ein sehr wichtiger Moment, in dem man entdeckt, daß die Prinzen durchaus keine kleinen Kronen auf dem Kopfe tragen, und nun ist das Schwierige, daß man zu dieser entzauberten Welt auch wieder in ein Verhältnis kommen muß. Man muß es, wenn man ein Mann werden will, und doch ist es so unendlich schwer, weil wir im Grunde noch nicht ganz aufgehört haben, Kinder zu sein."

„Eben deshalb," sagte Ilse Montelius, „eben deshalb sind unsere Jahre aber auch so schön." In diesem Augenblick begann es zu schneien. Der tiefhängende, graue Novemberhimmel über ihnen schien sich noch tiefer herabzulassen. Unendlich viel kleine Flocken entfielen seinem Schoß. Christoph und Ilse gingen schweigend hin. Etwas Schönes schien sich auf sie herabzusenken, etwas Gemeinsames sie zu umhüllen.

Plötzlich hob Ilse den Kopf wie mit einem Ruck. Sie sah ihn mit Festigkeit an, und ein unsichtbares Visier schien zu fallen, als sie sagte: „Ihr Bruder schlägt sich mit diesen Dingen noch viel mehr herum als jeder andere. Er schlägt sich so schrecklich damit herum. Man kann sich gar nicht vorstellen, wie er je damit fertig werden soll." „Ja," sagte Christoph, „er wird eine sehr lange Jugend haben." — „Das klingt ja fast wie Neid. Bei Ihnen, dem Jüngeren?" „Ja, und doch manchmal scheint es mir fast, als ob ich der viel, viel ältere wäre, und eines Tages wie ohne Übergang ganz alt sein würde. Nun, das ist ja alles Unsinn." Und er lachte auf. „Aber das, was ich bei meinem Bruder immer mit ganz restloser Bewunderung sehe, das

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist, daß er im Grunde so oft enttäuscht, niemals vom Leben als Ganzem enttäuscht werden kann. Er empfindet alles so unglaublich stark. So verschafft ihm sein übersprudelndes Temperament zwar mehr Leiden, aber auch unendlich größere Freuden, als andere sie haben."

Inzwischen waren sie, fast ohne es zu merken, durch das Brandenburger Tor hindurchgekommen und gingen am Rande des Tiergartens entlang. Die dunklen Bäume ragten kahl und stumm in den Flockenwirbel, der Lärm der Stadt klang hier gedämpft, und sie hörten nur ihre Schritte in dem frisch gefallenen Schnee. Christoph dachte darüber nach, wie merkwürdig es war, daß sie selbst begonnen hatte, von seinem Bruder zu sprechen. So mußte sie doch zu ihm, dem fast Unbekannten, ein rasches Vertrauen gefaßt haben, das ihn stolz machte.

Das Mädchen schien seinen Gedankengang zu erraten, denn herzlich lächelnd sah es zu ihm auf und sagte wie zur Erklärung: „Ihr Bruder hat mir so sehr viel von Ihnen erzählt." „So," fragte Christoph gleichfalls lächelnd, „was hat er denn erzählt?" „Nun, so dieses und jenes, vor allem auch aus Ihrer gemeinsamen Kindheit." Christoph blieb vor ihr stehen. Er stampfte mit den Füßen, teils, um den anhaftenden Schnee los zu werden, teils aber auch aus einem immer stärker werdenden Gefühl der Kälte. „Gnädiges Fräulein," sagte er mit plötzlicher Energie, „es ist so furchtbar kalt. Wollen wir nicht, verzeihen Sie, ist es Ihnen recht, wenn wir uns irgendwo hinsetzen, wo es warm ist und man eine Tasse Tee trinken kann? Es läßt sich so sehr viel besser erzählen." „Gut," sagte Ilse, die der Frierende schon lange dauerte, „aber da müssen Sie den Führer machen." Christoph entsann sich einer behaglichen Teestube, die nicht weit war, und beschleunigten Schrittes ging es hin.

„Wie viele Cousinen haben Sie eigentlich?" fragte Ilse munter im Schreiten. „In den Erzählungen Ihres Bruders spielten die Cousinen immer eine ganz unglaubliche Rolle." „Ja," lachte ihr Begleiter, „die Cousinen waren auch sehr wichtig. Einmal waren sie sehr hübsch, und dann hatten sie auch ihre kleinen Romane." „In denen dann wieder die Vettern die Hauptrolle spielten?" „Hm," machte Christoph, „doch nur teilweise. Ich z. B. war damals noch zu jung für eine Romanfigur. Ich mußte mehr zusehen." „Nun, das ist auch ganz interessant." „O, aber ich meine doch mehr für alte Herren. Wenn ich einmal ein alter Herr bin, dann will ich mich wohl mit Grazie in die Rolle eines Zuschauers schicken, aber für einen Jungen ist das nichts. Überhaupt, ein Junge kränkt sich wohl über nichts so sehr, wie darüber, daß er für irgend etwas zu jung sein soll."

„Da haben Sie recht, und nicht nur für die Jungen, sondern auch für die Mädchen. Mir jedenfalls ging es ganz genau so. Und nun sind die hübschen Cousinen wohl alle verheiratet?" „O ja." „Auch die Cousine mit den melancholischen Augenbrauen?" Christoph stutzte und lachte. „Ach, Irene! Ja, so haben wir sie manchmal genannt. Gewiß auch diese. Ich glaube, sie hat schon sechs Kinder oder sind es sieben?" „Ihr Bruder hat mir gerade von dieser Cousine am meisten erzählt." „O, da hat er Ihnen gewiß auch erzählt, wie wir ihre Verlobung mit angesehen haben? — Aber halt, da ist schon unsere Teestube!" — Christoph öffnete die Tür. Sie traten ein, und nach dem Dunkel und der Kälte der Straße umfing sie die Wärme und Behaglichkeit des Raums. —

Sie saßen am kleinen Tisch einander gegenüber. Ilse lehnte im Sessel, und das gedämpfte Licht der Lampe traf ihre Gestalt. Christoph hatte die Arme auf die Marmorplatte des Tisches gelegt und betrachtete vornübergebeugt die kleinen Flocken, die sich draußen in ihren Haaren verfangen hatten und nun im Lichte aufflimmerten und vergingen. Aber vielleicht dachte er dabei an etwas ganz anderes.

Das Mädchen wartete eine Weile, dann sagte es mit liebenswürdiger Tyrannei:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ich sollte doch noch die Geschichte von der Cousine hören." „Ach richtig," fuhr Christoph auf; „hat Eduard sie Ihnen nicht erzählt?" „Die Wahrheit zu gestehen, ja, aber einmal besinne ich mich nicht mehr genau darauf, und dann, wenn zwei dieselbe Geschichte erzählen, ist es nicht mehr dieselbe Geschichte."

„Nun," begann Christoph, „Sie werden wissen, daß wir als Landjungen während der Schulzeit in Mitau im Hause einer töchterreichen Tante erzogen wurden. Die Tante war sehr klein, sehr dick, häßlich über die Maßen. Aber ich habe nie wieder eine Frau gesehen mit so lebhaften Einfällen, wirklich Einfällen voller Geist und einer so erstaunlichen Energie. Sie hat sich übrigens in der Zeit der Not sehr bewährt, und ich persönlich danke ihr vieles.

Im Gegensatz zur Häßlichkeit meiner Tante waren meine Cousinen alle sehr hübsch, aber die hübscheste war ohne Zweifel Irene. Natürlich kümmerten wir Jungens uns zuerst fast gar nicht um die Cousinen, und wenn auch unser Leben im Hause manches Gemeinsame mit sich brachte, so verachteten wir sie doch in der Hauptsache, wie Jungens dies in dem Alter ja meistens tun. Die Rache der Mädchen besteht nun gewöhnlich darin, daß sie sich viel schneller und glänzender entwickeln als wir, und uns eines schönen Tages, während wir noch richtige Jungen geblieben sind, mit ihrer frühen Kunst die armen, dummen Köpfe verdrehen. So erging es auch uns mit Irene.

Sie hatte ein sehr merkwürdiges Temperament. Meist war sie still und in sich gekehrt, und es war nicht immer ganz leicht, aus ihr klug zu werden, aber manchmal war sie ausgelassen bis zur Tollheit. Dann kamen ihr die unglaublichsten Einfälle, ein Talent, das sie wohl von der Mutter geerbt hatte. In ihren Augen stand dann ein Ausdruck — wie soll ich es nur beschreiben — als ob ein kleiner Dämon in ihr sein Wesen triebe, und sie nun alles, alles ringsum in ihren Bann ziehen müßte. Das gelang ihr auch vollkommen, und die einzige, die ihr auf die Dauer gewachsen blieb, war ihre Mutter.

Unterdessen kam die Zeit heran, in der Irene in die Gesellschaft eingeführt werden sollte, und ich sehe sie noch vor mir in ihrem ersten Ballkleid, sehr reizend und unglaublich aufgeregt. Eduard und ich standen erbittert und als rechte Klötze beiseite. Der erste Ball — so viel war uns klar — bedeutete den Trennungsstrich zwischen ihrer Welt und unserer. Sie war von nun ab die Dame. Wir blieben die Schulknaben, und dabei war Eduard, wie ich innerlich voll Empörung feststellte, fast ebenso alt wie sie. Ich allerdings mußte mit meinen 15 Jahren in jedem Falle gänzlich außer Betracht bleiben.

Irenens Erfolg an diesem ersten Ballabend war außerordentlich. Alle Herren drängten sich um sie. Aber meine Tante war unzufrieden, denn unter ihren Tänzern hatte Irene ganz augenfällig einen gewissen Baron bevorzugt, von dem man wußte, daß er mit seiner schönen, aber kühlen Frau in unharmonischer Ehe lebte. Dieser Baron, den Irene noch auf vielen Gesellschaften wiedertraf, blieb auch im weiteren Verlauf des Winters der Stein des Anstoßes.

Ich kam einmal zufällig dazu, wie meine Tante mit ihrer kleinen, gedrungenen Gestalt, auf dem Sofa sitzend, von dem ihre Füße nicht auf den Boden herabreichten, ihrer Tochter strenge und bekümmerte Vorhaltungen machte, die Irene mit trotzigem Schweigen erwiderte. Ich hielt es nun nicht länger aus. Ich mußte mich mit eigenen Augen vom Stande der Dinge überzeugen. Und siehe da! Das Schicksal war mir günstig. Als das große Fest herannahte, das in jedem Jahre die Mitglieder unserer Gesellschaft in ein und demselben Saale vereinigte, gelang es Eduard und mir, uns Zutritt auf den Balkon zu verschaffen, von dem aus man die Tanzenden beobachten konnte.

Wie aufregend war das alles! Das ganze Schauspiel des Festes rollte sich da

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vor unseren Augen ab. So dicht — man konnte seine Hände danach ausstrecken — und doch war alles so unerreichbar und so fern wie ein Traum. Es fiel mir auf, daß die Augen der Damen viel strahlender waren, als man es sonst jemals sehen kann. Alle atmeten heftig und bewegten während der Pausen lebhaft ihre Fächer. Alle waren prächtig gekleidet. Es wurde sehr gut getanzt. Aber die Schönste von allen war doch Irene.

Besonderen Eindruck machte auf mich, das weiß ich noch, wie einige Offiziere mit gleitenden Schritten über das Parkett zu der vielbegehrten Tänzerin hinschossen und in tadelloser Haltung vor ihr landeten. Was konnte unsereiner dagegen für Künste aufweisen!

Unter den Partnern Irenens fand ich sehr bald den Baron heraus, den ich einmal flüchtig bei uns im Hause gesehen hatte. Er tanzte nur selten mit ihr und, wenn sie tanzten, sprachen beide kein Wort. Aber Irenens Gesicht hatte dann einen so kindlich ruhigen und befriedigten Ausdruck. Ja, wirklich, wie bei einem kleinen, satten Kinde. Übrigens war der Baron keineswegs eine beauté. Seine Erscheinung hatte etwas Schlichtes, doch kamen mir seine Augen sehr gut vor. Später habe ich oft gedacht, ob er unter anderen Verhältnissen nicht doch der richtige Mann für Irene gewesen wäre.

An jenem Abend aber war ich weit davon entfernt, so etwas zu denken. Mein ganzes Wesen war in Aufruhr, und meine Wangen brannten. Ich sah Eduard an, der mit finsterem Gesicht neben mir stand. Damals hielt ich es für ausgemacht, daß er ebenso eifersüchtig war wie ich, und empfand die Gemeinsamkeit unseres Kummers als einen eigentümlichen und süßen Trost. Es ist aber auch sehr gut möglich, daß ihm bei seinen starren Begriffen die ganze Sache mit einem verheirateten Manne einfach gegen die Natur war. Das ist überhaupt sehr merkwürdig — finden Sie nicht — daß gerade die feinfühligsten und geistig beweglichsten Menschen in manchen Dingen die allerstarrsten Begriffe haben?

Im weiteren Fortgang des Festes ereignete sich etwas Unerwartetes. Irene zog sich mit einem ihrer Tänzer in eine Nische zurück, die unterhalb unseres Balkons gelegen war, und die man scherzhaft, doch, wie ich glaube, aus guten Gründen, die Verlobungsnische nannte. Irenens Begleiter war aber nicht der Baron, sondern ein langer Rittmeister, den ich nicht kannte, der mir aber auf den ersten Blick nicht gefiel. Zwar sah er eigentlich recht gut aus, doch fehlte etwas daran, daß er vollkommen gut ausgesehen hätte. Er hatte auch, wie ich später erfuhr, ein außerordentlich vielseitiges Wissen. Doch fehlte auch hier etwas daran, daß man ihn im besten Sinne gebildet hätte nennen können. Es kam eben alles nicht recht bei ihm zusammen. Ich fand ihn jedenfalls ledern, damals wie heute.

Zu meinem Leidwesen konnte ich von unserem Paare nichts weiter sehen, als das eine Bein des Rittmeisters, das aus der Nische hervorragte, ein langes, besporntes Bein in einem Lackstiefel. Auf diesen Lackstiefel starrte ich wie hypnotisiert. Auf einmal wippte der Stiefel. Der Rittmeister mußte eine heftige Bewegung gemacht haben. „O Gott," dachte ich, „jetzt hat er sich ihr erklärt. Alles ist aus. O, jetzt kein Junge mehr sein, o, jetzt zehn Jahre älter sein, Taten vollbringen und ein solches Mädchen heimführen dürfen. Aber was kann ich tun, was in aller Welt kann ich tun?"

Nach einigen Minuten, die ich in atemloser Spannung verbrachte, erschienen beide wieder im Saal. Der Rittmeister ging wie auf Sprungfedern. Irenens Gesicht war rätselhafter und verschlossener als je, und noch am gleichen Abend wurde die Verlobung proklamiert."

„Und wie ist es gegangen?" „Wie man's nimmt. Ich finde, schlecht. Irene ist sehr energisch geworden. Sie macht alles und wird ihrer Mutter immer ähn-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

licher. Er spielt Klavier und treibt so allerhand Spezialwissenschaften. Er hat schon sehr bald seinen Abschied genommen. Und dann haben sie sechs Kinder." „Im ganzen ist es also doch sehr schade?" „Und ob es schade ist," rief Christoph, „aber dafür haben die Menschen ja kein Organ. Sie finden solch eine Ehe gut, und in der Tat, sie ist ja auch über die Maßen vernünftig. Aber wie anders hätte alles für Irene werden können. Ich habe es damals gefühlt, wenn ich auch nur ein halbwüchsiger Junge war. Du lieber Gott, was war ich unglücklich!"

„Und doch," fuhr er nach einer Pause des Nachdenkens fort, „wenn ich's mir recht überlege, war ich nicht damals glücklich eben in meinem Unglück? War ich nicht glücklicher als jetzt? Da stand ich auf meinem Balkon, bereit, wenn es sein müßte, mich für sie herabzustürzen! Daß ich so starke Empfindungen haben konnte, einen solchen Tatendrang, solche Wünsche aus dem innersten Gemüt heraus! Das ist eigentlich so nur einmal wieder über mich gekommen, und das war im Kriege."

„Sie waren mit Leib und Seele Soldat", sagte das Mädchen mehr, als daß es fragte. Die Geschichten fielen ihr ein, die Eduard ihr von dem Bruder erzählt hatte. Wie tollkühn er gewesen sei, wie gerade die jungen Mannschaften mit besonderer Begeisterung an ihm gehangen hätten. „Ob ich gern Soldat war?" wiederholte Christoph, „so gern, daß mir oft scheint, als wäre ich überhaupt nur zum Landsknecht geboren. Und man kann schließlich sagen, was man will. Das Landsknechtsleben ist auch das allerschönste." — „Nur daß die Landsknechte keine Heimat haben!" — „Da bin ich also gerade ein rechter Landsknecht." Und Christoph sah sie über seine schiefe Nase hinweg traurig an. „Nun, das kann sich ja alles noch ändern", versuchte das Mädchen zu trösten. Aber im nächsten Augenblick schon schämte sie sich des banalen Trostes und verstummte mitten im Satze.

„Kurland ist ein so schönes Land", sagte Christoph leise mit gesenktem Kopf. „Diese langen Sommerabende, die so ganz unmerklich in eine helle Nacht übergehen. Man sitzt vor der Tür und spricht. Das Meer ist gar nicht weit. Und aus dem Garten kommt der Duft der Linden. Dann geht man ins Haus. Es ist ein sehr altes Haus. Die Stiegen knarren und das Holz gibt einen so eigentümlichen Geruch. Solch einen Geruch findet man eigentlich nur in den alten Landhäusern. Jetzt haben sie alles eingeäschert. — Aber ich wußte es doch," rief er mit gesteigerter Lebhaftigkeit, „ich habe es doch die ganze Zeit gewußt, während wir draußen kämpften, daß unsere baltische Sache verloren war. Wir kleines Häuflein gegen die gewaltige Übermacht. Wie kam es, daß wir trotzdem so glücklich waren? War es vielleicht doch eine verzweifelte Hoffnung? War es das Gefühl, daß wir alle das Schwere gemeinsam trugen? Nein, es war mehr als Gemeinsamkeit, es war mehr als das. Es ist ein eigentümliches Glück, ein Glück für sich, dieses Gefühl, auf einem verlorenen Posten zu kämpfen. Für manche Menschen, für solche, die eine große Distanz zu den wirklichen Dingen haben, ist es vielleicht die einzige Art, in der sie das Glück erleben können. Es ist einem so wunderbar leicht dabei zumute, und es macht einen so stolz. — Aber das wirklich Schwere, das fängt erst an, wenn alle verstreut sind, wenn einem alles genommen ist, auch der letzte Zipfel. Wenn man gar nicht mehr sieht, wofür man eigentlich noch kämpfen kann, was tut man dann?"

„Dann kämpft man weiter!" rief das Mädchen. „Sie tun es doch gewiß, Sie können ja gar nicht anders." „Ich versuche es, aber es ist sehr schwer", sagte Christoph, ohne den Kopf zu erheben. „Wenn man die Heimat verliert, das schneidet einen an der Wurzel ab. Das nimmt einem die Kraft zum vollen Leben." „Aber ist denn die Heimat wirklich verloren, ist sie nicht da, wo ein paar Balten zusammen sind, ja, ist sie nicht schon in Ihnen selbst? Sie wissen das doch besser als ich. Sie wissen ja doch, daß man die Dinge nicht leibhaft in den Händen halten muß, um etwas von ihnen zu haben! Sie mit Ihrem Glück des Balkons! Ich habe das

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht so gut gewußt! Ich habe das erst lernen müssen! Gelernt aber habe ich es durch Ihren Bruder! Ja, sehen Sie mich nur an! Ich könnte Ihnen auch eine Geschichte erzählen. Soll ich sie Ihnen erzählen?" fragte sie ihn, und in ihren Augen blitzte es auf. „Ich würde sehr gern diese Geschichte von Ihnen hören."

„So hören Sie: Ich war ein sehr verwöhntes und eitles Ding. Als Kind lernte ich leicht, und darauf bildete ich mir etwas ein. Ich war lustig und gefiel den Leuten, und auch darauf bildete ich mir etwas ein. Als ich aber Eduards Braut geworden war, da kannte meine Einbildung keine Grenzen. Können Sie sich vorstellen, daß man so dumm sein kann, und noch obendrein, wenn man es mit einem solchen Menschen zu tun hat, der so eigenartig ist und ein bißchen schwierig und dabei so voller Liebe und Wärme? Aber so dumm war ich. O, das ist schon mehr als dumm! — Es schmeichelte mir, daß Eduard anderen Frauen gut gefiel. Gewiß, er ist kein Courmacher, aber gerade diese besondere Art von Ungeschicklichkeit, die er an sich hat, die ist ja so ungeheuer liebenswürdig. Anstatt mich nun recht herzlich daran zu freuen, malte ich mir den Neid meiner Freundinnen aus, wenn sie unsere Verlobung erst erfahren würden. Oft hörte ich davon sprechen, was er bei seinen Gaben für eine glänzende Laufbahn machen würde. Dann rief ich mir innerlich zu: Einen solchen Mann sollst du bekommen! und steigerte damit meinen an sich schon gewaltigen Respekt vor mir selbst.

In diesem Besitzerrausch übersah ich vollkommen, wie sehr gerade Eduard bei seiner schwierigen Veranlagung ein feineres und tieferes Verständnis hätte brauchen können. Er aber merkte von alledem nichts. So ist er ja! Ohne zu zweifeln, legte er alles Gute und Schöne in mich hinein, und so fröhlich war er!

Dann kam ein Tag. — Wir waren beide in das Landhaus einer bekannten Familie eingeladen, das in der Nähe Berlins sehr hübsch an einem kleinen See gelegen ist. Es war noch nicht so spät im Jahre wie jetzt. Ein schöner, milder Herbsttag, der Garten war noch ganz bunt. Erika, die Tochter des Hauses, und ich kannten uns noch von der Schulzeit her, und fast ebenso lange bestand zwischen uns eine gewisse Rivalität, die durch ein gemeinsames Musikstudium noch erheblich verstärkt wurde. Wir nahmen diese Rivalität sehr ernst, und von keiner Seite wurde Pardon gegeben.

An jenem Nachmittage war unser Lehrer draußen eingeladen, ein ausgezeichneter und strenger Künstler, den wir Schülerinnen wie einen Gott verehrten. Es wurde sehr viel musiziert. Wir sangen beide, sie gut, ich schlecht. Ich war an dem Tage nicht recht bei Stimme. Der Professor sagte meiner Freundin einige Worte der Anerkennung, wie sie von ihm nicht häufig zu hören waren. Und dies war das Signal dazu, daß sie von allen Seiten mit Beifallsäußerungen überschüttet wurde. Unedel genug, führte mir nun Erika ihren Triumph recht deutlich vor der Nase spazieren. Wie beiläufig fragte sie, indem sie lächelnd an mir vorbeistrich, ob ich in der letzten Zeit überhaupt noch zum Üben gekommen sei. Das brachte das Maß bei mir zum Überlaufen. Ich wollte ihr nun auch meinerseits dienen, und, da mir gerade kein anderer Trumpf zur Hand war, beschloß ich, sie mit der Mitteilung meiner Verlobung aufs Haupt zu schlagen; denn ich glaubte zu wissen, daß Eduard ihr nicht ganz gleichgültig war.

Mittlerweile schickte sich auch der Professor zu einem Vortrage an. Einige ältere korpulente Herren, die den gewichtigsten Bestandteil der an sich nicht besonders sympathischen Gesellschaft ausmachten, falteten die Hände über dem Magen, um auch dieses über sich ergehen zu lassen. Ihre Damen aber schlossen die Augen und suchten durch eine sanft hingegossene Haltung restlose Hingabe an den Geist der Musik anzudeuten. Da ging auch schon die Stimme des Sängers wie eine Orgel

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch den Raum. Eduard saß und lauschte, und auf seinem Gesicht lag ein so schöner Ausdruck. Sein ganzes Gemüt war von der Musik eingenommen.

Der Vortrag war zu Ende. Alles drängte sich mit Ausrufen der Begeisterung um den Künstler. Diese Gelegenheit benützte ich und flüsterte Eduard zu, daß ich ihn gern für einen Augenblick allein sprechen würde. Dann schlüpfte ich durch die Glastür hinunter in den Garten, wo ich ihn am Rande des Sees erwartete.

Den Platz könnte ich noch heute malen. An dieser Stelle ragen die Bäume so weit über das Ufer, daß ihre Äste schon in das Wasser tauchen. Eduard kam in der hellen Sonne die Stufen hinuntergesprungen, das Gesicht voller Mutwillen und gleichzeitig voller Spannung, wie bei einem erwartungsvollen Schuljungen. Vielleicht dachte er, daß ich ihn herausgerufen hatte, um ihn unter den vielen Menschen ein paar Minuten für mich allein zu haben. Ich schämte mich, als ich ihn nur sah. Aber nun gab es kein Zurück mehr.

Eduard begriff mich zuerst gar nicht. „Unsere Verlobung bekanntgeben? Aber warum denn? Wir wollten doch noch eine Weile damit warten. Und gerade hier unter diesen unsympathischen Menschen?“ „Ich möchte es aber gern“, beharrte ich eigensinnig. „Nun, so wirst du deine Gründe haben. Wenn du mir einen einzigen Grund nennen kannst!“ Ich hatte aber keinen vernünftigen Grund, das wußte ich selbst nur zu gut, und so sagte ich schließlich — es wird wahrscheinlich noch besonders ungeschickt herausgekommen sein — daß Erika, durch ihren heutigen Erfolg dazu verleitet, eine unerträgliche Überlegenheit gegen mich herauszukehren suche. Sie solle nur wissen, wie die Dinge in Wahrheit stünden. Ich wolle auch meinen Triumph.

Aber bei dem Worte „Triumph“ stutzte ich auf einmal. Eduard sah mich an, und auf seinem Gesicht war eine so eigentümliche Stille. Die Arme hingen ihm an der Seite herunter, und auch sonst ringsum war alles so still, der Garten und auch der See. Die Sonne schien uns auf den Kopf, und von oben her wehten ein paar Blätter, rote Herbstblätter, an uns vorbei und fielen ohne Laut zu Boden. Eduard wandte sich ab und blickte auf das Wasser. Er sprach noch immer kein Wort. Und plötzlich empfand ich einen ungeheuren Schrecken. Ich begriff, daß soeben in dieser sonnigen Minute etwas Kostbares zerbrochen war, etwas unendlich Feines, das nie wieder ganz werden konnte. Ich wollte etwas sagen, aber zugleich fürchtete ich, alles noch mehr zu verderben. Und als ich endlich trotzdem anfing zu reden, da wurde wirklich alles nur noch viel schlimmer. Eduard erkannte, wie sehr ich ihn mißverstanden und wie äußerlich ich unser ganzes Verhältnis aufgefaßt hatte. Sie haben vorhin selbst gesagt, daß er manchmal so starre Begriffe haben könne. Und wenn eine Sache in einem Punkte bedenklich ist, dann gibt er nur zu leicht das Ganze verloren. So war es auch hier. Da halfen keine Aussprachen, so gut auch der Wille auf beiden Seiten war. Die Kluft wurde nur noch größer, und unsere Verlobung ging schließlich darüber entzwei.“

Sie machte eine Pause und holte tief Atem. Ihre Wangen waren heiß. Ihre Augen glänzten vor Erregung. Als sie jetzt den Mund öffnete, um weiter zu sprechen, konnte Christoph zweifelhaft sein, ob sie ihn überhaupt noch sah oder seine Gegenwart vollkommen vergessen hatte.

„So war nun alles aus, aber man kann auch sagen, alles fing jetzt erst an. Denn die schwere Zeit, die jetzt folgte, brachte mich zum Nachdenken über mich selbst. Der beste Mensch, ein Mensch, der mich über alles liebte, hatte sich von mir abgewandt. Irgend etwas mußte von Grund auf falsch gewesen sein. Nicht nur in meinem Verhältnis zu ihm, sondern in meiner ganzen bisherigen Stellung zum Leben. Und je mehr ich darüber grübelte, desto klarer wurde es mir. Ich hatte den Akzent zu sehr auf das Haben gelegt, aber die feinsten Dinge sind nicht so be-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaffen, daß man von ihnen sagen könnte: ich habe. Und so hatte auch diese Liebe, auf die ich so stolz war, in ihrer tiefsten Schönheit für mich gar nicht bestanden. Aber wie manche Sterne uns erst leuchten, nachdem sie schon lange untergegangen sind, so war es auch hier. Jetzt, da ich Eduard endgültig verloren hatte, jetzt kam mir die Kraft, ihn zu begreifen. Sein Wesen, seine Worte, seine Gebärden — jetzt stand mir alles so deutlich, o so deutlich, vor Augen! Es war, als wäre alles in mich hineingesunken und hätte nur auf den Tag seiner Auferstehung gewartet.

Aber eine schlimme Sache ist es doch", und sie wandte Christoph ihre seltsam schimmernden Augen zu. „Schlimm ist es doch, wenn man solche Dinge erst lernen muß, nicht wahr? Man muß sehr teuer dafür bezahlen." „Vielleicht ist es schlimm," entgegnete Christoph, „aber", und er sah sie bewundernd an, „dafür haben Sie das Leben. Wer das Leben so stark hat wie Sie, der ist auch mehr in seine Eitelkeiten verstrickt." „Das wollen wir doch erst einmal sehen", versetzte das Mädchen kriegerisch. „O, wenn Sie wüßten, wie ich seit der Zeit angefangen habe zu arbeiten. Mein ganzes Studium ist damals erst richtig in Fluß gekommen, und eine Kraft habe ich in mir gefühlt, wie niemals, weder vorher noch nachher. Ich weiß noch, daß ich einmal auf der Straße ging. Der Himmel war bedeckt, aber es war ein so frisches Wetter. Ich hatte den Wind im Rücken und warf den Kopf zurück und dachte: Ich lasse mich nicht unterbekommen, jetzt nicht, um keinen Preis der Welt. Ich will ein ordentliches Leben haben."

„Schön ist das", sagte Christoph, dann schwiegen beide. Ein jedes hing seinen Gedanken nach, die vielleicht bei beiden nicht fröhlich waren. Sie tranken ihren Tee zu Ende und horchten auf die Musik, die schon vor einer ganzen Weile begonnen hatte, ihre festen Rhythmen in die Erzählung Ilses hineinzuschicken. Nach einer Weile meinte Ilse mit einem Blick auf die Uhr: „Ich glaube, ich muß jetzt gehen."

„Einen Augenblick", bat Christoph. „Ich möchte so gern, daß Sie sich einmal den einen Musikanten ansehen, den, der die Trommel und die paar Nebeninstrumente verwaltet. Sieht er nicht aus, wie ein Kandidat der Theologie, sehr ehrbar und ein wenig traurig?" „Stimmt", sagte Ilse und mußte lachen. „Ich glaube zu wissen, warum er so traurig ist. Er hat sicher einmal davon geträumt, Kapellmeister zu werden oder doch wenigstens die erste Geige zu spielen, und jetzt muß er immerfort die große Pauke schlagen. Er macht es sehr gewissenhaft, aber ich bin sicher, daß er sich furchtbar langweilt." „Mag sein, aber ich verstehe nicht ganz." „Finden Sie nun," fuhr Christoph unbeirrt fort, „daß man von einem solchen Menschen gerechterweise verlangen kann, daß er in dieser Lage noch obendrein ein besonderes Temperament entwickelt?" „Allerdings finde ich das", sagte Ilse. Sie begann zu begreifen. „So, und mit welcher Begründung?" „Ganz einfach. Entweder man hat Musik im Leibe oder man hat keine. Wenn man aber Musik im Leibe hat —" „Aha, ich verstehe. Wie aber nun, wenn man den Fall verallgemeinert? Gesetzt, es hätte einer den Ehrgeiz, in der großen Symphonie des Lebens an ordentlicher Stelle mitzuwirken. Er muß sich aber mit einem sehr bescheidenen, sehr aussichtslosen Platz im Orchester begnügen. Von dem würden Sie natürlich auch verlangen, daß er sein Feuer erweise, oder, wie Sie sagen, die Musik, die er im Leibe hat?" „Aber ganz gewiß!" „Nun, ich danke Ihnen. Sie sind eine richtige Frau. Jemand hat mir einmal gesagt: Eine richtige Frau erkennt man daran, daß sie den besten Ehrgeiz eines Mannes zu wecken weiß. Doch ich sehe, Sie wollen gehen." In der Tat drängte Ilse, vielleicht aus einem gewissen Gefühl der Befangenheit heraus, mit sichtlicher Energie zum Aufbruch.

Als sie schon auf der Straße waren, begann Christoph: „Ich habe mich vorhin so kleinmütig gezeigt. Das war sehr dumm. Aber ich habe viel Schweres durchgemacht, und mein jetziges Leben ist nicht sehr schön." „Sie arbeiten in einem

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bureau?" „Ja, doch gehe ich schon in den nächsten Tagen fort nach Hamburg." „Und was haben Sie dort vor?" „Ich werde kämpfen," scherzte Christoph, „wie Sie es mir anbefohlen haben. Ernsthaft gesprochen, ich werde sehen, wie ich mir weiter mein Brot verdiene und auch etwas lerne. — Vielleicht kommt einmal der Tag, wo Kurland einen wieder brauchen kann. Bis dahin wird man allerdings, was Ziele anlangt, so etwas von der Hand in den Mund leben müssen. — — Tut nichts, machen wir es wie unsere Vorfahren. Wenn die nicht mehr wußten, wofür sie kämpfen sollten, so kämpften sie um der Gnade der Mutter Gottes willen oder — für das Lächeln einer von ferne gekannten Frau."

Bei diesen Worten blieb Christophs Gesicht vollkommen ernst. Er sah sie auch nicht an. Minutenlang herrschte Schweigen zwischen ihnen.

„O Mädchen," dachte er, „o mein Mädchen! Warum bin ich nicht weiter und habe festen Boden unter den Füßen, daß ich dir meine Hand entgegenstrecken könnte, und warum mußt du meinen Bruder lieben? Ist wirklich dies so mein Schicksal, daß alle Dinge, nach denen ich meine Arme ausstrecke, unerreichbar sind?" Das Mädchen ahnte vielleicht, daß der Abschied ihm schwer wurde, denn mit einer gewissen Hast sagte sie in das Schweigen hinein: „Dort drüben ist schon meine Untergrundbahnstation, dort wollen wir uns dann Lebewohl sagen."

Christoph antwortete nicht. „Wir werden gleich da sein", sagte er sich. „Sie wird die Treppen hinuntergehen, und ihr Rock wird wehen, wie er vorhin auf der Straße geweht hat, und alles wird aus sein, so wie die kleinen Flocken ganz schnell in ihren Haaren zerschmolzen sind. — Aber was ist das?" — Und bei dieser Wahrnehmung erschrak er fast. — „In welch einer Aufregung befinde ich mich? Mein Herz schlägt fast so toll, wie damals, als ich ein kleiner Junge war und auf meinem Balkon stand. Und ich sagte vorhin, daß ich keine starken Empfindungen mehr aufbringen könnte. Nun, damit muß es wohl doch noch nicht so schlimm sein. — Sie aber hat recht, sie hat tausendmal recht. Es kommt nicht auf die Dinge an, die wir bekommen, sondern auf das Leben, das wir leben; und wenn es nun einmal meine Bestimmung ist, die Dinge nicht zu bekommen — sollte man nicht" — schloß er, vorläufig noch mit mehr Galgenhumor als wirklicher Überzeugung — „sollte man nicht wenigstens versuchen, auch diese Bestimmung zu lieben?"

Doch da waren sie schon angelangt. Ilse reichte ihm mit großer Herzlichkeit die Hand. „Leben Sie wohl, Baron Thann!" „Warum lachen Sie?" fragte Christoph. Er sah in das junge, schöne Gesicht und fühlte den Zauber unendlicher Lebenswärme auf sich überströmen. „Aber Sie lachen ja selbst!" rief Ilse. Und wirklich. Christoph lachte mit solcher Ausgelassenheit, daß er sich selbst darüber wunderte. „Ich lache," sagte er endlich, „ich lache, weil das Leben trotz allem so schön ist." „Aber eben deshalb lache ich ja auch." Und damit lief sie, immer noch lachend, die Treppe hinunter. Ihr Rock wehte, ganz so, wie Christoph es vorher in seinen Gedanken gesehen hatte. Und dann war sie auf einmal fort.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grillparzer und die Oper

Von

Kurt Borries

Es gibt wenige Dichter, die ein so inniges Verhältnis zur Musik gehabt haben wie Franz Grillparzer. Wir nennen diesen größten Dichter Österreichs — und als Österreicher hat er sich immer gefühlt — in unbedenklicher Gemeinschaft mit den ersten Namen, welche die deutsche und überhaupt die Literatur bereichert haben. Grillparzer selbst hat sich „trotz allem Abstande" für den Besten gehalten, der nach Goethe und Schiller gekommen ist, und gerade darum ist sein Verhältnis zur Musik so bedeutsam. Wir können nicht sagen, daß die Musik ein Faktor im dichterischen Schaffen Goethes gewesen sei; über das Interesse ist es bei ihm nicht hinausgekommen, und eine noch geringere Rolle spielt die Musik in Schillers dichterischem Werke. Anders jedoch Grillparzer: dieser Dichter wurzelt in der Musik. Welch seltsames Geschick, daß gerade er, der in seinen musikalischen Studien die Grenze zwischen Musik und Poesie nicht oft und scharf genug bezeichnen konnte, von der Nachwelt ein musikalischer Dichter genannt wird. Es geschieht nicht ohne Recht. Das dichterische Temperament Grillparzers ist musikalisch. Die Musik aus der Betrachtung seiner Persönlichkeit und seines Werkes entfernen, hieße das Wesen des Dichters der Ahnfrau, der Sappho und des seelisch so innig eingestimmten, lyrisch so zart abgetönten Trauerspiels Hero und Leander verkennen.

Was so wesenhaft im Charakterbilde eines genialen Menschen hervortritt, kann nicht zufällig sein. Grillparzer stammt mütterlicherseits aus einer Familie, der die Musik eine Heimstätte war. Der Name Sonnleithner nimmt einen Platz in der musikalischen Geschichte Wiens ein. Der Großvater Christoph Sonnleithner war ein schöpferischer Musiker, dessen Werke von Haydn geschätzt wurden, sein Sohn Joseph Ferdinand ein angesehener Musikschriftsteller, und auch seine Tochter, die Mutter Grillparzers, besaß eine tiefe musikalische Veranlagung. Diese vererbte sie mit dem romantisch empfänglichen und empfindsamen Zuge ihres Wesens, dem sie später zum Opfer fiel, auf den Sohn. Grillparzer selbst erzählt, wie das bloße Anhören eines Tones sein ganzes Wesen in zitternde Bewegung zu bringen vermochte; ein andermal spricht er von der magischen Wirkung des Tones, der „als Nervenreiz Gemüt und Phantasie aufregt" [1]). (XVI, 49.) In der Erzählung „Der arme Spielmann" hat er diese Eigenheit künstlerisch verwertet. Nur ein Dichter, dessen innerstes Wesen Musik atmete, vermochte das zarte Geäder musikalischer Empfindung so wahr und deutlich in die poetische Form hinaufzuheben.

Aber nicht allein mit seinem Blute, auch mit seiner Heimat, seinem Werdegange, seinem Lebenskreise gehört Grillparzer der Musik an. Er war in Wien gebürtig und hat sein ganzes Leben dort zugebracht, in einer Zeit, die zu den regsamsten und fruchtbarsten Epochen der Musikgeschichte gezählt wird. Zu allen Zeiten hat die

[1]) Die Zahlen beziehen sich auf die Ausgabe der Sämtl. Werke von Moritz Necker Leipzig 1902.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Musik in der kunstrührigen Donaustadt ein Lager gehabt. Dort singt im Mittelalter die Nachtigall von Hagenau, Reimnar der Alte, auch Walther von der Vogelweide hat am Hof der österreichischen Herzöge gelebt. In neuerer Zeit gibt es kaum einen bedeutenden Musiker, dessen Lebensfäden nicht irgendwann nach Wien hinüberreichen. Grillparzer kam in dem Jahr zur Welt, als Mozart, zu dem er Zeit seines Lebens in schwärmerischer Verehrung aufblickte, daraus schied, und die größten Musiker waren seine Zeitgenossen: nicht wenige von ihnen hat er in persönlichem Umgange kennen gelernt. Kein Geringerer als Beethoven war es, der ihn zu einem Operntext anregte, Schubert verkehrte im Hause der Schwestern Fröhlich, bei denen Grillparzer ein ständiger Gast war und im einsamen Alter eine Ruhstätte fand. Die Wiener Bevölkerung nahm nicht allein den brennendsten Anteil an allen musikalischen Vorgängen, sie tätigte selbst die Musik, allenthalben wurde musiziert, getanzt, gesungen. Das lebhafte künstlerisch empfängliche Temperament dieses Volkes in all seinen Schichten ging in der Musik auf: Musik stand im Mittelpunkt des Wiener Lebens und das Leben Wiens mitten darin.

In solcher Umgebung ist Grillparzer aufgewachsen, hat er gelebt. Das erste Buch, das dem Knaben in die Hände fällt, ist das Textbuch der Zauberflöte. Seine musikalische Ausbildung ist nicht eben mustergültig gewesen. Unter den ungeduldigen Händen seiner Mutter und den unsorgsamen eines liederlichen Musiklehrers wurde ihm das Klavierspiel bald verleidet, die Geige, die er begehrte, ward ihm nicht gegönnt. In späteren Jahren nahm er das Klavierspiel wieder auf, aber die Gabe der Improvisation und des freien Phantasierens, die er bis zum Lobe der Kenner entfaltete, verlor sich unter den systematischen Übungen allmählich ganz. „Die Inspiration war mein Gott und ist es geblieben!“ ruft er in der Selbstbiographie an dieser Stelle aus. (XII, 35.) Aber auch außerhalb seiner Vaterstadt, auf seinen Reisen, hat Grillparzer die musikalischen Erscheinungen immer im Auge. In Paris und London fesselt ihn die Oper; er besucht die Oper häufiger als das Schauspiel. und niemals versäumt er, über das Gesehene und Gehörte die ausführlichsten Eintragungen in sein Tagebuch zu machen. Dort finden wir denn Notizen, ja vollständige Kritiken, die einem Manne vom Fach zur Ehre gereichen würden. Er beobachtet alles mit Sorgfalt. In völliger Freiheit des Blickes und ohne Vorurteil kritisiert er die Handlung, die Musik, die musikalische und dramatische Kunst der Sänger, auch die Regie. Die dekorative Kunst der Pariser Oper ruft sein Entzücken wach: „Alle Ehre den Künstlern unserer Theater, aber unsere Bühnen sind elende Marktbuden im Vergleich dieser Wirkungen. Hier kann ein Mann von Phantasie und Geschmack einer Vorstellung beiwohnen.“ (XVI, 208.) In London begeistert ihn die Sängerin Malibran, die er in mehreren Vorstellungen, darunter Fidelio, hört. Harten Tadel erfährt das englische Publikum, das „von Musik rein nichts versteht“, dennoch „ist der Engländer bei einem völlig unmusikalischen Ohre der größte Liebhaber der Musik“. (XII, 146.) In Paris sehen wir den Dichter im persönlichen Umgange mit Rossini und Meyerbeer. C. M. von Weber hat Grillparzer wahrscheinlich bei Sonnleithner gesehen. Der Komponist weilte Anfang 1822 in Wien, um eine Aufführung seines Freischütz selbst zu leiten, und machte später Grillparzer einen Abschiedsbesuch, traf ihn aber nicht zu Hause. Richard Wagner hat der Dichter persönlich nicht kennen gelernt, obwohl er des Meisters große Tonschöpfungen noch erlebte. Aber sowohl diesen wie den Werken Webers hat er sich versagt — eine denkwürdige Erscheinung, die das Wesen Grillparzers auf das deutlichste bezeichnet.

2

Die mannigfachen Berührungspunkte Grillparzers mit der zeitgenössischen Musik und Oper haben ihn gewiß beeinflußt, freilich nicht so sehr, um ihn aus der Bahn

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu lenken, die ihm vermöge seiner eigenen musikalischen Individualität vorgezeichnet war. Die von Musik erfüllte Umwelt, in die er hineingeboren wurde, hat seine musikalische Anlage aufgeweckt und entfaltet. Wir wissen, daß Grillparzer geschwankt hat, wohin des Weges, bevor er seinen dichterischen Beruf erkannte. Er ist auch schöpferischer Musiker gewesen. In seiner Jugend setzte er den „König in Thule", in seinem Nachlaß fanden sich drei andere Liedkompositionen, darunter die Horazsche Ode Integer vitae scelerisque purus, und aus dem Jahre 1832 stammt eine „Rhapsodie für Klavier von Grillparzer", erschienen bei Haslinger in Wien. Unter seinen ersten Jugendentwürfen erscheint eine Nachdichtung des Sommernachtstraums von Shakespeare, „komische Oper in drei Aufzügen", die freilich über die erste Szene nicht hinaus gediehen ist. Ein anderer Entwurf aus der Frühzeit, Psyche, schwebt auf Fittichen der Musik, und darin die Worte: „ein dunkles froh wehmütiges Gefühl ergreift mich bei den seltsam wunderbaren Tönen" offenbaren den jungen Dichter selbst. Diesem gehört auch die „Melusina" an, Entwurf zu einem Kinderballett, wie sie in Wien zu jener Zeit beliebt waren, auch die Sappho war ursprünglich ein Opernplan. Der Ballettentwurf der Melusina enthält übrigens so zahlreiche musikalische Anweisungen, daß es den Anschein erweckt, als habe Grillparzer eine eigene Komposition im Sinne gehabt.

Als er dann mit Entschiedenheit seiner poetischen Sendung sich widmete, ward er kein Abtrünniger, sondern er tat, was ihm zu tun übrig blieb: seinen Dichtungen hauchte er ein, was aus den Tiefen seiner Seele melodisch empordrang und in seinem Ohr zu edlen Sprachakkorden sich zusammenfügte. So sagt er einmal zu Beethoven: „Durch die Musik habe ich die Melodie der Verse gelernt." Der Wohllaut der Grillparzerschen Jamben ist ohnegleichen, hierin steht ihm nur Goethe in den Monologen der Iphigenie nahe. Und nicht nur mit seinen Versen schwingt Musik, auch zwischen ihnen flutet sie hin. Die Handlung vieler seiner Dramen ist, ja wir dürfen sagen, viele seiner Charaktere sind in Musik getaucht. Ihm lag nicht das Monumentale und Markante; jene Sphären, in denen unbewußte, knospenhafte Regungen seelischen und kulturellen Daseins zur ersten Blüte sich erschließen, sucht er mit Vorliebe auf. Seine Charaktere sind keine Welterschütterer, in irgendein Seelenmotiv, das meistens die Liebe ist, sind sie schmiegsam eingebettet, die Männer nicht stark und trotzig, sondern hingegeben, zurückweichend, nicht selten mit einem Anflug von Unmännlichkeit. In dieser Darstellungskunst, die dem musikalischen Elemente eine natürliche Stätte des Wachstums und der Entfaltung bot, kam ihm die eigene Tassonatur entgegen, die er so früh an sich selbst entdeckt hat: „Ich selbst glaubte es zu sein, der als Tasso sprach, handelte, liebte . . ." (1810, X, 7.) Neben der hohen dramatischen Kunst steht in merkwürdiger Absonderung die Lyrik dieses Dichters. Welche holprigen, unmelodischen Verse, wie selten Innigkeit, Wärme, Schmelz finden wir da — nüchterne, hausbackene Gedichte, hinter denen man den Dramatiker Grillparzer nicht vermutet. Und doch liegt dieser Abstand wohl begründet in der Natur des Dichters. An Käthi Fröhlich schreibt er im Juli 1826: „Ich mag meinen inneren Menschen nicht nackt zeigen . . ." Dieses „Schamgefühl der Empfindung" hielt ihn von der so persönlichen Kunst der Lyrik zurück, er bedurfte der Umschreibung — des Dramas, um sich selbst zu geben und zu erlösen. In seinem Wesen liegen Gefühl und Intellekt in seltener Abgeschlossenheit nebeneinander. Grillparzer war ein früher Selbstbetrachter, der im Spiegel seines Geistes die eigenen Tiefen zu erleuchten trachtete, ohne die Kraft des Willens, die widerstrebenden Elemente seines Charakters in der Wirklichkeit zu verschmelzen. Doch was im Leben mißriet, gelang in der Kunst. Der Purpurstrom mächtiger Gefühle, innigsten Lebens, wildester Leidenschaft, der durch seine Dramen hinrollt, strömt ungehemmt aus dem geöffneten Busen des Dichters. Hier gibt er sich selbst, hier wurzelt er im Gefühl.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In der Lyrik aber hält er sich scheu zurück, kehrt die reflektive Seite nach außen, und selten hören wir den Pulsschlag seines Herzens.

3

Musik fließt nicht nur im Unterstrom seines dichterischen Schaffens, Grillparzer hat auch in zahlreichen Gedichten die Musik, ausübende und schöpferische Musiker seines Zeitalters verherrlicht, freilich nicht ohne dasjenige, was ihm mißfiel, in fein geschliffenen Epigrammen dem Spott preiszugeben. Das erste Gedicht, das gedruckt von ihm in der Öffentlichkeit erschien, war ein langer, pathetischer Hymnus in freien Rhythmen auf die Musik. Vor allem aber hat er, angeregt durch den heftigen Streit, der zwischen der deutschen und italienischen Richtung in der Oper damals entbrannt war und die Öffentlichkeit in Atem hielt, dem Wesen der Musik theoretisch nachgedacht. Seine Aufzeichnungen hierüber beginnen mit dem Jahre 1817. Sie zeigen in fortlaufender Kette das Bestreben, die Grenzen zwischen Musik und Poesie aufzusuchen, um einen festen Standpunkt für den Entscheid in der Frage zu gewinnen, welche die Gemüter so sehr bewegte. Das Problem der Oper, dessen Lösung erst Richard Wagner gelingen sollte, war damals in das hellste Licht der Öffentlichkeit gerückt. Man stritt darum, welcher der beiden Künste in der Verbindung von Musik und Dichtkunst der Vorrang gebühre. Die deutsche Richtung, die, an Gluck anknüpfend, ihr Augenmerk auf die Zusammensetzung, die Instrumentierung, das Charakteristische vornehmlich hielt, betrachtete den Text und die Handlung als die Hauptsache und stellte die Forderung auf, daß die Musik dem Wortsinn sich unterordnen und nichts tun müsse, als nach ihrer Art zu verdeutlichen, was durch die Worte schon ausgedrückt sei. Demgegenüber hielten es die Anhänger der Italiener mit der Musik, indem sie den Text nur als die Gelegenheit betrachteten, die Mittel der Musik so ausgiebig und glänzend wie möglich zu entfalten. Den Geschmack der Wiener hatte die Musik Haydns und Mozarts bestimmt, der im Schönen, wie Grillparzer in einem Huldigungsgedicht sagt, seine Grenze und sein Ziel sah, obwohl die machtvolle Kunst Beethovens ihre Wirkung nicht verfehlte. Aber dem künstlerischen Temperament des Österreichers liegt das Leichthinschreitende, Spielerische näher, als das schwere Atmen des Kämpferwillens, der eine Welt umspannt, und als die sinnlich einschmeichelnde, aber nirgends tiefe Melodienkunst Rossinis auf den Bühnen Wiens erschien, da mußte auch Weber weichen, der mit dem Freischütz (1821, 1822) und der Euryanthe (1823) den Deutschen eben noch Boden gewonnen hatte. Die Sache war zugunsten der Italiener entschieden.

Es kann uns nach dem, was wir vom musikalischen Wesen Grillparzers wissen, nicht wundern, wenn wir den Dichter im Fahrwasser der Italiener wahrnehmen. Nicht daß er mit Haut und Haaren sich ihnen verschrieben hätte, dazu war er zu eigenwüchsig und selbständig. Sein Temperament war es, das zu der Auffassung der italienischen Opernrichtung hinneigte. Grillparzer wurzelte in der musikalischen Welt Mozarts und ist bei aller Anerkennung, die er Beethoven zollte, niemals über sie hinausgelangt. Die Kunst Mozarts war ihm nicht nur Genuß. Ein Teil seines Lebens (der beste — so gesteht er in der Selbstbiographie), die Erinnerung an schönste Tage seiner Jugend war unlöslich mit den Klängen Mozartscher Musik verbunden. Auch hierin ist das Entscheidende seine Gemütsanlage.

So nimmt Grillparzer seinen Ausgang vom Sinn- und Nervenreiz, als er (1819) die Aufgaben kurz überschlägt, die einer Untersuchung „über die Grenzen der Musik und Poesie“ zu stellen wären. Derselbe Plan, „ein Gegenstück zu schreiben zu Lessings Laokoon: Rossini oder über die Grenzen der Musik und Poesie“ (XV, 192) taucht im Jahre 1822 wieder auf, ohne daß Grillparzer ihn je ausgeführt hätte. Aber obschon die Gedanken, die er über die Musik zu Papier gebracht hat, nur Bruchstücke vor-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stellen, so sind sie insgesamt doch von großer Einheitlichkeit. Sie umfassen den Zeitraum von zwanzig Jahren (1817—1837), ohne daß vereinzelte Widersprüche bedeutend genug wären, die klar hervortretende Grundanschauung zu verwischen.

An mehr als einer Stelle seiner ästhetischen Aufzeichnungen ist man versucht, den Denker Grillparzer in die Gefolgschaft Kants zu rücken. Wenn wir die aus dem Jahre 1834 stammende Aufzeichnung lesen: Die Aufgabe der Kunst ist: in der Natur jene Folge darzustellen, welche der Idee von Zweckmäßigkeit für das Gemüt, die wir Schönheit nennen, entspricht (XV, 135) — so ist die Erinnerung an die Kritik der Urteilskraft unabweisbar, und bis in die theoretische Philosophie des Königsberger Weisen führt der Satz zurück: Vergißt man denn immer bei der Vergleichung der Poesie mit Worten und mit Tönen (Dichtkunst und Musik), daß das Wort bloß Zeichen, der Ton aber, nebstdem, daß er ein Zeichen, auch eine Sache ist? (XV, 192) — eine Auffassung, die ohne den ausgesprochensten Dualismus von Verstand und Sinnlichkeit unerklärlich bleibt [2]). Allein diese auffälligen Anlehnungen verraten nur vorübergehende Anregung, sie haben niemals von des Dichters Innerstem Besitz ergriffen. Auch vor diesem Gewaltigen behauptet Grillparzer die eigene Individualität. Aber er tut das nicht, um ein eigenes System auszudenken. So scharfsinnig er zu deduzieren, so feinfühlig zu analysieren, so treffend er eine Wahrheit in einer kurzen Formel auszumünzen weiß, weder erkenntnistheoretisch noch metaphysisch hat er sich jemals festgelegt. Lehnt er Kant an entscheidenden Punkten ab, so ergeht es Hegel nicht besser, dem er anfänglich geneigt scheint, um ihn später um so härter anzulassen, und auch Schopenhauers Metaphysik findet kein Willkommen. Hier wurzelt die Abneigung gegen Wagner, dessen Musik aus den Tiefen des metaphysischen Weltproblems hervorströmt. Grillparzer weist alle Abstraktion aus den Gebieten der Kunst. Er wahrt das Recht des Dichters, des Malers, des Musikers — des Künstlers schlechthin, der in das All der sinnfälligen Erscheinung, sei es die gegenständliche, sei es die Welt der Gefühle hinüberschweift, um aus jedem Gefäß des ursprünglichen Lebens den köstlichen Labetrunk des Schaffenden zu schlürfen. Wie wollte er das funkelnde Gefäß der Natur in die Scherben leerer Begriffe auseinanderschlagen und den Wein verschütten, aus dem die edle Trunkenheit des Sehers quillt? Diese von Grillparzer so kräftig behauptete Immanenz des künstlerischen Erlebnisses verzichtet auf die Anleihe beim Transzendenten. Diese Immanenz, festgehalten von einer so starken gefühlsmäßigen Impulsivität, wie sie das dichterische Schaffen Grillparzers bezeichnet, mußte notwendig die Ursache einer innerlichen Ablösung der Künste voneinander werden. So ist die Auffassung zu erklären, daß der Unterschied zwischen Musik und Dichtkunst „nicht nur in ihren Mitteln, sondern in den ersten Gründen ihres Wesens" liege. Es ist, als ob der Inhalt des künstlerischen Erlebnisses aus einer notwendigen apriorischen Form der Intuition herausgehoben sei, die von Grund auf eigentümlich eine Vermischung mit anderen Formen der Intuition nur selten erträgt. So nahe Grillparzer sich mit der romantischen Kunsttheorie zu berühren scheint und tatsächlich berührt, hierin weicht er von den Romantikern entschieden ab. Auch Friedrich Schlegel hatte im 64. Lyzeumsfragment nach einem Laokoon gerufen, „um die Gränzen der Musik und der Philosophie zu bestimmen". Aber wenn die Romantiker in der Kunst Grenzen fordern — sie haben es oft genug getan — so tun sie es in Wahrheit nur, um sich desto mehr an dem Schauspiel zu berauschen, wie alle geteilten Ströme in den großen Ozean der Poesie zurückfließen [3]).

[2]) Vgl. Kritik der ästh. Urteilskraft § 14.

[3]) Ganz ähnlich äußert sich A. W. Schlegel über die Oper in seinen Wiener Dramaturgischen Vorlesungen vom Jahre 1808, denen auch Grillparzer aller Vermutung nach beigewohnt haben wird. (Vgl. Schlegels S. W. V 67 f) Hiermit soll jedoch über eine Beeinflussung von dieser Seite nichts Endgültiges behauptet sein.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus dieser Einstellung Grillparzers ergibt sich die eigenartige Physiognomie seiner Musikästhetik: sie zeigt die ausgeprägten Züge einer starken musikalischen Individualität. Die ästhetischen Deduktionen werden analytisch aus ihr entwickelt; ohne nach rechts oder nach links zu schauen, nimmt Grillparzer seinen Weg. Die Prämisse ist sein Ich, darunter erscheinen die strengsten Folgerungen, bei denen es ohne Härte und Ungerechtigkeit nicht abgeht. In fast all seinen Notizen wiederholt sich die grundlegende Feststellung, daß die Verschiedenheit der beiden Künste von den Grundbedingungen ihrer Ausübung herrühre. Die Poesie bedient sich des Wortes, die Musik des Tones. Aber das Wort an sich ist noch nichts, wenn nicht eine Vorstellung, der Sinn, der durch den vom Worte bezeichneten Begriff vermittelt wird, hinzutritt, wogegen der Ton, der „fast allein Gefühle, nie Sachen bezeichnet", sehr wohl allein bestehen und wirken kann. Darum ist das Medium der Musik das Reich der Sinne, das Medium der Poesie der Verstand. „Seiner Basis kann aber nichts Fortschreitendes ungestraft untreu werden. Darum auch nie die Poesie dem Begriff, und die Musik nie dem Sinne." (XV, 193.) Schon 1821 hatte er Bedenken, die ihm bei dieser Formulierung aufgestiegen waren, anläßlich einer Theaterkritik des Freischütz zu beseitigen versucht. Eine „freie, schöne Kunst" auf das Spiel der niederen Sinne zu gründen, schien unmöglich. Grillparzer hilft sich damit, daß er den Tönen die Fähigkeit zuschreibt, Gemütszustände, die in jedem Bewußtsein liegen, zu bezeichnen und zu erwecken.

Der französische Ästhetiker Bellaigue hat in einem Aufsatz „Un poète musicien" (Rev. d. deux mondes, sept. 1901) Grillparzer als musikalische Erscheinung gewürdigt. Die von Grillparzer so stark hervorgehobene Bedeutung des Tones als Gefühls- und Empfindungswert veranlaßt ihn zu einer sehr temperamentvollen Kritik, läßt ihn aber doch Wesentliches übersehen. Gewiß spielt die Empfindung eine große Rolle in Grillparzers Musikästhetik, aber er hat die Musik doch nicht allein auf sie gründen wollen. „Wo Worte nicht mehr hinreichen, sprechen die Töne. Was Gestalten nicht auszudrücken vermögen, malt ein Laut. Die sprachlose Sehnsucht, das schweigende Verlangen; der Liebe Wünsche; die Wehmut, die einen Gegenstand sucht, und zittert, ihn zu finden, in sich selbst; der Glaube, der sich aufschwingt; das Gebet, das lallt und stammelt; alles, was höher geht und tiefer, als Worte gehen können, das gehört der Musik an." (XV, 202.) Diese inbrünstigen Worte offenbaren, wie wenig Grillparzer die seelische Bezeichnungsfähigkeit der Töne selbst da leugnet, wo es sich um die zartesten und mächtigsten Regungen handelt, die unmittelbar an das Dasein rühren. Hier ist der Punkt erreicht, von dem die Brechungen der ästhetischen Auffassungen ausgehen. Auf diesem Punkte steht auch Wagner, um fortstrebend von dem bloß Subjektiven dem reicheren Gehalt der metaphysischen Idee sich hinzugeben.

Und nun zur ästhetischen Beurteilung der Oper. Von den beiden Künsten, die sich hier zu gemeinsamer Darstellung vereinigen, ist nach Grillparzer die Musik die begrenztere, aber zugleich von so großer innerer Geschlossenheit, daß sie das Eindringen eines Fremdkörpers nicht ertragen kann, ohne an der Wurzel Schaden zu leiden. Die Poesie verfügt über ein größeres Gebiet, und „ich glaube," sagt Grillparzer 1821, „sie verdient den Vorrang auch, wie ihn das Mannesalter verdient vor der Kindheit". (XV, 195.) In ihrem Reiche herrscht der Verstand, und sie kann das Häßliche — Grillparzer nennt Shakespeare als Beispiel — ruhig ertragen, weil der Verstand das Häßliche im Zusammenhang der Dinge begreifen kann. Die Musik in der Abhängigkeit vom Sinne und Gefühl hat wie die bildende Kunst ihre Grenze im Schönen. Daraus folgt, daß in der Vereinigung von Musik und Dichtkunst die Dichtkunst Zugeständnisse machen kann, die Musik nicht, und daß, „weil jedes eigentlich melodische Thema sein inneres Gesetz der Bildung und Entwicklung hat, das dem

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eigentlich musikalischen Genie heilig und unantastbar ist, und das er den Worten zu Gefallen nicht aufgeben kann", die Musik nicht zur „Nachtreterin der Poesie" gemacht werden darf. Jede Kunst bleibe bei dem, was ihr erreichbar ist — die Musik soll nicht das verdeutlichen, was der Dichter schon deutlich genug dargestellt hat — kommt sie einmal zur Verdeutlichung, so liegt es an dem schlechten Text wie bei den italienischen Opern — ebenso wie man einen Dichter verrückt nennen müßte, der sich anheischig macht, in seinen Versen Musik zu geben. Und nun nimmt Grillparzer auch deutlich Partei. Er sagt: „Daher ist Rossinis kindisches Getändel doch mehr wert, als Mosels prosaische Verstandesnachäffung, welche das Wesen der Musik zerreißt, um den hohlen Worten des Dichters nachzustottern." Mosel war der Wortführer der deutschen Richtung in Wien, Verfasser einiger unbedeutender Opernwerke und Musikschriftsteller. Bei der scharfen Formulierung seiner Anschauung gerät Grillparzer aber auch in Konflikt mit dem von ihm aufrichtig verehrten Gluck. Bezeichnend, wie er diesem Dilemma zu entschlüpfen sucht! Er macht kurzer Hand einen Unterschied zwischen Singspiel und Oper: „im ersteren (wozu fast alle Opern des wahrhaft großen Gluck gehören) dient die Musik dem Text, in der zweiten ist der Text die Unterschrift des musikalischen Bildes." Das ist nun höchst merkwürdig. Es ist gar nicht einzusehen, auf welche Weise Grillparzer Glucken durch diese Unterscheidung für sich gerettet glaubt. Man sieht hier in concreto, daß Grillparzer zwar sehr folgerichtig und scharf deduziert, daß er aber zugleich Gefahr läuft, in der Konsequenz aufzugehen — was er für Gluck in Anspruch nimmt, läßt er für C. M. v. Weber nicht mehr gelten.

Übrigens hat Grillparzer die Immunität der Musik auch der Schauspielkunst gegenüber wahrgenommen. In Paris schreibt er am 2. Mai 1836 in sein Tagebuch (anläßlich einer Vorstellung in der Großen Oper): „Da zeigt sich, was ein dramatischer Sänger, d. h. ein solcher, der die musikalischen Zwecke der Darstellung der Situation unterordnet, für ein häßliches Ding ist. Ihr Gesang ist ein Teil ihres Spiels. Ich glaubte hundertmal, davonlaufen zu müssen." (XVI, 229.) In London erregt die Malibran in der Fidelio-Vorstellung durch ein ähnliches Verhalten sein Mißfallen: „Sie hat offenbar die Manie des Spiels, wodurch sie sich so in Bewegung setzt, daß ihre Töne notwendig darunter leiden müssen. Keinen Augenblick ruhig, wird dieses immerwährende Hervordrängen geradezu lästig." (XVI, 249.) In der Ballettkunst hingegen erblickt Grillparzer ein nahes Geschwister der Musik: „Ballettmusik wäre eigentlich der Triumph der Tonkunst, vorausgesetzt, daß wir nämlich eigentliche Ballette hätten und nicht Gauklersprünge." (XV, 193.) In Paris geht der Dichter eigens in das Theater, um die beiden Schwestern Elßler, Wiener Ballettkünstlerinnen, zu sehen, und er widmet ihnen ein ganzes Kapitel in seinem Tagebuch: „Auch Fanny hat nicht das Ätherische, Luftige, das mir den Tanz allein zu einem Genusse macht. Ein tanzender Körper mit Begierden, statt Seele und Leidenschaften." (XVI, 230.)

Den Zusammenhang dieser Äußerungen mit seiner Musikästhetik erläutert eine Stelle aus der Kritik des Freischütz (1821), die zunächst abseits zu liegen scheint, aber ein Wesentliches seiner Lehre, wenn es Grillparzer auch in diesem Moment nicht ausspricht, latent mit sich trägt: „Man nehme die charakteristischste Sinfonie Beethovens, und lasse von zehn geistreichen, in der Musik und Poesie erfahrenen Männern einen passenden Text darunter setzen und erstaune dann, was für Verschiedenheiten sich da zeigen werden." (XV, 202.) Grillparzer will damit auf die dunklen, vagen, unbestimmten Gefühle hindeuten, die auszudrücken fast allein der Musik vorbehalten sei. Es ist merkwürdig, daß er das Wesentliche an dieser Stelle zugunsten des minder Wesentlichen außer Betracht läßt: gerade hier zeigt sich besonders deutlich die Wirkung der Unterschiede in der Art und Verwendung der Mittel in beiden Künsten. So wie man zu einer Symphonie zehn verschiedene Texte, wird

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man zu einem dramatischen Stoff zehn verschiedene Opern bekommen können: weil in jeder der beiden Kunstgattungen das vornehmlich ausgedrückt wird, was der anderen darzustellen minder geläufig, zum Teil gar nicht möglich ist; weil bei der Übertragung ein und desselben Vorwurfs aus einer Kunst in die andere die eine aufhört, wo die andere erst beginnt sich zu entfalten. Nähern sich aber in Kunstgattungen die Mittel nach ihrer Beschaffenheit und ihrem Gebrauche, so ist der Vielheit der Darstellungsmöglichkeiten ein und desselben Vorwurfs Einhalt getan, z. B. beim Tanz nach einem gleichmäßig vorgetragenen Musikstücke. Musik und Tanz haben die Mittel nach einer Richtung: fließende Bewegung der Töne und Gliedmaßen. Daher die berechtigte Vorliebe Grillparzers für das nach künstlerischen Gesichtspunkten ausgeführte Ballett.

Wir haben bereits gesehen, daß die musikalische Individualität Grillparzers vor C. M. von Weber Halt gemacht hat. Zwei Kritiken Weberscher Stücke aus der Feder Grillparzers sind erhalten: vom Freischütz und der Euryanthe. Die Kritik des Freischütz ist nicht zu Ende geführt und besteht in theoretischen Betrachtungen, deren einige wir oben verwendet haben; erst im letzten Satz des Fragmentes, an der Stelle, wo die eigentliche Kritik einsetzen sollte, erscheint der Name des Komponisten als Beschluß und Krone einer Kette von Folgerungen, die auf eine strikte Ablehnung Webers hinauslaufen. Deutlicher wird das in der Kritik zur Euryanthe. Der Dichter wohnt zwei Aufführungen dieser Oper bei, um, wie er sagt, „dem Tonsetzer nicht unrecht zu tun". Aber der üble Eindruck, den er beim ersten Male empfangen hatte, verstärkte sich beim zweiten, und wir hören ihn mit den stärksten Ausdrücken des Tadels, ja des Abscheus über Weber herfallen: „Diese Oper kann nur Narren gefallen, oder Blödsinnigen oder Gelehrten, oder Straßenräubern und Meuchelmördern." (XV, 200.)

Ein mächtiger impulsiver Ausbruch! Man sieht: es handelt sich nicht um einen Zusammenstoß von verstandesmäßigen Kunstprinzipien, Grillparzer fühlte sich in seinem musikalischen Wesen verletzt. Sein Temperament überflutet die Reflexion, er hat sie nicht nur mit seinem Hirn, sondern auch mit seinem Blute niedergeschrieben.

Nach diesen Auslassungen bedarf es kaum eines besonderen Hinweises, daß Grillparzer wohl Meyerbeer anzuerkennen vermochte, hingegen Wagner völlig abgelehnt hat. In mehreren bissigen Epigrammen und einem von schonungsloser Ironie inspirierten rhetorischen Briefe gibt er seiner Abneigung gegen Richard Wagner den unverhohlensten Ausdruck. Die Gespräche mit Beethoven, die uns die Konversationshefte, vermittelst deren der taube Meister seine Unterhaltung zu führen pflegte, aufbewahrt haben, werfen ein helles Licht auf die unfreundliche Stimmung, die Grillparzer den deutschen Musikern überhaupt entgegenbrachte. „Etwas Höheres als den Freischütz bringen sie nicht hervor", sagt er einmal; und wie er über den Freischütz dachte, erfahren wir zur Genüge in der ungezügelten Parodie „Der wilde Jäger, romantische Oper". (XI, 130.)

In auffälligem Kontrast zu diesen Äußerungen steht die Haltung eines anderen deutschen Dichters, der ein gleich inniges, nach außen noch deutlicher ausgeprägtes Verhältnis zur Musik gehabt hat. Es ist niemand anders gemeint als E. Th. A. Hoffmann. Merkwürdig ähnlich die musikalische Herkunft und Entfaltung beider, auch Hoffmann der Sohn einer hysterischen Mutter, auch er mit „unbegrenzter Liebe" zu Mozart erfüllt, dem zu Ehren er seinen dritten Vornamen Wilhelm in Amadäus umnennt. Aber das aufgelockerte Naturell des Romantikers ist biegsamer, anpassungsfähiger, als der in sich gekehrte, aus einer Wurzel gleichsam zäh hervordringende Österreicher, und wiewohl musikalische Urteile insgesamt nur Werturteile vorstellen, die für denjenigen, der sie fällt, oft bezeichnender sind, als für den Beurteilten — wie im Falle Grillparzer — so müssen wir doch gestehen, daß der ältere

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der beiden: Hoffmann in seiner musikalischen Kritik recht behalten hat. Über Haydn, Mozart, Beethoven ist kaum etwas Geistvolleres gesagt worden; wie prickelnd, graziös, und doch wie treffend ergießt sich der romantische Kritikus über den Freischütz. Beethoven ist der Musiker Hoffmann besonders nahe gekommen, eine Haltung, die ihm Anerkennung und persönlichen Dank des Meisters eintrug, während Grillparzer trotz nächster Berührung und bei aller aufrichtigen Bewunderung Beethovens großen Tonschöpfungen mit ungehemmter Begeisterung sich nicht hinzugeben vermochte.

4

Das Verhältnis Grillparzers zu Beethoven ist so bedeutsam, daß es eine gesonderte Betrachtung beanspruchen darf.

Der Dichter ist Beethoven frühzeitig begegnet, das erste Mal bei einer Abendunterhaltung im Hause seines Onkels Sonnleithner im Jahre 1805, als er selbst vierzehn, der Meister vierundreißig Jahre alt war. Bleibende Eindrücke haben sich ihm damals nicht eingeprägt. Ein oder zwei Jahre später wohnte die Familie Grillparzer während des Sommers mit Beethoven in einem Hause in Heiligenstadt bei Wien, in einem der darauffolgenden Jahre waren Grillparzer und Beethoven gemeinsame Sommergäste in Döbling.

Ungleich wichtiger aber sind die folgenden Jahre, in denen sich beide persönlich und geistig näher kommen. Grillparzer stand im Zenith seines Ruhmes. Die Ahnfrau, Sappho, Medea waren erschienen — als Beethoven im Herbst 1822 durch die Vermittlung des Grafen Dietrichstein bei Grillparzer anfragte, ob er bereit sei, einen Operntext für ihn zu schreiben: er hatte, durch die Erfolge Webers angespornt, neuerdings nach einem Libretto Umschau getan, aber nichts Passendes gefunden. Grillparzer sagte zu und machte sich an die Arbeit, allerdings ohne zuvor mit dem Meister persönliche Rücksprache zu nehmen: er wollte ihn durch keinerlei Rücksichten binden. Der Stoff, den er wählte, war die Fabel der Melusine, derselbe, den er ehedem für den Entwurf eines Kinderballetts verwendet hatte. Wenn man diesen frühen Entwurf mit dem späteren Operntext vergleicht, so ergibt sich mit Gewißheit, daß Grillparzer die Oper nach dem Ballettentwurf gearbeitet hat. Bis kurz vor Ende des zweiten Aufzuges — und so weit reicht der Entwurf auch nur — stimmt die Handlung der Oper fast genau mit ihm überein. Es erscheint daher zum mindesten zweifelhaft, ob der Melusine, wie Batka will, eine Beeinflussung von seiten des Freischütz zugemessen werden darf [4]). Der Jägerchor am Anfang, der Beethoven so sehr an Weber erinnerte, und an dem er nicht aufhörte, Anstoß zu nehmen, ist im Entwurf schon vorgesehen, und von dem lebensfrischen, charaktervollen Temperament des Freischütz hat die Melusine doch recht wenig, wenn die Stücke auch den romantischen Bereich miteinander teilen.

Grillparzer hatte außer der Melusine noch einen anderen Stoff, der zur Oper geeignet schien, die Sage von der böhmischen Priesterin Drahomira. Davon sind zwei Fragmentstücke auf uns gekommen, aber nirgends findet sich ein Entwurf, der die Spuren einer großzügig angelegten planmäßigen Arbeit trüge, oder etwa eine Disposition, die die klare Konzeption des Ganzen verriete. Grillparzer entschied sich für das Märchen, weil er Beethoven nicht die Gelegenheit geben wollte, die musikalischen Mittel, die er nach seiner Ansicht ohnehin überstraff angespannt hatte, an einem düsteren, von gewaltigen Leidenschaften durchtobten Stoffe jenseits der äußersten Grenzen zu entfalten.

Kalischer hat den oben erwähnten Konversationsheftchen Beethovens entnehmen zu müssen geglaubt, daß Grillparzer neben der Melusine auch ein vollständiges

[4]) Grillparzer-Jahrbuch IV, 136 ff.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Drahomira-Libretto für Beethoven geschrieben habe, allein es ist sicher, daß Kalischer einem Irrtum erlegen ist. Grillparzer hat den Drahomira-Stoff für Beethoven nicht bearbeitet; zwar ist der Plan vorhanden, das geht aus den Konversationsheften deutlich hervor, aber zur Ausführung gekommen ist nur die Melusine [5]).

Beethoven gelangte im Frühling 1823 in den Besitz des Operntextes, und aus den auf uns gekommenen Gesprächen ist ersichtlich, daß der Dichter — eine konsequente Betätigung seiner ästhetischen Prinzipien — bescheiden zurücktrat und dem Komponisten freie Hand ließ. Sie sind beide öfter zusammengekommen, im Jahre 1823, dann erst wieder 1826, und haben sich über das gemeinsame Opernwerk unterhalten. Aber Grillparzer, der in der ersten Begeisterung über das Anerkennungsschreiben Beethovens eine Änderung des Jägerchors in einen Nymphenchor zugesagt hatte, war im Winter 1823 nicht mehr so bereitwillig, und die Erörterung dieses heiklen Punktes schließt mit den Worten Grillparzers: „Ich verstehe mich so eigentlich auf Operntexte nicht."

Dieses Wort bedeutet nicht nur ein höfliches Zurückweichen vor einer gegenteiligen Ansicht des älteren Meisters, es ist ein stilles Eingeständnis dessen, daß eine Kunst keine Kunst sein kann, wenn ihr Zugeständnisse auferlegt werden, und daß unter dem einzigen Zepter der Musik auch die Dichtkunst in der Oper sich aufgeben muß. In seinen ästhetischen Studien sagt Grillparzer 1819: „Keine Oper solle vom Gesichtspunkte der Poesie betrachtet werden — von diesem aus ist jede dramatisch-musikalische Komposition Unsinn — sondern vom Gesichtspunkte der Musik." (XV, 193.) In diesem Sinne hat Grillparzer seine Melusine geschrieben — bemüht, wie er selbst sagt, sich der letzten Richtung des Komponisten möglichst eng anzuschließen, und diese Schielarbeit ist an dem Werk haften geblieben. Darum steht es uns nicht zu, literarische Kritik zu üben. Die Melusine ist kein echtes Stück Grillparzers, nicht Blut von seinem Blute, ihr mangelt der genialische lebenspendende Hauch, den der Dichter Furcht hatte ihr einzublasen, sie ist nur ein historischer Wert in unseren Händen. Es ist nicht wunderbar, daß Beethoven die Komposition dieser Oper verschmäht hat.

Grillparzer hatte dasselbe Motiv gewählt, das Wagner später auch zu einer Oper verwendet hat, ein Tannhäusermotiv — dort die Sage, hier das Märchen vom Leben und Tode eines Ritters, der im Umgange mit den zauberischen Gestalten einer anderen Welt höchste Liebeswonne genießt, schließlich in männlicher Selbstbesinnung zu den Menschen, zum Leben und zu Taten zurückbegehrt — er reißt sich los — aber die Erde hat keinen Trost für den Reuigen, und es bleibt nur die Erlösung im Tode. Das romantische mit geheimnisvollen Naturkräften mystisch verbundene Bereich der Melusinedichtung war eine Stätte, die der elementaren Kunst Beethovens den Raum zur Entfaltung darbot, auch hat Grillparzer in der kräftigen Aufwallung des männlichen Temperaments, in der Sehnsucht des Ritters, unter Menschen zu sein, zu leben und zu handeln, dasjenige Element gesehen, an welchem Beethoven sich emporranken konnte. Dennoch war es nicht stark genug, um einen Beethoven zu tragen. Die Selbstbesinnung Raimunds ist durch äußere Dinge mehr aufgerufen, als ein wahrhaft innerer Ausschwung seiner Seele, in der die Liebe zu Melusine nicht erstorben ist, der Wunsch, Mann zu sein, wächst nicht empor zu tatensprühendem Willen, und das Ende ist nicht die Apotheose des Sieges und der Überwindung, in der fast alle Werke des großen Meisters ausklingen, sondern die Apotheose der Liebe, und nur in der Gestalt Melusinens ist die Liebe mit einem tragischen Zuge untermischt, der

[5]) Der Aufsatz Kalischers „Grillparzer und Beethoven" in „Nord und Süd" 1891. Der zu der vorliegenden Arbeit gehörige Exkurs, in welchem Kalischers Irrtum nachgewiesen ist, konnte wegen Raummangels leider nicht zum Abdruck gelangen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vorübergeht. Die Menschen von Fleisch und Blut, der Graf, Berta, der Diener Troll, sind ohne Leben und Blut und erscheinen mit einer geringfügigen theatralischen Mission auf der Bühne, um zu singen.

Aber trotz dieser dem Werke sichtbar anhaftenden Mängel kann darüber kein Zweifel sein, daß es sowohl dem Inhalte wie der Form nach über Tiecks gleichnamiges Märchen weit hinausragt, dessen skurrile Weitschweifigkeit heutigem Empfinden ganz unerträglich ist.

Im Gespräch mit Beethoven hat Grillparzer noch manch bedeutsame Äußerung getan; so findet sich hier der Gedanke des Leitmotivs „vermutlich zum ersten Male in der Musikgeschichte“ [6]) ausgesprochen. Aber bei aller Bewunderung und ehrlichen Anerkennung des großen Meisters kann der eigensinnige Mann von seiner tief eingewurzelten Vorliebe nicht lassen, und so erörtert er im Jahre 1834 in vier Thesen „Beethovens nachteilige Wirkungen auf die Kunstwelt, ungeachtet seines hohen, nicht genug zu schätzenden Wertes.“ (XV, 199.) Er lehnt darin „die gewagten Zusammensetzungen, die überlyrischen Sprünge, das gar zu oft eingemischte Tongeheul und Gebrüll“ zugunsten des gesunden, unbefangenen Schönheitssinnes ab, der durch das Interessante und Erschütternde nur in Schrecken gesetzt und am reinen Genusse behindert wird.

Aber von dieser Kritik wird das wahrhaft innere Verhältnis, das Grillparzer zu Beethoven gehabt hat, nicht betroffen. Als Schindler ihm die Todesnachricht überbrachte, war er erschüttert: „Da tat es einen starken Fall in meinem Innern, die Tränen stürzten mir aus den Augen.“ Sein Bekenntnis zu dem großen Meister faßt er in die schlichten Worte: „Ich habe Beethoven eigentlich geliebt.“

Über dem offenen Grabe Beethovens sprach ein Schauspieler eine von Grillparzer verfaßte Rede, die den Schmerz eines Großen um einen Großen bewegt verkündet, und als der Denkstein am Grabe Beethovens enthüllt wurde, ward eine andere Rede Grillparzers gesprochen, die mit den Worten schließt: „Darum sind ja von jeher Dichter gewesen und Helden, Sänger und Gotterleuchtete, daß an ihnen die armen, zerrütteten Menschen sich aufrichten, ihres Ursprungs gedenken und ihres Ziels.“

Die Wacht am Rhein

Von

Max Friedlaender

In den Pariser Märztagen des Jahres 1840 gelangte Adolphe Thiers zum zweiten Male zur Führung des Ministeriums des Auswärtigen. Neue Ideen trieben zur schnellen Durchführung. Den Patrioten Schlagworte hinzuwerfen, sie durch weithin sichtbare Taten zu gewinnen, war sein nächstes Ziel. Paris wurde befestigt, Napoleons Leiche von St. Helena nach Paris zurückgeführt und ein neues Losungswort in den Kampf der Richtungen und Parteien geworfen. Es hieß: Auf zum Rhein! Wie ein Lauffeuer verbreitete sich der alte, ewig neue Ruf diesseits und jenseits der Grenzen. Die deutschen Diplomaten nahmen den Kampfesruf im Frankfurter Bundestage ruhig und gemächlich auf, aber das Volk, das deutsche Volk traf der Pariser Losungsschrei im innersten Herzen. Hier gab es kein diplomatisches Verstehenwollen, kein Einlenken und Abwägen — alle rafften sich zu festem Entschluß auf, zu trotzigem Bekennen deutscher Eigenart. Die Bewegung, die im ganzen

[6]) Grillparzer-Jahrbuch IV, 138.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lande entfacht war, spiegelte sich in der gesamten Literatur, vor allem aber im Liede, dem eigentlichen Träger der Volksseele und Künder des Volksgewissens. Gedichte, die aus der Stimmung der Zeit herauswuchsen, verbreiteten sich mit Windesschnelle über das gesamte Land: 1840 schrieb Nikolaus Becker seine berühmten Verse: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein." Eine ganze Flut von Kompositionen bemächtigte sich des Liedes, mehr als 140 sind im Druck erschienen, darunter Chorlieder von Robert Schumann, Carl Loewe und Heinrich Marschner, doch reichte keine einzige aus, um die Worte ganz in das Herz des Volkes zu singen. — Um so berühmter ist die Antwort geworden, die Hoffmann von Fallersleben im Sommer 1841 in dem damals englischen Helgoland den französischen Ansprüchen zuteil werden ließ: das Gedicht „Deutschland, Deutschland über alles". Mit feinem Kunstgefühl hat er es einer der schönsten Melodien untergelegt, die wir überhaupt besitzen: der österreichischen Volkshymne von Haydn. Mit dieser Weise ist es volkstümlich, zum Besitze des ganzen Volkes, seit dem Sommer 1922 auch zur deutschen Volkshymne geworden. Ein neues Lied aber schlug in die Begeisterung der Massen ein, als es 1870 zum Kampfe kam: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall." Entstanden war es lange zuvor, nämlich zu gleicher Zeit, wie Nikolaus Beckers Trutzlied, unter dem Eindruck der Kriegsrufe Adolphe Thiers' im Jahre 1840. Doch erst die große Volksbewegung des Deutsch-Französischen Krieges trug es zu unsern Soldaten und über die weite Heimat hin. Mit kernigen Worten und stahlfester Melodie befreite es die Herzen von Bangen und Sorgen und, frisch wie am Tage der ersten Niederschrift, ging es vom ersten Schlachttag bis Sedan mit den Kämpfenden mit. Es wurde Ausdruck unserer Kraft, unseres Siegesbewußtseins und unseres heiligsten Besitzes — des deutschen Vaterlandes.

Der Dichter des Liedes, Max Schneckenburger, war ein württembergischer, in Bern tätiger Kaufmann. Vorgelesen wurden seine Verse:

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein,
Wer will des Stromes Hüter sein?
Durch Hunderttausend zuckt es schnell,
Und aller Augen blitzen hell:
Der deutsche Jüngling fromm und stark
Beschirmt die heil'ge Landesmark usw. usw.

zum ersten Male in einer kleinen „Der Samstag" genannten geselligen Vereinigung. Ein Mitglied dieses Kreises, von dem bald die Rede sein wird, setzte das Lied zuerst improvisatorisch in Musik, und sang es, ohne die Noten aufzuzeichnen. Dann übergab Schneckenburger sein Gedicht einem andern Berner Freunde, dem Organisten und Musiklehrer J. Mendel, der es für Männerchor komponierte und mit dieser Musik veröffentlichte. Als erfahrener, liedkundiger Dirigent empfand Mendel, daß Schneckenburgers vierzeiligem Gedicht ein Kehrreim fehlte, wenn es wirklich volkstümlich werden sollte. Für einen solchen Refrain bot sich ganz von selbst der Schluß der letzten Strophe des Gedichts:

Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Diesen klingenden Abschluß übernahm der Dichter nach Mendels Vorgang am 8. Dezember 1840 auch in sein Autograph; es ist auf einem Einzelblatt niedergeschrieben und weist noch manche nachträgliche Änderungen auf. So hatte z. B. der Endreim zuerst gelautet:

Fest steht die treue Wach' am Rhein,

sodann:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fest steht wie treu die Wach' am Rhein,

zuletzt:

Fest steht und treu die Wach' am Rhein,

und endlich, gleichzeitig mit der Feststellung des Titels: „Die Rheinwacht" ward aus der „Wach'" die „Wacht am Rhein". —

Lassen wir einem Manne das Wort, der selbst dabeigewesen ist, als das Lied zum ersten Male verlesen und gesungen wurde. Der verstorbene Professor der Theologie K. Hundeshagen in Bonn, der zuerst den Namen des Dichters bekanntgemacht hat, schreibt in einem im August 1870 in der „Kölnischen Zeitung" veröffentlichten Aufsatz das Folgende (wir geben es mit kleinen Auslassungen wieder):

„In Burgdorf, der kleinen, regsamen Schweizerstadt, die um jene Zeit zugleich ein Mittelpunkt der politischen Bewegung des Kantons Bern war, hatte sich seit dem Anfange der dreißiger Jahre auch eine ziemlich zahlreiche Kolonie von Deutschen gesammelt, teils den geschäftlichen Kreisen, teils dem Lehrerstande angehörig. Ein Teil von ihr bildete, zusammengehalten durch lebendiges deutsches Nationalgefühl und gemeinsame Anschauungen in Sachen des Vaterlandes, einen auch in geselliger Hinsicht unter sich verbundenen Kreis, welcher sich besonders im Winter Samstag abends zu einem Glase Wein im „Stadthause" zu versammeln pflegte, dem sich aber auch gern einzelne der besten Männer aus der schweizerischen Einwohnerschaft der Stadt anschlossen. Die Seele dieses Vereins war mein längst verstorbener, unvergeßlicher hessischer Landsmann und Universitätsfreund von Gießen und Halle her, Adolf Spieß von Offenbach, damals Lehrer an der Stadtschule in Burgdorf, nachmals in der pädagogischen Welt berühmt geworden durch seine zahlreichen und eingreifenden Schriften über das Turnwesen und als eigentlicher Begründer des Schulturnens, ein Mann voll Geist, Feuer und Leben. Außerdem gehörten zu diesem Kreise zwei Lützowsche Jäger, bereits ältere Männer, welche durch ihre Mitteilungen aus den Befreiungskriegen der Unterhaltung patriotischen Nahrungsstoff zuführten. In diese Gesellschaft trat nach seiner Übersiedlung aus Württemberg der junge Kaufmann Max Schneckenburger ein, und bald bildete sich zwischen ihm und Spieß ein warmes Freundschaftsverhältnis, welches für beide Männer reiche Früchte trug, auch für ihre gemeinsamen Beiträge in politischen Zeitschriften.

Es läßt sich denken, welch lebhafte Bewegung in diesem kleinen, vaterländisch gesinnten Kreise Thiers' Kriegsdrohung hervorrief. Wiederholt hatte zwischen Spieß und mir schon ein Gedanken- und Gefühlsaustausch über sie stattgefunden. Da schrieb mir der Freund plötzlich: „Komm doch zum nächsten Samstage unfehlbar zu uns nach Burgdorf; Max Schneckenburger hat ein herrliches Lied gedichtet, „Die Wacht am Rhein"." Ich ermangelte nicht, der Einladung zu folgen, und war kaum angelangt, als Spieß mit gewohntem Ungestüm an mich heranstürmte und das Lied vorlas, welches jetzt in aller Munde ist. Am Abend aber wurde die Vorlesung im Stadthause in Gegenwart des Dichters selbst wiederholt und diesem für seine schöne Schöpfung der wärmste Dank von seiten aller Anwesenden dargebracht. Spieß, der zwar kein Komponist war, aber ein trefflicher Sänger und gewaltiger Gesangsfreund, auch auf dem Klaviere leidlich Bescheid wußte, setzte sich an das Instrument und intonierte mit seiner mächtigen Konzertstimme nach irgendeiner von ihm improvisierten Melodie das Lied des Freundes unter einer von ihm ebenso improvisierten Klavierbegleitung. Wir übrigen hörten zuerst andächtig zu, fielen aber schon vom zweiten oder dritten Verse an in den schönen Refrain mit ein: „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein." Von dieser getrosten, durch die großen Ereignisse der letzten Tage so wunderbar bestätigten Überzeugung erfüllt, gingen wir auseinander. Seit jenem Abende sind dreißig Jahre verflossen. Die wenigsten von den Samstagsgenossen, welche damals das Lied zum ersten Male

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hörten und mitsangen, sind noch am Leben. Erst der unvergessene Refrain führte mich auf eine sichere Spur, und die Nachricht von der Mendelschen Komposition mit ihren Initialen M. Sch. machte schließlich aller meiner Ungewißheit ein Ende. So macht es mir nicht geringe Freude, dem deutschen Publikum den so lange gesuchten Namen des Dichters zu nennen und dem mir aus vielen speziellen Gründen überaus teuern Württemberg zur Einreihung in seinen ohnehin so reichen Sängerkreis übergeben zu können. (Bonn, 11. August 1870.)"

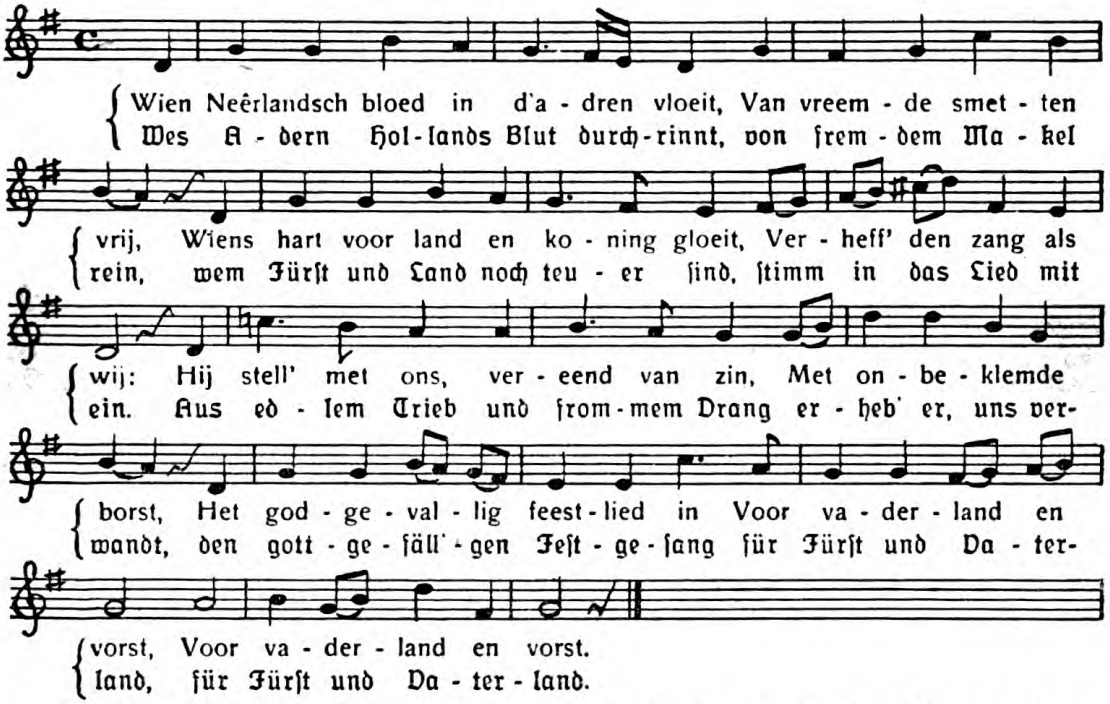
Die Handschrift Schneckenburgers hat ihre eigene Geschichte. Sie fand sich 1870 in Paris in der Wohnung von Spieß, der als erster Anspruch auf das Manuskript erheben konnte und es wohl von Schneckenburger selbst zum Andenken an die „Samstagabende" erhalten hatte. Eduard Spieß erzählt davon: „Es hatte sich unter den Papieren meines Vaters im Verein mit einer Anzahl anderer Schneckenburgerscher Dichtungen vorgefunden, die sämtlich von des Dichters Hand geschrieben sind und von denen einzelne als Unterschrift die Buchstaben M. Sch. tragen. Bei Ausbruch des Krieges bewohnten wir mit unserer Mutter ein Logis am Boulevard Montparnasse im südlichen Teile der Stadt. Bis August waren wir, als Schweizer Bürger, obgleich unsere Sympathien für die „Prussiens" keineswegs unbekannt geblieben waren, doch in keiner Weise angefochten worden. Am 31. August jedoch wurden wir durch einen sergent de ville persönlich aufgefordert, als zu den „bouches inutiles" gehörend, Paris sofort zu verlassen; so reisten wir, alles im Stiche lassend, am 1. September über Dijon nach der Schweiz. In Bern erfuhren wir zum ersten Male von den Kriegsereignissen; gleichzeitig hörten wir auch das Lied, das in aller Munde war. Erst in Burgdorf, der Heimat meiner Mutter, wurde mir klar, daß das M. Sch. meiner Schriften Max Schneckenburger bedeute; hier erkannte ich in einigen Geschäftsbüchern der Firma Schnell & Comp., der Schneckenburger als Teilhaber angehört hatte, dieselben charakteristischen, langgestreckten Züge wieder, wie sie auch meine Schriften trugen; es war also kein Zweifel mehr, das Originalmanuskript der „Wacht am Rhein" war gefunden, nur freilich einstweilen nicht zugänglich, weil es sich noch in Paris befand. Dort hat es denn auch die Zeit der Belagerung und der Commune zugebracht, nicht ohne Gefahr zwar, am Schlusse der letzteren noch zugrunde zu gehen. Als wir im Frühjahr 1871 nach Paris zurückkehrten, um unsere Sachen zu holen, da erzählte man uns, wie nahe unserem Hause Verderben gedroht hatte. Denn als die Versailler Truppen, die bekanntlich durch die Avenue du Maine in Paris ihren Einzug hielten, aus dieser in den durch eine Barrikade versperrten Boulevard Montparnasse einbogen, fiel ein Schuß und tötete einen Offizier. Der Verrat sollte durch Zerstörung des Hauses, aus welchem gefeuert worden, geahndet werden, falls der Täter nicht erscheine. Schon war eine Kanone aufgefahren, da fand man den Schuldigen im Keller eines benachbarten Hauses; derselbe wurde sofort standrechtlich erschossen; unser Haus und mit ihm das Manuskript war gerettet.

So hat Schneckenburgers Handschrift der „Wacht am Rhein" in Paris den Krieg überstanden und ist nach vielen Fährnissen in die Heimat zurückgelangt.

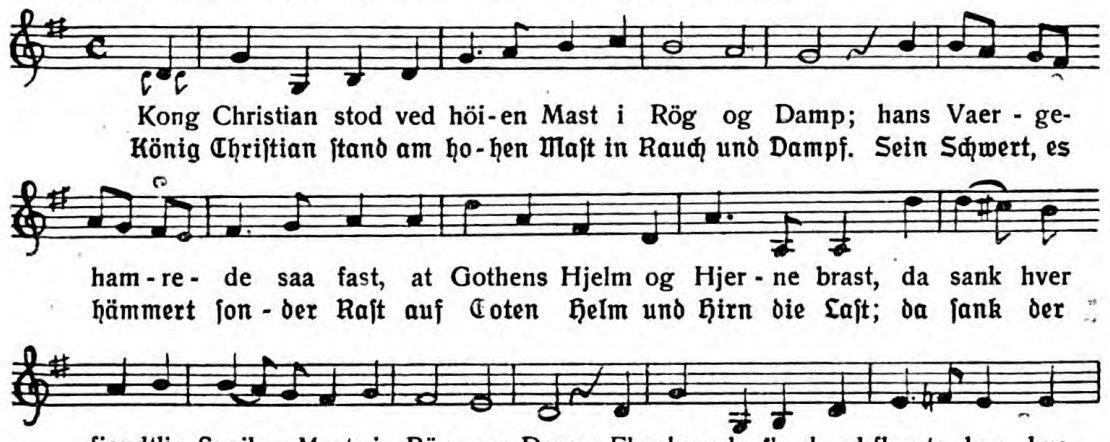
Die Musik hat ihren Weg leichter gefunden. Nach der oben erwähnten Mendelschen Männerchorkomposition haben sich noch mehrere Tonkünstler an der Dichtung versucht. Keiner aber war mit seiner Melodie so erfolgreich, traf so glücklich den volkstümlichen Ton, wie der in Schmalkalden im Jahre 1820 geborene Karl Wilhelm. Seine für Männerchor geschriebene, zuerst 1854 in Essen veröffentlichte Komposition fand anfänglich keine Beachtung; auch eine Aufführung beim Allgemeinen Deutschen Sängerfest in Dresden, das unter der Protektion des bekannten Kunstfreundes Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha stattfand, hatte noch keinen durchschlagenden Erfolg. Aber gegen Ende der sechziger Jahre ver-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

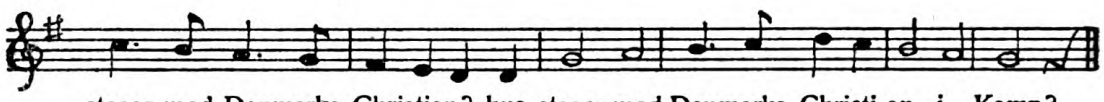
breitete sich das Lied in den Liedertafeln immer mehr, und als bald darauf der Krieg ausbrach, entfaltete der Kehrreim „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein" seine unmittelbar zündende Wirkung. Kein Wunder — lockte doch von Beginn an der männliche, zugreifende Ton des Ganzen und insbesondere der breite, hymnenartige Schluß, der unwillkürlich zum Mitsingen einladet. Allerdings war Karl Wilhelm kein großer musikalischer Erfinder. Anklänge an berühmte Vorbilder finden sich viel bei ihm, und auch die „Wacht am Rhein" verdankt ihre schönsten Partien dem Volksgut. Wilhelm war Dirigent eines Männerchores in Krefeld und leitete auch in Cleve, dem benachbarten, hart an der holländischen Grenze gelegenen Ort, einen Gesangverein. Hier in Cleve waren viele Holländer zu Gast, und von ihnen hörte er oft die holländische Nationalweise:



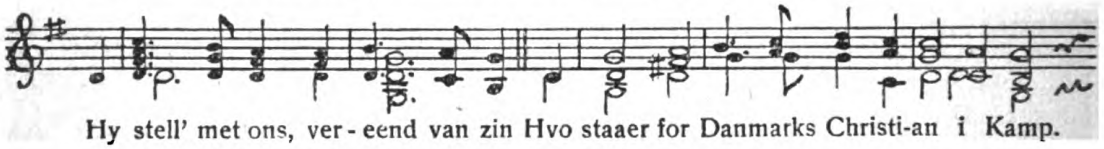
Noch ein anderes Lied, die dänische, 1785 gedruckte Nationalhymne „Kong Christian", mag Wilhelm in der Erinnerung geblieben sein:



Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Stellt man die übereinstimmenden Stellen nebeneinander:



so sind eigentlich schon die Grundzüge der ganzen Melodiebewegung und die festen Stützen der „Wacht am Rhein" gegeben. Diese Anklänge sind es, die den Grundton seiner Melodie bestimmen, denn die übrigen Partien, wie der Anfang und die Stelle: „Zum Rhein" zeigen eine nicht gerade volkstümliche Führung der Weise. Trotzdem ist Wilhelm aber gelungen, worum sich andere vergeblich mühten: dem Gedicht einen festen, trotz allen Anlehnungen doch einheitlichen Unterbau zu sichern, der es schnell in alle Kreise des Volkes getragen hat. Es ist ein Teil unseres Volksguts geworden und hat uns nach dem Deutsch-Französischen Krieg auch im Weltkrieg geführt und begeistert. Lieder, in denen die Kraft eines Volkes lebt, welche die Weltereignisse mitgestalten und tragen, können nicht untergehen, mögen sie auch eine Zeitlang vergessen oder unterdrückt werden. Eine Volksbewegung schleudert sie wieder in die Massen, und ist die Begeisterung wahr und echt, so lebt auch das Lied weiter, kraftbewußt und jung wie am ersten Tage.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

(Die romanischen Staaten und ihre deutschen „Minderheiten".)

Südtirol — Elsaß — Eupen

Die nachfolgenden Betrachtungen sollen einen Überblick über die Lage der Deutschen in den romanischen Weststaaten geben.

Echte deutsche Minderheiten gibt es dort, außer ein paar eingesprengten Gemeinden in Welschsüdtirol, überhaupt nicht. Denn die germanisch-romanische Grenze ist scharf. Beide Völkergruppen siedeln geschlossen. Höchstens an der Sprachgrenze liegende Städte wie Metz und Brüssel nehmen Inselcharakter an. Alle „Minderheiten" sind also unecht, künstlich geschaffen. Die romanischen Staaten rissen Teile geschlossenen deutschen Siedlungsgebietes an sich; es handelt sich also um Gebiete, in denen überall die Deutschen die erdrückende Mehrheit sind.

* * *

Als der Fascismus noch um die Macht rang — im Oktober 1922 — spielte sich ein Teil der Vorkämpfe in Südtirol ab, und die Deutschen waren die Leidtragenden. Darüber ist eingehend an dieser Stelle im Novemberheft der „Deutschen Rundschau" berichtet worden. Jetzt ist der Fascismus neun Monate an der Macht, und es ist

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeit, eine Rechnung darüber aufzumachen, was diese von vielen auch in Deutschland als Stein des Weisen empfundene Regierungsform der völkischen Minderheit gebracht hat.

Italien erwarb nur aus strategischen Gründen Deutschsüdtirol.

Am 27. September 1919 sagte dies Senator Tittoni, Italiens Delegierter auf der Konferenz von St. Germain, unumwunden im römischen Parlamente: „Italien wird auch 180 000 Deutsche in sein Gebiet einschließen. Heute kann man noch nicht mit Sicherheit voraussagen, wie die Haltung dieser Minderheit sein wird, und ob es verhindert werden könne, daß neue irredentistische Bewegungen entstehen und revolutionäre Vereinigungen sich bilden. Sehr viel wird von der Behandlung abhängen, die man ihnen zuteil werden läßt."

Der frühere Minister Luzzatti redete als Berichterstatter der Kammer die Deutschen feierlich folgendermaßen an: „Es sei eine Ehrenpflicht für Regierung und Parlament, den Deutschen, die nur wegen der absoluten Notwendigkeiten, unsere Grenzen verteidigen zu können, angegliedert wurden, ihre autonomen Einrichtungen zu bewilligen. Abgesehen von militärischen Sicherheitsmaßnahmen müssen sie sich frei und unbehelligt in der Ausübung ihrer kulturellen und religiösen Bedürfnisse, im Verwaltungs- und Wirtschaftsleben fühlen. Denn nur so folgt Italien den Traditionen der alten Römer."

Darauf machte sich das Parlament die in diesen Reden niedergelegten Gedanken in der dem König überreichten Adresse zu eigen. Dieser wiederum verbürgte mit ebensolcher Bestimmtheit in der Thronrede vom 1. Dezember 1919 die nationale Zukunft der Deutschsüdtiroler: „Unsere freiheitliche Tradition wird uns den Weg weisen, auf dem wir bei größtmöglichster Beachtung der lokalen autonomen Einrichtungen und Gebräuche die Aufgaben lösen können, vor die uns die angegliederten Gebiete stellen. Keine Sorgfalt und kein Opfer darf gespart werden, damit nach den nicht zu vermeidenden Unsicherheiten bei den erstmaligen Verwaltungsmaßnahmen die Wiederkehr jener Gebiete zu ihrer natürlichen Einheit keinen Rückschritt bedeute oder keine Verminderung ihres Wohlstandes."

Seither sind vier Jahre verflossen. In den ersten drei Jahren wahrte Italien das Königswort. Wenn auch kleine Einschränkungen der Freiheit von Zeit zu Zeit vorgenommen wurden. Das ist anders jetzt geworden.

* * *

Jeder fromme Schein ist gefallen. 40 Millionen Italiener versuchen, 230 000 Deutsche (nicht 180 000, wie Tittoni glauben machen wollte) zu Italienern zu machen oder zur Auswanderung zu bringen. Ein wüster Nationalismus ist Regierungspraxis geworden. Die fascistische Presse spricht ihre Ziele mit blutrünstiger Deutlichkeit aus.

Mit Sprachquälereien begann es. Die Behördensprache wurde rein italienisch. Man wies jetzt sogar deutsche Eingaben zurück. Gesetze wurden nur noch in seltenen Fällen ins Deutsche übertragen. Nicht einmal die hochwichtige Gemeinde- und Provinzialordnung, ebensowenig die kürzlich auf Südtirol ausgedehnten italienischen Steuergesetze. Da die Einschätzungsvordrucke nur italienisch waren, verstand sie kein Mensch. So erlitt die Bevölkerung große Verluste, da die Steuerämter unbekümmert nach Gutdünken die Deutschen „schätzten" und die Annahme von nicht italienischen mündlichen und schriftlichen Beschwerden ablehnten.

Auch die Empfindungen der Deutschtiroler wurden planmäßig gekränkt: durch die willkürliche Einführung neuer Ortsbezeichnungen. Uralte deutsche Namen, die seit einem Jahrtausend organisch mit der kulturellen Entwicklung des Landes ent-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

standen waren, mußten frei erfundenen italienischen Platz machen: an Orten, wo kein Italiener wohnt!! Viele dieser neuen Namen sind falsch übersetzt, manche lächerlich. Und wozu diese Albernheit? Nur um Durchreisenden oder Briefschreibern glauben zu machen, dies Land sei nunmehr von Italienern bewohnt. Dies Verfahren ist auch sonst noch töricht. Es schädigt nur die internationalen Wirtschaftsinteressen Tirols, da natürlich niemand diese Phantasienamen kennt und übelste Mißverständnisse an der Tagesordnung sind.

Auch die Gesetzesgleichheit hat aufgehört. Die an sich toleranten und liberalen italienischen Versammlungsgesetze werden in Südtirol in schikanöser Weise angewendet. Im Gegensatz zu Altitalien müssen sogar kleinste Zusammenkünfte geladener Personen gemeldet werden, und was geschieht dann? Sogar durchaus unpolitische Besprechungen über Dichtungen und gelehrte Werke werden verboten. Das Vereinswesen, für welches noch die österreichischen Gesetze gelten, wird bedrückt, ja katholische Jugendorganisationen und ein Verein zur Pflege der deutschen Sprache verboten; letzterer mit der geradezu klassischen Begründung:

„Es sei die Tätigkeit des Vereins (Vereinszweck: die Pflege und Verbreitung der deutschen Sprache und Literatur, sowie die Unterstützung deutscher Organisationen für Erziehung und Unterricht im Sprengel der Handelskammer Bozen), insoweit sie entweder die staatliche Tätigkeit unterstützt oder sich ihr widersetzt, entweder überflüssig oder aber schädlich für die Interessen des Staates in der Obsorge für die Bürger italienischer Nationalität."

Italien macht aber nicht nur alte Tricks der Slawen auf dem Gebiet der Vereins- und Sprachenpolitik nach. Es macht auch die Statistik zur Hure. Seine Volkszählungsvorschriften verlangen, daß die Nationalitätenzählung nach Hörung des Familienvaters erfolge. Weil nun die erste amtliche Zählung den Erwartungen nicht entsprach, verschönerte man kurz entschlossen die Ziffern dadurch, daß man nachträglich Personen mit italienischen Namen ohne Rücksicht auf ihre Umgangssprache als Italiener eintrug. (Das gleiche in Welschsüdtirol, wo deutsche Namen sehr häufig sind, zu tun, vergaß man.)

In der Schulpolitik untertreffen die Italiener sogar ihre Lehrmeister, die von ihnen sonst so verachteten Slawen. Denn während in der Tschechei für 20 Kinder eine öffentliche Schule gesetzlich eröffnet werden „muß", so fehlen dem fortschrittlichen Italien noch jegliche Minderheitsschutzgesetze. Es geht vielmehr daran, auch in einwandfrei deutschen Gebieten die deutschen Schulen zu unterdrücken. Im kommenden September wird die deutsche Schule in sieben deutschen Gemeinden aufgelassen: Neumarkt, Truden, Altrei, St. Felix, Unsere Liebe Frau im Walde, Laurein und Proveis. In einigen dieser Gemeinden befindet sich nicht einmal ein einziger Italiener. In Leifers und Saturn, wo die Volkszählung deutsche Mehrheiten feststellte und wo nicht einmal die verschönerte Volkszählung die starken deutschen Minderheiten wegretuschieren konnte, ist die deutsche Schule schon aufgelassen. Man erlaubt den Deutschen nicht einmal, ihre Kinder auf eigene Kosten unterrichten zu lassen. So arge Dinge kommen in keinem der unkultivierten Randstaaten vor. Das ist sonst nur noch in Frankreich möglich.

Wo alles andere nicht verschlägt, werden nach slawischem Muster die Verwaltungsbezirke neu eingeteilt. Zweck: aus einer Mehrheit soll eine Minderheit werden. So riß man den nach allen amtlichen Abänderungen der Volkszählung weit überwiegend deutschen Gerichtsbezirk Neumarkt und das altberühmte Weinbaudorf Tramin des Bezirks Kaltern von der „Unterpräfektur" Bozen los und wies sie der rein italienischen „Unterpräfektur" Cavalese zu. Trotzdem in mancher dieser Gemeinde niemand zu finden ist, der die italienische Sprache nur einigermaßen beherrscht, wurde bereits befohlen, daß alle Gemeindeprotokolle nur mehr italienisch

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verfaßt werden dürfen und die Gemeinden auch untereinander nur noch italienisch schriftlich zu verkehren haben. Am 15. Mai 1923 wurden sogar alle deutschen Aufschriften untersagt, ein Verbot, das es in Altitalien nicht gibt und das die Tschechen in den sudetendeutschen Randgebieten zu erlassen nicht wagen. Zweck kann nur die Entnationalisierung sein, da ja alle Verwaltungsinteressen gegen solche hemmenden Verfügungen sprechen.

Am törichtsten sind jene Befehle, die glauben, durch Erlasse die Gegenstände der Verehrung der Deutschen, also seelische Dinge, im Sinne des vormärzlichen Polizeistaates regeln zu können. So ließ man kürzlich die Bilder Andreas Hofers und seiner Nachkommen aus allen Schulen entfernen. Sogar das weltbekannte Andreas-Hofer-Lied wurde polizeilich verfolgt. Ja selbst der Name des Landes, Tirol, der nicht aus Deutschland importiert, sondern im Lande gewachsen ist, wurde aus allen Schulen und aus dem amtlichen Gebrauche ausgemerzt. Noch ist er als Bezeichnung für das Dorf und Schloß bei Meran, die ja dem Lande den Namen gaben, nicht unterdrückt. Wie lange noch?

* * *

Alle diese Ausführungen sind teils wörtlich einer sehr freimütigen Erklärung entnommen, welche die deutschen Abgeordneten Südtirols dem italienischen Ministerpräsidenten Mussolini, dem Haupte der Fascisten, dem „schwarzen Herzog", zukommen ließen. Sie schließt mit den Worten:

„Aus dieser gewiß eingeschränkten Zusammenstellung ergibt sich mit erschreckender Deutlichkeit eine Tendenz der gegenwärtigen Regierungspolitik, die nachdrücklich auf die völlige nationale Entrechtung unseres Volkes eingestellt ist und sich in einer Weise äußert, die wir als direkt feindselig bezeichnen müssen. Exzellenz kennen genau die Stellung, welche der italienischen Bevölkerung der Provinz Trient unter dem früheren österreichischen Regime zuerkannt war, und können deshalb am besten den Unterschied beurteilen, der sich aus einem Vergleich mit unserer heutigen nationalen Behandlung ergibt. Wir wissen nicht, ob bei der gegenwärtigen Regierung ein Verständnis für unsere Klagen zu finden ist: Getreu der bei der Eröffnung des italienischen Parlamentes von uns abgegebenen Erklärung fühlen wir uns aber verpflichtet, in dieser schweren Bedrängnis an E. E. unsere feierliche Verwahrung zu richten.

Das Deutschtum unserer Bevölkerung zu zerstören, wird weder der heutigen noch einer späteren staatlichen Gewalt gelingen, da sich die geistigen Mächte in der Geschichte den mechanischen Gewalten stets überlegen erwiesen haben und das Deutschtum Südtirols durch eine jahrtausende alte Kulturkraft festgewurzelt ist. Dazu kommt, daß der Kampf, den unsere Bevölkerung um dieses Recht führt, ein sittlicher ist, und jener Abwehr gleichgestellt werden muß, welche die italienische Nation bei ihren Volksgenossen immer als heldenhaft und edel bezeichnet hat.

Gerade darum können wir uns aber auch der Hoffnung nicht entschlagen, einstmals den Tag kommen zu sehen, an welchem auch Italien in ureigenstem Interesse wünschen wird, an seinen nördlichen Marken einen deutschen Volksstamm zu wissen, der sich in ungeschmälertem Besitz seiner nationalen Rechte und nicht verfolgt und unterdrückt fühlt."

Diese Worte sind deutlich, aber doch sehr gemäßigt. Wie Hohn klingen uns heute die Worte Tittonis, der in seiner eingangs erwähnten Rede fortfuhr:

„Polen, Tschechien, Rumänien und Serbien sind durch verschiedene Bestimmungen, welche in die Friedensverträge eingeschaltet wurden, verpflichtet, Sprache, Religion, Kultur, Schule und jede freie Betätigung der nationalen Minderheiten zu achten und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu respektieren. Und es ist unbedingt notwendig, daß diese Bestimmungen aufrichtig und gesetzmäßig eingehalten werden.

Italien hat, wie die übrigen Großmächte, keine gesetzliche Verpflichtung hierzu. Aber nach meinem Empfinden besteht wegen der liberalen Traditionen, die sein Ruhm und Vorzug sind, eine große moralische Pflicht dazu. Die Völker anderer Nationalitäten, die mit uns vereinigt werden, sollen wissen, daß uns der Gedanke einer Unterdrückung und Entnationalisierung vollkommen ferne liegt, und daß ihre Sprache und ihre kulturellen Einrichtungen geachtet werden und ihre Verwaltungsbeamten alle Rechte unserer liberalen und demokratischen Gesetzgebung besitzen.

Wir können der Bevölkerung von Deutschsüdtirol die Versicherung geben, daß nie ein Polizeiregiment eingeführt wird mit Verfolgungen und Willkürherrschaft, der die Istrianer und Trentiner unter der österreichischen Regierung so viele Jahre unterworfen waren."

* * *

Es ist gut, daß die deutschen Abgeordneten noch in letzter Stunde ihre Stimmen ertönen ließen. Denn schon wieder ist ein neues Attentat auf die Minderheiten gefolgt. Mussolini hat eine Reichstagswahlordnung erzwungen, die einzig dasteht. Sie besagt, daß Italien, das Verhältniswahl hat, in Zukunft nur einen Wahlkreis bilden soll, und daß der Partei, welche mehr als die Hälfte aller Stimmen erhält, zwei Drittel aller Mandate, wenn sie mehr als 75 Prozent aller Stimmen erlangt, alle Mandate zufallen. Zweck: Vergewaltigung aller anders Denkenden, der innerpolitisch-italienischen und der völkischen Minderheiten zugunsten des Fascismus. Man mag zum Parlamentarismus stehen, wie man will, man mag das für Italiener in Italien noch hinnehmen: die Entrechtung, die dies Vorgehen der mundtot zu machenden deutschen und slowenischen Minderheit bringt, ist schreiend. Und sie ist höchst gefährlich für die Minderheiten in allen anderen Staaten. Denn bekanntlich wird in Europa nichts mehr abgeschrieben und nachgemacht, als — — — Gesetze. Trotzdem dieser Erdteil im Zeichen des Nationalismus steht, trotzdem auch die kleinsten Völker ihren ureigenen Staat haben müssen, um sich in der ihnen einzig passenden selbstgewählten Daseinsform auszuleben. Vestigia terrent.

* * *

Man kann das Vorgehen der Fascisten aufs schärfste verurteilen und doch an sich objektiv für die Disziplin, die Tatkraft und die Hingabe dieser Menschen an ihr Vaterland Verständnis haben. Auch dafür, daß das seit 1918 im Nordosten saturierte Italien nunmehr auf die Befreiung der durch das befreundete Frankreich unterdrückten Brüder in Nizza, Korsika und Tunis sinnt. Kennzeichnend für die politische Art der Deutschen aber ist, welche Stellungnahme diejenige reichsdeutsche Partei dazu einnimmt, die die nationalste von allen, ja die einzig wirklich nationale sein will: die nationalsozialistische. Hitler, ihr Führer, stieß nämlich den Deutschsüdtirolern den Dolch in den Rücken, als er zu einem bündigen Verzicht auf die Deutschen Südtirols aufforderte, weil die italienischen Fascisten es wünschten. Ähnlich soll sich auch der „Völkische Beobachter" in München geäußert haben. „Das Geschwätz über Südtirol schadet Deutschland nur, es müsse aufhören", meinte Hitler. „In der Politik gibt es keine Sentiments, nur Kaltschnäuzigkeit." Dabei kam sich dieser Wirrkopf als Staatsmann vor; halb Bismarck („wir sind saturiert!"), halb Mussolini: Um diesem Idealhelden zu gefallen, erniedrigte sich sein deutscher Nachahmer ärger, als es seit 1918 die verachteten deutschen Juden, Liberalen und Sozialisten getan haben.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wahrscheinlich hat Hitler die Lehren jener köstlichen Denkschrift beherzigt, welche die Franzosen der Konferenz von Genua unterbreiteten, und in der es hieß:

„Alle Nationen müßten die Verpflichtung übernehmen, sich jeder Propaganda zu enthalten, die geeignet ist, die Ordnung und das politische System in anderen Ländern zu untergraben. Die praktische Durchführung dieser Bedingung muß darin bestehen, daß die Staaten auf ihrem Gebiet eine geeignete Gesetzgebung einführen. Die praktische Anwendung dieser Bedingung läßt sich nur so denken, daß die Staaten sich verpflichten, eine derartige Propaganda weder direkt noch indirekt zu betreiben, und eine Gesetzgebung innerhalb ihres Gebiets einzuführen, die geeignet ist, Privatpersonen, die eine solche Propaganda unternehmen würden, daran zu verhindern und sie zu bestrafen."

* * *

Im Elsaß haben die Franzosen von Anfang jenen Zustand der Unterdrückung hergestellt, den erst die letzte Entwicklung den Tirolern brachte. Schule, Presse, Parteiwesen, Selbstverwaltung, alles war Gegenstand ihrer erdrückenden Fürsorge. Kein Abgeordneter vertritt die wahre Meinung des Volkes. Trotzdem ist die Unzufriedenheit des Landes bekannt geworden. Die Mißstimmung der Bevölkerung ließ anfänglich die Pariser Machthaber ziemlich kalt. Man wußte ja die Semi-Boches in Schranken zu halten. Seit Frankreichs Rheinpläne festere Gestalt gewannen und man aus dem neu angegliederten Gebiet peinliche Störungen fürchtete, besonders seit dem 11. Januar, ist die französische Propaganda im Elsaß besonders eifrig. Erst kam der Pasteur-Rummel. Pasteur, der weltbekannte ärztliche Forscher, war einmal vier kurze Jahre lang in Straßburg Professor. Dafür hat er ein Denkmal erhalten. Die Enthüllung dieses Denkmals in Straßburg wurde, wie die gewiß nicht deutschfreundliche „Neue Züricher Zeitung" erzählt, von den Pariser Regierenden benutzt, um der Welt, die sich natürlich für den berühmten Gelehrten interessiert, darzulegen, Elsaß-Lothringen sei ein integrierender Bestandteil der französischen National- und Kulturgemeinschaft. Ob die übrige Welt — die Schweiz wird jetzt hellhörig — das auf die Dauer glauben wird, sei dahingestellt. Das Elsaß glaubt es aber nicht. Wenigstens plaudert der Mühlhauser „Republikaner" mit einem gewissen Behagen aus, wie die Feier zustande kam, wie die Regierung junge in Elsässer Tracht kostümierte Leute für den Empfang und Umzug mietete gegen eine Tagesvergütung von sieben Franken und Bezahlung der Reise und Unkosten! Dazu gaben sich Menschen her!

Nach Pasteur kamen die Lebenden: Millerand und Poincaré. Zu ihrem Empfang wurden gleichzeitig zwei Regimenter von Paris nach Straßburg mitgeschickt, was sehr praktisch war, aber zur Sicherheit noch nicht ausreichte. Denn es wurde noch eine Spezialbewachung angeordnet, als die Herren Großwürdenträger in die Stadt einzogen. Geheimpolizisten hockten auf den Trittbrettern der Autos; andere saßen neben den Chauffeuren. In Millerands Wagen stand sogar der Polizeipräfekt aufrecht während der Fahrt. Er leitete mit seinen Blicken diese Theatervorführung, und erfolgreich schüchterte er die so arg gefürchteten Attentäter ein. Diese zeigten sich deshalb nicht, wahrscheinlich entrüstet über das weise Verbot des Blumenwerfens, das gewißlich die Bevölkerung in ihren loyalen blau-weiß-roten Gefühlen recht geschmerzt hat. Aber Blumen könnten Bomben bergen. Die Straßen selbst waren vorsichtshalber abgesperrt und daher, abgesehen von Militärspalier, fast leer. Nur alle sechzig Schritte hatte man ein paar Männchen zum „Vive-la-France"-Schreien aufgebaut. Die wenigen sonstigen Zuschauer verharrten in eisigem Schweigen.

Eine solche elsaß-lothringische Begeisterung für Frankreich hätte General Degoutte an Rhein-Ruhr, wenn er Smeets und Genossen nur genügend bezahlt hätte, ebenso gut geschafft. Warum reisen Millerand und Poincaré nicht dorthin?

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im Elsaß sieht es also für die Franzosen schlecht aus. Nimmt es dann noch Wunder, daß die elsässischen Soldaten an der Ruhr sich nicht besser benehmen? Daß gerade sie dazu beigetragen haben, die Disziplin der französischen Truppen zu lockern? Es ist so weit gekommen, daß die Elsässer auf ausdrücklichen Befehl des Generals Degoutte aus ihren Truppenteilen herausgezogen und ins Hinterland geschafft wurden. Dadurch wurde die Situation aber nicht besser. Denn die Herausgezogenen benahmen sich auf den Kontrollstationen in Dortmund, Brakel, Appelbeck und Scharnhorst erst recht widerspenstig. Da man kein Aufsehen machen wollte, und sich nicht zu helfen wußte, wurde man inkonsequent und schickte die bereits herausgezogenen Elsässer zu ihrer Truppe wieder zurück. Dieser Fehler rächte sich rasch. Denn die zurückgekehrten Elsässer waren durch dies Hin und Her erst recht aufsässig geworden, machten gegen die Ruhrbesetzung ziemlich offen Stimmung. Sie trugen nun erst recht den echt elsässischen „Malaise", die Unzufriedenheit, ins Besatzungsheer. Diese Darstellung ist nur einer Meldung entnommen, es liegen jedoch genug Nachrichten vor, welche beweisen, daß diese Stimmung, wenigstens im Ruhrgebiet, ziemlich allgemein ist.

Falsche Behandlung in der Heimat und in der Truppe steigern gemeinsam die Abneigung gegen die herrschenden Zustände. Das dürfen wir als Tatsache zur Kenntnis nehmen. Wir werden uns aber hüten müssen, voreilig weitgehende Schlußfolgerungen daraus zu ziehen. Bis 1918 haben wir die Elsässer verärgert, seither besorgen es die Franzosen. Aber doch nicht so gründlich, daß der Ärger von damals vergeben und vergessen wäre.

Warten wir ab. Die Zeit arbeitet.

Diese Vorgänge sind in Paris natürlich genau bekannt. Man ist darüber wenig erfreut und sucht die öffentliche Meinung zu beschwichtigen. Ein Presse- und Propagandafeldzug wurde daher neuerlich eingeleitet. Man lobt Frankreich, seine Schul- und Verwaltungspolitik. Ja man macht eifrig Reklame für die „Wieder"angliederung der Saar, des Rheins und etwas zaghafter der Ruhr. Abbé Wetterlé, der Unermüdliche, schreibt täglich seinen Leitartikel über Smeets oder Dorten, um den Elsässern zu beweisen, daß die Stimmung des alt- und neubesetzten Gebietes franzosenfreundlich sei. Nur die Straßburger „Republique" macht nicht mit. Sie weist diese Pläne schroff ab. Das ist um so bemerkenswerter, als ihr Herausgeber, Camille Dahlet, schon vor 1918 französisch gesinnt war. Oder vielleicht etwa gerade darum? Er darf ehrlich sein, weil er nicht nötig hatte, seine Bekehrung täglich von neuem zu beweisen, wie andere. Da ist z. B. Herr Charles Frey, der frühere Korrespondent der „Frankfurter Zeitung" in Straßburg. Er lernte erst 1918 um. Dafür wurde er Chefredakteur der vorbehaltlos französisch tuenden Straßburger „Neuen Zeitung". Er wurde sogar Deputé. Er hetzt ärger als andere. Aber er war doch einmal Korrespondent der „Frankfurter Zeitung", die jetzt den Franzosen so auf die Nerven fällt. Man warf ihm seine Vergangenheit vor. Deshalb wuschen ihn Freunde rein, Paul Boursон schilderte kürzlich im „Journal des Débats", er, der immer französisch gesinnt gewesen wäre, habe seinerzeit Frey nur zur Stützung französischer Interessen in die „Frankfurter Zeitung" hineinzubringen versucht, und das ist auch glücklich gelungen. So stand nun Frey, dank dieser Hilfe, ganz anders da: als überlegener und sich aufopfernder Politiker, der schon zur Preußenzeit aus Heroismus gewissermaßen Spionendienste in einem pangermanischen Blatt geleistet habe. Frey glänzte wie neu auflackiert. Aber nicht für lange. Denn die „Frankfurter Zeitung", gereizt durch Vorwürfe, die ihr ein Münchener Blatt deswegen gemacht hatte, veröffentlichte einige ältere Berichte Freys, welche unzweideutig antifranzösisch waren und die von Paul Boursон verbreitete fromme Legende Lügen straften. Herr Frey schrieb nämlich am 11. November 1913 im ersten Morgenblatt der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Frankfurter Zeitung", als Herr Wetterlé damals in Frankreich seine viel erörterte Rede gehalten hatte: „Unseres Erachtens wird das elsaß-lothringische Zentrum nicht achtlos daran vorbeigehen können, daß aus einem rein persönlichen Grunde heraus Herr Wetterlé sich kein Gewissen daraus macht, die öffentliche Meinung Frankreichs über die Zustände in Elsaß-Lothringen irre zu führen und sein Land der öffentlichen Meinung Deutschlands gegenüber in der beschämendsten Weise bloßzustellen." Und am 23. Januar 1913: „Und darum fassen wir unsere Aufgabe so: Altdeutschland davon zu überzeugen, daß das ehrliche Bestreben der übergroßen Mehrheit des elsaß-lothringischen Volkes dahin geht, sich täglich mehr als Glied des Deutschen Reiches fühlen zu können. Wer darin eine Irreführung der öffentlichen Meinung sieht, richtet sich selbst." Den 4. Dezember 1913 bezeichnete er als „die Geburtsstunde des deutsch-elsässischen Bürgertums".

Dies alles ist im Elsaß nicht verborgen geblieben. Denn C. Dahlet war so unkollegial, dies in seinem Blatte abzudrucken und so den verehrten Herrn Deputé zu ärgern. Denn mehr ist es nicht. Unter Renegaten — und das sind die meisten der bezahlten französischen Propagandisten und alle Konjunkturpolitiker — nimmt man's nicht allzu genau.

* * *

Kürzlich wurde in Luxemburg, das heute mit Belgien in Zoll- und Währungsunion steht, ein Denkmal jener Luxemburger Legionäre enthüllt, die während des Weltkrieges auf französischer Seite gefallen waren, und zwar unter großem militärischen Gepräge. Ein Regiment Infanterie aus der belgischen Grenzstadt Arlon, das in Luxemburg selbst stationierte französische Regiment und die Luxemburger freiwillige Kompanie paradierten vor dem Denkmal. Glorreiche Reden wurden geschwungen und des Ruhmes wollte es schier kein Ende nehmen.

Ein Augenzeuge schreibt uns hierzu folgende wehmütige Betrachtungen:

„Solange Deutschland kein Machtfaktor mehr ist, wird es Demütigungen über Demütigungen erdulden müssen. Die kleinsten Länder und Nationen fauchen es wie bissige Köter an. Das deutsche Volk muß alles still über sich ergehen lassen. Morden seine Feinde Frauen, Greise und Kinder, so lassen dennoch die Neutralen keinen Protestruf erschallen. Ohne Mitleid geht man kriechend und feige zur Tagesordnung über."

Die fortschreitende Verwelschung der Gefühle der Luxemburger scheint eine Tatsache zu sein. Sie erfährt ihre wahre Beleuchtung, wenn man sich daran erinnert, daß noch 1869 Luxemburger Abgeordnete in der „Kölnischen Zeitung" Bismarck des Verrates an der Sache Deutschlands geziehen haben, weil sie fürchteten, er habe Napoleon III. nachgegeben und Luxemburg an Frankreich ausgeliefert.

Übrigens ist es auch wieder wie im Elsaß, im wesentlichen die Oberschicht, welche den Franzosen und Belgiern nachläuft. Das Volk, das rein deutsch (aber keineswegs reichsdeutsch gesinnt) ist, denkt nüchterner [1]).

* * *

[1]) Während die „Luxemburger Zeitung" alle „Havas"-Lügen von Rhein und Ruhr kommentarlos bringt, wagt das Gewerkschaftsorgan, der „Proletarier", auch Dinge zu erzählen, die Herrn Poincaré nicht passen. So deckte es am 2. Juni die französische Propagandalüge, die französischen Eisenbahner im Ruhrgebiet seien überwiegend Freiwillige, auf, gestützt auf „La Tribune des Cheminots": In einem Zirkular vom 16. 4. 23 werden die französischen Stationschefs eines bestimmten Gebietes in Nordfrankreich ersucht, binnen 48 Stunden eine Liste von Eisenbahnern, die freiwillig ins besetzte Gebiet zu gehen bereit seien, vorzulegen, und ganz besonders auf die Vorteile aufmerksam zu machen, die diese Freiwilligen genießen, als da sind: doppelte Anrechnung der im besetzten Gebiet verbrachten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Neutral-Moresnet, Eupen, Malmedy und Teile von Monschau wurden bekanntlich durch den Vertrag von Versailles an Belgien abgetreten. Den Belgiern wurde damals gestattet, eine Abstimmungsfarce aufzuführen. Wer es wagte, seine Stimme bei den belgischen Behörden in einem für Belgien ungünstigen Sinne zu Protokoll zu geben, wurde erst väterlich vermahnt und einige Male unter formalen Vorwänden nach Hause geschickt. Blieb er hartköpfig, so entzog man ihm Lebensmittelkarten und Pässe; man schädigte ihn bei der Geldeinwechslung, und wenn das alles nichts half, so wies man ihn als Querkopf aus dem Ländle aus. Ein Verfahren, das den Intentionen der Versailler Weltrichter entsprach, die Bevölkerung einschüchterte und schließlich die Billigung des Genfer Völkerbundes fand. Trotz dieser Quälereien war damals die Haltung der Bevölkerung nicht schlecht. Man mußte ihr sogar den Rat geben, auf diese Art von „Abstimmung" freiwillig zu verzichten, da ein Erfolg praktisch schon der Kürze der Zeit für die Protestabgabe ausgeschlossen war und befürchtet würde, die Belgier möchten so alle mutigeren Elemente ausweisen.

Inzwischen sind drei Jahre vergangen und die Belgier waren nicht müßig. Ebenso wie Frankreich jetzt, in Zeiten der Ruhrbesetzung, alles daran setzt, in Elsaß-Lothringen Propaganda zu machen, so sind die Belgier im neuerworbenen Lande tätig. Der belgische Gouverneur, Generalleutnant Baltia, ein Mann, dem Geschicklichkeit nicht abgesprochen werden kann, hat sich darum am 24. Juni einen feierlichen Empfang in Eupen geben lassen. Über das Fest berichtet die von den Belgiern gekaufte, im 97. Jahrgang erscheinende „Eupener Zeitung" folgendermaßen [2]):

„Die Bevölkerung Eupens hat gestern einen eklatanten Beweis ihrer loyalen, offenen und verständigen Gesinnung der Regierung Eupen-Malmedy gegenüber erbracht. Denn das dürfen wir uns gleich eingangs selbst gestehen: die Empfangsfeierlichkeiten zu Ehren des hohen Königlichen Kommissars und Gouverneurs Baron Baltia und Gemahlin waren mit der dem Eupener eigenen Fertigkeit und Liebe organisiert und entwickelten sich in der allergrößten Ordnung und Disziplin, ohne falsches Pathos, ohne mißfällige Übertreibung, aber mit freundlichem Freimut, geradem, ehrlichem Sinn, der mehr als Zuneigung und Dankbarkeit denen gegenüber beweist, die ihr ganzes Wohlwollen und ihre volle Kraft in den Dienst der Bevölkerung von Eupen-Malmedy gestellt haben. — Vor der St.-Josephs-Kirche wurde der hohe Besuch vom Kirchenvorstand, der Geistlichkeit, dem Bürgermeister de Grand Ry und den Schöffen empfangen. Am Eingang der Kirche begrüßte Pfarrer Heinen von St. Joseph die hohen Herrschaften und sprach seine Freude darüber aus, daß der Herr Gouverneur die Kirche mit seinem Besuch beehre. Leider sei es nicht möglich gewesen, ihn bei seiner Fahrt durchs Hohe Venn mit Glockenschall zu begleiten und zu bewillkommnen, da die alten Glocken, die ein Opfer des Krieges geworden seien, bis jetzt noch nicht hätten ersetzt werden können. Die Begrüßung durch das kleine Glöcklein sei jedoch nicht minder herzlich gemeint. Nach der Vorstellung der

Zeit bei Avancement; möblierte Gratiswohnung für die Eisenbahner und ihre Familien; freie Verpflegung; Prämien und Entschädigungen. Die Verpflichtung dauert mindestens für drei Monate, nach denen jeder Freiwillige nach vierzehntägiger Kündigung wieder zurückkehren darf. Die Angestellten des besetzten Gebietes unterständen zwar im Dienst nur den kompetenten Behörden, würden aber gleichwohl als Armeeangehörige betrachtet, so daß auch das Tragen einer militärischen Uniform verlangt werden könne. „Das Ergebnis dieses Zirkulars", schreibt „La Tribune des Cheminots", „war kläglich genug. Ganze acht Eisenbahner fanden sich bereit, freiwillig ins besetzte Gebiet zu gehen. Ein neuerliches Ersuchen an dieselben Stationschefs mit dem dringenden Hinweis, auf die Gewährung der Vorteile besonderen Nachdruck zu legen, hatte denselben Mißerfolg. Schließlich sah sich die Eisenbahnverwaltung am 24. April gezwungen, das für den Eisenbahndienst nötige Personal militärisch hinzubeordern."

[2]) Gekürzt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geistlichkeit und des Kirchenvorstandes wurden die hohen Herrschaften in die Kirche geleitet. Beim Hochamt wirkte der Cäcilien-Gesangverein von St. Joseph mit. Nachher am Marktplatz bildeten die gesamten Eupener Turnvereine eine herrliche, fast 12 Meter hohe Pyramide. Vor dem Rathause waren die Garnisontruppen, die Gendarmerie, Polizei und Feuerwehr aufgestellt. Belgische, Eupener und Kirchenfahnen flatterten lustig im Winde. Trompetenstoß, Kommandorufe, die Truppen präsentierten. Baron und Baronin Baltia wurden vom Bürgermeister de Grand Ry, dem Regierungsdelegierten, Driessent, dem städtischen Schöffenrat und dem Stadtverordnetenkollegium empfangen und ehrfurchtsvoll in den mit der Büste des belgischen Königs und der Königin geschmückten Rathaussaal geleitet.

Die Eingangsworte der Bürgermeisterrede lauteten folgendermaßen:

„Hoher Herr Königlicher Kommissar!

Der offizielle Besuch, den Sie heute der Stadt Eupen in Begleitung der gnädigen Frau Baronin Baltia zu machen geruhen, erfüllt die ganze Eupener Bevölkerung mit größter Freude. Ihre Anwesenheit ist ein neuer Beweis dafür, daß es Ihnen stets am Herzen gelegen, dieser Bevölkerung zu helfen, ihre Sorgen und Wünsche in den kleinsten Einzelheiten kennen zu lernen, die Lage eines jeden, ohne Klassen- und Parteiunterschied zu erfassen.

In diesem Besuche sieht sie ebenfalls die so heiß ersehnte Gelegenheit, Ihnen für alles, was Sie im Interesse der Bevölkerung getan, ihren Dank bezeugen zu können. Herr Gouverneur! Glücklich und stolz macht mich daher der mir zufallende ehrenvolle Auftrag, im Namen dieser Bevölkerung heute zu Ihnen zu sprechen und Ihnen sagen zu können, daß die der Stadt erwiesenen Dienste nie in Vergessenheit geraten werden, daß vielmehr der Name Baltia in goldenen Lettern in der Chronik Eupens fortleben und auf die kommenden Geschlechter überpflanzt werden wird, auf Generationen, die in Anbetracht der Schwierigkeit der Ihnen zugefallenen Aufgabe die Größe Ihres Werkes beurteilen werden, welches uns nur Worte der Bewunderung entlocken kann. Ich mache mich ebenfalls zum Dolmetsch sämtlicher Eupener Einwohner, um Ihnen die Gefühle der Loyalität und Anhänglichkeit unserem Könige, unserer vielgeliebten Königin, sowie der ganzen königlichen Familie gegenüber zum Ausdruck zu bringen. — Die Eupener, die sich mit viel gutem Willen dem neuen Regime angepaßt, sind nur von dem einen Wunsche beseelt, mit den übrigen Belgiern in Wettbewerb treten zu können, um aus unserem Vaterlande ein glückliches und blühendes Stückchen Erde zu schaffen, wo es jedem gestattet ist, in vollkommenster Ordnung und Einigkeit die Wohltaten eines dauerhaften und wohltuenden Friedens kosten zu können.““

Dann bat Herr de Grand Ry, angesichts des bevorstehenden Ablaufs des jetzigen Übergangsregimes, der künftige Kreiskommissar möge doch ja in Eupen seinen Regierungssitz wählen, erwähnte die Baronin Baltia noch einmal besonders und schloß mit einem Hoch auf das beglückende Ehepaar. Baltia dankte in seiner Antwort zunächst für den Empfang und bemerkte dann trocken:

„Ich bin versichert, daß Sie, nachdem meine Aufgabe beendet sein wird, der kommenden Regierung dieses volle Vertrauen erhalten werden. Sie scheinen zu befürchten, zu früh sich selbst überlassen zu bleiben. Ich kann Sie in dieser Hinsicht beruhigen.

Ich verstehe recht wohl, daß es erforderlich für Sie sein wird, während einer gewissen Zeit noch einen mit der Kenntnis der Gesetze, Verordnungen und dem gesamten Verwaltungswesen, sowie mit den Bedürfnissen und dem Streben der Eupener Bevölkerung vertrauten Ratgeber zur Seite zu haben. So habe ich denn auch seit langem die Aufmerksamkeit der Regierung auf diesen wichtigen Punkt gelegt und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diese letztere hat mich wohl verstanden. Ich rechne fest darauf, die Regierung und die gesetzgebenden Kammern, welche über die fernere Verwaltungsnorm der Gebiete werden zu entscheiden haben, von der Notwendigkeit zu überzeugen, daß falls Arrondissementskommissariate oder ähnliche Organismen gegründet werden, einer seinen Sitz in Eupen, in der größten Stadt der Gebiete, haben muß.

Ihrerseits wird die königliche Regierung Sie immer als Brüder ansehen, welche im Laufe der Geschichte und während mehrerer Jahrhunderte Freud und Leid mit Belgien geteilt haben, und zwar unter der Herrschaft der Kelten, der Römer, der Franken, der Lothringer, der Limburger, der Spanier, der Österreicher und der Franzosen."

Baltia schloß: „Endlich wünsche ich Ihnen stets glücklich unter dem Zepter unseres erhabenen Herrschers und unserer liebreichen Königin zu leben, denen zu huldigen ich Sie einlade. Unser König Albert und unsere Königin Elisabeth sie leben hoch!"

Nach dieser mit großer Aufmerksamkeit und innigem Interesse aufgenommenen Rede, bemerkt die „Eupener Zeitung", folgte ein intimes Dejeuner von 30 Gedecken, zu dem Baltia eingeladen hatte. Besonders befriedigt ist die „Eupener Zeitung" über Verlauf des Festzuges:

„Die Glanznummer des Tages der stramme und strahlende Ausdruck des Eupener Sinnes für Organisation, Disziplin und loyales und freundschaftliches Wesen. Nicht ein Mißton, nicht ein Fehlgriff, sondern der ganze Vorbeimarsch der Schulen und Vereine entwickelte sich nach der vorgesehenen Ordnung, der feinsten Etikette und in aller Ehrfurcht unter blitzender Sonne und dem Fanfarengeschmetter der Militärmusik. Noch umschwebt uns das reizende Bild der unendlichen Kinderschar mit den grüßenden Fähnchen in nationalen und städtischen Farben. Der hohe Königliche Kommissar und Gouverneur und Frau Baronin Baltia mit Gefolge hatten in Begleitung des Herrn Bürgermeisters de Grand Ry, des Kreisdelegierten Driessens und einiger Stadtschöffen in dem kleinen Kiosk vor dem Rathaus Platz genommen. Nach dem Festzug bildeten die Schulkinder um den Kiosk mit ihren Fähnchen einen anmutigen Kranz, während der Herr Gouverneur die einzelnen Vereinsvorsitzenden und Fahnendeputationen, die ebenfalls um den Kiosk Aufstellung genommen hatten, begrüßte und sich mit denselben angelegentlich unterhielt. Eine besondere Ehrung wurde dem Männergesangverein Concordia zuteil. Nach dem Vortrag eines Willkommenliedes und mehreren anderen Gesängen durch die Meistersinger der Concordia, die mit großem Applaus von dem hohen Besuch und der Bevölkerung aufgenommen wurden, begab sich der Herr Gouverneur auf die Vortragsbühne und überreichte dem Herrn Vereinspräsidenten Rektor Wintgens die Urkunde mit der Ernennung der Concordia zur Königlichen Gesellschaft. Herr Rektor Wintgens dankte aufs herzlichste im Namen des Vereins und ließ ein dreifaches Hoch auf König Albert ausbringen. Aus der Zuschauermenge löste sich ein Staunen, als der städtische Musikverein mit seinen Konzertstücken einsetzte, und allenthalben hörte man nur Worte des Lobes und der Überraschung, ob des Schneids, des Takts, der Präzision und der künstlerischen Differenzierung der Musikvorträge, und sogar sollen mehrere Mitglieder der Militärkapelle diesen Eupener Musikern ihre Anerkennung ausgesprochen haben.

Sämtliche offiziellen Feierlichkeiten wurden gestern von einem Brüsseler Vertreter der Firma Pathé Frères kinematographisch aufgenommen." Soweit der Bericht.

Seine letzten Worte zeigen uns schon, wozu das alles geschah. Die Eupener Bevölkerung sollte dem Herrn Gouverneur einen kurbelreifen Beweis ihrer guten und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

loyalen Gesinnung bringen, der jetzt prompt durch alle von der francobelgischen Propaganda kontrollierten Kinos unseres Planeten läuft.

Und doch ist die „Eupener Zeitung" als Zeuge mit Vorsicht zu werten. Gewiß, die Tatsachen sind richtig. Bürgermeister, Schöffen und Stadtverordnete, Feuerwehr und Turner, Kriegsbeschädigte und Kriegsteilnehmer, Vereine, Kinder und Sänger, sie alle dienerten, was weder in Neu-Polen, noch in der Tschechei, noch in Bozen hätte geschehen können. Speichel leckt man dort nicht. Immerhin gibt's auch in Eupen Leute, die anders denken als die Honoratioren, welche sich so rasch in Notabeln verwandeln möchten. Das zeigen die nachstehenden Strophen aus einem langen Gedicht „Zum vergangenen Festsonntag" in der Wochenzeitung des freien Gewerkschaftsbundes Eupen-Malmedy (angeschlossen an die Gewerkschaftskommission Belgiens) „Die Arbeit", Organ für das werktätige Volk im deutschsprachigen Gebiete. Sie lauten:

Zum vergangenen Festsonntag

Glockengeläute, Trompetenschall,
Sie künden den Einzug des Herrschers an.
Das Volk in hellen Scharen,
Es jauchzt, weil so unerfahren!

Die Menge schreit — es lebe hoch!
Der Mann — von Gott gesandt,
Der viel versprach — nicht alles hielt —
Aus Lieb' zum Vaterland.

Musikklänge und hoher Sang
Ließ man zum Himmel schallen,
Manch altem Eupener wurd's zu lang,
Bis man erlöst von allem.

Von Schmeichelei und Heuchelei
Befrei' uns, Herr, doch alle,
Und strafe wie in alter Zeit
Beim ersten Sündenfalle.

Erlaß, Herr, ein Dekret geschwind,
Daß wir nun freie Belgier sind!
Schon lange tat man hier beten:
Gib uns die letzten Dekrete!

Wohl selten oder noch nie, bemerkt die Schriftleitung dazu, hat Eupen einen Tag erlebt, der in solch festlicher Aufmachung der Huldigung und Verehrung einer Militärperson diente, wie der vergangene Sonntag. Ein Glück, daß Wilhelm — in Holland seine früheren Getreuen, die immer feste „Heil dir im Siegerkranz" sangen, im Festzuge nicht sehen konnte.

Die altbelgischen Patrioten und Nationalisten sowie der hohe Besuch selber können mit dem Empfang zufrieden sein; soviel Tamtam, Drum und Dran haben sie wohl nicht erwartet und auch nicht beansprucht, aber sie haben dabei nicht in Betracht gezogen, daß der Durchschnitts-Eupener ein Mann für sich ist, dem der Festzug mit Fahne, Musik, Gesang, Zylinder und weißer Hose sozusagen im Blute steckt, ganz gleich zu welchem Zwecke der Festzug veranstaltet wird. Es kommt dem gutmütig einfältigen Eupener, der sich zu allem Klimbim willig leiten und führen läßt, gar nicht darauf an, ob er heute zu Ehren des Herrn Baron Baltia und morgen für jemand anderes durch die Straßen zieht. Der Durchschnitts-Eupener denkt sich nichts dabei. Die Hauptsache ist ihm der Festzug. Er legt kein Gewicht darauf, ob er durch seine Teilnahme anbetet, was er gestern gelästert hat. Wenn nur zum Festzug gerufen wird, und mag die Veranlassung dazu noch so lächerlich, für viele sogar beschämend sein, so ist jeder Verein prompt zur Stelle, sogar die Friseur-Innung. Christliche Gewerkschaften, Hunde- und Kaninchenvereine wollen nicht fehlen. Dieselben Korporationen und Männer, die den Huldigungszug am Sonntag mitmachten, waren doch auch diejenigen, die vor zwei Jahren den Franken-Protestzug

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

arrangierten, vielleicht haben sie am Sonntag ihr damaliges scharfes Auftreten wieder gut machen wollen und deshalb diesen Huldigungszug, den unsere Brüder jenseits der Grenzpfähle als Schmach, und unsere altbelgischen als ohne Charakter bezeichnen, veranstaltet. Wie viele Eupener mögen mit gemischten Gefühlen dem Festzuge und all dem Firlefanz vom Sonntag zugeschaut haben? Sicher die meisten, denn jeder Mann von Charakter hatte das Gefühl, daß sich ihm hier ein Schauspiel bot, wozu jeder Altbelgier sich im umgekehrten Falle nicht hergegeben hätte, und das mit Recht. Für Tausende Franken werden Triumphbogen errichtet, Geld verschwendet, anstatt einfach und schlicht den Verhältnissen entsprechend den Besuch mit begrenzter Würde zu empfangen.

Eupen hat die hohen Besuchstage hinter sich. Sie werden, so schließt „Die Arbeit", tief in den Geschichtstafeln Eupens eingeritzt werden, auch außerhalb der Landesgrenze.

* * *

Wir müssen offen bekennen, daß dieser 24. Juni 1923 ein sehr schwarzer Tag war. Wir wollen es nicht bemänteln. Denn wir haben keine Rücksicht zu nehmen, vielmehr müssen wir mit Fingern darauf weisen. Warum hat die reichsdeutsche Tagespresse das alles verschwiegen? Hat sie es im Wirbel der Ereignisse nicht bemerkt? Oder hat sie Eupen abgebucht? Wir buchen es nicht ab, wie wir nichts abbuchen, wo deutsche Männer auf deutschem Boden Ackerbau und Forstwirtschaft treiben oder 1918 getrieben haben.

Es ist im Charakter unserer reichsdeutschen oder früher reichsdeutschen Bürgerschicht, besonders wenn sie leicht ergreifbaren Besitz hat, fraglos etwas Klägliches, etwas Unehrenhaftes, das eine ganz andere Behandlung als bisher verdient. Unwahr wäre es, leichthin zu behaupten, daß diese Erbärmlichkeit ein Kennzeichen der Bourgeoisie, überhaupt, der jedes Volkes wäre. Die gleiche Schicht ist bei anderen Völkern und bei anderen Grenzdeutschen weniger kläglich. Mag sein, daß der einzelne Mensch dort auch nicht besser ist. Aber der Halt der Umwelt, die Nation in ihrer Gesamthaltung, ist fester und würdiger. Andere Völker sind mehr Nation als wir, und an der Westgrenze steht es gerade mit dieser Schicht nicht gut, von Mülhausen bis Eupen. Eine Ausnahme macht das Saargebiet. Der Saarländer ist von hartem Holz.

Wir werden darüber nachdenken müssen, was zu geschehen hat. Die Geschichte von Italiens Erhebung zeigt, wie man Wankelmütigen moralische Korsettstangen auch äußerlich anlegen kann. Zunächst gilt es, diese Fragen gründlich und in der Stille zu untersuchen.

Noch anderes sollte nachdenklich stimmen. Hat man sich vom Reiche — ich meine nicht amtliche Kreise — genügend um Eupen gekümmert? Hat man hinreichend Verbindung gehalten und bei den anständigen Elementen, wozu wir den Besitzer der „Eupener Zeitung", Herrn Tilgenkamp, der dies Blatt schon herausgab, als es noch preußisches Kreisblatt war, gewiß nicht zählen wollen, das Gefühl von Vereinsamung nicht aufkommen lassen? Gewiß, die Besetzung erschwert alle Verbindungen und macht den Belgiern das Spiel leicht. Es scheint aber doch, als lägen schwere Versäumnisse vor, als blockiere der Osten die Gefühlswelt und den Tätigkeitstrieb der Reichsdeutschen.

Sylvanus.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutsch-dänische Kulturarbeit

Im Jahre 1916 trat eine Anzahl dänischer Männer und Frauen, die von der verlogenen Ententepropaganda gegen Deutschland sich angewidert fühlten und der Überzeugung lebten, daß ein gesundes, freundnachbarliches Verhältnis zu Deutschland eine Lebensbedingung für Dänemark bilde, zu einer Vereinigung zusammen. Diese „Vereinigung von 1916" hat bei der sattsam bekannten Stimmung der dänischen Öffentlichkeit besonders während der Kriegsjahre keinen leichten Stand gehabt, aber unter der klugen Führung von Professor Karl Larsen hat sie es verstanden, eine nach allen Seiten hin achtunggebietende Stellung zu behaupten und mit ruhiger Entschlossenheit ihre Ziele zu verfolgen. Ihre Aufgabe sucht sie nicht in lärmender, theatralisch aufgeputzter Propaganda, sondern — was den deutschen Sinn weit mehr anspricht — in positiver Arbeit zur Förderung und Verbreitung gegenseitiger Kenntnis der deutschen und dänischen Kultur. Diesem Zwecke diente eine stattliche Reihe von der Vereinigung in Kopenhagen veranstalteter Vorlesungen. An der Spitze sind billig hier Karl Larsens Vorträge zu nennen, in denen er den von der feindlichen Propaganda gezeichneten, von Presse und Publikum in Dänemark nur allzu willig aufgenommenen Zerrbildern von Deutschland und den Deutschen von heute aus reicher und überlegener Erfahrung und Beobachtung geschöpfte Schilderungen des Zeitalters Wilhelms I. und II. und ihrer hervorragendsten Vertreter gegenüberstellte. In einer ganzen Reihe von Vorlesungen stellte Opernregisseur Peter Cradman die neuere deutsche Musik, insonderheit die Oper dar. Der rühmlich bekannte Architekt Carl Brummer behandelte im Anschlusse an die Werkbundausstellung in Kopenhagen die Bestrebungen des Werkbundes. Der früher in Deutschland jetzt in Lund lehrende Religionshistoriker Professor Dr. Edvard Lehmann sprach über den deutschen Studenten, Redakteur Paul Drachmann über die moderne deutsche Industrie, Adjunkt Enevold Hjejle über Hermann Sudermann, der auch bei uns wohlbekannte und geschätzte Dichter Martin Andersen-Nexö über den modernen deutschen Arbeiter und das deutsche Proletariat. Auch aus Deutschland holte sich die Vereinigung eine ganze Anzahl von Vortragenden. So schilderte General von Höhn in seiner Vorlesung „Vom Großen Generalstabe 1912—13 bis zur Einnahme Münchens 1919" persönliche Erlebnisse und Erfahrungen, Dr. Albert Dresdner „Zwei Menschenalter deutsch-dänischer Kunst 1770 bis 1830". Diese Stichproben mögen und werden hinreichen, um eine Anschauung von Art und Umfang der Wirksamkeit der Vereinigung zu vermitteln. Ihre Bestrebungen, auch in Deutschland für Kenntnis und Verständnis der dänischen Kultur zu wirken, haben sich infolge mancherlei Schwierigkeiten langsamer entwickelt, doch hat in Berlin Dr. W. Wanscher über Dänemarks monumentale Malerei im 19. Jahrhundert gelesen, Dr. Georg Koch das bei uns sehr interessierende Thema der dänischen Volkshochschule behandelt und Dr. Dresdner seinen bereits erwähnten Kopenhagener Vortrag wiederholt. Weitere vielversprechende Veranstaltungen in Berlin sind in Vorbereitung.

Neben dieser aufklärenden Tätigkeit hat die Vereinigung es auch an praktisch-humanitärer Arbeit nicht fehlen lassen. Sie hat sich an der Hilfe für deutsche

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kriegsgefangene, für deutsche Kinder, für deutsche Studenten, für die deutsche Wissenschaft beteiligt und unter Leitung von Professor Karl Larsen die Organisation der „Dänischen Dichterhilfe für reichsdeutsche und österreichische Schriftsteller" in die Wege geleitet. Und nicht zu unterschätzen ist, daß sich die Vereinigung zu einem geschätzten und anerkannten gesellschaftlichen Mittelpunkte der dänischen, besonders der Kopenhagener Kreise ausgebildet hat, die es mit Deutschland aufrichtig meinen.

Wir sind in dieser Hinsicht von dänischer Seite — das sei offen gesagt — nicht eben verwöhnt, und gerade in jüngster Zeit haben wir wieder reichlichen Anlaß zum Mißtrauen gegen eine Politik, die nach unserer Überzeugung zuletzt den dänischen Interessen ebensowenig zuträglich ist wie den deutschen. Und um Sympathien zu betteln — wir danken. Wir würden es als würde- und geschmacklos ansehen, in der Welt als „la grande souffrante" herumzuhausieren, wie es das „edle Frankreich" nach 1871 getan hat. Aber wenn uns redliche Männer aus freier Überzeugung und aus eigenem Antriebe die Hände entgegenstrecken, so wissen wir das ganz zu würdigen und zu schätzen, und wir vergessen die nicht, die den Mut gefunden haben, gegen den Strom zu schwimmen und sich in dieser Zeit deutschen Elends zu Deutschlands Wert und Zukunft zu bekennen. Denn

so wohl tut nicht der Sonne Strahl im Lenz,
wie Freundesangesicht in solcher Stunde.

D. R.

Literarische Rundschau

Goethe-Planeten

Der zweite Band des Jahrbuchs der Sammlung Kippenberg (mit sieben Bildertafeln, Leipzig, Insel) liegt vor. Wir freuen uns erneut der schönen, lebendigen Beiträge, die für diesmal die Goethesche Umwelt betrachten. Am wertvollsten ist wohl der Aufsatz Julius Petersens, der den Briefwechsel Carl Alexanders mit Eckermann herausgibt. Es ist erschreckend zu sehen, wie der unselige Johann Peter erbleichend in eine trostlose Finsternis sinkt, nachdem seine Zentralsonne verloschen. Das Subalterne Eckermanns tritt grausig deutlich hervor, und so traurig uns das Schicksal dieses treuen Menschen berührt, so dankbar müssen wir doch für diese erneute Eröffnung sein, denn der Deutsche ist zu sehr gewohnt, den alternden Goethe nur mit den Eckermännischen Augen zu sehn, wobei denn jenes ungetüme Bild des ewig in Zitaten dröhnenden Olympiers entstehen muß. In wahrhaft strahlendem Gegensatz zu dem armen, muffigen Eckermann steht der menschlich freie, adelige, herzensgütige Carl Alexander; eine schöne Rettung des Serenissimus der dummen Legende. — Wie es Goethe vermochte, andere Leute durch sein reines Sein zu höchstmöglicher Leistung fortzureißen, zeigt eine Reihe anderer Beiträge. Voran steht Kippenberg selbst, der Stadelmanns Tagebuch der Wiesbadener Reise und das tragische Ende des braven, nur manchmal ein wenig versoffenen Alten wieder ans Licht zieht. Es mutet an wie eine schmerzliche Novelle, wenn dieser Homunculus, der so gern entstehen möchte, am eignen Nachruhm — letzten Endes auch gleich Eckermann am Dämon des Großen — zerschellt. Er hängt sich auf, getragen von der Herzensträgheit jener Goetheverehrer, die sich selbst im Dichter ein Denkmal setzen und für den lebendigen Rest des Hauses am Frauenplan nichts als schöne Worte haben. — Es wird sehr viel lichter um uns, wenn uns Arthur Pollmer vielerlei aus Kräuters Nachlaß schenkt, vor allem die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Berichte an die Gräfin von Hopfgarten, meisterhafte Miniaturen vom Leben und Treiben des einsamen Greises; es ist meines Wissens das erste Mal, daß wir Goethe völlig allein, murrend monologisierend beobachten können. Conrad Höfer endlich zeigt, wie der gute Paul Goetze um seines Strebens willen vom Geheimrat zu den lichten Höhen eines Wegekommissars geführt wird, und zum seltenen Gast der Dornburger Einsamkeit. — Man möchte jeglichem der Aufsätze einen kleinen Bericht schenken, doch verbietet es der Raum. Seien nur noch das Bild Karolinens von Feuchtersleben, das Eduard Berend mit feinen Strichen von der kurzfristigen Braut Jean Pauls zeichnet, und Fritz Bergemanns Bettina-Beiträge erwähnt, die Neues, aber weiterhin Unerquickliches, fast Unerträgliches bringen. — So bleibt für die künftigen Jahrgänge dieser vollgewichtigen Sammlung wiederum ein frohes: Und so fort an!

Daneben sei Werner Deetjens Briefsammlung „Die Göchhausen" (Berlin, E. S. Mittler und Sohn) angelegentlich empfohlen. Man hatte den „Kauz, der auf Minervens Schilde sitzt", lange vernachlässigt. Jetzt erst lernen wir diese quicklebendige, gutmütig-boshafte, gescheite kleine Person näher kennen. Aus ihren Briefen taucht Tiefurt leibhaftig auf und die Gäste des Schlosses, die großen und die kleinen, ziehen scharf gesehen an uns vorüber.

Bei soviel frischer Luft aus Früh- und Spät-Weimar, die da plötzlich wieder um uns weht, erhebt sich nun die Frage: Warum läßt sich die Goethe-Gesellschaft all diese reizvollen Publikationen entgehen? Das Jahrbuch ist durch Kippenbergs Unternehmen weit überflügelt und in den Schriften würde Deetjens Sammlung nicht den letzten Platz einnehmen. Es müssen sehr gewichtige Gründe dagegen sprechen, und man hat auf lange Zeit angenehme Gelegenheit, sich über ihr Wesen den Kopf zu zerbrechen.

Wolfgang Goetz.

Politische Rundschau

Seit dem Abkommen von Washington hat sich im Bereiche des Stillen Ozeans die Entwicklung verlangsamt. Sie vereinheitlicht sich wohl auch. Mindestens sehen sich so die Dinge von Deutschland aus an. Trotz aller Abwehrversuche der japanischen Staatsmänner erscheint Japan mehr und mehr in die Enge gedrängt und in seiner Geltung als Großmacht bedroht. Als Gegenleistung dagegen, daß die japanische Regierung in das Flottenstärkenverhältnis von 5 zu 5 zu 3 einwilligte, war ihr zugesagt worden, daß die beiden angelsächsischen Großmächte in einem bestimmten Raume um Japan her keine Flottenstützpunkte ausbauen würden. Inzwischen aber bauen die Vereinigten Staaten dicht neben dem Raume einen solchen Stützpunkt auf den Hawai-Inseln aus, in Harbour, und England tut dasselbe in Singapore. Beide Stützpunkte werden in den größten Ausmaßen angelegt. Dazu kommt die rücksichtslose Ausnutzung der geringeren Kapitalkraft Japans durch die angelsächsischen Mächte. Japan hat sich gezwungen gesehen, seine wirtschaftlichen Unternehmungen in Korea und in der Mandschurei teilweise mit angelsächsischem Kapital zu finanzieren. Dieses Entgegenkommen verhinderte jedoch nicht, daß in China der wirtschaftliche Boykott gegen alle japanischen Waren organisiert worden ist. Die chinesische Studentenschaft, deren Bildung angelsächsisch ist, hat sich zum Hauptwerber des Boykotts gemacht. Neuerdings haben die Angelsachsen in China noch erreicht, daß, nachdem sich der Präsident bereits aus Peking vor der Soldateska Wupei fus

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unter englischen Schutz zurückgezogen hatte, der amerikanisierte Wellington Ko wieder Minister des Äußeren für den Norden wurde. In Kanton hat sich der ebenfalls amerikanisierte Sunjatsen der Macht zum zweiten Male bemächtigt. Die beiden angelsächsischen Mächte haben daraufhin an China Entschädigungsforderungen für die im Frühjahr von Räubern überfallenen Fremden gestellt, die deutlich erkennen lassen, wie China von ihnen ausgebeutet wird. Japan versucht demgegenüber die Verhandlungen mit Moskau, derentwegen Joffe schon seit vielen Monaten in Ostasien weilt, langsam in Fluß zu bringen. Es ist begreiflich, daß bei der Schärfe, die der Gegensatz zwischen den beiden Regierungen ursprünglich angenommen hatte, die Annäherung nicht recht von der Stelle rücken will. Es ist andererseits auch bezeichnend, mit welchem Jubel die französischen Zeitungen von jedem neuen vergeblichen Anlauf zur Verständigung Kenntnis geben. Man kann vielleicht daran ermessen, wie leidenschaftlich die Franzosen nach wie vor mit ihren Neigungen auf der Seite der Vereinigten Staaten sind. Sie haben ohne Zweifel allen Grund dazu.

Die russische Regierung scheint sich auf ihre hergebrachte Art nach der Schwächung, die ihre Lage erfahren hat, wieder einmal zu „sammeln". Sie ist mit der Organisation des Bundes der Sowjet-Staaten gekräftigt. Wenn die Ernte so gut ausgefallen ist, wie von der Regierung angekündigt wurde, werden wir in den nächsten Monaten die ersten zuverlässigen Beobachtungen machen können, welches Maß von Leistungsfähigkeit dem russischen Verkehrswesen verblieben ist.

In sehr lebhafter, aber einstweilen noch unübersichtlicher Bewegung befinden sich die sämtlichen Staaten des ostmitteleuropäischen Gebietes von der Ostsee bis hinunter zum östlichen Mittelmeer.

In der zweiten Hälfte des Juli fand zunächst eine Konferenz der Randstaaten unter Fernbleiben Litauens in Riga und dann eine Konferenz des Kleinen Verbandes in Sinaja statt. Der geringe Ertrag der Rigaer Konferenz wird von den anderen Teilnehmern Polen schuldgegeben, weil sein Außenminister Seyda nicht selbst erschien. In Sinaja war Polen auf die von den Vereinigten Staaten neuerdings eingeführte Weise eines nur zu Informationszwecken am Orte weilenden Abgesandten vertreten. Auch das Ergebnis von Sinaja darf nicht hoch bewertet werden. Das wahre Gesicht beider Konferenzen wird wohl am schärfsten gekennzeichnet, wenn man in ihren Beratungen der Spiegelung des großen Ringens Englands und Frankreichs um Ostmitteleuropa nachspürt. In Sinaja hatte Rumänien die Führung. Es bewahrte einerseits Bulgarien vor einer Stellungnahme Jugoslawiens und des noch nicht in den Kleinen Verband aufgenommenen Griechenlands gegen seine neue Regierung Zankoff und verschaffte andererseits Ungarn die Zustimmung des Kleinen Verbandes zu einer Wiederaufbauanleihe, wie sie Österreich erhalten hat. Dabei wurde freilich noch eine Sonderverständigung zwischen Benesch und Bethlen vorbehalten. In beiden Fällen entsprach Rumänien englischem Wunsche. Auch in dem Eifer, mit dem sich die kleineren Randstaaten in Riga auf die kommende Völkerbundtagung vorbereiteten, ließ sich der wachsende Einfluß Englands erkennen. Die Nachrichten der deutschen Zeitungen über die Richtung der augenblicklichen polnischen Außenpolitik sind durchaus widerspruchsvoll. Im großen und ganzen werden wir annehmen dürfen, daß Polen zu sehr mit inneren Schwierigkeiten zu ringen hat, als daß zur Zeit bei ihm von einer entschiedenen Außenpolitik die Rede sein kann. Unter diesen Umständen werden wir vielleicht auch den auffälligen Angriff, den das Leibblatt Beneschs, der „Cesko Slowo", nach Sinaja gegen Polen wegen seiner russenfeindlichen Haltung richtete, eher auf ein innenpolitisches Agitationsbedürfnis Beneschs als auf wirkliche Absichten Polens zurückführen dürfen. Allerdings hatte ihm der polnische Ministerpräsident durch eine Rede in Tarnow den Vorwand geboten. Eine grundsätzliche Wendung Polens gegen Osten statt gegen Deutschland könnte als An-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

näherung an England gedeutet werden, ebenso wie angenommen werden darf, daß der Abschluß des polnisch-türkischen Freundschaftsvertrags in Lausanne am 23. Juli auf eine Stellungnahme Polens an der Seite Englands hinauslaufen mag. Anderseits bemüht sich Witos aber, obschon ohne Erfolg, um eine festere Verbindung zwischen seiner Partei und der Rechten. Ohne sie dürfte sich das Ministerium auf die Dauer nicht halten; sie ist indessen nur um den Preis entschiedener Feindschaft gegen uns zu haben. In Jugoslawien ist die Spaltung zwischen Pasitsch und Raditsch nach dem Fehlversuch einer Verständigung für den Augenblick so tief geworden, daß Raditsch vor Gericht gebracht werden soll. Er ist nach London entflohen. Auf der serbischen Seite wird wohl mit dem Gedanken gespielt, ob man vom Föderalismus entschlossen zum Unitarismus übergehen und dabei das Opfer einer Abstoßung des rein kroatischen Gebietes bringen soll. Das Verhältnis der Bevölkerungszahl beider Gebiete wäre nach serbischer Berechnung 7 : 1. Jetzt haben Raditschs Anhänger die Losung aufgegriffen.

Österreich scheint die Honigmonate seiner Anlehnung an den Völkerbund schon hinter sich zu haben. Die Handelsverträge, die es letzthin mit Italien, Jugoslawien und Frankreich abgeschlossen hat, wurden von den Vertragsgegnern benutzt, um sich kraft ihrer politischen Übermacht Vorteile zu verschaffen, aber nicht, um die wirtschaftliche Lage Österreichs zu verbessern. Der Generalkommissar Zimmermann will deshalb beim Völkerbund vorstellig werden. Gegen den Vertrag über die Südbahn, zu dem Italien und Frankreich Österreich gezwungen haben, hat er bereits Einspruch erhoben. Der Vertrag mutet dem verarmten Österreich eine jährliche Zahlung von 20 Millionen Goldkronen zu, während er das wesentlich besser gestellte Italien vollständig entlastet. Es ist dasselbe selbstsüchtige Spiel, wie es bei der Abtragung der Kriegs- und Reparationsschulden von unseren Feinden mit uns gespielt wird.

Die regere Teilnahme der kleineren Randstaaten am Völkerbunde und ihre Einstellung dabei auf England ist keine vereinzelte Erscheinung.

Wie schon die letzte Tagung des Völkerbundrats im Juli zeigte, arbeitet England angestrengt daran, den vorwaltenden Einfluß Frankreichs im Völkerbund zu brechen und statt dessen selbst die Führung dort zu übernehmen. Diese Taktik gehört in das Einkreisungssystem, das England unter Baldwin gegen Frankreich immer mehr ausbildet. In der Sachverständigenkonferenz, die sich in London seit Ende Juni mit der Tangerfrage beschäftigt, zeigte sich sehr bald, daß sich England vorher mit Spanien verständigt hatte. Sie hat sich Mitte August vertagt.

In Lausanne ist am 24. Juli der Friede zwischen den Westmächten, Italien, Rumänien und der Türkei unterzeichnet worden. Noch ganz zum Schluß wurde der türkischen Forderung auf die Räumung Konstantinopels und auch zum Teil in der Konzessionsfrage nachgegeben. Jugoslawien unterzeichnete nicht und will nun allein mit der Türkei sich verständigen. Die Russen haben aus ihrer allgemeinen Lage den Schluß gezogen, daß sie am richtigsten handeln, wenn sie trotz ihrer Zurücksetzung in Lausanne das dort getroffene und einen wesentlichen Bestandteil des Friedens bildende Meerengenabkommen ebenfalls fürs erste unterschreiben. Sie haben am 15. August in Konstantinopel unterzeichnet. Da das Abkommen den englischen Kriegsschiffen die Durchfahrt durch die Dardanellen ins Schwarze Meer freigibt, schließt die Unterschrift Rußlands eine neue schwere Demütigung der Russen in sich. Sie suchen ihre Nachgiebigkeit damit zu rechtfertigen, daß sie wenigstens den Versuch machen möchten, durch eine Teilnahme an der Überwachung der Ausführung der Konvention deren Gefahren für ihre Sicherheit abzuwenden.

Mit verständlicher Genugtuung sprechen die türkischen Politiker seit dem Frieden von der Stellung, die sie ihrem Staate verschafft haben. Sie streichen heraus, daß er vollkommen unabhängig geworden ist und nach allen Seiten hin die ihm

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gemäßen Beziehungen anknüpfen werde. Sie haben diese Unabhängigkeit mit erheblichen Opfern an Land erkauft. Palästina und das Irak mußten sie den Engländern preisgeben. In Syrien beherrscht Frankreich den Bund der dort liegenden vier oder fünf autonomen Staatsgebilde. Immerhin ist den Türken ein für die Entwicklung eines Staatswesens hinreichend großer Raum mit schätzungsweise 7 bis 8 Millionen Menschen geblieben. Sie werden versuchen, sich darin mit Hilfe des angelsächsischen Kapitals empor zu wirtschaften. Die islamitische Bewegung hat ihnen die Dienste geleistet, deren sie bedurften. Es ist anzunehmen, daß sie sie fortan nicht mehr schüren werden. England kann nunmehr daran gehen, die Landbrücke von Ägypten nach Indien hinüber endgültig zu schlagen. Lord Curzon ist dem Ziele seines langen staatsmännischen Lebens so nahe wie noch nie.

Er bemüht sich mit langsam wachsender Entschiedenheit, fortan in der europäischen Politik die Steine aus dem Wege zu räumen, die England noch an den letzten Schritten zum Ziele hin verhindern.

Poincarés entschlossenes Draufgehen im Ruhrgebiet ermöglicht England, sich den Schein zu geben, daß es eine Politik des Zusammenhaltens der Koalition und der Wiedervereinigung ihrer Mitglieder auf einer Linie verfolge. Die taktischen Umstände sind seiner Diplomatie deshalb günstig. Am 20. Juli übersandte das englische Kabinett den verbündeten Kabinetten seinen Entwurf einer gemeinsamen Antwort an Deutschland auf dessen zweite Note vom 7. Juni. Der Entwurf wurde geheim gehalten, bis die Stellungnahme der Regierungen erfolgt war. Dann teilten Baldwin und Curzon seinen Inhalt im englischen Parlamente am 2. August mit. Deutschlands Ersuchen um eine Nachprüfung seiner Zahlungsfähigkeit sollte zwar angenommen, aber die Nachprüfung nicht durch einen international zusammengesetzten, also auch Neutrale in sich einschließenden Ausschuß vorgenommen werden. Die Nachprüfung sollte lediglich ein Anliegen der in der Reparationskommission vertretenen Mächte bleiben. Ferner sollten von Deutschland weitere Bürgschaften verlangt und ihm endlich gegen eine allgemein gehaltene Zusage versöhnlichen Verfahrens seiner Feinde der Verzicht auf den passiven Widerstand angeraten (nicht auferlegt) werden. Die Störungen des französisch-belgischen Regiebetriebs im besetzten Gebiete hatte es ausdrücklich zu mißbilligen.

Das Bekanntwerden des Entwurfs löste in Deutschland eine schlimme Enttäuschung aus, auch in Kreisen, die der englischen Politik lange Zeit Vertrauen entgegengebracht hatten. Es sei als Beispiel dafür nur auf die Mittwoch-Rundschau von Hötzsch in der „Kreuzzeitung" verwiesen. Psychologisch ist die Enttäuschung begreiflich. Tatsächlich war sie kaum gerechtfertigt. Ein Anlaß dazu, mehr von England zu erwarten, war uns von den Engländern nicht gegeben worden. Sie haben Poincaré beim Einmarsche ins Ruhrgebiet guten Erfolg gewünscht. Sie haben in keinem Augenblicke unserer Abwehr irgendwelche Zuneigung bezeugt. Daß sich die Regierung Cuno von ihnen unter dem Drucke Stresemanns und der Sozialisten dazu verlocken ließ, während der Dauer der Ruhrbesetzung in einen Notenwechsel mit den verbündeten Mächten einzutreten, mußte beinahe zwangsläufig zur Erteilung des englischen Rates führen, daß wir den Widerstand aufgeben möchten.

Etwas ganz anderes ist es mit dem englischen Urteil über die störende Einwirkung des Ruhreinfalls auf die vom Kriege her noch empfindlich gestörte Weltwirtschaft. Hierin richtet sich die englische Regierung ebenso unwillkürlich gegen Frankreich wie in der Frage des passiven Widerstandes gegen uns. Nach englischer Meinung hat die französische Politik den ihr gewünschten guten Erfolg bisher nicht gezeigt und deshalb zürnt man ihr. Hält man nur die beiden Gesichtspunkte auseinander, so sind die verschiedenen englischen Äußerungen durchaus eindeutig und klar.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gegen Frankreich hatte Baldwin in einer außerparlamentarischen Rede schon Ende Juli gesagt, daß der Ruhreinfall auf die Weltwirtschaft gewirkt habe, als wenn jemand ein Taschenmesser in das Räderwerk einer Uhr hineinstoße. Poincaré war trotzdem nicht bereit, in seiner Stellungnahme zu dem englischen Antwortentwurf der englischen Auffassung Rechnung zu tragen. Belgien war schon bereiter dazu. Aber Frankreichs Einfluß überwiegt in Brüssel noch so sehr, daß es ihm gelang, die Belgier wenigstens zur gleichzeitigen Überreichung ihrer Note mit der französischen Note zu bereden. Um Belgien wider die englischen Bemühungen auch für die Zukunft möglichst zu festigen, ließ ihm Poincaré eine Anleihe von 400 Millionen Goldfranken zur Stütze der belgischen Währung anbieten. Zu gleicher Zeit fanden in Paris Beratungen des französischen mit dem tschechischen und polnischen Generalstab statt. Die französische Propaganda holte überall in der Welt zu einer neuen Anstrengung aus. Unsere deutschen Volksgenossen in unserer Nordmark bekamen ihren Einfluß unmittelbar in neuen Bedrohungen zu spüren. Vor allem aber meinte Frankreich mit der Besetzung des Ruhrgebiets und ihrer Organisation so weit vorangekommen zu sein, daß es unsere Hauptbollwerke, die Hauptstellungen stürmen könnte. Man hatte Anfang Juni Maßnahmen eingeleitet, die man als Blockade der Schwerindustrie an der Ruhr kennzeichnete. Sie liefen darauf hinaus, planmäßig die Kokereien von den verarbeitenden Werken zu trennen und dadurch nach und nach die deutsche Erzeugung dort völlig zu lähmen. Nunmehr wollte man ebenso planmäßig die stillgelegten Werke in eigene Regie übernehmen und mit Hilfe herbeigerufener Arbeitskräfte aus den uns feindlichen Ländern, ferner mit Hilfe der im Ruhrgebiete zahlreich angesessenen polnischen Arbeiter und nachgiebig gewordener deutscher Elemente sie wieder für französische Rechnung in Betrieb setzen. Die öffentliche Ankündigung, daß man soweit sei, sollte wohl ebenso die öffentliche Meinung in England wie bei uns einschüchtern. Wieder und wieder wurde seit Anfang Juli der Verkehr zwischen dem besetzten und unbesetzten Gebiet gesperrt, um das besetzte Gebiet auch seelisch immer mehr vom unbesetzten zu trennen und in die Gewalt Frankreichs zu zwingen.

Dem wirkungsvollen Aufmarsche Frankreichs gegenüber zeigte der Aufmarsch des englischen Kabinetts zunächst bedenkliche Schwäche und Verfahrenheit. Alles, was Baldwin auf die Zurückweisung seiner Vorschläge fürs erste unternehmen zu können glaubte, war die Veröffentlichung des Schriftwechsels zwischen London, Paris und Brüssel. Poincaré kam ihm auch darin noch zuvor durch Ausgabe eines französischen Gelbbuches. Im Schoße des englischen Kabinetts mußten heftige Meinungsverschiedenheiten ausgetragen werden. Einige Tage lang war eine Kabinettskrisis nicht unwahrscheinlich. Dann aber wurden Baldwin und Curzon ihrer Gegner Herr, und gegen die Mitte des Monats bekamen sie dadurch auch zu einer nachdrücklichen öffentlichen Vertretung des weltwirtschaftlichen Interesses an der Ruhrfrage wider die Franzosen die Hände frei. Sie erklärten den französischen Einmarsch als vertragswidrig und verlangten, daß sich die Reparationskommission darüber äußern und falls sie zu keiner Einigung käme (was von England abhängt!), der Haager Schiedsgerichtshof angerufen werden sollte. Sie drohten, daß, wenn Frankreich Deutschlands Reparationsfähigkeit zerstöre, England sich durch Einforderung der französischen Kriegsschuld schadlos halten werde. Damit wurde der Finger auf den wirklich schwachen Punkt der französischen Stellung gelegt, den die Franzosen mit Hilfe amerikanischer Finanzleute noch zu verdecken vermögen, der aber doch vorhanden ist. Die französischen Finanzen sind nicht mehr gut. Es folgte auch sofort ein englischer Druck auf den Franken. New York suchte ihn unschädlich zu machen.

Unser gutes Recht wie unsere Not kommen bei dem Aufmarsche der beiden Westmächte nicht im geringsten mit in Betracht. Gegeneinander stellen sich der wirtschaft-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liche Imperialismus Englands und die festländische Hegemonialpolitik Frankreichs. Italien sehen wir näher an England, obwohl Mussolini einer Festlegung noch ausweicht und daher nur mündlich sich äußert; Belgien wird mit aller Kraft von Frankreich auf seiner Seite festgehalten.

Wir müßten schon nicht mehr die Deutschen der letzten Jahre sein, wenn wir uns in diesem Augenblicke fein ruhig und abwartend im Hintergrunde gehalten hätten und unser Elend möglichst verschleierten. Der Reichstag, der im Juli 1917 Bethmann Hollweg warf und dadurch in den Franzosen die Vorstellung weckte, daß die Wogen der russischen Revolution schon nach Deutschland hinüberschlügen, und die Engländer überzeugte, daß mit uns eine vorsichtige und beständige Politik nicht mehr zu treiben sei, beeilte sich diesmal unmittelbar vor dem Abgang der warnenden englischen Note nach Paris, Cuno zu stürzen und der Welt den Glauben einzuflößen, daß wir innenpolitisch wieder ungefähr so weit seien, wie bei der Übernahme der Reichskanzlerschaft durch Max von Baden Anfang Oktober 1918. Kanzler an Cunos Statt wurde Stresemann. Sein Versuch, die Große Koalition (als sein politisches Ideal seit langem) mit einer gleichwertigen Vertretung der bürgerlichen Arbeitsgemeinschaft und der Sozialdemokraten im Kabinett zustande zu bringen, scheiterte im ersten Anlauf. Tatsächlich wurde ein sozialistisches Kabinett mit Stresemann mehr als Sprechminister denn als Kanzler gebildet. Stresemann hatte früher nahe Fühlung mit der englischen Botschaft. Wir haben an dieser Stelle im Maiheft unsere Leser genau ins Bild zu setzen gesucht, wie er durch Georg Bernhard und dessen französische Gegenspieler in die französische Richtung hinübergelockt wurde. Ihr hängen unsere Sozialisten überwiegend an. So wurde denn auch die neue Reichsregierung von den französischen Blättern sofort als Ausdruck unseres Umfalls von der englischen auf die französische Seite empfunden. Nichts Lieberes konnte Frankreich in diesem Augenblicke geschehen. Aber es scheint, daß sich die kühlen Engländer nicht beirren ließen. Ihr Einfluß auf Stresemann ist zu alt, als daß er in den letzten Monaten ganz ausgeschaltet worden wäre. Stresemann ist weich, und die Sozialisten haben schließlich zu wenig außenpolitische Kenntnisse und außenpolitischen Instinkt, als daß nicht auch sie gedreht und gewendet werden könnten. Unser Widerstand an der Ruhr hat der englischen Politik die bescheidene Unterstützung verschafft, die ihr von uns in ihrem großen Weltspiel willkommen war. Sein Abbau, der unmerkliche Verzicht auf ihn erleichtert ihr heute, vom Aufmarsch gegen Frankreich wieder zu Verhandlungen mit ihm überzugehen. Baldwin wie Poincaré haben auf dem Schachbrett ihres Kampfes die Hand an dem deutschen Bauern und gedenken ihren nächsten Schachzug mit ihm zu tun.

Poincaré hat diesmal auf die englische Note in weniger als einer Woche geantwortet. In London gibt man sich den Anschein, seine Antwort dahin zu verstehen, daß er endlich in eine ernstliche Erörterung des englischen Interesses an der Reparationsfrage eingetreten ist, und zeigt sich dafür bereit, die Frage der Ruhrbesetzung wieder zurückzustellen. In Berlin paßt man sich dieser Auffassung geschmeidig an und bringt es fertig, in den Vorschlägen Poincarés sogar eine Annäherung an die Erbietungen Cunos vom 7. Juni zu sehen. Als Beispiel sei nur angeführt, daß die unter Stresemann vorläufig durchaus ministeriell gewordene „D. A. Z." schreibt: „Kurz umrissen sind danach seine (Poincarés) Pfänder: die Eisenbahnen des linken Rheinufers, gewisse Zechen des Ruhrgebietes, die deutschen Zölle . . . Im Januar in Paris verlangte er: Abgabe von Devisen aus der Ausfuhr des besetzten Rheinlandes und des Ruhrbeckens, die Zolleinnahmen aus demselben Gebiet und Beschlagnahme der Kohlensteuer dort. Es ist ersichtlich, daß die Pfandforderungen der jetzigen Note dem Angebot des deutschen Juni-Memorandums näher kommen als die französischen Forderungen vom Januar. Freilich müßte die gänzliche Inanspruchnahme

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der rheinischen Bahnen und gewisser Ruhrzechen in eine allgemeine Hypothek auf die deutschen Reichsbahnen und eine allgemeine Garantie der deutschen Wirtschaft umgewandelt werden, wie diese im deutschen Memorandum vorgesehen waren." Als ob damit nicht eben der springende Punkt im Poincaré-Programm in sein Gegenteil verkehrt würde. Die neue Regierung will ihn nicht sehen, und über diesen Verwandlungskunststücken auf deutscher Seite behalten Frankreich und England die Zeit, den Ausgleich zwischen dem Imperialismus drüben und der Hegemonialpolitik hüben zu finden, und ist das Kunststückchen dem verehrlichen deutschen Michel erst vorgeführt, sind die Rheinlande in der französischen Tasche.

Frankreich hat schon erreicht, daß die separatistische Bewegung am Rhein sich ganz offen breitmachen kann. Unter Englands Einfluß begeistern sich immer weitere deutsche Kreise für unsern Eintritt in den Völkerbund. England bereitet für den Oktober den Zusammentritt seiner diesjährigen Reichskonferenz vor, um die Dominien gegen Frankreich mit in seine Wagschale zu werfen, und hat sein Parlament bis zum November vertagt.

Die Vereinigten Staaten sind durch den unerwarteten Tod Hardings am 2. August und die Nachfolge Coolidges von den europäischen Streitigkeiten noch weiter als bisher abgerückt worden. Der Staatssekretär hat sich sofort beeilt, in einer Rede, die er in Newhaven hielt, keinen Zweifel darüber zu lassen.

Pertinacior.

Paul Hermberg. Der Kampf um den Weltmarkt. Handelsstatistisches Material.

W. Halm und A. v. Lilienfeld-Toal. Regelung des Handels und Verkehrs in Rußland, Gesetze und Verträge der Sowjetregierung. Beide herausgegeben vom Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr an der Universität Kiel. Jena 1921, Kommissionsverlag von Gustav Fischer.

Das Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr an der Universität Kiel hat sich ein großes Verdienst durch die Veröffentlichung beider Bände erworben.

Die „Handelsstatistischen Übersichten" vermitteln uns einen Einblick in das Ringen der Völker um den Weltmarkt vor dem Kriege. Der erste Teil gibt einen Überblick über den Welthandel, der zweite stellt den Anteil der vielen großen Wettbewerber Deutschlands, Englands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten von Amerika, an den einzelnen Märkten der Welt dar und zeigt die Veränderungen des Anteils in den letzten Jahrzehnten. Überraschend einheitliche Entwicklungslinien treten hervor.

Das Material zu den Tabellen wurde mit großem Fleiß und Geschick aus den Handelsstatistiken der einzelnen Länder zusammengetragen. Daher mußten die handelsstatistischen Methoden der einzelnen Länder, die keineswegs gleichartig, sondern nach den verschiedensten Grundsätzen aufgebaut sind, dargestellt werden. Dies ist in Anmerkungen gegeben. Die wichtigsten Belegstellen der amtlichen Auslassungen über die Methoden der Handelsstatistik wurden im Wortlaut zitiert. Damit ist auch das Material zur Beurteilung des Aufbaus der gesamten Handelsstatistiken der Welt zusammen.

Heute, wo die Neugestaltung der Statistik auf der Tagesordnung steht, wird diese Materialsammlung in wirtschaftlich interessierten Kreisen willkommen sein. Darüber hinaus aber — und darauf legen wir den größten Wert — gibt dies glänzend durchgearbeitete und auch für den in seiner Zeit beschränkten Politiker gut lesbare Buch uns eine der Ursachen des Krieges: den zahlenmäßigen Nachweis des jähen Aufstiegs des deutschen Welthandels, der anderen unbequem wurde.

Das andere Buch ist ein Quellenwerk in Originalübersetzungen, welches einen planmäßigen Überblick über das bietet, was Politiker, Historiker, Juristen und Kaufleute über die gesetzliche Regelung von Handel und Verkehr in Rußland wissen müssen. Es enthält: Rechtliche Grundlagen des Wirtschaftslebens, Grundgesetz, Gerichtsordnung vom 21. Oktober 1921, Erfindungen, Warenzeichen, Organisation des Wirtschaftslebens im allgemeinen und des Binnen- und Außenhandels im besonderen; Geld-, Bank-, Effekten- und Versicherungswesen; Verkehrswesen; die rechtlichen Grundlagen des Verkehrs mit dem Ausland; Konsularordnung: Konzessionen; zollamtliche Behandlung der Einfuhrwaren; die Handelsabkommen mit den Randstaaten; Deutschland und Finnland. Auch die Gesetze über die Neuorientierung der Wirtschaftspolitik sind in dem Werke enthalten.

Da von Zeit zu Zeit die Neuerungen auf den bearbeiteten Gebieten in Nachträgen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

veröffentlicht werden sollen, wird das Werk vor einem Veralten bewahrt und schafft die Möglichkeit zu fortlaufender Orientierung. Diese ist um so notwendiger, als in den Handelsabkommen mit Deutschland sich die Sowjetregierung durchaus auf den Boden ihrer eigenen Gesetzgebung gestellt hat.

Diese Sammlung ist in mehr als einer Beziehung interessant und originell. Ich habe kaum je eine Gesetzessammlung in der Hand gehabt, die mich so fremdartig anmutete. Der Geist dieser Gesetzgebung ist ein ganz anderer, als wir ihn gewöhnt sind, seine Technik ist völlig neu. Im Vorwort der „Sammlung der wirtschaftlichen Dekrete und Verordnungen" findet sich folgende bezeichnende Stelle, die den fließenden Charakter der gesetzgeberischen Tätigkeit der alles umstürzenden Bolschewisten gut bezeichnet:

„Die Gesetzgebung untersucht noch den Boden, begeht wiederholt Fehler, beeilt sich, diese zu verbessern, verfällt von neuem in Fehler, um sie darauf erneut zu verbessern. Der Gesetzgeber kann dem reißenden Strome des Lebens, dem Vorstürmen der geschichtlichen Entwicklung im Zeitraum der Revolution nicht folgen. In den Zeiten mächtiger sozialer Umwälzungen kann und darf die Gesetzgebung sich nicht anmaßen, mit erschöpfenden, systematischen Codices hervorzutreten, denn ein abgeschlossenes System ist in der Gesetzgebung nur dann denkbar, wenn das Leben selbst, dieser quellende Born der Gesetzgebung, in mehr oder weniger gefestigten Fluß gebracht worden ist. Solange aber der unterirdische Vulkan der Revolution noch neue und neue formlose, glühende Massen zutage schleudert, wäre es naiv und lächerlich, den Versuch zu machen, die glühende, noch lange nicht abgekühlte Lava in fein bearbeitete Rechtsschranken einzuzwängen. In diesen historischen Augenblicken stellt die Gesetzgebung nicht ein festes, wenig wandelbares System dar, sondern ist ein äußerst beweglicher, veränderter Prozeß rechtlicher Normenschöpfungen, in Anpassung an die Forderungen der gegebenen Stufe des revolutionären Werdeganges."

Die Einleitung gibt folgenden Ausspruch Lenins wieder: „Es ist uns gar nicht lustig zumute, wenn wir die bereits erlassenen Dekrete abändern müssen. Wer aber die Sache tiefer auffaßt und die immense weltwirtschaftliche Bedeutung der Aufgabe, die nun auf den Schultern des russischen Proletariats ruht, erkennt, der wird uns nichts vorwerfen können, wenn er nur ein wahrer Sozialist ist. Niemand kann von uns verlangen, daß wir beim ersten Anhieb den Nerv der neuen Organisation finden."

Aus dem überreichen Inhalt der Gesetze sei nur die Definition des Begriffs „Recht" aus der Verordnung des Volkskommissariats für Justiz betr. Grundsätze des Strafrechts der R. S. F. S. R. vom 12. 12. 1919 (Gesetzessammlung 1919 Nr. 66 Art. 590) mitgeteilt. Sie ist brutal und aufrichtig und erinnert an Spenglers Ausführungen im zweiten Bande des „Untergang des Abendlandes".

„Recht ist ein System (eine Ordnung) gesellschaftlicher Beziehungen, welches den Interessen der herrschenden Klasse (Spengler sagt Partei) entspricht und durch die organisierte Gewalt derselben beschützt wird."

In Italien machen zur Zeit Mussolinis Fascisten auf diese Weise „Recht".

Karl C. von Loesch.

Die Taunusreise. Beschrieben und gezeichnet von **Peter Cornelius** und **Christian Xeller**. München 1923, Franz Hanfstängl.

Von Berlin nach Danzig. Eine Künstlerfahrt im Jahre 1773 von **Daniel Chodowiecki**. 108 Lichtdrucke mit erläuterndem Text und einer Einführung von **Wolfgang von Öttingen**. Leipzig 1923, Insel-Verlag.

Im Jahre 1811 unternahm der damals achtundzwanzigjährige Cornelius, der 1809 von Düsseldorf nach Frankfurt übergesiedelt war, mit seinem Kunstgenossen Xeller und mehreren Frankfurter Freunden und Freundinnen ein Reischen in den Taunus, dessen harmlos-heitere Erlebnisse Cornelius und Xeller in Schrift und Zeichnung der Erinnerung aufbewahrt haben. Dieser Reisebericht wird hier zum erste Male veröffentlicht. Er ist zeitgeschichtlich nicht ohne Interesse, insofern er eine ganz bezeichnende Mischung klassizistischer und romantischer Elemente darstellt. Homerische Redewendungen, homerische Vergleiche, antike Bildvorstellungen vertragen sich mit dem humoristisch-ironischen Stile Don Quijotes; die literarische Aufmachung im ganzen ist romantisch — das bedeutet locker und selbst fragmentarisch —, romantisch ist die Liebe zu Ruinen, das verinnerlichte Naturgefühl, das nachdrückliche Bekenntnis zur deutschen Natur, die Bewunderung der gotischen Madonna von Königstein. Und zu dieser literarischen Stilmischung findet sich Gegenbildliches in den Zeichnungen. Von ihnen stammt eine, in ihrer ängstlichen Feinheit geradezu rührend, von Xeller, alle übrigen hat Cornelius beigesteuert. Man darf nicht vergessen, daß es anspruchslose Gelegenheitsschöpfungen sind, aber sie sind wohl lehrreich für den Cornelius der Faust-Zeichnungen, der sich von alter Form zu befreien bestrebt ist. Noch gehören Bildaufbau, Bildgedanken und Bewegungsmotive ganz überwiegend dem klassizistischen Vor-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rate an, aber die verstärkte Ausdruckskraft der Linie und zumal die selbständige Funktion, die ihr gern zugeteilt wird, deuten auf neue Formvorstellungen. Das hat die Herausgeberin, Rosy Schilling, deren Einführung und Erläuterungen alles Nötige geben, ganz richtig hervorgehoben; ihre Mitteilungen über Keller machen auf mehr begierig. Das sorgsam ausgestattete Büchlein macht eine schätzbare Inkunabel der Romantik der Benutzung zugänglich.

Beinahe vierzig Jahre früher hatte Chodowiecki jene Reise nach Danzig unternommen, deren Ertrag das berühmte, im Besitze der Berliner Akademie befindliche Skizzenbuch bildet. Wolfgang von Öttingen, der seine neue Ausgabe besorgt hat, zählt zu den tüchtigsten Chodowiecki-Kennern; ihr geschmackvolles Gewand bewährt den guten Ruf des Verlages. Chodowiecki stand auf der Höhe des Lebens und der Künstlerschaft, als er nach vierzigjähriger Trennung die alte Heimat und seine dort lebenden Angehörigen wieder aufsuchte. Hier befinden wir uns nun ganz im Umkreise der Wirklichkeit und der Sachlichkeit. Ohne Romantik und ohne Sentimentalität verzeichnet Chodowieckis Stift seine Reiseabenteuer, dann aber vor allem Menschen und Örtlichkeiten der Vaterstadt in das ihn stets begleitende Büchlein, mit jenem sich ganz genügenden Interesse für das, was ist, das ihn zum Vorfahren und Geistesverwandten Menzels stempelt. Sein unbefangener Wirklichkeitssinn und die frische und geistreiche Niederschrift seiner Beobachtungen ziehen den Betrachter ganz in seinen Bann; den verschiedensten Ansprüchen gewährt sein Skizzenbuch Befriedigung, Anregung und reizenden Genuß. Kulturgeschichtlich sind seine Schilderungen der von ihm durchreisten Landschaften und ihrer Bewohner, vor allem aber die von Danzig von höchstem Werte. Auf das gegenwärtigste wird man mitten hinein in die malerische alte Hansestadt, ihr Volksgemisch, in die feine sparsame Behaglichkeit der Bürgerheime versetzt. Der beherrschende künstlerische Stil ist das Rokoko, das jedoch von Chodowiecki entschlossen ins Deutsch-Bürgerliche umgestellt wird; stark ausgeprägt ist der Sinn und die Fähigkeit für Darstellung des Innenraumes; in manchen der frischesten Zeichnungen wird Rembrandts Einfluß erkennbar. Sicherer als die Figur ist die Raumbehandlung, die durchweg meisterlich und sehr mannigfaltig ist. Und bei aller strengen Sachlichkeit fehlt es doch auch nicht an Zügen feiner Empfindung (Begrüßung der Mutter, Nr. 24) und stillen Humores (Zweite Sitzung des Primas, Nr. 65). Die Staroststschenka Ledikowska (Nr. 77) ist ein entzückendes Stück deutscher Rokokozeichnung. Bald sind einhundertundfünfzig Jahre über des Meisters Danziger Reise dahingegangen; dank seinem Skizzenbuch ist sie uns noch heut unvermindert anmutige und reiche Gegenwärtigkeit, und das wird sie auch künftigen Geschlechtern bleiben. Albert Dresdner.

Das Schloß zu Güstrow. Von Oscar Gehrig. Ein Hauptwerk der Renaissance in Deutschland. Güstrow, Verlag und Aufnahmen von W. Block.

Das Schloß zu Güstrow steht an der Stelle der 1557 abgebrannten Burg; seine Baugeschichte reicht bis ins 17. Jahrhundert, etwa über hundert Jahre. Es bildet ein künstlerisch hervorragendes, kunstgeschichtlich bedeutsames Denkmal der deutschen, insonderheit der norddeutschen Renaissance. In merkwürdiger Weise begegnen sich in dem Bau zwei Strömungen: an ihm haben Philipp Brandijn und Franciscus Pahr gearbeitet. Brandijn stammte aus Utrecht; die Familie Pahr, deren Geschichte August Hahr untersucht hat, war ursprünglich wohl lombardischen Ursprungs, schob sich dann allmählich bis nach Schlesien vor (Piastenschloß zu Brieg) und wanderte von dort weiter nach Mecklenburg. Von den beiden in Güstrow sich berührenden Meistern führen Linien weiter nach dem germanischen Norden: Brandijn hat das Schloß zu Nykjöbing auf Falster gebaut, Dominicus Pahr für Johann III. von Schweden die Erneuerung des Schlosses zu Kalmar durchgeführt. Pahr wurzelte in den strenger an die Antike sich anlehnenden lombardischen Bauformen, die er jedoch bereits den Bedürfnissen und dem Geschmacke des Nordens anpaßt; stärker ist dieser letztere Zug in dem leider nur noch zum Teil erhaltenen Werke Brandijns ausgeprägt, das aus einer bürgerlicheren Baugesinnung herausgewachsen ist. Beide waren vorzüglich tüchtige Meister; der von ihnen geschaffene Bau ist klar, stattlich und vornehm in der Gesamterscheinung und reich an wirkungsvollen Einzelteilen. In den sehr bemerkenswerten Holzreliefs des großen Festsaales meldet sich die malerische Auffassung des Barocks, dessen Stilform das erst im 17. Jahrhundert entstandene Pforthaus angehört. Auf zwölf guten Lichtdrucktafeln sind alle wichtigeren Teile des Schlosses in wohlgelungenen Aufnahmen wiedergegeben; Gehrigs Erläuterungen sind klar und unterrichtet, und so ist dem Bau in dieser Veröffentlichung ein würdiges literarisches Denkmal errichtet. A.

Die altnordische Kunst. Grundprobleme vorhistorischer Kunstentwicklung. Von F. Adama van Scheltema. Berlin 1923, Mauritius-Verlag.

Die Begrenzung des Buches wird durch den Doppeltitel angedeutet. Die altnordische Kunst, die es behandelt, ist die von der jüngeren Stein- bis zum Abschlusse der Eisenzeit;

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rückgreifend untersucht es auch die überaus merkwürdige, isolierte Erscheinung der diluvialen Kunst und das in vieler Hinsicht für die Kunsterkenntnis geradezu entscheidende, aber freilich auch höchst verwickelte Problem vom Anfange der Kunst. Überall bekundet der Verfasser eine in der Kunstliteratur nicht eben häufige Strenge der Begriffsbildung und Begriffsentwicklung; sehr besonnen bahnt er sich seinen Weg durch das Dickicht der Theorien über den Ursprung des Geräteornaments. Seine Auffassung, daß dieser im Körperschmucke zu suchen sei, ist auch die meine; es ist wohl die einzige, die eine Brücke schlägt zum Verständnisse vom Werden künstlerischen Formgefühls. Volle Zustimmung verdient der Verfasser, wenn er die Vertreter der Kunstgeschichte auffordert, deren Absperrung gegen die „Vorgeschichte" endlich aufzuheben: weder läßt sich eine überzeugende Grenzlinie ziehen noch überhaupt die Abgrenzung hinlänglich rechtfertigen; wohl aber ist im Dunkel der Prähistorie manche Lichtquelle für Probleme der späteren Kunstentwicklung zu finden — Adama van Scheltemas Darstellung der altnordisch-germanischen Kunst selbst liefert dafür vollgültigen Beweis. Der Stilcharakter, den er auf Grund eingehender und tiefschöpfender Formzergliederung dieser Kunst zuschreibt, wird durch zwei Hauptzüge bestimmt: sie ist an das Gerät gebundene und in Form und Entwicklung durch ihre Beziehung zu ihm bedingte Ornamentkunst, und sie ist abstrakt-geometrisch; ihr mangelt das in der orientalisch-südlichen Kunst von frühesten Anfängen an wirksame Bestreben der Nachahmung der Naturerscheinungen; soweit sie Naturformen aufnimmt, verarbeitet sie sie in voller Freiheit, indem sie sie denaturalisiert und in reine Form- und Bewegungsmotive vergeistigt. Die Bedeutung dieser Charakteristik, die ich im wesentlichen als zutreffend erachte, wird sogleich erkennbar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die aus diesem Formwillen erwachsene Kunst des germanischen Tierornaments die reinste germanische Kunstschöpfung der Kunstgeschichte bildet. Abgesehen etwa von gelegentlicher Neigung zur Überspitzung der Stilbestimmungen hat Adama van Scheltema die Untersuchung dieser Gruppe mit großer Umsicht und Feinfühligkeit durchgeführt. Zu bedauern ist, daß er nicht wenigstens noch die ältere Wikingerkunst in den Kreis seiner Darstellung einbezogen hat; auch kann ich seiner Begründung nicht zustimmen, daß in ihr eine innere Entfaltung des Stiles nicht mehr erkennbar werde. Die erneute Auseinandersetzung mit den durch die karolingische Kunst vermittelten Naturformen, die der Oseberg-Kunst eigenen, starken, plastischen Wirkungen, die zugleich der Modellierung der Form durch Licht und Schatten neue Möglichkeiten eröffnen, die Neigung zur malerischen Formverunklärung (Verwendung von Silbernägeln): das sind doch neue und wesentliche Züge, und wenn man von einem Barock der altnordischen Kunst sprechen will, so wird er in der Oseberg-Kunst zu suchen sein. Vielleicht entschließt sich der Verfasser bei einer Neuauflage, seinem Buche wenigstens eine Übersicht der ferneren Geschichte der nordischen Kunst vom Oseberg- bis zum Urnes-Stile einzugliedern. Der Erfolg einer zweiten Auflage aber ist dem Buche zu wünschen, das bedeutend in der Problemstellung, tüchtig in der Führung der Untersuchung, wichtig in seinen Ergebnissen ist und vielfach weite Perspektiven eröffnet. Nicht umsonst bemüht sich der Verfasser, abschließend seine Ergebnisse mit den bekannten Formkategorien von Wölfflin und Frankl in Richtung zu bringen. Sie liegen auf einem Wege, auf dem sich vielleicht zuletzt die Erkenntnis einer gesetzmäßigen, in großen Zeitschwingungen unter immer neuen Bedingungen sich wiederholenden Dialektik der Kunstentwicklung gewinnen läßt, die nicht nur der Kunstgeschichte, sondern auch der Kunstkritik neue Aufgaben stellen würde.

Albert Dresdner.

Kunstdenkmäler zwischen Maas und Mosel. Von Heribert Reiners und Wilhelm Ewald. München 1921, F. Bruckmann.

Den deutschen Waffen ist die deutsche Kunstforschung gefolgt, nach Vorderasien und Polen, nach Belgien und Frankreich. Wo jene oft notgedrungen zerstören mußten, konnte sie aufbauen. Sie hat Kunstprovinzen und Kunstschöpfungen entdeckt, um die sich die Einheimischen oft nicht gekümmert, die sie jedenfalls nicht nach Gebühr gewürdigt und erschlossen hatten, und die nun durch die deutsche Arbeit der Wissenschaft neu geschenkt worden sind. Und nicht immer handelt es sich dabei um entlegene, in kulturarme Länder eingeschlossene Gebiete. Uraltes Kulturgebiet ist das in dem vorliegenden schönen Werke behandelte Lothringer Land, ein deutsch-französisches Grenzland, das ursprünglich reichszugehörig war, dann aber etappenweise vom 14. bis zum 16. Jahrhundert von Frankreich aufgesogen worden ist. Die Ursache, weshalb die kunstgeschichtliche Kenntnis und Erkenntnis des reichen Denkmälerschatzes dieses Gebietes bisher rückständig geblieben ist, legt Dr. Heribert Reiners, auf dessen gediegenes Buch über die Kölner Kirchen hier früher hingewiesen worden ist, treffend dar: die deutschen wie die französischen Forscher haben an den Landesgrenzen Halt gemacht und darüber die künstlerischen Zusammenhänge übersehen, die über diese hinaus die Kunst des Landes zwischen Maas und Mosel mit Deutschland ver-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

knüpfen. Trier, bis gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts die Hauptstadt der lothringischen Kirchenprovinz, war die Kraftquelle, die die frühmittelalterliche Kunst Lothringens gespeist hat, und Dünungen dieses Wirkungszentrums sind selbst bis in die Vogesen und das Elsaß zu verfolgen. Am Studium der Klosterkirchen zu Mont-Saint-Martin und St. Marie-aux-Bois konnte Reiners Werden und Wesen der romanisch-lothringischen Kunstgruppe klarlegen; die Kirche zu Mont-devant-Sassey hingegen bildet möglicherweise eine Vorstufe zu den romanischen Glanzleistungen in Trier (Dom, St. Simeon) und hat ihre Anregungen anscheinend von lombardischen Künstlern bezogen, deren Tätigkeit in der ganzen germanisch-romanischen Kunst der Zeit bis in den hohen Norden hinauf (Dom zu Lund) einen so wichtigen Einschlag bildet. Die Gotik ist in dem Lande zwischen Maas und Mosel erst im 14. Jahrhundert zur vollen Entfaltung gelangt; ihr Hauptwerk, die Abteikirche zu Mouzon, hat das Vorbild der Laoner Kathedrale frei verarbeitet. Außer diesen Kirchenbauten hat Reiners auch noch die Burgen und Schlösser des Gaues dargestellt, deren Hauptschöpfung das imposante Schloß Louppy bildet. Wilhelm Ewald hat seinerseits eine Schilderung der Denkmäler von Marville beigesteuert, unter denen der ehrwürdige Friedhof besonders bemerkenswert ist, sowie Avioth und seine altberühmte Wallfahrtskirche eingehend dargestellt. Beide Verfasser arbeiten mit gründlichem Rüstzeuge, die politische, kulturelle, künstlerische Geschichte des Gebietes wird allseitig klargestellt, eine neue Masche ins Netz der Geschichte der romanischen Kunst ist geknüpft, und ungemein reich ist der Band mit wohlgelungenen Abbildungen nach Aufnahmen und Zeichnungen ausgestattet. So bildet er im ganzen ein würdiges Denkmal der Barbarengesinnung, deren wir Deutsche uns rühmen. L.

Rembrandt als Erzieher. 56.—60. Auflage. Autorisierte Neuausgabe. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

Vor ein neues Geschlecht und in eine von Grund aus traurig veränderte Welt tritt, dreiunddreißig Jahre nach seinem ersten Erscheinen, des Rembrandtdeutschen Buch in neuer Ausgabe. Die es heut zum ersten Male lesen, werden nicht ohne Erschütterung in dem Verfasser einen Mann kennen lernen, der ebenso wie Lagarde in der glänzendsten äußeren Blüte des Reiches seine innere Gebrechlichkeit erkannte und verkündete. Ein durchaus genialer, doch ausschließlich auf das Realpolitische eingestellter Wille hatte die politische Einigung durchgeführt, allein ihr fehlte die Voraussetzung der nationalen Einigung; dem neuen Reiche gebrach die Lebenskraft eines in sich gefesteten, um gemeinsame Ideale zusammengeschlossenen Volkstums. Viele Zeichen der inneren Zersetzung hat Langbehn, der Rembrandtdeutsche, mit seinem Verständnis für Zeit- und Volksgeist beobachtet; und wenn er 1892 erklärt hat: „Die niederen Klassen wollen eine Revolution und werden sie bekommen, wenn die höheren Klassen eine Reformation nicht wollen", so wird man ihm den Seherblick des echten Propheten nicht absprechen können und zugleich sein tragisches Kassandrageschick verstehen. Das Traurigste aber, was man bei erneuter Durchsicht des Buches erlebt, ist die Erkenntnis, daß der von ihm gewiesene Rettungsweg noch heut so wenig verstanden wird, wie er 1890 verstanden wurde. Damals wirkte es hauptsächlich in die Kunsterziehungsbewegung, allein das Beste an Langbehns Ideen ist vielleicht dies, daß er die Kunst als unentbehrliche Funktion des Lebens überhaupt begriffen und behandelt hat. Wenn er Rembrandt als erzieherisches Vorbild gewählt, wenn er künstlerische Durchgestaltung allen Lebens, des staatlichen vorab, gefordert hat, so ist, was er meint: Freisetzung der organischen schöpferischen Volkskräfte (gegen theoretische Mechanisierung), gegliederter Aufbau des Volkstums (gegen verödende Einebnung), plastische Form jedes Menschen, jedes Willens, jeder Tat (gegen das Chaos der Unerkennbarkeit), Zucht und Selbstzucht (gegen nihilistische Freiheit). Der Kern seiner Gedanken ist noch heute fruchtbar; gegen die Schwächen des Buches wird der, dem es altbekannt ist, heut eher empfindlicher geworden sein; die größte ist wohl Langbehns Mangel an Widerstandskraft gegenüber den in ihm aufspringenden Gedankenverbindungen. Der besondere Wert der Neuausgabe liegt in der Einleitung, in der Momme Nissen, Langbehns getreuer Jünger und Freund, zum ersten Male zuverlässige Auskunft gibt über Leben, Wesen und Wirken des höchst merkwürdigen Mannes, der zu Hadersleben geboren war, 1900 zur katholischen Kirche übergetreten und 1907 verschieden ist. Für diese Mitteilungen verdient Nissen, der inzwischen das Kleid des Dominikanerordens angelegt hat, Dank, und wir wünschen, daß es ihm vergönnt sein möge, das von ihm begonnene umfassendere Lebensbild seines Meisters zu vollenden. D.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Wilhelm von Kries, Berlin. — Richard Kramer, Hamburg. — Dr. Hermann Knott, Naumburg. — Prof. Dr. Klemens Löffler, Köln. — Edith Erdsiek, Berlin. — Dr. Kurt Borries, Tübingen. — Geh. Reg.-Rat Dr. Max Friedlaender, Berlin.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Behnsen. — Die Ausschaltung des Währungsrisikos nebst Grundsätzen und Umrechnungstafeln für eine Goldmarkbilanz. Von Dr. Henry Behnsen und Dr. Werner Genzmer. 125 S. Leipzig, Felix Meiner.

Bouton. — Das Ende der Großmacht Deutschland. Betrachtungen eines Amerikaners über die Revolution von 1918 von S. Miles Bouton. 179 S. Berlin 1923, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.

Brandes. — Hellas einst und jetzt. Von Georg Brandes. 19 S. Berlin 1923, Elena Gottschalk.

Buol. — Die Kirchfahrerin. Von Maria v. Buol. 252 S. Innsbruck 1923, Verlagsanstalt Tyrolia.

Coppernicus. — Über die Umdrehungen der Himmelskörper. Von Nicolaus Coppernicus aus Thorn. Posen 1923, Deutsche Bücherei.

Däubler. — Sparta. Von Theodor Däubler. 63 S. Leipzig 1923, Insel-Verlag.

Dutt. — Shakespeares Othello: An Oriental Study by Smarajit Dutt, M. A. 191 S. Simla, Calcutta o. J., S. K. Chatterji, Bani Preß.

Engelmann. — Meisterwerke der Staatsphilosophie. Von Dr. G. Engelmann. 257 S. Berlin und Leipzig 1923, Walter de Gruyter & Co.

Fritsch. — Handbuch der Judenfrage. Von Theodor Fritsch. 499 S. Leipzig 1923, Hammer-Verlag.

Gantzer. — Die Heimwehleute. Roman von Fritz Gantzer. 314 S. Bad Rothenfelde, Johann Georg Holzwarth.

Gerber. — Englische Geschichte. Von Professor Lambert Gerber. 180 S. Sammlung Göschen. Berlin und Leipzig 1923, Walter de Gruyter & Co.

Huch. — Michael Bakunin und die Anarchie. Von Ricarda Huch. 271 S. Leipzig 1923, Insel-Verlag.

Koerber. — Der Feind im Land. Von Adolf-Viktor von Koerber. 187 S. München 1923, Deutscher Volksverlag Dr. E. Boepple.

Köster. — Das antike Seewesen. Von August Köster. Mit 104 Abbildungen im Text und auf Tafeln. 254 S. Berlin 1923, Scholtz & Parrhysius.

Lecat. — Probité scientifique. Par Maurice Lecat. Louvain 1923, chez l'Auteur.

Meyer. — Ursprung und Anfänge des Christentums. Von Eduard Meyer. Erster Band: Die Evangelien. 340 S. Zweiter Band: Die Entwicklung des Judentums und Jesus von Nazareth. 462 S. Stuttgart und Berlin 1921, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Meyer. — Allerlei von der Violine. Von Fritz Meyer. 135 S. Braunschweig 1923, Fritz Bartels.

Montgelas. — Leitfaden zur Kriegsschuldfrage. Von Graf Max Montgelas. 208 S. Berlin und Leipzig 1923, Walter de Gruyter & Co.

Nelson. — Duty to Civilization. By Francis Nelson. New York, B. W. Huebsch.

Pfliegler. — Die deutsche Jugendbewegung und der Jungkatholische Geist. Von Dr. Michael Pfliegler. 91 S. Wien 1923, Volksbundverlag.

Picht. — England nach dem Kriege. Reisebetrachtungen von Dr. Werner Picht. 127 S. München 1923, Josef Kösel & Friedrich Pustet.

Reimann. — Sächsische Miniaturen Band 2. Von Hans Reimann. Mit 20 Zeichnungen von Paul Simmel. 123 S. Hannover und Leipzig 1923, Paul Steegemann.

Schaeffer. — Dichter und Dichtung. Von Albrecht Schaeffer. 501 S. Leipzig 1923, Insel-Verlag.

Schaeffer. — Das Kleinod im Lotos. Die Buddha-Legende frei nach dem Englischen (Edwin Arnold) von Albrecht Schaeffer. 154 S. Leipzig 1923, Insel-Verlag.

Schmidt. — Die materielle Wirtschaft bei den Naturvölkern. Von Professor Dr. M. Schmidt. (Wissenschaft und Bildung, Heft 185.) 168 S. Leipzig 1923, Quelle & Meyer.

Spann. — Gesellschaftslehre von Prof. Dr. Othmar Spann. 2. verbesserte Aufl. 566 S. Leipzig 1923, Quelle & Meyer.

Spranger. — Kultur und Erziehung. Gesammelte pädagogische Aufsätze von Eduard Spranger. 2. sehr erweiterte Auflage. 251 S. Leipzig 1923, Quelle & Meyer.

Stählin. — Der neue Lebensstil. Ideale deutscher Jugend von Wilhelm Stählin. 31 S. 3. Aufl. Hamburg 1923, Hanseatische Verlagsanstalt.

Stinnes. — Die Söhne. Von Desi Stinnes. Acht Szenen mit acht Steinzeichnungen von Ernst Schütte. 86 S. Hannover und Leipzig 1923, Paul Steegemann.

Szittya. — Das Kuriositäten-Kabinett. Begegnungen mit seltsamen Begebenheiten, Landstreichern, Verbrechern, Artisten, religiös Wahnsinnigen, sexuellen Merkwürdigkeiten, Sozialdemokraten, Syndikalisten, Kommunisten, Anarchisten, Politikern und Künstlern. Gesammelt von Emil Szittya. Konstanz 1923, See-Verlag.

Vogel. — Menschen. Eine Bilderreihe. Von Hans Karl Vogel. 23 S. Leipzig 1923, W. Härtel & Co.

Waldersee. — Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee. Auf Veranlassung des Generalleutnants Georg Grafen von Waldersee bearbeitet und herausgegeben von Heinrich Otto Meisner. III. Band 1900—1904. 276 S. Stuttgart und Berlin 1923, Deutsche Verlags-Anstalt.

Walter. — Westfalen-Trutz und -Treue. Briefe aus dem Ruhrgebiet, herausg. von Fritz Walter. 191 S. Paderborn 1923, Ferd. Schöningh. (Gz. 0,80.)

Weinmann. — Anti-Einstein. Von Dr. Rudolf Weinmann. 20 S. Leipzig 1923, Otto Hillmann.

Willkofer. — Karlsbrunn. Eine Gedichtreihe von Anton Willkofer. Leobschütz 1922, A. Rölles Buchhandlung Oswald Erbrich.

Winckler. — Der Chiliastische Pilgerzug. Die Sendung eines Menschheitsapostels von Josef Winckler. 300 S. Stuttgart 1923, Deutsche Verlagsanstalt.

Winckler. — Der tolle Bamberg. Ein westfälischer Schelmenroman von Josef Winckler. 395 S. Stuttgart 1923, Deutsche Verlagsanstalt.

Wollheim. — Johannes und der Mangel. Ein Roman in Fragmenten von Günther Wollheim. 124 S. München 1923, Elsa-Joergen-Verlag.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-02 17:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

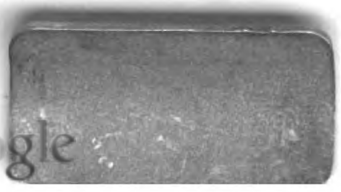
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Forrestal
ANNEX
Spring, 1984



Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370574
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google